ZEITSCHRIFT FÜR DIE NEUESTE GESCHICHTE, DIE STAATEN...

Friedrich Rühs, Samuel Heinrich Spiker

Zeitschrift

für

die neueste Geschichte,

die Staaten- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Friedrich Rühs und S. H. Spiker.

Dritter Band.

Januar — Juni.

1815.

Berlin,
im Verlage der Realschulbuchhandlung.

Inhalt.

Januar.

I. Pipin oder wie an der Stelle der alten Merowingischen Dynastie das neue Geschlecht der Carolinger gekommen. Von Herrn Dr. Marheinecke. Seite 1
II. Ueber die Einheit des deutschen Volks. Von Fr. Rühs. — 21
III. Tripoli. Nach E. Blacquier. Von Spiker. — 41
IV. Allgem. stat. Uebersicht des britischen Reichs. Von Fr. Rühs. — 48

Februar.

I. Briefe aus einem Marattenlager. Von Brougthon. Fortsetzung. Seite 109
II. Ueber die Ansprüche der Juden auf das deutsche Bürgerrecht. Von Fr. Rühs. — 124
III. Nelsons Autobiographie. — 164
IV. Geschichte der niederländischen Staatsumwälzung im J. 1813. Nach Hermann Boscha. Von Fr. Rühs. — 173
V. Ueber den Namen von Großbritanien. Von Herrn Prof. Ideler. — 117

März und April.

I. Bonapartes Rückkehr. Von Fr. Rühs. Seite 217
II. Beitrag zu einem Sittengemählde von Russisch-Litthauen. Von Herrn Dr. Bidder. — 217
III. Geschichte der niederländischen Staatsumwälzung im J. 1813. Fortsetzung. — 253
IV. Ueber die Forderungen Hamburgs an Frankreich. Von Fr. Rühs. — 314
V. Canada. Nach Hug Gray u. John Lambert. Clima u. Witterung. — 319
VI. Bericht über Schwedens äußere und innere Verhältniße dem Reichstage vorgelegt. — 336

May und Juni.

I. Das Königreich Nipal. Von Spiker. Seite 377

II. Statistische Nachrichten über Schweden. Von Fr. Rühs. — 416

III. Ueber das Verhältniß der Schweiz zu Deutschland. Von Fr. Rühs. — 441

IV. Canada. Nach Hugh Gray u. Lambert. Beschaffenheit von Untercanada, Boden, Produkte und Handelsgegenstände. Fortsetzung. — 455

V. Die Kriegskunst der Wilden. Eine Anekdote. Von Fr. Rühs. — 502

VI. Betrachtungen über die Bevölkerung des jetzigen Frankreichs, verglichen mit der Bevölkerung desselben Gebiets im J. 1804, v. C. S. W. — 508

VII. An die Leser. — 529

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Erstes Heft. Januar 1815.

I.

Pipin, oder wie an die Stelle der alten Merowingischen Dynastie das neue Geschlecht der Carolinger gekommen.

Das edle Geschlecht der Nachfolger des großen Chlodowig war in den letzten Sprößlingen dieses Stammes unbedeutend und schwach geworden. Nicht an denjenigen äußeren Mitteln, wodurch es sich hätte groß und stark behaupten können, fehlte es ihm, wohl aber an dem Geist, der alle Dinge recht zu gebrauchen weiß und an der kernhaften, tüchtigen Gesinnung, welche den innern Werth und das Wohl des Volks und sein Verhältniß zu den nächsten und entfernteren Staaten ehrenwerth und sittlich würdig, wohl zu behaupten versteht. Für die Zeiten eines ungestörten Friedens haben Staaten dieser Art eine gewisse innere Glückseligkeit, weil in dem gewohnten Gange und gedankenlosen Mechanismus sich Alles gleichsam von selbst fortbewegt, eins das andre hält und trägt und den Regierungen überall der Wunsch und die Neigung des

Volks entgegenkommt, so, daß sie beide gleichsam einen häuslichen Familienkreis bilden und sich in solcher Nähe einander auch recht gut verstehen. Wenn aber große und bewegte Zeiten kommen, welche die innere Bedeutenheit der Herrscher besonders an den Tag bringen, und wo sie nun zeigen sollen, wie sie denn nun ihr Volk und sich selbst im Verhältniß zu andern begriffen und wie sie das Gemeinsame der mit ihnen durch die Natur Nahverbundenen auch in sich und in ihrem Volke wohlerhalten und das feindselig allen Widerstrebende rechtschaffen stets von sich ausgestoßen — dann zeigt sich leicht, wie ihnen das Bewußtseyn dessen, was sie seyn sollen, längst verlohren gegangen, wie wahrhaft große und rettende Gedanken ihnen stets fremd geblieben und wie selbst jene innere Glückseligkeit der Ruhe, in Ansehung des gemeinsamen Staatenverbandes, kein ganz gesunder Zustand, sondern eine Art von Putrescenz gewesen, die ihren wahren Charakter in Zeiten der Crisis nicht verbergen mag.

Also verhielt es sich auch in der Mitte des achten Jahrhunderts im Fränkischen Reich unter der Regierung der letzten Merowinger. Unvermeidlich und längst wäre das Reich untergegangen und einem seiner Feinde zu Theil geworden, hätten diejenigen nicht die Zügel der Regierung ergriffen, welchen an sich der Beruf, dieß Land zu regieren, nicht geworden war und nicht gesetzmäßig zukam. Diese waren des Fränkischen Königs Hausmeyer oder Oberhofmeister (Majordomus). Man hat sie später, da der letzte von ihnen mit dem Wesen auch die Form verband, gar heftig angeklagt, daß sie sich übernommen und unnatürlich hinaufgesteigert. Es wäre besser, statt dessen nachzuforschen, was ohne sie und ihre Klugheit und Tapferkeit das Fränkische Reich gewesen wäre. Von ihren Thaten und Verdiensten weiß die Geschichte: von den letzten Merowingischen Königen hingegen nichts, als daß sie mit Ueberlassung des Regiments an Andere, essen und trinken konnten, wie auch zu Haus sich wohl verwahren, imgleichen, wie sie in hergebrachter Formalität zu gewissen Zeiten sich dem Volk zu zeigen pflegten *).

---

*) Der Verfasser der Chronik unter dem Namen Historia Miscella druckt sich hierüber also aus, Pipinus, qui Maior domus

So natürlich unter diesen Umständen und durch die ganze Lage des Reichs selbst bewirkt, das steigende Ansehen der Majoren und an sich so unverfänglich, nothwendig und wohlthätig ihr Eintritt in die Ausübung der königlichen Rechte war, so war er doch von Folgen begleitet, welche weder sie, noch die Fränkischen Könige vorausgesehen hatten. Nichts widerstreitet so sehr dem natürlichen Lauf der Dinge oder vielmehr dem göttlichen Gange der Geschichte, als einen späteren Erfolg, der nur das Resultat eines Zusammenwirkens unendlich vieler Kräfte ist, zum einförmigen Ziel und früheren Gesichtspunkt mehrerer Generationen zu machen. Und nehmen wir auch an, daß schon von Pipinus von Heristall an alle Majoren nach jenem Ziel gestrebt, an welchem der Enkel von jenem erst sich fand, dann muß man nur die Schwachheit und Ohnmacht der Fürsten um so mehr bewundern und verklagen, welche darauf nicht aufmerksam, ihre Rechte nicht besser zu gewahren, dagegen nicht in großen Herrschertugenden ein Gegengewicht aufzustellen wußten, sondern vielmehr die Erhaltung ihres Hauses auf so schwankenden Pfeilern ruhen ließen.

Also nach ehrerbietiger Anfrage zu Rom, ob man nicht statt des unköniglichen Childerich den tapfern Pipinus zum König der Franken machen müßte, ward durch des Papstes Wort die Fränkische Nation vom Eid der Treue gegen den ersteren entbunden, der andere aber durch Bonifacius, Apostel der Deutschen, zum König gesalbt.

Dieß ist mit wenig Worten das einfache Factum, das nachher so oft fast Wort für Wort angegriffen, der Gegen-

---

erat et primus in omnium dispositione rerum gentis Francorum, quibus videlicet olim moris erat, domnum, id est, regem secundum genus principari et nihil agere, vel disponere, quam irrationabiliter edere ac bibere, domique morari, et Kal. Maii praesidere coram tota gente et salutare illos et salutari ab illis et obsequia solita impensa percipere et illis dona impendere et sic secum usque ad alium Maium habitare: habere autem Majorem domus consilio suo et gentis omnia ordinanten negotia. ap. Muratori Rer. Ital. scriptt. T. I. p. 155. cfr. Marian. Scot. Chronic. l. III. aetas 6. ap. Struvii Rer. Germanic. scriptt. T. I. p. 633.

stand unsäglich vieler und bitterer Vorwürfe geworden ist. Es ist wahr, die Absetzung eines Königs, die Entfernung einer so hochgeweihten Person von solchem hohen Amt, hat etwas ungemein tragisches in dem Gefühl aller Völker. Eine schwere Schuld muß einem solchen Schritt voraufgegangen seyn. Die gemeinsame Stimme aller Völker, denen Gott sich näher geoffenbart, ist es, daß kein Mensch an einem Könige das verüben könne, sondern Gott allein es zu thun vermöge, der in den Menschen und durch sie wirket. Nicht eher ist daher auch dieß Gefühl beruhigt, als bis sie die Hand Gottes, der die Verhältnisse der Dinge und Zeiten also verwickelt und gewoben, klar verstanden und die Entscheidung als sein Werk eingesehen und anerkannt haben. Bis dahin wird unvermeidlich das Urtheil der Menge hin und her schwanken und sich vergeblich bemühen, auf anderen Wegen die verwirrte und verwickelte Erscheinung zu enträthseln. Es begreift sich leicht hieraus schon im voraus, wie und warum in jenen Zeiten diese Sache an den Papst kommen mußte: denn es war allgemeine Meinung dazumal, daß Keiner besser und richtiger den Willen Gottes verstehe, denn er. Gleichwohl sind alle Vorwürfe einer späteren Zeit gegen ihn eben so sehr, als gegen Pipinus gerichtet gewesen.

Es ist aber wichtig, hiebei gleich zu bemerken, daß, soviel Aufsehen seiner Natur nach ein Ereigniß, wie dieses, auch dazumal machen mußte, doch, soviel bekannt, Niemand daran das Gefühl von etwas Unnatürlichem hatte. Alle Annalisten, welche dieß Factum berichten, erwähnen dessen mit keinem Wort, einen einzigen Umstand ausgenommen, dessen einer erwähnt, der allerdings ein großer Uebelstand war und dessen wir bald gedenken wollen. Es ist auch dieses keinesweges aus ihrer persönlichen Ehrfurcht gegen Rom begreiflich: denn sie haben sonst mit den Verfügungen, Unterlassungen oder den persönlichen Charakteren der Päpste, welche Unzufriedenheit erregten, kein Hehl; auch hätten sie, ohne den Papst zu verletzen, schon dem Pipinus allein wegen seiner Anfrage, Vorwürfe machen können *). Im Gegentheil, obwohl ihnen, theils gleichzei-

*) Regino berichtet, daß Carlmann, der Bruder Pipins, Mönch,

tig lebend, theils nicht weit entfernt von jener Zeit, die Stimmung des Volkes nicht unbekannt seyn konnte, nimmt man die religiöse Erkenntniß und Anerkennung einer höheren Nothwendigkeit, welche dieß Ereigniß herbeigeführt, an ihnen deutlich gewahr *). Es sind allein die Neueren, welche nach den besonderen und beschränkten Begriffen ihrer Zeit und nach abstrakten Prinzipien eines Rechts, das man, nach freier Anwendung, auf gegebne Fälle weniger bezieht, als hinzieht, und je nachdem sie Kraft besonderer Confession von Päpsten vortheilhaft oder übel zu denken gewohnt waren, so verschieden und entgegengesetzt urtheilen über unsern Gegenstand **). Und freilich, wenn man eine Sache dieser Art zum Gegenstand blos moralischer, juristischer oder publicistischer Discussionen machen wollte, dann wäre nichts leichter, als Pipinus, wie den Papst, in ein übles Licht zu

---

auf Befehl seines Abts, gerade dazumal nach Frankreich gekommen sey, als Papst Stephanus II dort war, um Trost und Hülfe bei Pipin gegen die Longobarden zu suchen, bei welcher Gelegenheit er ihn salbte. Er bemerkt, daß Carlmann gekommen sey, quasi ad conturbandam petitionem Apostolicam. Dieß läßt sich keinesweges auf die Krönung beziehen, als hätte er ihn darin irre machen wollen, sondern allein auf das Gesuch des Papstes, ihm in Italien zu helfen: denn dieß war der Hauptzweck seiner Reise. Marianus aber, der schottische Mönch, stellet die Sache so vor, als sey Carlmann im Gegentheil gekommen, den Papst zu unterstützen, welches auch am wahrscheinlichsten.

*) — quippe cum coelitus esset dispositum, ad horum progeniem Francorum transvehi regnum, sagt Paulus Diac. de gest. Longobard. l. VI. c. 16. ap. Murator. l. c. p. 496.

**) „Pipins Unternehmen war so ungerecht, als des römischen Bischofs Ausspruch." — „Rom hat von seinem ersten Ursprung an unter dem Schein der größten Gerechtigkeit allezeit Ungerechtigkeiten ausgeübt, weil es allezeit eigennützig gewesen ist." Cramer Forts. von Bossuets Weltgesch. II. S. 662. Im Geiste dieses nichtssagenden Urtheils sind fast alle die neuern der Protestanten. Von Gibbon wird Niemand es anders erwarten. Gesch. d. Verf. und Unt. des r. R. Cap. 49. Weit billiger und unpartheiischer sind in diesem Stück die katholischen Schriftsteller, wie Jg. Schmidt in der Gesch. d. Deutschen. I. S. 277.

stellen. Aber mögen sie sehen, wie weit sie mit dieser Ansicht ausreichen in der Historie. Sie werden doch am Ende unvermeidlich dahin kommen, Gott selbst vor ihren Richterstuhl zu ziehen und zu verklagen. Denn obwohl jede einzelne That ihr Maaß und Gericht hat in dem Gewissen jedes Menschen und das sittliche Urtheil in dieser Rücksicht sich nicht bestechen und unterdrücken lassen darf, so ist es doch ein anderes, wenn in dem allgemeinen Gang der Entwickelung der Völker das höhere Verhängniß hervortritt, das nur in Gott sein Maaß und Gericht hat und an unserem Bewußtseyn desselben. Hier kommt es darauf an, auch das festeste und strengste sittliche Urtheil, ohne es auszulöschen, nur zu bestimmen und zu berichtigen durch ein höheres und es diesem unterzuordnen. Dann muß sich nothwendig finden, daß jenes sittliche Gefühl und Urtheil, so gereinigt und bestimmt, nicht wesentlich kann von diesem verschieden seyn, nach welchem auch Könige keinen eigenen Willen haben, sondern nur Werkzeuge sind in Gottes Hand, der auch durch scheinbare Unordnung hindurch Alles zu einem ewigen und heilsamen Ziele hinbewegt. Die wahre Weltgeschichte ist auch eine heilige Schrift, von Gott eingegeben, nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit und wie die heilige Schrift der Bibel nicht mit blos menschlichen Gedanken und Klügeleyen zu erklären ist und wahrhaft verstanden werden kann, so müssen wir auch diese in und mit demselbigen Geiste, der ihr Grund und Urheber ist, lesen und erklären.

Pipinus Erhebung auf den fränkischen Thron war so wenig die Folge eines menschlichen Plans oder schlauer Berechnung, als sie in ihrem Grunde ohne eine innere Nothwendigkeit und in der ganzen Entwickelung ihrer Folgen für das fränkische Reich und für ganz Europa ohne Seegen war. Man mag die Umstände betrachten, welche ihr vorhergingen und sie vorbereiteten, oder sie selbst in dem wahren Vorgange der Sache oder in demjenigen, was sich nachher aus ihr ergab: in allen diesen Rücksichten finden wir sie gerechtfertigt und bewährt in den Umständen und Urtheilen der damaligen Welt und vor dem Richterstuhle einer gerechten Nachwelt.

Was zunächst die Reihe von Ereignissen betrifft, welche

der großen Katastrophe vorhergingen, deren Opfer der letzte Merowinger war, so muß man allerdings gestehen, daß in dem Gefühl des fränkischen Volks und Pipins selbst ein Umstand dabei sehr bedenklich und fast unüberwindlich war. Pipin selbst war, wie der Adel des fränkischen Reichs, als Unterthan durch den Eid der Treue an den König gebunden. Es war hier nicht der Fall, der so oft eingetreten ist und unbedenklich gefunden worden, daß ein Königreich nach Kriegsgebrauch von einem Könige erobert und der Regent, weil er von der gemeinsamen Sache, der er von Natur angehörte, sich hartnäckig losgesagt, nach seinen eignen Grundsätzen, kraft deren er sich als Feind des Siegers gezeigt und ihn zu verderben trachtete, nun selbst behandelt wird und einem Könige den Thron cedirt. Pipinus war nicht von königlichem Stamme und an dem reinen und unbefleckten Blut der Nachfolger Chlodowigs hatte die Nation nichts auszusetzen. Und doch wußte diese einer höheren, gebieterischen Nothwendigkeit folgend, diese Schwierigkeit zu überwinden und sich blos und allein bei den ungemeinen Tugenden und dem wahrhaft königlichen Sinn Pipins und seiner Vorfahren zu beruhigen *). Und konnte auch die Stimme der

---

*) Es ist, soviel ich gefunden und vergleichen konnte, nur einer unter den Annalisten, nämlich der Verf. der schon angeführten Hist. misc. der von einem perjurium spricht, wovon der Papst Stephanus solvirte. Doch unmittelbar vorher sagt er von Pipin, admirationi habetur et amatur a gente non solum propter hoc (wegen seines glücklichen Feldzugs gegen die Saracenen), sed et propter alia praecipua gesta et praeficitur genti non ignobiliter primus und nun: solvente scilicet eum a perjurio in regem commisso eodem Stephano, qui et totondit decessorem eius regem et in monasterio cum honore et requie circumscripsit. Hist. misc. cap. 22, ap. Murat, l. c. p. 155. Ich will Pipin von dem Vorwurfe des Meineides nicht freisprechen, sondern nur erinnern, daß der Annalist hier gewiß weniger das Gefühl des Volks, als seine Ehrfurcht vor der hohen Macht des Papstes bemerklich macht, der so große Dinge thun konnte. Auch verdient vielleicht bemerkt zu werden, daß Paulus Diaconus, der selbst am Hofe Carls des Großen lebte, diese Hist. misc. nur bis auf das 20. Capitel fortgesetzt hat, von wo an sie von einem gewissen Landulphus sagax herrührt, nach Muratori.

Dankbarkeit schweigen und verhehlen, was man besonders in Ansehung der äußeren Feinde des Reichs diesem Geschlechte schuldig war? Seit Pipinus von Heristall, der Großvater unseres Pipinus, als Majordomus das Reich übernommen, und es in so vielen und glücklichen Kriegen gegen Ratbod, den König der Friesen, gegen die Sachsen und gegen die Saracenen vertheidigt, ward das Vertrauen der Nation immer mehr auf ihn gerichtet. Er starb im Jahr 714. Ihm folgte sein Sohn, Carl Martell, nicht weniger groß, gleich wohl gewandt und erfahren in den Künsten des Friedens und Krieges *). Er vernichtete fast ganz die Macht der Saracenen, welche furchtbar drohend von Spanien her in das Reich eingefallen waren und nichts geringeres, als den Untergang des Christenthums in ganz Europa besorgen ließen. Mit großer Beute und außerordentlicher Anzahl von Gefangnen kehrte er als Sieger heim **). Nach seinem Tode im Jahre 741 theilten sich seine Söhne Carlmann und Pipin in der Herrschaft über das Frankenland im Jahr 742; Griffo, ihr Bruder, der ihnen jedoch nur halb angehörte ***), machte ihnen gar viel Verdruß und Noth. Vereinigt zogen Pipin und Carlmann im Jahr 743 gegen Odilo, den Herzog der Bojoarier und bezwangen ihn; hierauf zog Carlmann gegen den Sachsen Theodorich und nahm ihn gefangen: doch da er Treue gelobte (sacramentis datis) entließ er ihn in sein Vaterland; inzwischen brach er sogleich seinen Eid, ohne Zweifel durch die Umstände dazu genöthigt. Von neuem also im Jahr 744 Krieg gegen den Sachsen; Theodorich wurde zum zweitenmal gefangen und soviel bekannt, nicht wieder eingesetzt. Das folgende Jahr war ruhig. Carlmann hatte beschlossen, der Welt zu entsagen; er ging nach Rom in ein Kloster, das er selbst erbauet, hierauf in das Kloster des heiligen Benedictus zu Montecassino †*) und

*) Regino nennt ihn bellicosissimus dux Francorum.

**) Herm. Contract. in den beiden Jahren 733 und 734.

***) Griffo, ex concubina frater Pipini. Herm. Contr. ad a. 748.

†*) — ob insolentiam Francorum Romam visitantium, qui

starb als Mönch. Pipinus stand nun allein und hatte mit Niemand mehr zu theilen. Griffo hatte sich in Bojoarien festgesetzt, Pipin besiegte ihn, nahm ihn gefangen mit sich nach Franken und setzte den Thassilo als Herzog von Bojoarien ein: er war der Sohn von Hildrud, der Schwester Pipins. Mild und gnädig gesinnet gegen seinen Bruder, der ihm soviel zu schaffen gemacht, gab er ihm zwölf Grafschaften; doch dieser empörte sich von neuem gegen ihn und entfloh. Als Pipin im Jahr 751 gegen die Sachsen zog, ward ihm berichtet, Griffo sey umgebracht.

Man muß es den letzten Merowingern zum Ruhme nachsagen, daß sie die Sorgen und Gefahren des Krieges den Tapfersten des Reichs überlassen und die Regierung des Landes den geschicktesten Händen anvertraut hatten. Die daraus für sie selbst entspringende Sorge und Gefahr aber war für sie nicht da. Die Welt war von ihrer Untheilnahme an allen großen Angelegenheiten und von ihrer Unempfänglichkeit für höhere und erhabenere Plane und Gedanken so überzeugt, daß auch Bonifacius und der Papst, wenn sie mit dem Reich der Franken über geistliche Dinge zu unterhandeln hatten, sich unmittelbar nur an den Majordomus wandten: wie denn ein Papst schon Carl Martell gebeten, dem heiligen Petrus in großer Noth gegen die Longobarden zu Hülfe zu eilen. Es knüpfte sich hiedurch zwischen ihnen ein natürlich Band der Freundschaft an, das bald nicht ohne große Folgen war. Das königliche Schattenbild ward immer mehr übersehen und vergessen und doch hatte man ihm, außer der entschiedensten Schwäche und Unfähigkeit, nichts von besonderen Verbrechen vorzuwerfen. Schon jener eine höchst unkönigliche Charakterzug, der mit den großen Tugenden und Verdiensten eines Pipinus verglichen nur desto übler in die Augen fiel, machte sie der Welt so gleichgültig, daß, da nun das Ende ihrer Herrschaft einbrach, es Niemanden einfiel, noch nach besonders schweren Vergehungen, die solch ein Schicksal hätten motiviren können, zu forschen oder ihnen etwa vor-

eum velut dominum suum quondam praeterire nolebant. Marian. Scot. chron. l. III. aet. 4.

zuwerfen, was auch ganz ungegründet gewesen wäre, sie hätten mit dem Türken sich in einen Bund eingelassen oder den Erbfeinden der Christenheit, den Saracenen, gegen den lauten Willen des Volks die Thore des Reichs und ihrer Hauptstadt geöffnet. Selbst ihre häuslichen Tugenden, deren sie ohne Zweifel nicht ermangelten viele zu haben, bringt keiner der alten Annalisten in dieser Verbindung in Erinnerung.

Nicht leicht ist wohl dem Stifter einer neuen Dynastie der Weg zum Throne so gebahnt gewesen, als dem Pipin. Die Tugenden seines Großvaters, seines Vaters und seine eigene boten sich ihm als eben so viele Stufen dazu dar. Von der andern Seite war nichts dagegen, vielmehr Unterstützung und Fahrlässigkeit genug. Unter diesen Umständen bedarf man in der That nicht einmal der durch nichts bestätigten Voraussetzung eines längst gefaßten Anschlags: denn folgt man nur an den einfachen Thatsachen der Geschichte einem unbefangenen Gefühl, so kann man in einem gewissen Sinne wohl behaupten, daß Childerich selbst ihn auf den Thron gesetzt.

Was hätte aber selbst Childerichs Protestation dagegen jetzt, nachdem es soweit gekommen war, noch seyn können anders, als nur eine Fortsetzung seiner Schwäche und eine leere Formalität. Den seiner Vorfahren hätte er müssen anklagen, der einem Majordomus eine so ausgebreitete Gewalt erlaubte und sich selbst, daß er es gethan: vergeblich aber ist der Versuch, die einmal so weit abgelaufene und entwickelte Geschichte rückgängig zu machen.

Pipin hatte nach der letzten Erledigung des Thrones noch einmal diesen königlichen Prinzen aus dem Hause der Merowinger neben sich hin auf den Thron gestellt und ihm vier Jahre Zeit gegeben, seine Königstugenden zu entwickeln. Er merkte nicht, daß es eine andre Zeit und Welt werden wollte.

Es ist kein Zweifel und auch von Jedermann zugestanden, daß Pipinus dazumal die volle königliche Gewalt bereits besaß, daß er zu dem natürlichen Herrscherberuf auch alle Macht in Händen hatte und daß nichts in der Welt seine Ansprüche mehr vereiteln konnte. Wenn er nun, um mit dem Amt und Wesen auch den Titel und die Würde

zu verknüpfen, den Papst einmischte in diese Angelegenheit, läßt sich wohl daraus auf Schwierigkeiten schließen, die er in sich oder außer sich gefunden, wie man, um sich das Factum zu erklären, in neueren Zeiten angenommen hat? Eine absolute Nothwendigkeit, die Sache in diesen Gang einzuleiten, wird Niemand anehmen können: denn ein Fall dieser Art war den römischen Bischöfen selbst bis dahin noch nicht vorgekommen und ohne Zweifel eben so neu, als angenehm; am wenigsten, daß die Völker gewohnt gewesen wären, eine solche Sache von päpstlicher Entscheidung abhängig zu machen, oder die Päpste, dieß als ein Recht zu fordern. Erst Gregor VII machte ein förmlich Recht daraus und berief sich auf diesen Fall, zur Unterstützung seiner Behauptung: daß ein Papst Kaiser und Könige machen und absetzen könne. Weder an eine hergebrachte Form, noch an eine absolut nothwendig erst zu stiftende, zu der Pipin einen innern oder äußeren Grund gehabt, um eine besondere Schwierigkeit zu heben, ist hier zu denken. Denn vollkommen frei und unabhängig vom Papst war er mit der ganzen Welt darüber einverstanden, daß in dem hier gegebenen Falle die höchste Nothwendigkeit und Zeit eines Thronwechsels eingetreten sey und von Gott und Rechtswegen wußte er, daß der Thron Niemand anders, als ihm gehöre. Hätte er eine andere Ueberzeugung gehabt, dann wäre jede Anfrage bei dem Papst von einer Anklage seiner Vorfahren und seiner eigenen Person oder von der Voraussetzung, daß sie schuldig seyen, nicht verschieden gewesen: denn sie hatten bisher dem Wesen nach die königliche Macht beständig ausgeübt. Die Art, wie man bisher die Merowinger, besonders den letzten, behandelt und in Schatten gestellt, hätte sich alsdann als ein schwerer Vorwurf gegen Pipin erhoben. Auf diese Art wäre freilich die Sache in einen Rechtshandel eingeleitet worden, wovon sie doch keinen Schein an sich hat. Er hielt auch nicht einmal für möglich mehr, daß man an einen andern König der Franken, als an ihn denken könne. Für das, was die Nation an Childerich verlohr, wußte er am besten, was er ihr seyn und werden könne. Hätte er für sich auch nur den mindesten Zweifel an der Rechtmäßigkeit seines Unternehmens gehabt, wie hätte er dann dem Papste, indem er ihn befragte, zu

verstehen geben können, er sey in der That und Wahrheit bereits König, womit ja deutlich genug gesagt war, daß er es auch zu bleiben gedenke und sich nöthigenfalls auch zu behaupten wissen werde *). Um sich in den rechten Gesichtspunkt zu stellen, darf man nur einen Augenblick denken, was wohl Pipin gethan haben würde, hätte der Papst gegen ihn entschieden? Aber auch schon dem Papst wurde der Fall in so gemessenen und bestimmten Worten vorgelegt, daß er hätte, falls er anders entschied, als er wirklich that, offenbaren Unsinn vorbringen müssen: denn er wurde ihm in abstracto vorgelegt und so, daß man dabei von Pipin ganz absah; der Papst hätte dann also, was doch dem Begriff eines Königes rein widerspricht, antworten müssen: ja! der sey ein König, der ohne alle königliche Gewalt wäre und der sey nicht ein König, der die königliche Macht und Würde vollkommen besitze und ausübe **). Man sieht, darüber wurde der Papst nicht gefragt und danach fragte der Papst auch nicht, wie denn nun er, Pipin, zu solchem hohen Rang und Ansehen und überhaupt zu so einer Frage gekommen, was doch offenbar die Hauptsache ge-

*) — misit episcopos, ut interrogarent eum, si ita manere deberent reges Francornm, cum pene nullius potestatis essent, iam solo regio nomine contenti. Ado Vien. Chron. p. 214 — ut interrogarent de regibus in Francia, qui illis temporibus non habentes regiam potestatem, Reges tamen vocabantur. Regino l. c. — ut consulerent Pontificem de caussa Regum, qui illo tempore fuerunt in Francia, qui nomen tantum Regis sed nullam potestatem regiam habuerunt. Eginhard Annal. ad. a. 749. und so fast mit den nämlichen Worten die anderen Annalisten.

**) Zacharias mandavit, melius sibi videri, illum Regem vocari, qui potestatem haberet, quam illum, qui sine regali potestate manebat. Regino l. c. Regem potius illum vocari, qui rem publicam regeret. Ado l. c. Melius esse, illum Regem, apud quem summa potestas consisteret etc. Eginh. Orat ergo sibi decerni, quis eorum iuste Rex debeat dici et esse, is, qui securus domi sedeat, an ille, qui curam totius regni et omnium negotiorum molestias sufferat? Annal. Fuld. ad a. 751. Der nämlichen allgemeinen Formel bedienen sich die übrigen.

wesen wäre, hätte Pipin in die Gerechtigkeit seiner Sache auch nur das mindeste Mißtrauen gesetzt oder der Papst im Ernst die Meinung gehabt, es käme nun wirklich blos auf ihn noch an, ob er Pipin zum König machen wollte oder nicht und hänge das noch von einer vor seinem Tribunal zu führenden Untersuchung ab. Kein Mensch in der Welt konnte das Reich ihm geben oder nehmen: denn es war ihm von Gott und Rechtswegen in die Hände gewachsen.

Es waren also fürwahr keine Gewissensscrupel hier im Spiel, wie Cramer und Plank *) meinen, noch sonst äußere Schwierigkeiten, etwa in der Widersetzlichkeit fränkischer Magnaten, die er hätte zu bekämpfen gehabt, wie J. C. C. Schmidt annimmt **). Darauf leitet auch die Geschichte in keiner Beziehung hin, sondern das ist bloße Vermuthung.

Wenn nun Pipin durch zwei seiner Bischöfe, die er nach Rom sandte ***), den Papst um eine Sentenz bitten ließ, was konnte er damit wollen anders, als, daß er, der hochgeweihte Priester der Christenheit, des heiligen Petrus Nachfolger und oberster Bischof, aussprechen und declariren solle, was nach Pipins und aller Welt Ueberzeugung in der That und Wahrheit Gott hier bereits entschieden habe:

---

*) Gesch. der kirchl. Gesellschafts-Verf. II. S. 729.

**) Beiträge zur Kirchengeschichte des Mittelalters. I. S. 62. ff.

***) Die Chronologie der Annalisten ist hier sehr verwirrt. Sehr viele setzen die Sendung der Bischöfe (es war Burchard von Würzburg und Vollrad, Archicapellan Pipins) in das Jahr 749, da sie doch 751 geschah und Pipins Thronbesteigung in das Jahr 750, da sie doch 752 erfolgte. Das Versehen des einen wurde der Glaubensgrund vieler andern, da sie so streng sich an ihre Vorgänger zu halten pflegten. Eine neue Verwirrung hat Baronius angerichtet durch die aus bloßem Respect vor dem Papst herrührende Behauptung: daß Pipin den Zeitpunkt seines Regierungsantritts erst von der Zeit an datirt und sich von da an erst als wahren König angesehen habe, wo ihn P. Stephanus II nach Bonifacius zum zweitenmale salbte. Aber schon Pagi hat ihn berichtigt. Crit. in Baron. III, p. 288.

denn deutlich genug hatte, wie eben gezeigt worden, Pipin mit der Frage auch die einzig vernünftige Antwort dem Papst gleich mit zugeschickt, so, daß er ein Bedenken von Seiten des Papstes für ganz unmöglich hielt. Der in Frage gesetzte Gegenstand aber war seiner Natur nach religiöser Art: denn Staat und Kirche waren dazumal noch nicht so unnatürlich geschieden und abgesondert. Die vor nicht langer Zeit erst neugestifteten Staaten des Abendlandes waren aus dem Christenthume hervorgegangen und verdankten den Grund ihres Daseyns der Religion. Sie konnten es auch in dieser ihrer frommen Jugend unmöglich schon so vergessen haben, woher sie das Leben erhalten hätten und was allein sie am Leben erhalten könne: denn noch lebte der heilige Bonifacius, der Deutschen Apostel, der ehrwürdige Greis und zuletzt noch Märtyrer, der in beständigem Verkehr und lebendiger Gemeinschaft mit dem Papst die Pflanzung und den Flor des Christenthums mit soviel Seegen und Ruhm besorgt hatte. Aus einem vornehmen Geschlecht in England stammend, hatte Winfried vom Papst den ausdrucksvollen Namen Bonifacius erhalten, weil er nämlich so vielen die Wohlthat des Christenthums erwiesen. Er war groß in seiner Zeit, obwohl wir ihn nicht in Allem vertheidigen können. Durch sein Beispiel war die Welt daran gewöhnt worden, zu sehen, wie man in allen großen und allgemeinen Angelegenheiten sich an den obersten geistlichen Hirten der Christenheit zu wenden habe und wie man den Willen Gottes nirgends sicherer, als zu Rom, erfahren könne *). Auch verdienten die Päpste dazumal

---

*) J. C. C. Schmidt hat behauptet, daß Bonifacius mehr, als durch dieses Beispiel, an Pipins Erhebung Antheil gehabt habe, daß er die päpstl. Einwilligung bewirkt und daß seine Theilnahme an dieser Sache eben so illegal und ungerecht gewesen, als das Urtheil der Synode gegen Adalbert und Clemens, welche Bonifacius bewirkte. a. a. O. S. 76. Die Illegalität und Ungerechtigkeit der Synode ist zum mindesten noch sehr problematisch. Das andere aber ist eben so sehr ohne allen Beweis hingestellt, als die ganz grundlose und nichtige Anklage, daß Bonifacius sich habe von Pipinus bestechen lassen durch Geschenke. Eben so falsch ist die Auslegung der Stelle aus Othlo's Leben des Bonifacius, aus welcher

noch solche Ehrfurcht, da in Vergleich mit der übrigen Welt die hervorragende Kenntniß der Religion, die Einsicht und Wissenschaft, die lebendigste Theilnahme an den Schicksalen des Christenthums und eine Reihe der edelsten Tugenden bei ihnen in reichem Maaße zu finden war. Fast ganz noch ohne weltlichen Besitz, einzig beschäftiget mit geistlichen Uebungen und mit dem ewigen Wohl der Völker, überhaupt noch nicht so sehr nach der Welt hingewandt, waren sie auch wahrhaftig dazumal noch nicht so verschwenderisch wie heut zu Tage, mit dem heiligen Salböl: denn sie wußten, daß sie nicht ohne Nachtheil für die Religion, welche sie in sich der Welt repräsentirten, ihrer Person solche Blößen geben und um eines zeitlichen Vortheils willen das heilige Chrisma an einen Unwürdigen wegwerfen dürften. Daß Zacharias hier, wo er zu Gunsten Pipins entschied, bereits auf die einige Jahre später erfolgte Nothwendigkeit seiner Hülfe gegen die Longobarden hingesehen, kann man wohl sagen, aber nicht beweisen.

Andrerseits für ein bloßes Orakel, das einen in sich noch ungewissen und zweifelhaften Fall gewissermaaßen mit einem Machtspruch entscheiden sollte, wurde der Papst hier auch nicht gehalten: denn dazu waren die Umstände, unter denen die Frage geschah, und die Art, wie sie an ihn gestellet wurde, in der That nicht geeignet. Die zuversichtliche Erwartung keiner andern Entscheidung, als die der Papst wirklich gab, war ja so groß, daß man ihn, wie schon bemerkt worden, in die Alternative gesetzt hatte, entweder zu entscheiden, wie man verlangte, oder eine Ungereimtheit zu sagen. Wie konnte man also jemals ohne die offenbarste Verkennung der lautersten Wahrheit, annehmen, der Papst erst habe Pipins oder des fränkischen Volks Zweifel

---

hervorgehen soll, dafür, daß Pipin ihm den Adelbert und Clemens aufgeopfert, habe er den Pipin emporgehoben. Ganz im Gegentheil sagt Marianus Scotus, nicht daß Pipin, sondern Bonifacius durch die Salbung gewonnen: ob id post papam secundus habetur archiepiscopus Moguntinus usque in hodiernum diem l. III. aetas 4. und Wittikind nennt ihn deshalb sogar summus pontifex.

gehoben, wie neuere Schriftsteller gesagt haben, oder durch des Papstes Ausspruch erst sey dem Pipin ein Rechtsanspruch zugewachsen, wie späterhin die Päpste und ihre Anbeter erdichteten *). War der Fall in sich unrechtmäßig und gegen ein göttliches oder menschliches Gesetz, dann konnte doch fürwahr ein Papst selbst mit seiner geheiligten Gewalt nicht Unrecht zu Recht machen, er hätte durch jede Entscheidung zu Gunsten Pipins sich selbst aufs äußerste compromittirt und sich der damaligen Welt, wie jeder späteren, verächtlich gemacht. War aber die Sache schon in sich selbst entschieden d. h. von Gott für rechtmäßig erklärt, dann bedurfte sie auch an sich und aus Gründen einer absoluten

*) Sich stützend auf einige allerdings sehr starke Ausdrücke, deren sich die Chronikenschreiber bedienen, die aber blos aus der subjectiven Ansicht dieser Schriftsteller von dieser Sache hervorgegangen sind. Jussu, auctoritate Pontificis, sagen sie, sey Pipin König geworden. Launoy und Jg. Schmidt haben bereits gezeigt, daß diese Formeln einer milderen Erklärung fähig sind. Die scharfsinnige Vermuthung J. C. C. Schmidts: daß das Zacharias Papa, mandante Pipino, ut etc. wie es in den Loisellschen Annalen vorkommt, nachher durch einen Schreibfehler in das: Papa mandavit Pipino, wie es fast bei den andern allen vorkommt, übergegangen sey, beruhet nur auf der noch nicht genugsam erwiesenen Gewißheit, daß die Loiselischen Annalen die ältesten und von den andern zu Grunde gelegt und ausgeschrieben worden sind. Dieses mandavit Pipino kann aber an sich keine große Schwierigkeit machen. Denn mehrere haben dafür auch respondit oder Franci cum consilio Domini Papae, auch wohl remandavit, wie Otto von Freisingen, ferner ex consulto Zach., ex sententia, wie Chronic. Luresh. — Ausdrücke, die durch einander erklärt werden müssen, um nicht zu viel und zu wenig zu sagen. Lamb. Schaffnab. sagt ganz kurz decreto Zachariae, was man keineswegs als einen aus päpstlicher Machtvollkommenheit geflossenen Befehl, sondern als dasjenige ansehen kann, was er auf vorher an ihn ergangne Anfrage zu antworten bey sich festgesetzt. ap. Struve l. c. p. 310. Er will überhaupt damit sagen, durch die Religion und ihren Gesetzen nicht zuwider sey Pipinus König geworden: denn Lambert giebt offenbar durch das hinzugesetzte per unctionem s. Bonifacii archiepiscopi rex appellatus est dem Bonifacius gleichen Antheil daran, als dem Papst, was er nicht konnte, hätte er hier an einen persönlichen Befehl gedacht.

soluten Nothwendigkeit keinesweges mehr einer Decision oder Confirmation des Papstes und er für seine Person oder sein Amt, als höchster Regent der Kirche machte Pipin keinesweges erst zu demjenigen, was er durch Gott selbst bereits geworden war. Hieraus erhellet nun erst recht deutlich, zu welchem Zweck der Papst in diese Angelegenheit eingeflochten wurde und sein ganzer Antheil an dieser Sache. Seine Stellung zu Pipin war im Grunde keine andere, als die ein Papst bei der Salbung oder Krönung eines rechtmäßigen Regenten hat. So wenig ohne solche Ceremonie sich ein solcher Fürst nicht als rechtmäßigen Landesherrn betrachten wird, eben so wenig glaubte Pipin, daß er, um König der Franken zu seyn, des Papstes bedürfe oder einer besonderen vor seinem Richterstuhl erst noch geführten Untersuchung und einer davon abhangenden Entscheidung. Er wußte, wer ihm die Krone zugedacht und wer ihn dem Königsthrone so sichtbar und unwiderstehlich entgegengeführt. Er setzte voraus, daß ein Papst, als ein tugendhafter, mit Gottes Rath nicht unbekannter Priester denselbigen Willen Gottes deutlich wahrgenommen und den Gang Gottes in der Geschichte nicht verkannt haben werde. Um eine rein irdische, zeitliche und vergängliche Rücksicht oder Berechnung, die der Papst etwa mit seinen Vertrauten anstellen könnte, bekümmerte er sich nicht: auf ein solches blos menschliches Hin- und Herreden war diese Sache nicht gestellet. Und der Papst, war er je von göttlichem Geiste bewegt (wie man denn von Zacharias nicht anders weiß, als daß er ein überaus ehrwürdiger Geistlicher war, stets gütig und gerecht *) so bedachte er die Lage der Welt und des Reichs und wie nöthig es sey, Einheit in der Verfassung der Staaten und kraftvolle, tapfere und tugendreiche

---

*) So zeigt er sich in den Händeln mit Adalbert und Clemens, wie auch in denen mit dem bayerischen Priester, der aus bloßer Unkunde der lateinischen Sprache ein Kind getauft hatte mit den Worten: baptizo te in nomine Patria et Filia et Spiritua Sancta. Selbst der h. Bonifacius wollte die verunglückte Formel mit Gewalt verketzern, die Taufe annihiliren u. s. w. aber der Papst gab es nicht zu. Bonif. Epist. 154.

Gemüther an der Spitze derselben zu sehen, wie die wahre Religion nur unter dem Schutze solcher Fürsten gedeihen und das eben gepflanzte Christenthum nur so die seegensreichsten Früchte bringen könne; er bedachte, wer in schweren Zeiten soviel für das Reich und die Religion gethan und dem h. Bonifacius einen so schönen und ausgebreiteten Wirkungskreis vergönnet, auch jederzeit ihn nach Kräften wohl unterstützet, und wer den Feind der Christenheit, den Saracenen, da fast Alles verlohren war, muthig aus dem Felde geschlagen. Er übersah auch nicht, wie der arge Feind doch nimmer ruhen könne und wer allein im Stande sey, das Reich vor ähnlicher Noth und Bangigkeit zu schützen. Zu diesen und andern Betrachtungen, welche der Papst nur theilte mit Pipin und allen Rechtschaffengesinnten, brauchte man an sich keinen Papst: man konnte ihn aber dazumal nicht entbehren: denn man war gewohnt, die wahre Religion, die sich in jedes Menschen Brust einen festen und unvertilglichen Sitz erkohren, aus dem Munde eines vergänglichen Menschen, der ihr vorzugsweise und berufsmäßig angehörte, in ihrer reinsten Lauterkeit zu vernehmen. Was nach dem strengen Buchstaben eines gewöhnlichen menschlichen Rechts weder zu beurtheilen, noch zu entscheiden war, konnte allein durch eine höhere, göttliche Gewalt beigelegt werden, welche der Papst vertrat in jenen Zeiten; was nicht durch einzelne Stimmen und persönliche Willkühr und Leidenschaft, nicht durch Zorn, Haß und Krieg auszumachen war, das konnte allein die sanfte und schiedsrichterliche Gewalt der Liebe lösen die hier der Resignation und Frömmigkeit eines christlichen Volks einen neuen Regenten gab. Also trat Zacharias auf Pipinus Seite nicht gegen den Geist und Willen Gottes, sondern in demselbigen Geiste, dem bisher die ganze Entwickelung der Sache in der Geschichte des Volks überlassen gewesen war.

Die Folgezeit hat gelehrt, daß der Papst sich nicht geirret, sondern das Rechte getroffen. Nie hat man Ursach gefunden, zu bereuen, was der Papst und Pipinus gethan. Niemand kann zeigen, irgend ein Fluch sey dieser That gefolgt. Vortheile ergaben sich bald von selbst in Menge daraus, sowohl für den Papst, als für Pipin, ohne daß

man nöthig hätte, diese später erfolgten in voraus als Zielpunkt hinzustellen; es ist noch die Frage, auf wessen Seite der Gewinn am größesten war: auf alle Fälle wird man nicht sagen können, sie hätten Böses gethan, auf daß Gutes daraus entspringe. Nachdem Childerich die Tonsur empfangen hatte und ins Kloster gewandert war, zeigte Pipin dem Volk, wie er auf alle Weise das Wohl desselben suche; er verschaffte der Geistlichkeit Erleichterung und Vortheile, die ihr Carl Martell genommen; die Herzen der Besten im Volk waren ihm zugewandt. Nie sah die Welt aus einem Geschlecht und in so kurzer Zeit so viele Helden entspringen. Was Pipins Sohn, Carl der Große für die Welt gewesen, ist genugsam bekannt. Wie er die nützlichen Künste und Wissenschaften beschützt und aufgemuntert, Kirchen und Schulen gestiftet, das Reich vertheidiget und vergrößert und wie er überhaupt ein Wohlthäter der Nation und der Menschheit gewesen (wiewohl kein Mensch ohne Fehler), kann nimmer vergessen werden *). Nie hat auch seine Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit ihn bewogen, zu denken, er habe alle seine Gewalt mit Unrecht überkommen und in Besitz. Hätte Zacharias nicht recht entschieden, Bonifacius und der Papst Stephanus II. nicht den Pipin gesalbet, dann war auch Carl der Große nicht König der Franken, nicht König von Italien und es entstand nicht das abendländische Kaiserthum, dessen kostbare Krone nachher mit so vielem Ruhme auf dem edlen Haupt der Habsburge geglänzt. Was statt dessen alles geworden wäre, ob besser oder schlechter, ist uns nicht verliehen, festzusetzen: wir müssen an das uns halten, was sich historisch vor uns entwickelt und als Ursach und Wirkung verknüpft hat. Sind die Carolinger nachher wieder gefallen, so ist es durch ihre eigne bekannte Schwäche geschehen.

*) Wer ihn so beurtheilen kann, wie der Franzos Voltaire, spricht nur über sich selbst. Er sieht auch in unserm Pipin nichts, als einen gemeinen Rebellen. S. Carl der Große, wie Eginhard ihn beschrieben, die Legende ihn dargestellt, Neuere ihn beurtheilt haben. Von Bredow. 1815. S. 116.

Das Schicksal der Merowinger hat sich an ihnen selbst mehr oder weniger wiederhohlt, nachdem sie eben so wenig, als jene, ihre Bestimmung mehr erfüllten; aber Niemand kann unsern Gegenstand damit in eine nothwendige Verbindung setzen. So wenig Jemand Childerichs Verdrängung durch Pipin, an sich, als eine besondere Heldenthat oder als ein Verdienst preisen wird, dessen Lohn etwa die nachmalige Größe seines Sohnes, Carl, gewesen wäre, (wie denn jeder jene Staatsveränderung nur ansehen kann als eine unter den gegebenen Umständen sich dem Pipin und Childerich mit gleicher Gewalt aufdringende und unvermeidliche Nothwendigkeit); — eben so wenig kann man die nachherige Schwäche und den Fall der Carolinger ableiten aus einer an Childerich begangenen Ungerechtigkeit und als die Strafe dafür erkennen. Es ist uns nicht gegeben, so tief in die geheimen Rathschlüsse Gottes hineinzuschauen und die Gesetze zu bestimmen, nach denen auf seinen Wink Thronen sich erheben und niedersinken. Das ewige und strenge Gericht des Herrn über Völker und Regenten ist geheimnißreich und wunderbar und niemals ganz mit menschlichen Gedanken zu umspannen und auszudenken. Was da entstanden ist und geworden, muß wieder vergehen und sey es auch das Schönste und Glänzendste: sich selber immer gleich und ewig ist nur Einer.

II.

Ueber die Einheit des deutschen Volks.

Als nach einer langen und schmachvollen Unterdrückung, die mit noch verderblicheren Folgen, mit der Vernichtung ihrer ganzen Eigenthümlichkeit drohte, sich die Deutschen endlich ermannten und des Namens und der Tapferkeit ihrer Väter würdig bewiesen, da fühlte sich jede freie und deutschgesinnte Brust von der Hofnung erfüllt, daß diese herrliche Ermannung zu einer festen und bleibenden Vereinigung führen, daß jeder Deutsche in dem Deutschen einen Bruder erkennen und in gleichen und großen Gesinnungen jeder alte Zwist untergehn und jede enge und kleinliche Rücksicht zurücktreten werde; wer überließ sich nicht der freudigen Erwartung, daß, wenn auch nicht mit allen ihren Aeußerlichkeiten, doch dem Begriff und dem Wesen nach, jenes alte und ehrwürdige Reichsverband werde wiederhergestellt und ein Mittelpunkt gegeben werden, der das Getrennte vereinigte? Das wahre Heil eines Volks so wie alle würdigen Güter des Lebens hangen unmittelbar von seiner politischen Selbstständigkeit ab; hat es dieselbe eingebüßt, wird es vergebens seine Eigenthümlichkeit zu be-

haupten suchen; es wird ihm unmöglich seyn, sich frei und kräftig auszubilden: ohne sie sind Kunst, Sprache, Sitte, Wissenschaft und worin sonst ein Volk seinen Stolz und sein Leben setzen mag, nichtig und leer und alle Blüthen des Daseyns sterben ihm ab. Deutschland kann diese Grundbedingung eines wahren politischen Bestehens nur dadurch bewahren, daß es sich als eins betrachtet, und daß es die unermeßlichen Kräfte, die es in sich vereinigt, nie gegen sich selbst gebraucht. Daß die Deutschen nur durch sich selbst bezwungen und überwältigt worden sind, ist eine alte Wahrheit *); unsre Feinde haben daher nie einen andern Wunsch gehabt, als die deutsche Kraft zu trennen und einen Theil wider den andern zu gebrauchen; sie werden daher nichts lieber sehn, als wenn Deutschland in eine Reihe selbstständiger Staaten zerfällt von den entgegengesetztesten politischen Absichten und Entwürfen, meist in sich ohne Kraft, selbst sogar ohne Begränzung, die in Fällen eines Angriffs eine kräftige Vertheidigung möglich macht; was für eine herrliche Gelegenheit gewährt eine solche Zerstückelung zu unaufhörlichen Umtrieben; wie viele Wünsche

---

*) Ein alter Franzose hat es schon vor fast 300 Jahren gesagt, M. Claude Guillomet, der die Schrift des Tacitus über Deutschland in's Französische übersetzt hat: (Paris 1552, 12) in einer Anmerkung zum vierten Kapitel: Verres, que la vielle chanson est véritable:

Welcher im Krieg will Unglück han,
Der fah es mit den Deutschen an;
Mit den Deutschen mach die Freundschaft
Und fleuch dabei ihre Nachbarschaft;
Die Deutschen sind Beeren mit Vernunft,
Drum freu sich keiner ihr Zukunft,

que voules vous plus? Encore ne sont ils point vaincus pour le jourd'hui. Et si à present quelqu'un a credit en Allemagne ou partie d'icelle, ce n'est par de soi, ains soubs le vouloir des Germaines mesmes, des ou cherché l'accointance et aide, voyant les occasions, qui s'offrent de jour à autre pour subjuguer l'Allemagne, tant sont mal unis ensemble et différens les principaux d'icelle, Somme tout, les Allemans sont vaincus et sur montés, mais ce n'est que par ceux de leur nation même.

und Hoffnungen können überall erregt und dargeboten werden! Die Einheit Deutschlands ward offenbar erst durch die tückische und verrätherische Politik Bonaparte's zerrissen; durch den Köder der vorgespiegelten Souverainität gewann er die Fürsten; er schuf in Deutschland eine Reihe ihm unterwürfiger Königreiche und Staaten, die durchaus kein gemeinsames Interesse hatten: im Gegentheil setzte jeder die höchste Aufgabe seiner Politik in der Behauptung seiner Selbstständigkeit die aber bei jener schmachvollen Abhängigkeit von Bonapartes Launen ein leeres Schattenbild war, und in Erweiterung: hiedurch waren sie in ein feindseeliges Verhältniß zu einander gestellt: denn bei dem allgemeinen Wunsch nach Vergrößerungen rechneten sie darauf als getreue Vasallen für ihre Anhänglichkeit und ihre Aufopferungen auf Kosten ihrer Nachbarren belohnt zu werden. „Die einzige ächte Maxime der bayerischen Politik, heißt es in einer Druckschrift zur Vertheidigung des Grafen von Montgelas *), ist die Selbsterhaltung des Staats; diejenige äußere Macht, welche dieses Prinzip anerkennt, und mit ihrer eignen Macht verstärkt, ist als die wahrhaft befreundete zu halten, der man sich zum höchsten Grad der Achtung und — — auch der Dankbarkeit verpflichtet hält." Nur eine Macht giebt es, von der Bayern seine Selbsterhaltung erwarten darf, der sie es wirklich schon einmahl verdankt; es ist keine andre als Deutschland: und die einzige echte Maxime der bayerischen Politik ist sich von allen andern Verbindungen losreißend, sich treu und redlich dem deutschen Verein anzuschließen. Außer Oestreich und Preußen sind alle übrigen deutschen Länder außer Stande, sich mit Sicherheit auf ihre eigne Kraft zu verlassen: und selbst für die größten unter ihnen würde jeder Krieg den sie allein führen wollten, eine sehr gefährliche und mißliche Probe seyn: andre Mächte werden freilich, für ihre Zwecke und Absichten, der einen oder der andern behülflich seyn; aber eben so gewiß werden sie sie aufgeben, sobald jene Zwecke erreicht sind oder andre Rücksichten eintreten, nach

*) Der Minister Graf von Montgelas unter der Regierung König Maximilians von Bayern 1815. S. 47.

denen ihre Politik sich ändert *). Der deutschen Gesamtheit muß aber alles daran gelegen seyn, daß jedes ihrer Mitglieder in seinen wahren und gesetzmäßigen Rechten geschützt und erhalten bleibe; in jeder Verletzung des Einzelnen muß das Ganze eine Beeinträchtigung für sich erkennen; es werden Alle gerüstet seyn, sie abzuwehren und zu rächen. Die deutsche Politik ist einfach und unveränderlich: sie hat keine Erwerbungen und Vergrößerungen im Auge: es fehlt ihr durchaus jeder Bewegungsgrund, sich Einfluß auf das Ausland zu verschaffen; ihr Streben ist kein anderes als die Behauptung der Selbstständigkeit und aller Bedingungen, woran die eigenthümliche und volksgemäße Ausbildung der Deutschen gebunden ist.

Nur allein durch die Wiederherstellung der Volkseinheit, welcher jede Rücksicht auf Geburts- und Wohnort oder die nächste Heimath sich unterordnet, ist Deutschland im Stande, die Stelle unter den Völkern Europa's zu behaupten, die ihm vermöge seiner Lage und seines Umfangs, wegen der Zahl und der Kraft seiner Bewohner gebührt; nichts ist daher so wichtig als alles hervorzurufen und zu befördern, was die Ueberzeugung von der nothwendigen Einheit in dem deutschen Volk beleben, die Bekanntschaft der Deutschen untereinander und die Theilnahme an den gegenseitigen Schicksalen befördern, und endlich die Liebe zu Allem, was deutsch und vaterländisch ist, stärken und erhöhn kann: alles was diese Einheit zu stöhren droht, was dahin strebt, Neid, Argwohn oder Mißtraun zu erregen und den engen Sinn der Absonderung und Selbstsucht zu erhalten, der nur auf sich und die nächste Umgebung sieht, muß mit Kraft und Strenge verfolgt und zurückgewiesen werden.

Es ist bisweilen der Gedanke geäußert worden als wenn aus nothwendigen Theilungsgründen eine Trennung zwischen dem deutschen Volk Statt finde, daß sie daher, wo sie hervortrete, nicht als etwas Zufälliges, sondern vielmehr als

---

*) Historische Beweise für diese Ansicht werden sich in einer Abhandlung finden: über den politischen und moralischen Einfluß Frankreichs auf Deutschland und die Deutschen.

etwas tief Begründetes zu betrachten sey; es verdient diese eben so verderbliche als in ihren Folgen zerstöhrende Ansicht auf's sorgfältigste beleuchtet zu werden, um die Scheingründe zu entkräften, wodurch man sie zu unterstützen versucht hat.

Der Begriff eines Volks ist unstreitig ein höherer und älterer als der eines Staats; in diesem können mehrere verschiedne Völker verbunden seyn und ungeachtet sie einen bedeutenden Vereinigungspunkt haben, werden sie doch zu keiner Einheit: umgekehrt kann Ein Volk in mehrere Staaten zerfallen und doch eine Einheit bleiben. Soll aber ein so getrenntes Volk nicht auseinander fließen, so muß es nothwendig in einem fortdauernden Zusammenhange mit einander stehn, der nur durch die geographische Lage des Landes, wo es wohnt, seine Sprache, besonders aber durch seine politische Verfassung bewirkt wird. Wenn Völker, die anfänglich verbunden waren, lange Zeit unter verschiednen Regierungen stehn, werden sie einander fremd werden, ja wohl gar in ein feindseliges Verhältniß treten, wie Schweden und Dänen, oder Spanier und Portugiesen. Offenbar würden in Deutschland ähnliche Verhältnisse entstanden seyn, wenn nicht die Idee der Reichsverbindung einen Mittelpunkt der Vereinigung dargeboten hätte, wo bei vielfältiger Verschiedenheit der einzelnen Verhältnisse sich Alle begegneten und wiederfanden, in dem das Besondre sich gleichsam verlohr und von dem eine gemeinsame Verwendung und Richtung der gesammten Kräfte ausgehn konnte. Einzelne Stämme, die durch die Verkettungen des Schicksals von der Gemeinschaft getrennt oder gewaltsam abgerissen wurden, wie die Holländer, Schweizer, Elsasser wurden uns gänzlich entfremdet und es erzeugte sich zwischen ihnen und uns fast ein gleiches Verhältniß, wie zwischen den vorhin erwähnten Völkern. Aber auch sie selbst haben für diese unnatürliche Trennung gebüßt: theils wurden sie in ihrer eigenthümlichen Ausbildung beschränkt und gehindert, die in inniger Verbindung mit dem großen Volk, dem sie angehören, einen weit lebendigerern Gang genommen haben würde, theils vermochten sie nicht, wenn sie es auch zu gewissen Zeiten durch ungewöhnliche Anstrengungen errangen, sich selbstständig zu behaupten und sie

versanken in eine politische Bedeutungslosigkeit, in eine Gleichgültigkeit, woraus selbst die Wunder der neuesten Zeit sie nicht aufzurufen im Stande waren. Dasselbe würde der Fall werden, wenn z. B. die Bayern, die Würtemberger, die Badener u. s. w. sich jede als ein eignes Volk betrachten wollten, das seinen Mittelpunkt in sich suchte, von einer bayerischen Politik ausginge und sich um einer bayerische Bildung bemühte. Das Gleiche strebt nothwendig zum Gleichen: alle Kräfte des Menschen, in deren Gebrauch und Entwickelung das Leben besteht, werden sich desto herrlicher entfalten, je weiter der Spielraum ist, der sich ihnen eröffnet; je vielfältiger die Berührungen sind, worin und wodurch sie sich üben, kräftigen und bereichern können; es ist ein ausgezeichneter Vorzug einem großen Volk anzugehören, das an Charakter und Bestrebungen gleich, doch im Einzelnen solche Verschiedenheiten besitzt, wodurch es sich gegenseitig ergänzen kann. Wie kärglich, einseitig und beschränkt wird nicht immer die Bildung bleiben, die die Würtemberger oder Bayern abgesondert nnd allein erreichen können, während sie sich als Deutsche nach allen Richtungen auf eine glänzende und vollständige Weise die höchsten Güter des Geistes, der Wissenschaft und Kunst erwerben und zueignen können.

Schon oft ist bemerkt worden, daß Deutschland sich in seinen durch die Natur meist selbst bezeichneten Gränzen nicht geographisch und klimatisch so sehr unterscheidet, um daher den Grund zu irgend einer Trennung zu nehmen: man kann nicht so vom nördlichen und südlichen Deutschland sprechen, wie vom nördlichen und südlichen Rußland oder vom nördlichen und südlichen Frankreich; es findet sich keine so bestimmte Gränze, wodurch Völker geschieden zu werden pflegen: auch in der frühsten Geschichte unsrer Entwickelung wohnen dieselben Stämme, wie Sueven, Longobarden u. s. w. bald im Norden, bald im Süden und wechseln in ihren Sitzen: selbst im südlichen Deutschland giebt es Gegenden, die an Strenge und Rauhigkeit denen des Nordens gleich sind. Sprache, Sitten und Lebensweise außer in so weit sie ganz von örtlichen Bedingungen, vom Boden u. s. w. abhangen, treten allmählig in kaum merkbaren Uebergängen auseinander: aber der eigentliche

Grundcharakter der Deutschen ist sich überall gleich geblieben. Die stöhrendsten Einwirkungen, die zum Theil absichtlich befördert wurden, vermochten nicht dies ewig Gemeinsame zu vertilgen: in Neigungen, Gesinnungen, Sitten, in den innigsten Empfindungen der Seele, in den Bestrebungen des Geistes und des Gemüths zeigen sich zwischen Deutschen und Deutschen, sie mögen am Rhein oder an der Ostsee gebohren seyn, die überraschendsten Uebereinstimmungen, die offenbar in den ursprünglichen Anlagen des Volks gegründet sind; die Menge wird sich daher immer wieder erkennen, sie wird immer geneigt seyn, sich einander zu nähern und das heilige Band der Vereinigung zu knüpfen, wodurch die Deutschen allein groß und gewaltig werden können.

So wie die Sprache der Griechen sich in 2 Hauptdialekte trennt, zerfällt auch die germanische Sprache in zwei Hauptmundarten, die höheren oder härteren und die niederen oder weicheren; beide bestehen seit den frühesten Zeiten in Deutschland nebeneinander und diese Verschiedenheit hat unläugbar auf die Volksbildung einen wichtigen Einfluß geäußert, der vielleicht zu einer größern Trennung hätte führen können, wenn ihr nicht durch die Entstehung einer allgemeinen Schriftsprache, die überall verstanden, die von den Dichtern und Schriftstellern in allen Theilen des Reichs gebraucht wird, die zu einem Gemeingut des ganzen Volks geworden ist, vorgebeugt wäre. Diese Einheit der Sprache, worin die Deutschen jetzt ein unauflösliches Mittel der Vereinigung besitzen, ist eine Wohlthat, die wir nicht etwa einem Hofe oder einer Akademie, sondern einer Weltbegebenheit, die das ganze Leben aufregte und erschütterte, der Reformation, verdanken: ohne sie würde der niederdeutsche Dialekt sich neben dem hochdeutschen eben so selbstständig und eigenthümlich ausgebildet haben, wie etwa das Holländische oder die nordischen Mundarten: es würde unstreitig eine weit fühlbarere und durchgreifendere Trennung entstanden seyn als jetzt, wo dieselbe Sprache zu allen Herzen und Gemüthern tönt, und dieselbe Beredsamkeit, die die Bewohner des Rheins oder der Donau erweckt und begeistert, auch an den Ufern der Elbe und Ostsee verstanden wird. Es kann hier keine Frage seyn von dem Werth und den

Vorzügen der niederdeutschen Mundart, die ihr Niemand absprechen wird, der sie kennt; allein die Bildung einer gemeinsamen Sprache, wodurch das ganze Volk verbunden ward, war äußerst wichtig; und die Stämme, deren Mundart zurückstehn mußte, mögen sich durch die größern Güter, die Möglichkeit der innigsten Verschmelzung und Mittheilung mit dem gesammten Volk, darüber trösten.

Endlich hat man gar behauptet, daß durch die Reformation eine Trennung zwischen den Deutschen entstanden sey, die sich auch in ihren politischen Verhältnissen äußert; ja daß die Auflösung des inneren Zusammenhanges von ihr ausgegangen und der Bürgerkrieg entzündet worden sey: allein die Trennung der Stände vom Kayser hatte einen ganz andern Grund. So nothwendig man zugeben muß, daß die Hierarchie überall im Mittelalter höchst vortheilhaft für die Freiheit gewirkt hat, so gewiß ist es, daß der Geist der Zwietracht in Deutschland von den Päpsten selbst aufgerufen ward, die bei ihren Streitigkeiten mit den Kaysern immer das Volk wider sie aufzuwiegeln, das Haupt und die Glieder zu trennen suchten. Innocenz III. forderte 1209 die Deutschen geradezu auf, sich Otto IV. zu widersetzen: es wäre um alle ihre Freiheiten geschehn, wenn er seine ehrgeizigen Entwürfe durchsetze *). Mit welchem innern Widerstreben entschlossen sich die Reformatoren, erst als jede Hofnung zu einer friedlichen Aussöhnung verschwunden war, einen gewaltsamen Widerstand zu billigen: verglichen sie nicht selbst das Verhältniß der Fürsten zum Kayser mit dem des Bürgermeisters von Torgau zum Kurfürsten von Sachsen; spricht Luther nicht in seinen heftigsten Schriften mit der größten Ehrerbietung vom Kayser, selbst von seinen Absichten? nicht noch in der herrlichen Warnung an seine lieben Deutschen, worin er sie, wie Innocenz III. auffordert, sich dem Kayser zu widersetzen, wenn er um des Papstes Willen Krieg anfangen sollte? Wer mag es läugnen, daß der Kampf der Reformatoren offenbar gegen sündliche und abscheuliche Mißbräuche gerichtet war, worin

*) Die merkwürdige Urkunde in Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque du Roi. II, 285.

so viele ihrem Ursprunge und ihrer Idee nach löbliche und fromme Einrichtungen der christlichen Kirche ausgeartet waren? Wäre es bloß auf Meinungen, auf Fragen des Systems und der theologischen Wissenschaft angekommen, nimmermehr würden Luther und seine Lehren eine so große Theilnahme, eine so allgemeine Billigung gefunden haben. Durch die Reformation entstand keinesweges eine Spaltung unter den Deutschen, sondern in der ganzen christlichen Welt: nirgends aber ward sie so früh und bestimmt geschlichtet als in Deutschland durch den Religionsfrieden, der die Unabhängigkeit der gemeinsamen Verhältnisse von der Verschiedenheit der Glaubensansicht aussprach und festsetzte. Die Ausbreitung der Reformation hing (nach menschlicher Ansicht) von zufälligen Umständen ab: daher behauptete sie sich in mehreren Gegenden des südlichen Deutschlands, während manche Landschaften des nördlichen dem Katholicismus eifrig ergeben blieben. Warum sollten nicht katholische und protestantische Deutsche sich als Brüder und Eidgenossen ansehn, nachdem die Gründe, die in den ersten Augenblicken der Spannung eine gegenseitige Eifersucht und einen lebhaften Eifer entschuldigen mochten, längst ihre Kraft verlohren, und die wahrhaft Frommen beider Partheien, die starren Formen der Vorzeit mildernd, nur in den großen alleinbeseligenden Wahrheiten, Gesetzen und Verheißungen des Christenthums ihr Heil und ihre Wohlfahrt gefunden haben?

Bei den westphälischen Friedensunterhandlungen war es Mazarins Absicht, die deutschen Fürsten durch allerlei vorgespiegelte Vortheile und Verheißungen einzeln zu gewinnen und auf diese Weise Deutschland aufzulösen. Ueber diesen Entwurf theilten ihm seine Gesandten am 14ten Jan. 1645 folgende Aeußerungen mit: „Ehe wir diesen Punkt zu Ende bringen, der vielleicht der schwierigste und wichtigste unsrer ganzen Unterhandlung ist, sind wir genöthigt, nach der geringen Kenntniß die wir von der Gesinnung der deutschen Fürsten haben, Ew. Eminenz vorzustellen, daß sie sehr verschieden ist von der der italienischen Fürsten; diese als sehr verständig und wohlberathen, genehmigen und wünschen Alles, was dazu beitragen kann, um sie unabhängig zu machen; sie sind deswegen wohl zufrieden, daß

Frankreich einige Plätze in Italien habe, um ihnen im Fall der Noth die Hand zu bieten und die Spanier im Zaum zu halten. Allein jene sind weit mehr von der Liebe zu ihrem Vaterlande beseelt und wollen nicht zugeben, daß die Fremden das Reich zerstückeln, was für Vortheil man sie auch davon hoffen läßt, indem sie aus einer des Himmelsstrichs würdigen *) Politik die Erhaltung eines Körpers, dessen Glieder sie sind, dem Vortheil vorziehn, den jeder von ihnen im Besondern aus der Theilung des Reichs erlangen kann. Mit einem Wort, sie wünschen freilich in ihre alten Gerechtsame wiederhergestellt zu werden und das Ansehn des Kaysers durch die Verfassungen des Reichs bestimmt zu sehn, sie wollen aber dieses Gut nicht unter der Bedingung, daß Theile ihres Landes abgerissen werden, noch daß fremde Fürsten, um desto leichter im Stande zu seyn ihnen beizustehn, sich auf ihre Kosten vergrößern. Wir werden nicht unterlassen bei Gelegenheit ihnen oder ihren Bevollmächtigten begreiflich zu machen, daß sie zu ihrem eignen Besten eine andre Maxime befolgen müssen; aber was wir auch thun mögen, so werden wir sie schwerlich zu dem überreden, was wir wünschen und sie werden in ihrem Herzen es immer weit lieber sehn, daß wir alle unsre Eroberungen herausgeben **)." Welcher Deutsche kann diese Zeilen ohne einen gerechten Stolz, ohne Liebe für die ehrwürdigen Häupter, die, wenn sie in dem Sturm jener Zeiten auch von der Gewalt gebeugt oder von der Schlauheit überlistet, nicht immer mit entschiedner Festigkeit handeln konnten, doch in ihrem Herzen der Sache des Vaterlandes stets treu blieben und keinen Augenblick über das, worauf es ankommt, in Zweifel waren: möchten, wenn einst nach Jahrhunderten auch die Verhandlungen des Wiener Congresses in die Hände eines sammelnden Herausgebers fallen, unsre Nachkommen eine ähnliche Sprache in den Berichten der fremden Abgesandten finden, die jetzt wie

*) Par une politique digne du climat: wir nehmen es für ein Lob und auch so gemeint: sonst kann es auch ein Spott seyn.

**) S. den Brief in C. W. Gärtners westphälischer Friedenscanzlei, IV, 158.

damals über die Angelegenheiten unsres Vaterlandes zu Rath und Gericht sitzen!

So wünschenswerth nun die Wiederherstellung der kayserlichen Würde seyn möchte, die durch ihr hohes Alter ehrwürdig, den Deutschen durch die schönsten Erinnerungen, die sie daran knüpften und das Vertrauen, das sie zu den Kaysern hatten, heilig war und als die höchste weltliche Macht in der Christenheit, über das Vaterland einen hohen Ruhm verbreitete, so scheint doch diese Glorie des deutschen Volks auf immer erloschen; und in der jetzigen Lage der Dinge würde diese Erneuerung auch mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden seyn. Vorschläge lassen sich freilich machen und es ist leicht gesagt, daß alles so viel als möglich auf den alten Fuß hergestellt werde; eine Würde, die nichts einbringt, aber nothwendig zu mannichfaltigen Reibungen Veranlassung wird, kann in Zeiten, die sich so gut auf Berechnungen verstehn, eben nicht als ein reizendes Gut erscheinen; und wie mögen die Ansprüche so vieler Kronen, denen Niemand entsagen will, mit den Rücksichten gegen das kayserliche Ansehn in Uebereinstimmung gebracht werden? Kann nun die Einheit des deutschen Volks nicht durch die Person Eines Oberhauptes und auf eine äußere Weise dargestellt werden, so muß sie desto lebendiger im Innern, in der Gesinnung, in den Gemüthern sich begründen und einwurzeln; sie muß in den Verfassungen und gesetzlichen Einrichtungen aller Länder herrschen und geltend seyn, und endlich muß sie durch allgemeine Veranstaltungen befördert und ausgedrückt werden. Ueber zwei Grundbedingungen werden alle Stimmen einig seyn, wenn von einer Herstellung der deutschen Verfassung unter den obwaltenden Umständen die Rede ist. Erstens: Alle Deutsche werden als Landsleute angesehn: sie haben das Recht sich in jedem deutschen Lande niederzulassen und sind aller Ehren, Aemter und Auszeichnungen fähig: jeder Deutsche wird als Eingebohrner im ganzen Reich betrachtet: zwischen den deutschen Staaten können keine Abzugsrechte, keine Hinderungen des Verkehrs Statt finden. Mit diesem höhern Gesetz kann sehr wohl auch die eigenthümliche Verfassung in den einzelnen Ländern bestehn, die nur den allgemeinen Bedingungen zur Wohlfahrt des Vaterlandes nicht wider-

streben darf: alle Verfassungen wenn sie in Folge ihrer historischen Entwickelung und nach örtlichen Verhältnissen verschieden sind, müssen doch einen, d. h. einen deutschen Charakter tragen und niemals mit den Pflichten im Widerspruch stehn, die Alle dem Ganzen schuldig sind. Zweitens: gegen das Ausland kann es nur ein Verhältniß Deutschlands oder des deutschen Reichs geben und mit Ausschluß der großen Bundesstaaten, dürfen die einzelnen Glieder des Vereins keine Gesandschaften an fremden Höfen halten, noch, besondere Familienangelegenheiten etwa ausgenommen, sich in Unterhandlungen mit dem Auslande einlassen: es dürfen eben so wenig fremde Gesandschaften an deutschen Höfen gelitten werden: alle Verhandlungen, selbst wenn sie die Verhältnisse einzelner Staaten betreffen, müssen von den gemeinschaftlichen deutschen Gesandten und Bevollmächtigten betrieben werden. Aller fremde Einfluß muß möglichst verhindert werden. Was für ein Glück wäre es gewesen, wenn sich früh das Gesetz gebildet hätte, daß jeder deutsche Fürst, der einen fremden Thron besteigt, seinen deutschen Ländern entsagen müsse: wenn durchaus keine fremden Herrscher Besitzungen in Deutschland erworben hätten. Sie sahen sie natürlich als Nebenländer an, die sie für ihre anderen politische Zwecke zu nutzen suchten: die Ansichten über das wahre Beste Deutschlands wurden verwirrt: die Bewohner jener Länder entfremdeten sich dem gemeinsamen Vaterlande: ihre Hofnungen und Wünsche wurden nach dem Auslande gerichtet; selbst in der Verwaltung wurden natürlich Grundsätze herrschend, die mit deutschen Einrichtungen und der Gesinnung des Volks im Widerspruch standen. Es muß durch die bestimmtesten Maaßregeln dafür gesorgt werden, daß die deutschen Länder, welche fremden Gebietern unterworfen sind, in ihren Gerechtsamen und Eigenthümlichkeiten geschützt werden: eine solche Vorsorge ist das gemeinsame Vaterland seinen Kindern schuldig und bis zum Jahr 1806 fanden sie, wenigstens der Idee nach, einen solchen Schutz bei den Reichsgerichten.

Die Stelle eines Oberhaupts kann nur durch einen Bundesrath ersetzt werden, der in einer deutschen Gemeinstadt sitzend, fortwährend die allgemeinen Angelegenheiten besorgt, der von der jährlichen Fürsten- und Staatenversammlung

lung erwählt, bevollmächtigt und mit Vorschriften versehn werden müßte; um nicht durch zu langes Berathen den Gang der Angelegenheiten zu verschieben, müßte die Dauer der Zusammenkünfte durch ein Gesetz fest bestimmt seyn. In jedem großen Verein müssen die mächtigern Theilnehmer immer den größten Einfluß haben: an der Spitze des deutschen Bundes werden Oestreich und Preußen stehn: aber dieser Einfluß kann nur dann wirklich groß seyn, wenn er auf die Erhaltung des Vaterlandes, auf das Beste und die Sicherheit aller einzelnen Theilnehmer, auf die Beförderung und Belebung deutscher Gesinnung und Wirksamkeit gerichtet ist. Die großen Staaten sind gleichsam die Stützen, die das Ganze halten müssen; nur wenn sie die Nothwendigkeit eines Zusammenhanges des deutschen Volks erkennen, wird es entstehn und sich behaupten: Preußen hat diese Ansicht nie verlassen und kann sie, wie ein großer Geschichtschreiber längst bemerkt, vermöge seiner Lage nicht aufgeben, und auch Oestreich kann, seitdem die Entwürfe früherer Zeiten ruhn, ebenfalls seine Macht nur durch die Vereinigung mit Deutschland sichern und begründen. Ueberhaupt, dürfen wir das als eine gewisse, wenn auch in diesem Augenblick noch nicht ganz sichtbare Folge des Umschwunges in den Weltbegebenheiten betrachten, daß die Ansichten der Politik sich ganz verändern und läutern werden: die Behauptungen, Meinungen, Maximen, die bloß auf Herkommen, erlernter Nachahmung, auf einer Tradition ohne allen Grund im Leben und in der Wahrheit ruhen, werden untergehn. Mögen die Deutschen zuerst zu den einfachen und natürlichen Grundsätzen zurückkehren, die am Ende weit zuverlässiger retten und durch alle Verwirrungen hindurchführen, als alle Künste, Listen, und Vorspiegelungen, wohinter Schwäche und Geistlosigkeit sich so gewöhnlich verstecken. — Eben so unvermeidlich ist es, daß nach besonderen Rücksichten und Verhältnissen, die verschiedenen kleinen Staaten sich bald dieser bald jener Macht enger anschließen werden: auch dies kann von keinen nachtheiligen Folgen seyn, wenn die Rücksicht auf das deutsche Vaterland die vorwaltende ist, und in ihr alle andre Absichten, Wünsche und Berechnungen untergehn. Mag immerhin diese Gesinnung noch nicht die allgemeine seyn: sie wird es wer-

den: die Gutgesinnten dürfen nicht verzweifeln; die Gemüther werden immer lebendiger von dem großen Gedanken Deutschland ergriffen werden und mit unwiderstehlicher Gestalt wird die Sonne, von der wir allein Erleuchtung und Erwärmung erwarten dürfen, die Nebel zertheilen.

Unter den einzelnen Bedingungen, wodurch die Einheit Deutschlands erhalten und hergestellt werden kann, bietet sich zuerst des Kriegswesen dar. Seine frühere Einrichtung war offenbar veraltet: es hatte durchaus keinen Zweck, verursachte Kosten und diente männiglich zum Gespött. Fast schien der hohe Ruhm deutscher Tapferkeit verschollen und eine Fabel alter Zeit; wir wollen die Gründe nicht untersuchen, die den kriegerischen Geist der Deutschen lähmten und zurückdrängten: aber gehört nicht vor allem darunter jene Vernachläßigung der Vertheidigung und der Waffenübung von Seiten des Volks und der Bürger? Es ist vorgeschlagen ein deutsches Bundesheer zur Verfügung des Bundeshauptes aufzustellen: ein, wenn auch nicht gefährlicher, doch sehr unzweckmäßiger Vorschlag. Wesentlich zur Herstellung unsrer Einheit gehört eine gleichmäßige, durch alle deutsche Länder laufende Einrichtung der Landwehr, die gerüstet und geübt seyn muß; sie werde zur Zeit des Bedürfnisses oder der Gefahr aufgeboten, und schließe sich den Heerschaaren der mächtigern Staaten an: die kleineren Länder mögen dann ihre stehende Macht so viel als möglich einschränken; in der Landwehr wird für jede Gefahr Hülfe und Unterstützung vorhanden seyn. Nothwendig wird es seyn eine Anzahl deutscher Feldherrn, theils aus deutschen Fürsten theils aus andern versuchten und erfahrnen Heerführern zu ernennen, die zugleich einen Kriegsrath bilden, um die allgemeinen Vorbereitungen auf den Krieg während des Friedens zu treffen und die Rüstungen und Uebungen zu leiten. Besonders angelegen ist es, gebildete Anführer von deutschen Gesinnungen zu haben: deswegen müßten gemeinschaftliche deutsche Kriegsschulen auf Kosten aller Bundesgenossen gegründet werden; vermittelst derselben könnte zugleich verdienten Deutschen, besonders Kriegsbeamten, durch eine würdige Erziehung ihrer Söhne eine Belohnung oder Unterstützung ertheilt werden. Eine solche Ordnung des Kriegswesens wird noch zur Beförderung eines andern

Zwecks dienen; es wird dadurch fremden Fürsten, die zugleich über deutsche Länder herrschen, erschwert, Deutsche für ihre eigenen, uns völlig fremden Kriegsunternehmungen zu gebrauchen; die Landwehr kann nur für das Vaterland fechten. Durch die Verfassung muß dem Mißbrauch gewehrt werden, daß Deutsche in ganzen Abtheilungen und Regimentern bald nach Ostindien, oder nach Amerika, bald nach Italien oder Finland geschickt werden, um für eine fremde Sache zu bluten. Die Landwehr reicht zur Vertheidigung hin; es kann daher verordnet werden, daß ohne Genehmigung der Aufforderung des deutschen Bundes keine Kriegsschaaren fremder Mächte, selbst wenn sie in Deutschland Länder besitzen, den deutschen Boden betreten dürfen.

Die Entstehung eines allgemeinen Rechts wird ein zweites Mittel seyn zu einer innigen Vereinigung des Volks. Es muß nicht nur gemeinsame Obergerichte geben, sondern, es muß sich auch aus den ursprünglichen Quellen eine Gesetzgebung bilden, die, abgesehn von den Bedingungen der Oertlichkeit, auf demselben Grunde und gemeinsamen Ansichten ruht. Freilich wird sich dies nicht im Augenblick durch die Verfertigung eines Gesetzbuchs erreichen lassen; wohl aber durch die Bearbeitung der gesammten Masse germanischer Rechtsbegriffe und Einrichtungen, wie sie theils als unverstandne Antiquität in den alten Gesetzbüchern und Rechtssammlungen so vieler germanischer Völker vorhanden sind, theils sich noch als gemeines Recht, wiewohl mit manchen fremden Einwirkungen, in verschiednen Ländern und selbst in Deutschland erhalten haben. Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß wo ein geschriebenes Gesetz in der Landessprache vorhanden ist und sich in Aller Händen befindet, dem gründlichen Studium gar zu leicht Eintrag geschieht: je bequemer die Praxis ist, desto mehr wird die Bekanntschaft mit den Gründen, worauf sie ruht, vernachläßigt: der Zustand der Rechtswissenschaft in solchen Ländern bestätigt diese Bemerkung. Indessen kann diesem Uebel zum Theil durch zweckmäßige Vorkehrungen von Seiten der Regierung vorgebeugt werden; aber noch weniger kann es einreißen, wenn in einem Volk überhaupt ein wahrhaft wissenschaftlicher Geist rege ist: er wird nicht zugeben, daß irgend etwas das seinem Kreise angehört, handwerksmäßig

behandelt und bearbeitet werde. Zu einer wahren Kenntniß und Bearbeitung des deutschen Rechts, selbst wenn es in eine Sammlung gebracht wäre, gehören so tiefe und umfassende philologische, antiquarische und historische Einsichten, wie nur immer zur sorgfältigen Ergründung des römischen; kein geringerer Grad des Scharfsinns ist zur Erläuterung, Ergänzung und zum Verständniß der zum Theil vereinzelten und mangelhaften Quellen erforderlich, als zur Deutung der Bruchstücke aus der römischen Rechtsverfassung. Es fehlt der deutschen Sprache selbst nicht an eigenen und klaren Ausdrücken für die rechtlichen Verhältnisse: es ist nur nöthig sie hervorzusuchen. Der Geist eines Volks kann durch nichts mehr erweckt, veredelt und in seiner Eigenthümlichkeit erhalten werden, als durch ein allgemeines, von ihm selbst ausgegangnes Recht, womit auch der Bauer und Bürger vertraut ist, das ihn seine Obliegenheiten kennen lehrt, und das dem Einzelnen selbst einen gewissen Antheil an der Findung des Urtheils verstattet. Die Grundansichten des deutschen Rechts müssen, wo sie von fremden Bestimmungen verdrängt sind, hergestellt und die rechtlichen Einrichtungen, so weit sie den veränderten Umständen nur irgend anpassend sind, erneuert werden; auf diesem Wege kann ein deutsches Gesetzbuch entstehn, dessen Wurzeln wirklich im deutschen Volk vorhanden sind und das nie aus theoretischen Ansichten hervorgebracht werden kann.

Als ein drittes Mittel kann eine würdige Erneuerung des deutschen Adels angesehn werden. In den letzten Zeiten war die Bedeutung desselben völlig verlohren gegangen. Das Vorrecht des Kaysers das Verdienst zu adeln war außerordentlich gemißbraucht, weil es den Kanzleien überlassen blieb, diese Würde zu verkaufen: und noch ärgerlicher war der Handel mit Adelsbriefen zur Zeit eines Vicariats. Soll der deutsche Adel theils als ein Recht der Geburt, theils als ein erworbner Vorzug des Verdienstes auch in den Augen der Verständigen seinen Werth behalten, so muß er nie erkauft werden können: wäre es nicht möglich, eine Matrikel des deutschen Adels durch ein eignes Heroldsamt anfertigen zu lassen, wobei eine strenge Censur Statt finden müßte, um wenigstens denjenigen Theil auszuscheiden, der durch Kauf oder auf andern unwürdigen Wegen

sich Vorzüge erworben hat, die so nie erworben werden sollten? Würden zugleich einige Stifter als Belohnungen für wirkliches deutsches Verdienst hergestellt, so müßte der Zutritt allem Adel ohne Rücksicht auf Ahnen und selbst auf die Religion verstattet seyn. Nichts könnte aber unnützer und zweckwidriger seyn als die Herstellung jener Stiftungen in ihrer alten Gestalt: sie waren ihrem Sinn und ihrer Absicht nach den höhern Bedürfnissen des menschlichen Geschlechts bestimmt, wozu die gewöhnlichen Hülfsmittel der Staaten und Länder nur selten hinreichen; unmöglich können sie dem Müßiggange und einer übermüthigen Faulheit wieder hingegeben werden.

Höchst vortheilhaft wird endlich die genaue Bekanntschaft mit der vaterländischen Vorzeit und Geschichte die Deutschen als ein Volk erkennen lassen, sie miteinander vertraut machen und mit deutschen Gesinnungen erfüllen. Die deutsche Geschichte muß einen Hauptbestandtheil des jugendlichen Unterrichts ausmachen, der Sinn dafür muß unter allen Ständen erweckt werden, selbst den deutschen Frauen nicht fremd seyn: die Regierung muß ihre Pflege sich angelegen seyn lassen und von ihr selbst müssen die nothwendigen Arbeiten veranlaßt werden, die für das Studium der deutschen Geschichte erforderlich sind. Es fehlt uns freilich noch an einem Werke, das so allgemein Volksbuch werden könnte, wie Herodot oder Livius oder nur Hüme; aber es ist keine Frage, daß ein solches Werk bald entstehen wird; der Gesichtspunkt für die Bearbeitung der deutschen Geschichte ist jetzt ein andrer als ihn die frühern Geschichtschreiber hatten; sie hatten vorzüglich nur publicistische Rücksichten und schrieben die Geschichte der Kayser, wobei sie die Schicksale des deutschen Volks ganz übersahn. Es ist unmöglich die deutsche Geschichte zu begreifen ohne die Kenntniß von den Ereignissen der besondern Staaten; auf sie muß zunächst eine größere Aufmerksamkeit gerichtet werden: sobald die besondre Geschichte der größeren und kleineren Länder, selbst der bedeutenderen Städte und Gemeinden eine allgemeine Theilnahme findet, sobald der Bewohner des Rheingaus und des Schwarzwaldes auf die Begebenheiten des Hollsteiners oder Märkers hört, in ihnen Verwandtes und Befreundetes wiederfindet, wird jene Scheidewand, die

die Deutschen trennt, immer mehr fallen: es wird eine gegenseitige Vertraulichkeit entspringen, es werden sich tausend neue Berührungspunkte erzeugen. Lesen wir doch mit Tschudi's Treuherzigkeit dargestellt die Geschichte des Canton Glarus und anderer kleinen Gebiete des Schweizerlandes, wie viel anziehender müssen nicht für die Deutschen die Thaten und Schicksale der Sachsen und Pommern seyn, die an Bedeutung, Mannichfaltigkeit und innerem Gehalt der Geschichte jener kleinen Landschaften keineswegs nachstehn. Zum Theil wird dieser Zweck erreicht werden, wenn die besondern deutschen Geschichtbücher mehr bekannt und aus der Vergessenheit hervorgezogen werden, worin sie noch liegen: wir besitzen in deutscher Sprache fast von allen Gegenden kräftige, einfache und in jeder Hinsicht vortreffliche Jahrbücher, die der Bauer und der Handwerker so gut lesen und verstehn kann, als der Geschäftsmann: durch eine Sammlung der Hauptchroniken einzelner deutscher Länder wird der Sinn und die Neigung für die vaterländische Geschichte eben so mächtig geweckt, als die Bekanntschaft mit ihr vorbereitet werden.

Nichts von allem, was zur Belebung des Gemeingeistes, zur Erweckung des großen Gefühls von der Einheit des deutschen Volks beitragen kann, darf verschmäht, übersehn oder geringgeschätzt werden; daher müssen auch die Vorschläge zu einer deutschen Volkstracht als löblich angesehen werden, so gewiß es auch ist, daß ihre Einführung nicht möglich ist; ohne die Gewalt der Mode und den Eigennutz in Anschlag zu bringen, wird selbst die Eitelkeit ihrer bald überdrüßig werden. Eine Volkstracht kann überdies nicht von den höheren Ständen ausgehn: ihre eigentliche Heimath ist in dem Volk; hier findet sie sich, hier erhält sie sich und ändert sich nur in sehr langen Zwischenräumen: daher finden wir ja in den verschiednen deutschen Landschaften durchaus eigenthümliche Kleidungsarten, die zum Theil in nothwendigen Bedingungen der Oertlichkeit gegründet sind; es scheint daher genug zu seyn, diese alterthümlichen Weisen zu erhalten, sie anzuerkennen und den Einfluß der Neuerung und der Mode abzuwehren; die höheren Stände mag aber bei der Wahl ihrer geänderten

Trachten hauptsächlich der Grundsatz leiten, daß sie nicht jeder Thorheit des Auslands folgen, sondern einheimische und deutsche Stoffe und Kunsterzeugnisse fremden Erfindungen und Arbeiten vorziehen. In dem letzten Freiheitskriege ging von Preußen der Gedanke aus, ein eigenthümliches Volkszeichen durch die Schleife am Hut zu stiften, der in allen andern deutschen Landschaften nachgeahmt ward: es ist erfreulich den Landsmann auf den ersten Anblick zu erkennen; schon unsre Väter scheinen sich nach den Stämmen durch die besondre Farbe der Schilder ausgezeichnet zu haben; auch sollen wir unser Land wehren, heißt es im Gesetzbuch der Rüstringer, mit Schärfe und Spitze und dem braunen Schild wider den hohen Helm und den rothen Schild, d. h. gegen die Sachsen. Um aber bei dieser Zerstreuung die Erinnerung an das Gemeinsame zu erhalten, müßte eine Farbe oder ein Zeichen, etwa ein Eichenblatt zum Symbol Deutschlands festgesetzt werden, dem alsdann die eigenthümlichen Zeichen und Farben der einzelnen Länder beigefügt werden könnten. Zu den edelsten und schönsten Gebräuchen unserer Vorzeit gehörte die feierliche Wehrhaftmachung der Jugend, eine Sitte, die sich sehr lange erhalten hat; sie verdient vor allen wiederhergestellt zu werden: der Uebertritt des Jünglings in die Reihe der Männer muß auf eine feierliche Weise vor der ganzen Gemeinde geschehn; mit den Waffen müsse ihm zugleich das Zeichen seines Volks unter einer kräftigen und lebendigen Erinnerung übergeben werden, daß er immer in dem Sinn desselben leben, daß er sich nur in der Gemeinschaft desselben fühlen und begreifen und seinen Ruhm und seine Freude darin setzen soll, den Deutschen anzugehören! Auch allgemeine deutsche Volksfeste, wie der Jahrstag der Befreiung, werden wenn sie überall in gleichem Sinn und mit gleicher Liebe gefeiert werden, dazu beitragen, jene Gedanken und Begriffe in den Gemüthern lebendig zu erhalten.

Von keiner Constitution, die für Deutschland entworfen werden mag, läßt sich etwas Ersprießliches und Heilsames erwarten, wenn sie nicht von der Grundansicht ausgeht, daß die Erhaltung der Einheit unter

den Deutschen und die Entstehung einer gemeinsamen Wirksamkeit ihr Hauptzweck, ihr vornehmstes Bestreben seyn muß: wenn das äußere Band, das unser Volk umschlingt, seiner Natur nach lose seyn wird, weil es kein strenges und zwingendes ist, so muß die innere Vereinigung, die aus der Stimmung der Gemüther, der Ueberzeugung und den Herzen hervorgeht, desto stärker und kräftiger seyn.

F. Rühs.

III.

Tripoli.

Nach E. Blacquiere.

Sowohl das erhöhete Interesse an den Verhältnissen der europäischen Mächte zu den Staaten auf der Nordküste von Afrika, welches dieselben sogar zu einem der Aufmerksamkeit des Wiener Congresses empfohlenen Gegenstande gemacht hat, als auch die gänzliche Unbekanntschaft mit den äußeren und inneren Beziehungen von Tripoli haben uns bewogen, dem, was man in den früheren Heften unserer Zeitschrift über Tunis gefunden hat, die folgenden Beiträge zur Kenntniß von Tripoli beizufügen. Was wir hier geben sind wir der Sorgfalt und der Beobachtungsgabe des Hrn. Blacquiere allein schuldig *), obgleich wir durch den Mangel anderer Nachrichten außer Stand gesetzt worden sind, die Richtigkeit der seinigen zu prüfen, wie es bei der Vergleichung seiner Schilderung von Tunis mit der des Hrn. Mac-Gill der Fall war. — Selbst aus der Zusammenstellung seiner Angaben mit der älterer

*) S. seine letters from the Mediterranean, Vol. 2 p. 1—132.

Reisenden läßt sich nichts schöpfen, da diese so gut wie gar nichts über den Gegenstand enthalten. Tollot*) giebt in seinem Werke einige ganz unbedeutende längstbekannte Notizen über Merkwürdigkeiten der Hauptstadt, der ungenannte Verfasser des compleat history of the piratical states of Barbary **) fertigt den Leser mit einer ganz kurzen Beschreibung der vorzüglichsten Städte, und mit der Bemerkung ab, daß da die Verfassung und die Sitten der Staaten und Einwohner von Tunis und Tripoli sich sehr ähnlich sähen, es unnöthig sey über den letzteren Staat etwas zu sagen, die übrigen Reisenden, welche die sogenannte Barbarey beschrieben haben, wie z. B. Lempriere und Curtis, schränken sich auf Marocco ein, ohne der Raubstaaten zu gedenken, und so bleibt Blacquiere die beste Quelle über Tripoli. Weggelassen haben wir, was er über die Handelspolitik, welche England gegen Tripoli beobachten sollte, über die den Consuls zu ertheilende Gewalt und mehreres dahin Einschlagende mit großer Weitläuftigkeit dem Leser mittheilt, und wenn mehreres der Art, dennoch in unserer Uebertragung zurück geblieben seyn sollte, so war es nicht möglich, dasselbe wegzulassen, ohne bloße Fragmente zu geben. Sp.

Der Theil von Tripoli, welcher sich jetzt unter der Herrschaft des Bascha befindet, erstreckt sich von der Insel Dscherbi ***) bis zu dem Vorgebirge Rasatin eine Strecke von 800 (engl.) Meilen lang: die Breite dieses Landstrichs ist wegen der häufig eingreifenden Wüste nicht überall gleich. Längs der ganzen Küste und einige Meilen tiefer hinein, bringt das Land mehrere sehr wichtige Handelserzeugnisse hervor und ist überall eines größeren Anbaus fähig. An mehreren Stellen der Küste finden sich Plätze, wo man

---

*) Nouveau Vogage au Levant. Paris. 1741. 8°. p. 96. sqq.

**) London. 1750. 8°.

***) S. das Augustheft 1814. p. 167. Sp.

sehr vortheilhafte Niederlassungen anlegen könnte. — In Hinsicht der politischen Eintheilung nimmt, was noch nicht von den Geographen bemerkt worden ist, die Regierung vier Bezirke an: den mittelländischen- und See-Bezirk, an der Küste, und die Bezirke von Garian und Messulata im Innern. Der erste von diesen, welcher zu Port Bomba unter 32° 17′ N. B. und 23° 20′ O. L. anfängt, erstreckt sich um die Pentapolis (Cyrenaica) bis zu dem Anfange der großen Syrtis: der Seebezirk geht von da bis zur Insel Dscherbi 23° 25′ N. B. und 11° 38′ O. L.: die Bezirke Messulata und Garian begreifen einen ausgedehnten bergigen Landstrich, welcher südöstlich von der Hauptstadt zwischen derselben und dem Bezirk von Fazzan liegt, welcher ebenfalls dem Bascha zinsbar ist.

Die Regentschaft hat im Osten die Wüste von Barca, im Süden Fezzan, im Westen Tunis und die Dattelgegend (Biled el Dscherid) zu Gränzen. Die prachtvollen Ueberbleibsel der fünf Städte von denen die Pentapolis ihren Namen entlehnte, und die bewundernswerthe Fruchtbarkeit des Bodens, so wie auch die Leichtigkeit einer Gemeinschaft mit dem inneren Afrika reichen hin zu beweisen, wie wohlhabend dieser Theil des alten Lybiens in früherer Zeit gewesen seyn muß, obgleich er jetzt so wenig von den Europäern gekannt wird.

Port Bomba wird durch einen Haufen kleiner Inseln gebildet, liegt 7 Meilen vom Vorgebirge Rasatin, ist der Naustathmos der Alten, hat alle Vortheile eines sicheren und geräumigen Zufluchtsorts für Schiffe und ist von einer schönen Gegend umgeben. Bomba ist beinahe ganz von Einwohnern verlassen und wird nur selten von den Küstenfahrern des Landes und von den Kreuzern des Baschas besucht. Der Paliurus des Plinius ergießt sich etwas ostwärts von Bomba in das Meer, ist aber jetzt zu einem unbedeutenden Strom geworden: von Bomba bis zu der Syrtis Major ist das Land hoch. Es sind mehrere Ankerplätze an der Küste, aber kein bedeutender Hafen bis man nach Bengasi kommt. Derne (das alte Darnis) ist die Hauptstadt der Provinz und der Sitz des Statthalters, welchen Posten gewöhnlich des Baschas ältester Sohn oder sonst ein anderer Beamter, der sein ganzes Vertrauen be-

sitzt, bekleidet. Diese Stadt liegt dicht am Meere, 15 Meilen westlich von Rasatin, und enthält ungefähr 6000 Einwohner. Ihre Vertheidigungswerke bestehen in einer verfallenen Mauer und einem alten Schlosse das mit 5 Kanonen besetzt ist: die Besatzung gewöhnlich aus 2—300 Arabern. Die Gegend umher kann sich mit den schönsten in der Regentschaft messen, und obgleich nur ein sehr beschränkter Raum um die Stadt angebaut ist, so sind doch die Einwohner mit jedem Lebensbedürfniß reichlich versehen, ja sie könnten obenein eine große Menge Vieh ausführen. Die Bay ist östlichen und nördlichen Winden ausgesetzt, hat aber vortrefflichen Ankergrund: auch kann man in der Gegend Wasser und frische Lebensmittel mit geringen Kosten erhalten, was Lord Keiths Flotte bei der ägyptischen Expedition, sehr wohl zu Statten kam. Die Franzosen, welche die Wichtigkeit des Platzes erkannten, schickten den Admiral Gantheaume mit seinem Geschwader und einem Corps Landtruppen dahin, um diese daselbst, wie der Admiral dem Gouverneur sagte, zur Verstärkung der Armee Bonapartes an das Land zu setzen: allein die Eifersucht des Bascha bewog diesen, dem Admiral sein Gesuch abzuschlagen, und die Franzosen hielten es nicht für räthlich eine Landung zu erzwingen. Von Derne nach Bengasi finden sich für den Seefahrer keine Schwierigkeiten mehr: die vorzüglichsten Landungsplätze zwischen diesen beiden Orten sind Teukera das alte Arsinoe, Marsa Susa, früher Apollonia und der große Hafen von Cyrene. Hier können Schiffe mit Sicherheit vor Anker gehen, obgleich die beiden letzteren Orte beinahe ganz entblößt von Einwohnern sind, einige Horden wandernder Araber ausgenommen, welche sie gelegentlich besuchen.

Bengasi, das alte Berenice, enthält 5000 Einwohner, hat einen vortrefflichen Hafen für Schiffe von 200 Tonnen Last, und wird durch eine Mauer und ein an der See gelegenes Schloß vertheidigt, das mit 8 Kanonen besetzt ist. Dieser Ort, einst der Hauptstapelplatz der Pentapolis, ist noch immer einer besonderen Aufmerksamkeit werth und mag, da er in einer so üppigen Gegend liegt in der Folge einmal wieder einen Theil seiner früheren Bedeutsamkeit erhalten. Er ist kürzlich (1811) von mehreren

Schiffen von Malta unter englischer Flagge besucht worden, und der einzige Ort in der ganzen Regentschaft, aus welchem der Bascha auszuführen erlaubt. In der Nähe des Hafens sind einige Stellen, wo der Triebsand die Annäherung der Schiffe etwas gefährlich macht, indessen haben sich nur sehr wenige Unfälle ereignet, und überdieß sind beständig Lootsen da, um die Schiffe in den Hafen zu führen. Von Bengasi an sind längs der ganzen Küste und in mehreren Gegenden des Innern herrliche Bruchstücke griechischer und römischer Baukunst zu sehen. Es ist zu bedauern, daß Hr. Bruce vor seiner Abreise nach Aegypten nicht länger in diesen Gegenden verweilen konnte, und daß die Zeichnungen, welche er von den Alterthümern in diesem Theile von Afrika entwarf, dem Publikum noch nicht mitgetheilt sind *).

Von Bengasi an beginnt der Busen von Sydra oder der Syrtis major und bildet einen Halbkreis von beinahe 400 (engl.) Meilen, welcher sich bis zu dem Vorgebirge Mesurata, dem alten Cephalä, ausdehnt. Das Land um den Meerbusen herum, ist sehr niedrig, und die Lootsen dieser Gegend versichern, daß es auf diesem Striche mehrere gute Ankerplätze für Schiffe jeder Größe gäbe, wo sie gegen die heftigen Nordostwinde, welche zuweilen während des Winters wehen, vollkommen geschützt seyen. Des Reisenden Aufmerksamkeit wird hier oft durch mehrere schöne Trümmer angezogen vorzüglich durch die des alten Macomades **) Syrtis in der Nähe des Vorgebirges Sort. — Die Einwohner, welche an der Küste der Syrtis major leben, bestehen aus Arabern, welche in kleinen Haufen von 2—300 zerstreut leben, sich ihre Wohnsitze nach den örtlichen Vortheilen, welche dieser oder jener Platz gewährt, wählen und nur durch die Strenge des Bascha und seine häufigen Gewaltthätigkeiten gegen sie abgehalten werden sich in größeren Gemeinen zu vereinigen. Ein sicilianischer Sklave, welcher den Bascha im Jahre 1810 auf einem seiner Raubzüge gegen die Araber begleitete, hat mich ver-

*) Bruce's travels pag. 46.

**) Jetzt al Mares. Sp.

sichert, daß er ungefähr eine Tagereise weit im Innern des Landes südöstlich von der Syrtis die Ueberbleibsel einer sehr großen Stadt gesehen habe, von der ein bedeutender Theil noch sehr wohl erhalten sey. Es ist Schade, daß die Bemühungen der afrikanischen Gesellschaft zur Erforschung der unbekannteren Theile von Afrika beizutragen nicht durch bedeutendere Fonds Nachdruck erhalten, denn die ersten Unterziechnungen zu diesem Unternehmen betrugen nur die sehr unbedeutende Summe von 450 Pf. Der unternehmende Reisende Ledyard und der ehemalige Generalconsul zu Tripoli Hr. Lucas wurden ausersehen, die Entdeckungsreisen zu machen. Der erstere landete zu Alexandria und erhielt daselbst den Befehl nach Cairo zu gehen, um von dort eine der Karavanen nach Nubien zu begleiten, von wo aus er mitten durch ganz Afrika beständig in einer westlichen Richtung gehen und sich sodann in Sierra Leona wieder einschiffen sollte. Er wurde indeß unerwarteter Weise in Cairo aufgehalten: mehrere Hindernisse stellten sich seiner beabsichtigten Reise in den Weg, und eine Gallenkrankheit raffte endlich den muthigen Reisenden noch vor dem eigentlichen Beginn seiner Unternehmung weg. Allein selbst sein Aufenthalt in Cairo war schon nicht ohne Nutzen denn er fand, daß zwischen Cairo und Sennar, der Hauptstadt von Nubien, so wie mit anderen Theilen von Afrika, namentlich Fezzan und Tombuktu, eine regelmäßige Gemeinschaft unterhalten werde *).

Hr. Lucas Unternehmung gab, ob sie gleich eben so fruchtlos als jene ablief, zur Entstehung einer kleinen Schrift Anlaß, welche bald nach seiner Rückkehr nach England herauskam und auf Nachrichten gegründet war, die er von dem Gouverneur von Mesurata erhielt, wo seine Reise angefangen und geendet zu haben scheint. Mit dem Befehle von Tripoli aus nach Fezzan zu gehen und von da sich nach

*) Die Karavane die von Kairo nach Fezzan geht legt diese Reise in 50 Tagen und die von Fezzan nach Tombuktu in 90 zurück: Die Karavanen machen ungefähr 20 (engl.) Meilen den Tag wonach die Entfernung von Kairo nach Fezzan 1000 und von Fezzan nach Tombuktu 1800 Meilen betragen würde. Von Kairo nach Sennar sind 600 Meilen.

Tombuktu und der Goldküste zu begeben, kam er daselbst im October 1788 an, und begleitete bald darauf eine kleine Karavane, welche nach Fezzan abging *). Als er indeß Cap Mesurata erreichte, fand es sich, daß die Unruhen im Lande ein weiteres Vordringen unmöglich machten und er mußte seinen Plan aufgeben.

Auf der westlichen Seite der Syrtis liegt ein See dessen schon Strabo erwähnt und der jetzt den Namen la Suca führt und eine der reichsten Salzgruben im Mittelmeere ist. Venedig wurde früherhin gänzlich aus diesem See versehen, jetzt wird er indessen nur von den Einwohnern benutzt, welche ihre größten Schiffe mit dem Salze daraus beladen können, ohne daß sie mehr als eine sehr unbedeutende Abgabe an den Bascha bezahlen dürfen. Bei dem Vorgebirge Mesurata 12 Meilen nördlich von la Suca liegt ein großes Dorf und wenige Meilen von jenem ein altes Schloß, ohne Kanonen, wo der Gouverneur von Mesurata seinen Sitz hat: in der Nachbarschaft wohnen große Stämme von Arabern, Guardi genannt. Der Weg von diesem Orte nach Tripoli, das 150 Meilen von dem Vorgebirge entfernt liegt, läuft gewöhnlich mit der Meeresküste in einer Richtung fort und ist stark betreten. Neunzig Meilen von Mesurata sieht man die Trümmer einer einst sehr berühmter Stadt, der Leptis magna des Alterthums (jetzt Lebida) welche angeblich von einer Colonie von Phöniciern gestiftet war und Karthago täglich ein Talent (360 Pf.) Tribut bezahlte. Ein Freund, welcher 3 Tage an dem Orte zubrachte, theilte mir die folgende anziehende Beschreibung davon mit.

„Der Weg von Tripoli nach Lebida führt durch Tadschaura und macht an manchen Stellen große Bogen. Wenn man die von den Arabern sogenannten fünf Ströme (welche aber in der That nichts weiter als Kanäle für die Wintergießbäche sind) hinter sich hat, und bei dem Fuße der Mesurata Berge anlangt, so wendet man sich zur Linken und kommt durch die Dörfer Lagarta, Marabut, und Sidi Bandscher, wobei man Tumbrak und Salin westlich

*) Wir werden einen Auszug aus seinen Nachrichten über Fezzan, welchen Hr. Blacquiere an dieser Stelle mittheilt, in einem der nächsten Hefte bei der Bearbeitung von Jacksons Reise nach Marocco benutzen. Sp.

liegen läßt. Ein großes Stück dieses Weges läuft durch ein unangebautes Land bis man sich mehr den Bergen nähert, wo man zahlreiche Horden der Guardi-Araber zu Gesicht bekommt. Die weitläuftigen Trümmer von Leptis magna liegen dicht am Meere, das sich in einen Theil derselben hineingespült zu haben scheint: was ich davon sah nimmt ungefähr 3 Meilen südwärts in der Länge und beinahe zwei in der Breite ein. Das Bett eines Flusses läuft von den Bergen gerade durch die Trümmer, welche aus Bogen, Mauern, einer ungeheueren Anzahl von Säulen, von denen einige vom schönsten Granit sind, zerbrochenen Statuen und Marmorbruchstücken mit Inschriften mit griechischen, lateinischen und punischen Buchstaben bestehen, wozu noch die Ueberbleibsel einer Wasserleitung gerechnet werden müssen. Eben so finden sich auch sehr viele, mit Bildhauerarbeit verzierte Friese, welche zu einigen Tempeln gehört zu haben scheinen: in der Nähe der Stadt sieht man die Trümmer eines römischen Bades und ich entdeckte ungefähr eine Meile von den Ruinen eine längliche Terrasse mit einem schönen römischen Fußboden von bedeutender Größe: mehrere Trümmer um diesen Platz beweisen deutlich, daß daselbst ein Theater gestanden haben muß. Dicht am Meere sind die Ueberbleibsel eines großen Gebäudes, welches eine Art Festung gewesen zu seyn scheint. Cameen, Münzen und Bronzen werden zu Leptis häufig von den Arabern gefunden, welche sie zuweilen nach der Hauptstadt zum Verkaufe bringen, zum Theile aber auch aus Aberglauben zerstören. Außer einigen Granitsäulen, welche vor mehr als einem Jahrhundert aus den Trümmern geholt wurden, um einen Pallast Ludwigs des XIV. zu schmücken, ist von Europäern nie etwas von diesem Orte hinweggeführt worden. Die Gegend selbst hätte zur Anlegung einer Stadt nicht besser gewählt werden können: das Terrain erhebt sich mit einer sanften Erhöhung gegen die Berge von Mesurata welche nur 5 Meilen davon entfernt liegen und eine herrliche Aussicht gewähren: die umliegende Gegend trägt die deutlichsten Spuren des Anbaus und das Klima ist nach den Nachrichten, die ich von den Eingebohrnen einziehen konnte, in diesem Theile der Regentschaft wahrhaft beneidenswerth."

Tadschaura

Tadschaura, zehn Meilen von Tripoli, ist ein großes und wohlbevölkertes Dorf mit einer guten Sommerrhede für Schiffe. Die Einwohner dieses Orts erhalten sich durch den Landbau und senden eine große Menge Hünervieh, Früchte und Küchengewächse zur Hauptstadt. Von diesem Orte bis nach Tripoli bekommt das Land einen freundlicheren Anstrich und gleicht einem fortlaufenden Garten: auch ist der Weg ziemlich gut.

Tripoli, die Hauptstadt, das alte Oea, liegt unter 32° 54′ N. B. und 13° 18′ O. L. und ist auf einer Landzunge erbaut, welche sich nur sehr wenig in die See hinaus erstreckt. Es ist von einer hohen Mauer umgeben, welche 6 Bastionen an den Seiten hat. Die Stadt hat 2 Thore, eines gegen Süden und das andere gegen Osten, nach dem Hafen hin. Das Schloß des Bascha steht in dem südöstlichen Viertel der Stadt; gegen die Nordseite, welche gegen den Hafen hin liegt, sieht man eine halbkreisförmige Batterie von zwei Reihen, die im Ganzen mit 20 Stücken von schwerem Kaliber besetzt ist. Diese hängt mit der Stadt durch einen Damm zusammen auf dem noch 12 große Kanonen stehen. Eine andere Batterie von 8 Kanonen steht mit der vorigen in Verbindung und läuft gegen Süden hin: gegen Westen hat man ein Fort erbaut, da man aber während der heftigen Winterstürme von diesem ganz abgeschnitten ist, so hat man keine Kanonen darauf aufgepflanzt. Es ist mit der Stadt durch einen schmalen Damm verbunden, der eine halbe Meile östlich von dem Schlosse liegt und an dem Ufer ist noch eine Batterie von 8 Kanonen errichtet, welche den Namen des englischen Forts führt, den Hafen beherrscht, aber von der Landseite ganz offen ist.

Das Schloß ist ein unregelmäßiges und großes viereckes Gebäude, das vom Hafen aus gesehen, ein sehr ehrwürdiges Ansehen hat. Es hat einen großen Eingang und zwei kleinere Pforten. Der erstere geht nach der Stadt hin und eine der letzteren steht mit dem Werft in Verbindung, welches an der Nordseite des Schlosses entlang läuft: der andere geht gegen das Land hinaus. Die Wälle sind sehr hoch und wohl besetzt mit metallenen Kanonen, nichts destoweniger möchte es aber dem Angriff einer britischen Flotte

nicht widerstehen, obgleich die Amerikaner in einem Kriege den sie 1804 mit dem Bascha führten, nichts Bedeutendes dagegen ausrichten konnten. Für Mauren und Araber ist es unüberwindlich. Das Staatszimmer im Hofe in der Nähe des Einganges, ist ein sehr zierliches Gemach: der Thür gegenüber steht ein schöner Thron und auf jeder Seite sind Säulen von dunkelfarbigem Marmor angebracht, was dem Ganzen ein prachtvolles Ansehn giebt. Der gegenwärtige Bascha hat noch ein anderes schönes Zimmer einrichten lassen, in welchem er gewöhnlich die Consuls und die Seeofficiere der europäischen Mächte empfängt. Sonst ist innerhalb der Mauern des Schlosses nichts Bemerkenswerthes mehr, da das Ganze aus Höfen, Durchgängen unregelmäßig auf einander gehäuft, Gemächern und Ställen besteht. Der Hafen von Tripoli ist, obgleich nicht sehr geräumig, doch vollkommen sicher im ganzen Jahre, und kann eine große Flotte von Kauffahrteischiffen fassen. Er wird durch ein Felsenriff gebildet, welches von Osten nach der Nordseite der Stadt läuft.

Die Karavanserais, die Moscheen, die Häuser der verschiedenen Consuls und der höheren Classen der Einwohner sind fast alle von Quader-Steinen gebaut und werden regelmäßig zwei Mal im Jahre getüncht. Die Wohnungen der ärmeren Einwohner sind aus Erde, kleineren Steinen und Mörtel aufgeführt, viereckt, mit einem Hofe in der Mitte und nie mehr als ein Stockwerk hoch. Der Hof ist gewöhnlich mit maltesischen Steinen gepflastert, welcher Gebrauch diese Steinart zu einem bedeutenden Handelsgegenstande erhoben hat. Die Dächer der Häuser sind platt, und dienen zugleich zum Spatziergange und dazu das Regenwasser aufzufangen, welches durch die Röhren in Cisternen hinabläuft, die ausdrücklich zur Aufbewahrung desselben erbaut sind. Die Privathäuser, die wenigen, welche fremden Consuls zugehören, ausgenommen, haben keine Fenster auf die Straße hinaus: die bessere Gattung der Häuser hat zwei Stockwerke, ist aber keinesweges so prächtig gebaut, wie die zu Algiers oder Tunis, von allen Verzierungen entblößt und selten mit etwas mehr als Teppichen und einigen wenigen Kissen möblirt. Die Basars nehmen einen bedeutenden Theil der Stadt ein und werden in vor-

trefflichem Stande erhalten. Der neue Basar ist erst vor kurzer Zeit erbaut worden; es ist ein sehr geräumiges und luftiges Gebäude mit einem gewölbten Dache, das im Winter Schutz gegen Unwetter gewährt und im Sommer die Sonnenstrahlen abhält. Es ist ausschließlich zum Verkauf von Wollenwaaren, Erzeugnissen aus der Levante und von Sklaven, welche aus dem Innern, vorzüglich aus Bornou und Tombuktu gebracht werden, bestimmt.

Von den Moscheen ist nur eine einzige sehenswerth, diejenige, welche dem Schlosse des Bascha gegenüber liegt, unter der Regierung Hamed's aus der Familie der Caramani erbaut wurde, und in ihrer Art eine ungemein zierliche Bauart hat. Da die Stadt im Sommer zuweilen Mangel an Wasser leidet, (weil der Bascha aus politischen Gründen eine Wasserleitung hat zerstören lassen, welche früherhin Tripolis, aus einer außerhalb der Stadt gelegenen Quelle, hinlänglich mit Wasser versah) so sind nur zwei öffentliche Bäder in der Stadt: Leute höheren Standes haben indeß gewöhnlich ein kleineres Bad in ihren Häusern. Dasjenige öffentliche Bad, welches für die Männer bestimmt ist, ist nett und geräumig. Die Kuppel ist mit kleinen Oeffnungen durchbrochen, um den Dampf herausgehen zu lassen, mit dem das Bad geheizt wird: in der Mitte befindet sich eine große Marmorplatte, auf welche die Badenden sich legen. Es ist noch ein zweites Bad in der Stadt das diesem ähnlich, aber ausschließlich zum Gebrauch der Frauenzimmer bestimmt ist.

Zum Vortheile der Gasthäuser in Tripoli läßt sich wenig sagen, obgleich sie den Landeseinwohnern alle Bequemlichkeiten gewähren. Die Stadt zählt eine öffentliche und mehrere Privatkaravanserai's. Diese Gebäude unterscheiden sich durch nichts von den übrigen Häusern, ausgenommen dadurch, daß sie gewöhnlich eine größere Anzahl von Zimmern enthalten. Die oberen Zimmer sind in der Regel zur Aufnahme der Reisenden eingerichtet, während die unteren zu Waarenniederlagen und Ställen bestimmt sind. Die polizeilichen Einrichtungen in dem öffentlichen Gasthause würden einem civilisirten Staate Ehre machen. Ein Beamter des Bascha befindet sich unausgesetzt an dem Skipar oder dem Haupteingange des Gebäudes, zeichnet alles auf was

da ein- und ausgeht und ist durchaus für jeden Verlust, den jemand im Innern des Gebäudes erleiden könnte, verantwortlich. Ein jeder Besucher erlegt für diese Sicherheitsanstalt eine unbedeutende Summe. Europäischer Gasthäuser giebt es hier drei, von denen eines von einem Franzosen, das zweite von einem Malteser und das dritte von einem Spanier unterhalten wird, keines indeß durch Reinlichkeit oder besondere Bequemlichkeiten sich auszeichnet.

In Hinsicht der Ruhe und Reinlichkeit könnte Tripoli mancher europäischen Stadt am Mittelmeere zum Muster dienen, und obgleich nicht so reinlich und so regelmäßig gebaut als Valetta, so hört man doch nie von Gewaltthätigkeiten die auf den Straßen begangen worden wären. Diebereien sind gänzlich unbekannt. Dieß ist die Folge einer wohl gehandhabten Polizei, durch welche sich alle Städte der Barbarei auszeichnen, denn außer der Nachtpatrouille ist auch noch eine Wache in jeder Straße aufgestellt, welche für alle darin vorfallenden Unordnungen verantwortlich ist. Außerdem wird beständig eine Anzahl von Leuten gehalten um die Stadt zu reinigen, eine Einrichtung die von großem Nutzen ist, und der man unter andern den guten Gesundheitszustand der Einwohner zuschreiben kann.

Das vorzüglichste Bruchstück alter Baukunst in Tripoli ist ein prächtiger Triumphbogen, welcher von schönem Marmor erbaut, mit mehreren Basreliefs, Inschriften u. s. w. verziert ist, und unter der Regierung des Antoninus Pius von dem Consul Scipio Orfitus errichtet wurde. Der größte Theil dieses schönen Denkmals liegt in der Erde vergraben, welche bis beinahe zur Mitte desselben hinaufreicht, und der obere Theil desselben ist unglücklicherweise verstümmelt. Nichtsdestoweniger ist noch genug übrig die Neugier und Bewunderung des Beschauens zu erregen und es ist gewiß, daß ein künftiger Reisender die Mühe dieses Bruchstück genauer zu untersuchen, durch manche merkwürdige Entdeckungen belohnt sehen würde.

Wenn man aus dem Thore tritt, das nach der Landseite hin geht, so findet man die Aussicht nach allen Seiten hin befriedigend: Landhäuser, ausgedehnte Lustgärten, Gruppen von Orangebäumen und unzählige Springbrunnen bilden ein so ländlich schönes Ganze, daß man seines Glei-

chen selten antrifft. Diese Feenlandschaft erstreckt sich indessen nicht über fünf Meilen in das Land hinein, worauf das Auge nichts als eine unabsehbare Sandebene erblickt, welche einen lebendigen Gegensatz gegen die angebauten Felder bildet, an welche sie gränzt.

Von Tripoli läuft die Küste flach hinab bis zu der Insel Dscherbi welche 100 Meilen westlich von der Stadt gelegen ist, und, wie oben schon gesagt worden, einen der Gränzpunkte der Besitzungen des Bascha bildet. Tripoli vecchio (alt Tripoli) das alte Sabrata *) und das wegen seiner Salzwerke berühmte Zoara sind die einzigen Plätze von Wichtigkeit auf dieser Seite der Hauptstadt. Der erstere hat einen guten Ankerplatz für die Sommerzeit und einen kleinen Hafen für Schiffe von 100 Tonnen, und wird von einem Schlosse vertheidigt, das mit zwei Stücken Geschütz besetzt, aber in einem sehr verfallenen Zustande ist. Das Dorf selbst besteht aus einer unregelmäßigen Reihe von Hütten und enthält nur 2000 Einwohner. Die Gegend um diesen Ort ist sehr fruchtbar. Zu Zoara ist ebenfalls ein Ankerplatz und ein kleines Dorf, dessen Einwohner sich vorzüglich von der Arbeit in den Salzwerken ernähren. Westlich von diesem Orte ist das Land gänzlich im Besitze der Araber, deren oft veränderte Wohnorte es unmöglich machen, ihre Anzahl zu bestimmen.

Nach einem langen Zeitraum in welchem die Regentschaft von Tripoli der unmittelbaren Oberherrschaft der Pforte unterworfen gewesen war, ward dieselbe endlich, im Jahre 1713 durch die Talente und die kriegerische Tapferkeit des Hamet Bascha zu einem Königreich erhoben, wobei Hamet nicht allein sein Reich für unabhängig erklärte, sondern auch die Sultanschaft Fezzan und die bisher unbezwingbaren Einwohner von Garian und Mesulata sei-

---

*) Dieß führt nach andern jetzt den Namen Sabart. Sp.

nem Scepter unterwarf *). Auch gebührt ihm das Verdienst talentvolle Fremdlinge zur Niederlassung in seinem Gebiet aufgemuntert und dadurch die ausgedehntere Benutzung mancher Quellen des Nationalreichthums befördert zu haben, z. B. die Verfertigung wollener Zeuge, das Gerben der Maroquin-Häute u. s. w. Obgleich indeß Hamet Bascha Tripoli größtentheils ganz unabhängig von dem Großherrn machte, so schicken doch alle seine Nachfolger, der Form willen, bei ihrem Regierungsantritte, demselben große Geschenke, welchen während des Laufs ihrer Regierung noch mehrere folgen, wofür sie einen Firman, nach ihrem Gutdünken zu verfahren, erhalten.

Nach Hamets Tode, im Jahr 1745, ward die Regentschaft durch den gewöhnlichen Zwiespalt über den Nachfolger, mehrere Jahre hindurch der Schauplatz von Unruhen, obgleich Hamet die Nachfolge in seiner Familie erblich gemacht hatte, und sein zweiter Sohn Hamet nach ihm den Thron bestieg, von welchem der jetzige Beherrscher Yusef, in gerader Linie abstammt. Dieser Yusef soll bei weitem grausamer seyn, als sein Vater Ali, von dem man indeß doch auch weiß, daß er sieben seiner nächsten Verwandten umbringen lassen. Yusef benutzte die Schwäche und Unfähigkeit seines älteren Bruders Hassan, und suchte sich 1795 auf den Thron zu schwingen, wobei er aber einen unrechtmäßigen Beherrscher, Ali Bansul, von Constantinopel, aus Tripoli treiben mußte, welcher sich 2 Jahre lang im Besitz der Stadt befunden hatte, ohne daß es den Bascha's gelungen war, ihn zu verjagen. Der rechtmäßige Thronerbe, Hassan, soll von der Hand seines eigenen Bruders gefallen seyn, welcher auf andere Weise nicht an das Ruder gekommen wäre. Yusefs Charakter ist ein scheußliches Gemisch aller der Eigenschaften, welche gewöhnlich die Fürsten dieser Länder auszeichnen, und diejenigen, welche ihn genauer kennen, versichern, daß derselbe mit dem des

*) Der Name des Scheik Safanassa, eines arabischen Häuptlings in den Bergen von Garian wird noch lange wegen des nachdrücklichen Widerstandes, welchen er damals dem Bascha leistete, zu Tripoli in Andenken bleiben.

Domitian eine auffallende Aehnlichkeit habe, indem er mehr mit seinen eigenen Händen Grausamkeiten zu verüben als sie bloß zu befehlen liebt *) und so freundschaftlich auch seine Versicherungen seyn mögen doch nie eine wahre Freundschaft für irgend jemand empfunden habe.

Des Bascha's ältester Sohn, Mahomet, hat den Titel Bey, und befehligt gewöhnlich die Landmacht von Tripoli als Generalissimus. — Der Aga hat die sämmtlichen türkischen Soldaten, die sich in des Bascha's Diensten befinden unter seinem Befehl, deren Anzahl jedoch nicht über 100 Mann beträgt. Während der Abwesenheit des Bey's erhält dieser Officier den Oberbefehl über das Heer. Er hat mehrere Aga's unter sich, welche als Adjutanten dienen.

Der Kaiya ist der Großrichter. Er sitzt den ganzen Tag, ausgenommen von 12 — 3, an dem Thore des Schlosses zu Gericht und ist, in bürgerlichen Sachen, der erste an Würde und Macht: alle Klagen über Ungerechtigkeit oder Bedrückung müssen durch ihn dem Bascha vorgelegt werden, welcher, auf der andern Seite, durch diesen Beamten alle Strafen für Staatsverbrechen, Ungehorsam gegen die Gesetze und alle anderen Ungesetzlichkeiten verhängen läßt. Der Kaiya gleicht, mit Erlaubniß des Bascha's alle Uneinigkeiten zwischen der Regierung und den Arabern aus. Natürlich ist seine Stelle sehr einträglich allein er ist gezwungen, einen großen Theil seines Einkommens an seinen Herrn wiederum abzugeben. Die Schnelligkeit mit der die verwickeltesten Fälle entschieden und Verbrechen bestraft werden, ist in der That bewundernswerth.

Der Hasnadar grande, oder Groß-Schatzmeister ist der Einnehmer und Zahlmeister der öffentlichen Gelder des Bascha's. Der jetzige Bascha ist indeß sein eigener Schatzmeister und der Beamte hat die Aufsicht und den Oberbefehl über die unglücklichen sicilianischen Sklaven deren 150 sind. — Der Hasnadar piccolo (Klein-Schatzmeister) oder Haus-Schatzmeister, ist derjenige, der die

*) In einem seiner Paroxysmen, denen er so häufig unterworfen ist, schlug er erst neuerlich, einem armen sicilianischen Sklaven, Michele Scotta, mit eigener Hand den Kopf ab.

Zahlungen des Bascha für seine Privat-Ausgaben in dem Schlosse und in der Stadt besorgt.

Der Kaiya piccolo ist eine Art von Oberrichter und Aufseher über die Hinrichtungen im Schlosse, der Befehlshaber der Leibwache und in der Abwesenheit des Kaiya grande dessen Stellvertreter. — Der Scheik el Bled ist eine Art Oberbürgermeister: er erhält die öffentliche Ordnung, wacht über die Beobachtung der Stadtgesetze, wie sie von dem Bascha vorgeschrieben sind, und stattet demselben täglich Bericht über seine Verrichtungen ab. — Der Mufti ist das Haupt der Marabuts: der Kadi, der Oberrichter in Vergehungen gegen die Religion. Beide sind dem Bascha an Gerichtstagen im vollen Divan, jeder nach seinem Geschäftskreise zur Seite. — Die Kaids sind die Statthalter für die einzelnen Stämme und Provinzen und ihre Macht ist beinahe unumschränkt: sie handhaben die Gerechtigkeit, erheben Gefälle und erpressen Tribut von den Arabern und ihre Grausamkeit und Raubsucht sind beinahe zum Sprichwort geworden. — Hadschis heißen die Geheimschreiber des Baschas, von denen er gewöhnlich zwei oder drei hat.

Die hier angeführten Beamten bilden mit denen, welche als Gesandte gebraucht worden und meistens Land- oder Seeofficiere sind, und noch fünf Günstlingen aus Tripoli den Divan der sich aber jetzt nur an feierlichen Tagen versammelt, um der Audienz einen größeren Glanz zu verschaffen und übrigens gar keine Gewalt hat. — Auch giebt es noch eine Anzahl untergeordneter Beamte, welche den allgemeinen Namen Tschaoux haben, Leute von erprobter Treue sind, und nicht allein alle Beschlüsse des Bascha's die sich auf das Innere beziehen, vollstrecken, sondern auch als Couriere in- und außerhalb der Regentschaft gebraucht werden.

Yusefs Familie besteht aus drei Weibern; einer weißen, welche den Namen der Padrona grande führt und zwei schwarzen. Von der ersteren leben noch 5 Kinder nämlich 3 Söhne und 2 Töchter: Mahomet, 23 Jahr alt, mit der Tochter des entthronten Hamet (s. unten) verheirathet, mit der er 3 Söhne gezeugt hat: Hamet, 17 Jahr alt: Ali, 16 Jahr alt: Kaduga, mit Selim, dem Hasnadar

verheirathet, ohne Kinder: Fatima an Mustapha, den Rais der Marine oder den Hafencapitän versprochen. Von den schwarzen Frauen, welche früherhin des Bascha's Sklavinnen waren, hat er 3 Knaben und 3 Töchter, und seine Familie würde noch zahlreicher seyn, wenn er nicht oft die Niederkunft seiner Weiber hintertrieben hätte, was bei den Mahomedanern als kein Verbrechen angesehen wird.

Unter den Staatsbeamten ist Sidi Hamet, der erste Minister, dessen Namen in Tripoli wohl bekannt und allgemein verwünscht ist, der verächtlichste. Lord Nelson zu dessen Zeit Sidi Hamet noch Hafencapitän war, kannte seinen Charakter und seine Absichten nur zu gut, und da er wußte, daß er nicht allein ein Feind der Engländer, sondern auch ein eifriger Anhänger Frankreichs sey, so schickte er mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit im Jahr 1798 ein Linienschiff nach Tripoli, mit der ausdrücklichen Forderung, daß der Bascha diesen Mann aus seinem Staatsrath entfernen solle. Der Bascha versprach es augenblicklich, hielt aber, wie gewöhnlich, sein Wort nicht, und Sidi behielt, zum großen Nachtheil Englands, seinen Posten, bis er im Jahr 1809 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten befördert wurde. Im May 1810 ward er, um irgend einen hinterlistigen Anschlag des Bascha auszuführen, an den General Oakes nach Malta gesandt. — In seinem früheren Posten folgte ihm Mustapha, ein georgischer Sklave, welcher ganz den schleichenden Charakter seines Vaterlandes hat, und der würdige Diener Sidi's ist, der ihn mit noch einem andern Sklaven, Selim, zu Constantinopel kaufte, als er einst auf einer Sendung daselbst war. Wie er sich das Vertrauen des Bascha erschlichen hat, kann ich nicht sagen: ich weiß nur, daß er schon mehrere britische Unterthanen hat schlagen, und kürzlich erst den Patron eines maltesischen Schiffes hat wollen erschießen lassen. Sein Amt wird als der dritte bedeutende Posten in der Regentschaft angesehn, und giebt ihm auch die Oberaufsicht über die Zölle. Nach seiner Heirath mit der Tochter des Bascha wird er noch gefährlicher für England werden.

Der Kaiya ist ein Mann von stattlichem Ansehn, und ungefähr 50 Jahren. Er macht, wie ich zu seiner Ehre sagen kann, eine Ausnahme unter seinen Amtsgenossen.

Obgleich ein russischer Renegat, hat er doch das besondere Glück gehabt, das unbegränzte Zutrauen seines Herrn zu erwerben, der ihm eine seiner Schwestern zur Gemahlin gegeben hat, und ist allgemein geachtet.

Abraham Serust, der Geheimschreiber des Bascha, ist ein Jude und besitzt Talente, welche ihn für den Bascha besonders brauchbar machen. Seine Tugenden sind, wenn er deren hat, von negativer Art: das Geld ist sein Götze, und da er früherhin ein französischer Mäkler war, so ist er entschiedener Anhänger der Nation. — Der obenerwähnte Selim hat weder Talente noch Rechtlichkeit: ist aber durch das Glück begünstigt und so selbst Eidam des Bascha geworden.

Hadschi Massar, wird obgleich eigentlich bei dem Seewesen angestellt, doch von dem Bascha überall gebraucht, wo ein außerordentlicher Grad von Doppelzüngigkeit und Verschlagenheit erfordert wird. Der Erfolg seiner Sendung nach Malta beweist, daß er kein Neuling in Verhandlungen ist. Trotz aller seiner moralischen Gebrechen glaube ich indeß, daß er sich auf die Seite Englands neigt.

Unter den Seeofficieren von Tripoli sind einige sonderbare Erscheinungen. Unter andern ist Murat Rais ein sprechender Beweis, wie durch Beharrlichkeit und Geschmeidigkeit am rechten Orte Leute zu den höchsten Ehrenstellen gelangen können. Dieser Mann ist aus Schottland gebürtig, heißt eigentlich Peter Lysle und war im Jahre 1794 Bootsmann auf einem englischen Schiffe das häufig nach Tripoli kam. Da er beschuldigt wurde, einen Theil der Schiffsladung gestohlen zu haben, so flüchtete er sich in das Schloß, nahm den mahometanischen Glauben an, und erhielt bald ein Commando in der tripolitanischen Seemacht. Seit dieser Zeit hat er sich oft als Seeräuber ausgezeichnet und mehrere reiche Prisen gemacht. Er ist indeß zu gleicher Zeit auch ein Beweis von dem Unbestande der Fürsten-Gunst, denn der Bascha hat ihn schon mehrere Male des größten Theiles seines Eigenthums berauben lassen, und obgleich er den leeren Titel eines Großadmirals hat, so ist er doch nicht länger ein Gegenstand der Ehrfurcht, sondern eher des Mitleids und soll sich oft nach seinem Vaterlande zurückseh-

nen. Rais Schelli, der Viceadmiral ist ein Maure von Tripoli. Er ward von Murat in der Schiffahrtskunde unterrichtet und ist einer der berühmtesten Seeräuber im Mittelmeere.

Etwas bestimmtes über die Bevölkerung von Tripoli anzugeben ist unmöglich, auch hat der Bascha nie eine Zählung seiner Unterthanen veranstalten lassen. Die Einwohnerzahl der Hauptstadt beläuft sich nicht über 25000. Außer den maurischen Familien wird die Stadt noch von mehreren jüdischen Familien bewohnt, welche die westliche Seite der Stadt inne haben. Da diese Classe natürlich an der Staatsverwaltung keinen Antheil haben kann, so legt sie sich gewöhnlich auf den Handel, wobei sie sehr viele Unterstützung von den Mauren erhält, welche ohne sie keinen Verkehr treiben können. Die Juden zeichnen sich in der ganzen Barbarei durch ihre Gewandtheit in kaufmännischen Geschäften und durch ihre Sprachkenntniß aus: selbst der Bascha kann sich nicht ohne sie behelfen und sie sind oft sowohl seine Handels- als seine politischen Agenten. Er pflegt nie Juwelen oder Goldstaub zu kaufen, ohne sie vorher von irgend einem dieser Nation besehen und abschätzen zu lassen. Jüdinnen versehen den Harem mit Kleidern und andern Nothwendigkeiten: andere ernähren sich von Handarbeiten, und alle goldenen und silbernen Zierrathen für die maurischen und arabischen Frauen sind die Arbeit der Juden, von welchen auch goldene und silberne Tressen verfertigt werden.

Diese Leute müssen, um den Geldforderungen des Bascha zu entgehen, beständig den Schein der Armuth annehmen, werden aber nichtsdestoweniger mit schweren Abgaben belastet, und haben einen Caid, oder Oberrichter über sich, welchen der Bascha ernennt, um ihre Streitigkeiten zu schlichten. Wenn indeß zwischen begüterten Leuten ein Streit entsteht, so wirft sich der Bascha gemeinhin selbst zum Schiedsrichter auf, da er dadurch Geld von beiden Partheien erpressen kann. Außer den Juden leben auch noch einige wenige maltesische, französische und spanische Familien in Tripoli, welche sich mit dem Handel beschäftigen.

Von den Psylli oder Schlangenbeschwörern Lybiens, sind noch jetzt Spuren vorhanden und man sieht deren noch häufig in Tripoli. Die Nachrichten, welche man mir von ihnen mitgetheilt hat, sind in der That wunderbar. Ehe sie ausgehen, bereiten sie sich mehrere Tage lang vor, und zwar durch eine besondere Lebensordnung, welche eine Art heftiger Raserei hervorbringt, in welcher sie sich für begeistert halten, und auch von dem Volke dafür angesehen werden, das sie zu seinen Heiligen zählt und höchlich verehrt. Wenn sie gehörig vorbereitet sind, stürmen sie hervor, halb nackt mit schäumendem Munde und jedem Zeichen der Tollheit, außer daß sie die Mauren nicht beißen. Es ist indeß nothwendig sie von einer Wache begleiten zu lassen, denn wenn sie einen Christen erblicken, so suchen sie sich desselben zu bemächtigen, um ihn, wie sie erklären, aufzufressen. Man weiß, daß die Psylli häufig lebendige Ratten, Katzen, Hunde, Vögel u. s. w. verzehren, auch führt man sie zu Kranken, weil man ihnen die Kraft zutraut alle Krankheiten heilen zu können. Ihre Tollheit legt sich gewöhnlich nach einigen Tagen, worauf man mehrere Monate lang nichts von ihnen hört.

Da der Bascha den Renegaten und Negern bei der Besetzung der Aemter einen entschiedenen Vorzug vor den Mauren giebt, so legen sich auch diese mehr auf den Handel und die Verfertigung von Musketen, Pistolen, Berkanen, Stiefeln und Pantoffeln, auf das Färben von Tüchern und Häuten, auf Lederstickerei, worin sie besonders geschickt sind und auf viele andere Erwerbszweige. Viele beschäftigen sich auch mit dem Pflanzen und Ackerbau nach ihrer rohen Art, und den letzteren steht ein weites Feld in den Gärten der Mischea, nahe bei der Stadt offen.

Während der Regierung Sidi Ali's des Vaters des gegenwärtigen Bascha's, waren die Mesulata-Gebirge von einem sonderbaren Schlage Menschen bewohnt, welche in Höhlen unter der Erde lebten und wahrscheinlich die Abkömmlinge der berüchtigten Lotophagi waren *). Man sagte uns sogar in Tripoli, daß es selbst den eifrigsten Be-

*) Plin. H. N. V. 4 u. 7.

Sp.

mühungen der Regierung nicht geglückt wäre, sie auszurotten. — Ein Officier in Diensten des Bascha's gab mir folgende Nachricht von ihrer Lebensweise. Sie graben zuerst eine viereckte Höhle ungefähr 20 Fuß tief, und von angemessener Breite und Länge, nach der Zahl der Personen, welche darin wohnen sollen. Auf jeder Seite werden besondere Gemächer angelegt, um zu Schlafzimmern, Magazinen u. s. w. zu dienen. Der Eingang geht schief hinab und ist breit genug, um ein Kameel hinabsteigen zu lassen, denn während der Nacht, zuweilen auch am Tage flüchten sich Menschen und Thiere in diese Höhlen, wenn Anschein von Gefahr da ist.

Die Tripolitaner erreichen selten eine mehr als mittlere Größe. Die Mauren haben eine sehr schöne Gesichtsfarbe: die der Araber ist dunkel und farblos. Sie zeichnen sich sämmtlich durch einen regelmäßigen und kämpferhaften Gliederbau aus, und ich erinnere mich nicht während meines Aufenthalts an diesem Orte je einen Krüppel oder einen mißgestalteten Mann unter ihnen gesehen zu haben.

Das Klima ist in dem ganzen Bezirke von Tripoli sehr gesund. Sehr beschwerlich fällt der Scirocco der gewöhnlich während des Herbstes herrscht, jedoch selten länger als 3 Tage anhält. Während der Dauer desselben, müssen sich die Einwohner, wie auf Malta und in Sicilien, in ihre Häuser verschließen. Er ist von einer erstickenden Hitze begleitet und treibt eine große Menge Sand aus der Wüste zusammen, welcher oft dem Wachsthume der Gewächse sehr nachtheilig wird. Die Küste von Tripoli ist mit dieser Plage oder überhaupt einer andern ansteckenden Krankheit seit 30 Jahren verschont geblieben. Augenentzündungen sind hier, wie in ganz Afrika die vorherrschende Krankheit, verschlimmern sich aber, verkehrter Behandlung wegen, sehr oft. Nachforschungen haben mir gezeigt, daß das Klima des Landes Europäern ungemein wohl bekommt.

Die Regenzeit beginnt gewöhnlich nach der Dattelärndte, gegen October, in welchem Monate die Araber das Land umpflügen und besäen. Die Städtebewohner bereiten sich um diese Zeit zu dem Winter vor, lassen ihre Häuser abweißen und die Cisternen, zum Auffangen des Regenwassers, ausbessern. Im December und Januar wird das

Wetter trocken und so angenehm als es in England im Frühling ist: zu Anfange Aprils sieht man den Markt von Tripoli mit Vieh, Geflügel und Gartengewächsen aller Art reichlich versehen: gegen den Junius tritt die Zeit der Mandeln, Feigen, Aepfel, Birnen, Pfirsichen und Nectarinen (glatten Pfirsichen) ein, welches alles in unglaublicher Menge zu haben und von dem ausgesuchtesten Geschmacke ist.

Die Religion der Bewohner, sie mögen Mauren, Türken oder Araber seyn, ist die rein mohametanische, welcher sie mit einer so großen Wärme anhangen, daß man fast nie von einem Abfalle von ihrer Religion unter ihnen hört. Bei dieser Anhänglichkeit an ihren eigenen Glauben behandeln sie indeß andere Religionspartheien mit großer Duldsamkeit, denn, ob sie gleich die Christen und Juden mit großer Verachtung ansehen, so gestatten sie ihnen doch die freie und ungestörte Ausübung ihrer Religion, ja es ist merkwürdig mit welcher Verehrung sie den englischen Gottesdienst und die Begräbnißfeierlichkeiten, wie sie bei uns gebräuchlich sind, betrachten *). — Die Marabuts oder Priester, deren verhältnißmäßig sehr wenige sind, dürfen eben so viele Weiber nehmen, als die übrigen Gläubigen: ihren Unterhalt ziehen sie theils aus eigenthümlichen Besitzungen, theils aus freiwilligen Beiträgen, da man hier von keinen Zehenten weiß: und obgleich der vortrefflichen Anordnung des Propheten, nach welcher jedermann den zehnten Theil seines Vermögens zu milden Stiftungen verwenden soll, nicht überall nachgekommen wird, so fehlt es doch unter allen Classen der Einwohner nicht an Beispielen von Gastfreundschaftlichkeit und Wohlwollen.

Der Charakter der Tripolitaner neigt sich zu allen möglichen Gesetzwidrigkeiten, aber die Pünktlichkeit, mit der die Gerechtigkeit gehandhabt wird, ist so groß, daß

---

*) Eine ähnliche Bemerkung macht Hr. Morier über die Perser bei Gelegenheit des Begräbnisses des Hrn. Coare zu Buschir. Sp.

man, in Vergleich mit Europa, selten von Verbrechen hört. Vor Betrügereien ist ein Christ selten sicher: die Höheren suchen zuweilen durch Drohungen zu wirken, während die Araber sich etwas damit wissen, die Leichtgläubigkeit der Europäer ohne vieles Aufsehen zu mißbrauchen. — Was die Erziehung betrifft, so giebt es eine große Menge von Schulen in der Stadt, in denen selbst die ärmsten Einwohner ihre Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten lassen, was ihnen, wie man mir erzählt hat, auf eine sehr faßliche und leichte Art beigebracht werden soll. Die Erziehung wird indeß schon im 14ten Jahre unterbrochen, wo man die Knaben aus der Schule nimmt, und sie dann im Umgange mit Menschen ihre Bildung vollenden läßt.

Die Erziehung der Frauen ist sehr einfach und besteht darin, daß man sie vollkommen mit allen Zweigen der Haushaltung bekannt macht, vorzüglich aber sie die Kunst lehrt, sich ihre eigenen Kleider zu verfertigen, Kuskusu *) die Lieblingsspeise der Mahametaner, und Zuckerwerk zu bereiten, worin sich die Frauen der Barbarey besonders auszeichnen.

Den Geboten ihrer Religion zuwider überlassen sich die Tripolitaner oft dem Genusse starker Getränke vorzüglich des Rums und Branntweins, was indeß immer im Verborgenen geschieht. Uebrigens wissen sie ihre sinnlichen Begierden ungleich besser zu zügeln, als es die anderen Einwohner der Küste der Barbarey thun, und ein Tripolitaner hat außer den vier, ihm durch seine Religion zugestandenen Weibern, selten mehr als eine Frau. Auch der unter den Tunesern so sehr eingerissene Hang zu einer unnatürlichen Ausschweifung, ist hier beinahe ganz unbekannt, und der Bascha pflegt, wenn ein solches Verbrechen ihm zu Ohren kommt, es auf die ausgezeichneteste Weise zu bestrafen.

Obgleich Grausamkeit ein hervorstechender Gemüthszug der Tripolitaner ist, so tritt dieser doch keinenweges in der Verwaltung der Gerechtigkeit und bei der Auferlegung der Strafen hervor, und ihre Criminalgerichtsordnung kann,

---

*) S. weiter unten und das Augustheft 1813. p. 164. Sp.

verglichen mit der von Algiers und Tunis, noch sanft genannt werden. Todesstrafen sind keinesweges häufig und werden nur bei Mordthaten, Staatsverbrechen oder Ehebruch von Seiten der Frauen, verhängt. Die außerordentliche Pünktlichkeit, mit der Verbrechen jeder Art hier bestraft werden, hat schon oft die Aufmerksamkeit der Europäer auf sich gezogen. Kaum ist der Verbrecher auf Begehung einer Missethat entdeckt, als er auch schon ergriffen und sogleich zu dem Kaiya gebracht wird, der ein Zeugenverhör anstellt, oder wenn die Sache zu verwickelt ist: sie zur Entscheidung an den Bascha verweist. Im entgegengesetzten Falle erfolgt die Strafe auf der Stelle. Der Bascha führt auch im Gerichtshofe den Vorsitz, nachdem die Rechtssachen zahlreich sind: jedermann spricht für seine Sache und dieß zuweilen mit einem Freimuthe, welcher einem europäischen Fürsten nicht sehr behagen würde.

Für geringere Verbrecher ist die Bastonade, von 100 — 1000 Streichen festgesetzt: Gefängnißstrafen überschreiten selten die Dauer von zwei oder drei Monaten. Diebstähle werden auf eine sehr ausgezeichnete und sonderbare Art bestraft: man nimmt dem Uebelthäter die rechte Hand und den linken Fuß ab und hängt diese mehrere Tage an einem öffentlichen Platze auf *). Mohametaner dürfen indeß nie solche Executionen verrichten: gewöhnlich wird eine für den Bedarf hinlängliche Anzahl von Juden durch die maurischen Soldaten dazu gezwungen. Diese Hinrichtungen werden auf eine ganz besondere Art veranstaltet: der Verbrecher wird an eine hohe Mauer gestellt, ein Seil ihm um den Hals geschlungen und über die Mauer hinübergeworfen, wo die Juden schon in Bereitschaft stehen, das Seil ergreifen und den Verbrecher hinaufzie-

*) Vor ungefähr zwei Jahren zeigte sich bei einer dieser Bestrafungen eine sonderbare Erscheinung: der Mensch welchen man dazu angenommen hatte, die Operation zu verrichten, bemerkte eine Art von Unempfindlichkeit in den entgegengesetzten Gliedern von denen die er abgenommen hatte, und verlor in wenigen Tagen ganz den Gebrauch derselben, den er auch nicht wieder erlangt hat.

aufziehen, ohne ihn zu sehen. Die Strafe des Stranges wird nie öffentlich vollzogen und ist überhaupt für die Mißvergnügten und diejenigen bestimmt, welche sich den Haß des Bascha zugezogen haben.

Von den mohametanischen Festen wird der Bairam durch verschiedene maurische Lustbarkeiten begangen, indem nämlich Tanzmädchen, welche den ostindischen Bajaderen ähnlich sind, ihre Tänze aufführen, Ringer, die ihre Körper mit Seife und Oel beschmiert haben, Stelzenläufer, die auf 20 Fuß hohen Stelzen umhergehen und Musiker ihre Künste zeigen. Auch die Brummkreisel spielen dabei eine große Rolle. An das Daseyn der Elfen oder Feen, von welchen man annimmt, daß sie unter der Erde wohnen und auf das Schicksal der Sterblichen Einfluß haben, wird von den Mauren unbedingt geglaubt: viele von ihnen bilden sich so gar ein, daß sie diesen lustigen Wesen zur Ehe versprochen sind und ein maurisches Frauenzimmer wird nie warmes Wasser auf den Boden schütten, ohne vorher auszurufen: „ich will euch damit kein Böses zufügen, thut mir also auch keines an.“ Eine besondere Wichtigkeit legt man auf das sogenannte böse Auge eine Art des Aberglaubens, welche sich bei allen Classen der Einwohner findet. Menschen, Thiere, Häuser, Möbel kurz alles mögliche wird mit einem Amulet gegen diesen Zauber versehen. Dieß Amulet besteht in einer kleinen Hand, welche auf dasjenige gemalt wird, was man zu erhalten wünscht; die Frauen tragen auf ihren silbernen Armbändern zwei Dreiecke, die sich einander unter rechten Winkeln durchschneiden, eingegraben. Pferde, Maulesel und Kameele tragen ebenfalls ein Amulet um den Hals gehangen. Hände und Dreiecke sieht man über dem Eingange zu dem Pallaste des Bascha, zu den Moscheen und zu allen Privathäusern gemalt: auch die Wiegen der Kinder sind mit dem Zeichen einer Hand verziert.

Für die Todten bezeugen die Tripolitaner jederzeit eine besondere Verehrung und die Freunde der Verstorbenen, machen es sich zur Pflicht, deren Gräber von Zeit zu Zeit zu besuchen, um ihrem Kummer freien Lauf zu lassen. Der allgemeine Begräbnißplatz ist außerhalb des Stadtthors belegen. In der Mitte desselben steht das Denkmal des be-

rühmten Seeräubers Reis Dragut eines Zöglings der Barbarossa. Dieser außerordentliche Mensch war in Natolien geboren und zeichnete sich durch die Menschlichkeit aus, welche zuweilen in seinen Handlungen sichtbar ward. Er war Vicekönig von Tripoli und seegelte im Jahr 1565 mit einer bedeutenden Seemacht nach Malta, um den türkischen Admiral Piali zu unterstützen, der mit der zweiten Flotte diese Insel belagerte, allein ein Steinsplitter, von einer aus dem Castell St. Angelo abgeschossenen Kugel losgerissen, machte seinem Leben kurz nach seiner Landung ein Ende. Die Verehrung für das Grab Draguts ist so groß, daß die Capitäne der Kreuzer des Bascha, ehe sie von Tripoli absegeln sich mit ihren Officieren und ihrer Mannschaft zu demselben begeben und seinen Schutz bei ihrer vorhabenden Unternehmung anflehen. Näher bei der Stadt ist ein kleineres Grab, in welches jeder Leichnam, der begraben werden soll, für eine kurze Zeit gelegt wird, damit, nach einer alten Gewohnheit ein Gebet für ihn gesagt werden könne. Nur Personen aus des Bascha's Familie und die Körper von Heiligen dürfen in der Stadt beerdigt werden. Das Mausoleum der Familie des Bascha ist dicht bei der großen Moschee, in der Nähe seines Pallastes. — Der christliche Begräbnißplatz ist außerhalb der Mauern und dicht an der See. Er wird nie von den Mauren angetastet, welche, wie schon oben erwähnt, vor allen europäischen Religionsgebräuchen eine große Achtung haben.

Die Heirathsfeierlichkeit geht bei den Tripolitanern beständig des Abends vor sich, und ist ein Anlaß zu großen Freudensbezeugungen. Die Braut wird von ihren Verwandten und Freunden nach dem Wohnorte des Bräutigams geleitet, wobei ein Trupp von Männern vorausgeht, welche Laternen tragen und das Tamburin schlagen. Diesen folgen mehrere Sklaven mit Körben voll Henné und mehrerem Räucherwerk, so wie auch mit den Juweelen und Nachtgewändern der Braut, welcher ein Sklave vortritt, der mit dem Gesicht zu ihr gewendet, und rückwärtsgehend, ihr einen Spiegel vorhält. In dem Gefolge befindet sich jederzeit eine große Menge von Weibern, welche, bis der Zug an dem Orte seiner Bestimmung ankommt, einen beständigen Lärm machen. Das Jubeln, die Musik und der

Tanz dauern bis Mitternacht, wo die Gesellschaft sich wegbegiebt. Die tripolitanischen Mädchen werden oft noch unter 12 Jahren verheirathet. Ist die Braut eine Araberin und hat sie einen großen Weg zu machen, so legt man sie in eine von Weidenruthen geflochtene Wiege, welche von einem Kameel getragen und von mehreren Leuten zu Pferde begleitet wird, welche auf dem Wege ein fortwährendes Feuer aus Musketen unterhalten, und zu Ehren der Braut allerhand Kunststücke auf ihren Pferden machen. — Die Eheverbindung selbst wird dadurch vollzogen, daß der Bräutigam in des Cadis Gegenwart die Ehepacten unterschreibt. Diese beziehen sich gewöhnlich auf die Mitgabe der Braut, welche der Bräutigam nach den Gesetzen zurückzugeben genöthigt ist, wenn er in der Folge diese einmal verstoßen sollte.

Messerstiche sind die gewöhnliche Folge eines ernsthaften Streits zwischen den türkischen oder maurischen Soldaten und Matrosen, so wie auch zwischen ihnen und den öffentlichen Mädchen. Die Bürgerlichen befriedigen ihren Haß gegeneinander dadurch, daß sie einander Gift im Kaffee reichen, und diese Todesart ist jetzt so gewöhnlich, daß wenn jemand plötzlich stirbt, man zu sagen pflegt, er hat seinen Kaffee getrunken. Das Gift darin wird zuweilen so eingerichtet, daß es schnell tödtet, zuweilen aber auch so, daß das Opfer noch mehrere Monate lang zu leiden hat.

Die niedrige Volksklasse, vorzüglich Matrosen und Soldaten, pflegen, wenn sie in der Gesellschaft von öffentlichen Mädchen sind, deren es einige wenige in der Stadt giebt, sich mit ihrer anscheinenden Fühllosigkeit gegen Schmerz zu brüsten, indem sie sich an mehreren Theilen des Körpers brennen, ja sich auch von jenen Mädchen Messer in die Arme und Beine stoßen lassen. Diejenigen, welche die größte Festigkeit bei solchen Quaalen zeigen, werden dann mit vorzüglichem Vertrauen und Achtung beehrt.

Die Vergnügungen der Tripolitaner sind von sehr einfacher Art. Die niederen Classen belustigen sich vorzüglich mit körperlichen Uebungen z. B. Ringen: Personen höherer Stände führen gewöhnlich ein träges Leben. Das Spiel ist ein beinahe ganz unbekanntes Laster, obgleich das

Schachspiel und ein anderes Spiel Mangolo genannt, denjenigen, welche Kaffeehäuser besuchen, größtentheils zur Unterhaltung dienen. Bei ihren Zänkereien schlagen sie sich selten, gewöhnlich wird die Sache mit einem heftigen Wortwechsel abgemacht *). Die Juden sind untereinander sehr zänkisch, aber weder durch ihre Thätlichkeit noch durch ihren Muth ausgezeichnet.

Die Kleidung der Einwohner unterscheidet sich durchaus in nichts von der der Tuneser und anderen Bewohner der Barbarey. Die Araber tragen eine Art von braunem Berkan **) und einen Turban: der erste wird nachlässig über den Leib geworfen und bekommt dadurch, daß man ihn auf der linken Schulter befestigt, ein sehr zierliches Ansehen. Da die sämmtlichen männlichen Einwohner durch die Gesetze zum Kriegesdienste verbunden sind, so geht jedermann in der Regentschaft bewaffnet. Die Waffen bestehen aus einem Säbel, Tagena genannt, einem Paar Pistolen und einem Dolche: zu Pferde trägt man noch eine Muskete.

Von den Wissenschaften sind die Arzeneikunde und die Chirurgie die einzigen, welche die Tripolitaner zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht zu haben glauben. Ob dieß der Fall ist wird sich aus dem folgenden ergeben. — Von inneren Mitteln giebt man dem Kranken nichts als Kräuter verschiedener Art: Diät ist ein großes Heilmittel bei Krankheiten. Die chirurgischen Werkzeuge bestehen aus nichts als aus einigen wenigen Eisen, welche durch Figuren an den Enden bezeichnet sind. Diese werden, nachdem es die Natur der Krankheit erfordert, an verschiedene Theile des Körpers gelegt, und der wunderbare Erfolg dieser Kuren von dem ich zum Theil selbst Zeuge gewesen bin, giebt einen anziehenden Beitrag zu den Erfahrungen über die Wirkungen des Feuers und der Hitze auf den menschlichen Körper. So unglaublich es scheinen mag, so habe ich doch während meines Aufenthalts zu Tunis und zu Tripoli, mehrmals Anfälle von Rheumatism durch die Anwendung dieser Eisen heilen und in einem Falle sogar jemanden, der

*) Ein Widerspruch gegen die Behauptung weiter oben. Sp.

**) S. d. Augustheft 1814. pag. 133. Sp.

an den Folgen eines Bruches litt, die größte Erleichterung davon verspüren sehen. Das Werkzeug wird gewöhnlich hinter einem Ohr, oft auch unter den Knöcheln angelegt. Wunden werden gewöhnlich damit ausgebrannt und Geschwüre von sehr gefährlicher Art häufig dadurch geheilt. — Es giebt keine öffentlichen Hospitäler in Tunis und doch sieht man keine Krüppel oder entstellte Personen.

Gebrochene Glieder weiß man im Allgemeinen sehr gut zu behandeln: gewöhnlich bedient man sich zu deren Heilung, so wie bei Contusionen des Straußfettes. Amputationen werden mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit verrichtet und ohne dabei, wie es in Europa geschieht, die Adern zu unterbinden: sobald das Glied abgenommen ist, taucht man den Rumpf in ein Gefäß mit heißem Pech wodurch gewöhnlich die Blutung gestillt und die Heilung befördert wird. — Der Arztlohn übersteigt selten 6 Pence (6gl.) selbst Operationen werden für einen Schilling (3gl.) verrichtet. Die Sprache der Tripolitaner wird von Kennern für das reinste Arabisch gehalten, das an der Küste der Barbarey gesprochen wird und die Einwohner selbst behaupten, daß sie an Reinheit bei weitem die ihrer tunesischen Nachbarn übertreffe. Mehrere Redensarten, die in England gäng und gebe sind, scheinen hier schon seit undenklichen Zeiten im Schwange gegangen zu seyn. So z. B. pflegt ein Araber, wenn man ihm etwas erzählt, das an das Wunderbare streift, sehr trocken zu sagen: bam, lym Portugal! sehr schöne Orangen! eine Redensart, welche einst sehr unter den Modeleuten in London gebräuchlich war. Wenn sich Leute auf der Straße treffen, so fragen sie gewöhnlich asch lunck? Was ist die Farbe? statt des Gewöhnlichen: wie stehts?

Die Einkünfte des Bascha's bestehen aus dem Tribut, welchen er von den arabischen Stämmen erhält, die das Innere des Landes bewohnen: der von Fezzan wird jedoch sehr oft von den aufrührerischen Arabern, unter dem Scheik Safanassa, auf dem Wege nach der Hauptstadt angehalten und weggenommen. Auch von den Juden werden beträchtliche Abgaben erhoben, und zu dem, was der Verkauf

der jährlichen Monopole, der Abgaben von Aus- und Einfuhr, die Erpressungen und der Tribut von Dännemark, Schweden und Amerika eintragen, muß man auch noch die Prisen der Kreuzer rechnen. Es ist indeß nicht gut möglich einen Ueberschlag von dem ganzen Betrage der Einkünfte zu machen, da die Quellen derselben von so sehr unbestimmter Ergiebigkeit sind *).

Es giebt kein regelmäßiges Heer in der Regentschaft. Sobald man Truppen braucht, findet eine allgemeine Ausschreibung Statt, und alle diejenigen, welche aufgefordert

*) Folgende Skizze, welche mir von jemand mitgetheilt worden ist, der lange Zeit in Handlungsgeschäften zu Tripoli lebte, mag einen ungefähren Begriff der Einkünfte des Bascha's geben.

	Spec. Thaler.
Zollgefälle von Aus- und Einfuhr, die Pachtgefälle von dem Monopol der Häute und des Tabacks dazu gerechnet	20,000
Verpachtung der Seife	3,000
Verpachtung der Weine und geistigen Getränke	20,000
Die Statthalter von Derne und Bengasi schicken ungefähr ein . .	22,000
Verkauf der Barilla	20,000
Tribut der Juden	2,000
Jährlicher Tribut von 40 Sklaven von Fezzan	4,000
Goldstaub aus Gdamsia	4,000
zusammen . .	95,000

dazu kommen nun noch folgende unbestimmte Einkünfte:

Eine Abgabe von einem Bohunsin ($1\frac{1}{2}$ Pf. engl.) von jedem Dattelbaum in der Regentschaft, 29 Bohunsin's von jedem Quell, 10 p. c. von dem Ertrage der Ländereien, Strafen die mit Gelde abgemacht werden, Geschenke von türkischen maurischen und jüdischen Kaufleuten, der Nachlaß aller sogenannten Verräther, der Nachlaß derer die ab intestato oder ohne Nachkommen sterben, die Verpachtung der Oefen und Kochbuden. — Das Geld, welches im Schlosse vorzüglich aus alten metallenen Kanonen geschlagen wird, wird von jüdischen Mäklern und Taxensammlern sogleich für Zechinen und spanische Thaler umgesetzt, welche in den Hasnar, oder in den Schatz fließen, um nie wieder in Umlauf zu kommen. Als der Bascha einmal sehr in Geldnoth zu seyn vorgab, ließ er eine große

werden, müssen marschieren. Die größte Kriegsmacht, welche man hat aufbringen können, ist, nach den mir zugekommenen Nachrichten, nicht über 15000 Mann stark gewesen, die indeß von einem Korps von 2000 Europäern in die Flucht geschlagen werden würden. Im Sommer wird ein kleines Lager für Reiterei und Fußvolk außerhalb der Stadtthore aufgeschlagen: die erstere ist ziemlich wohl beritten und in den Bewegungen nach Art der Mamluken in Aegypten sehr behend. Die Stärke derselben beträgt nicht über 3000 Mann und diese bekommen kaum einige Besoldung.

Wenn der jährliche Tribut fällig ist, so wird des Bascha's Sohn mit einer bewaffneten Macht ausgesandt, ihn einzutreiben. Sein Marsch ist durch Raub und Plünderung bezeichnet und anstatt eine regelmäßige Contribution einzuheben, nimmt er jedem so viel von seinem Eigenthum, als er nach seinem Vermögen geben zu müssen scheint und legt bei der geringsten Klage die schwerste Strafe auf.

Da sich keine Materialien zum Schiffbau in der Regentschaft finden, so sind die Tripolitaner genöthigt, sich diese aus Malta und dem adriatischen Meere zu verschaffen, so daß im Seezeughause, das jetzt beinahe ganz leer ist, nichts zu thun seyn kann. Die bewaffneten Schiffe belaufen sich auf 6, welche 6 — 16 Kanonen führen. Der Bascha rüstet alle Kreuzer selbst aus und ist ihr alleiniger Eigenthümer. Jeder Kreuzzug dauert einen Monat: das Schiffsvolk erhält einen geringen Sold drei Tage vor der Abfahrt. Die einzigen Lebensmittel, welche der Bascha verschafft, sind Zwieback, Oel und Wasser; das übrige müssen sie sich von den Schiffen irgend einer Nation, die sie

---

Menge Zechinen aus schlechtem Metall schlagen, sie mit Gold überziehen und denn in das Innere senden. Seine Bedürfnisse sucht sich der Bascha sämmtlich durch Tausch z. B. auf Malta zu verschaffen. Bauholz wird von den Türken, welche Sklaven dafür nehmen, die sie in Constantinopel und Smyrna verkaufen, aus Albanien und Morea eingeführt: und das was im Harem und im Schlosse gebraucht wird, sucht man sich durch Betrug und Bedrückung von den Arabern im Innern zu verschaffen. Das Lohn der Bedienten ist nicht der Rede werth: die Juden müssen umsonst arbeiten, wenn der Bascha sie auffordert.

auf der See finden, erplündern. Bei ihrer Rückkehr werden sie alle durchsucht und jeder Sache von Werth beraubt, die sie erbeutet haben, denn niemand als der Bascha hat einen Antheil an einer Prise. Der Rais sucht indessen immer auch für sich einen Theil bei Seite zu bringen, allein rechtmäßiger Weise besteht sein ganzer Vortheil in dem Beifalle des Bascha und einem Ehrengeschenke, einem scharlachrothen Bernause *) mit Gold besetzt, welches als eine der größten Auszeichnungen in der Regentschaft angesehn wird. Die Bemannung ist der Größe des Schiffs angemessen: die Kreuzzüge der Schiffe gehen jetzt vorzüglich gegen die Sicilianer, die Sardinier und die griechischen Schiffe die unter türkischer Flagge seegeln, und die sich in der Nähe von Malta befinden. Vor kurzem hat der Bascha auch den Spaniern gedroht Krieg mit ihnen anzufangen, wenn eine Schuld, die sie angeblich an seine Unterthanen zu entrichten haben sollen, nicht bezahlt würde *).

Der Bascha erhält zwar, wie oben bemerkt ist, immer einen Firman von dem Großherrn, ehe er als Regent anerkannt wird und ist wie der Bey von Tunis und der Dey von Algiers dem Namen nach Unterthan der Pforte, nimmt aber nichtsdestoweniger Schiffe weg, die unter ottomannischer Flagge seegeln. Sobald ein Raub der Art geschieht, wendet sich der beraubte Theil an den Großherrn der einen Tschaoux mit dem Befehl abschickt, das Geraubte zurückzugeben. Dieser wird gewöhnlich von dem Hauptverlierer oder seinem Bevollmächtigten begleitet, auf dessen Kosten die ganze Verhandlung geschieht. Drei Tage nach seiner Ankunft übergiebt der Tschaoux seinen Firman im vollen Divan und wohnt im Pallaste bis sich eine Gelegenheit zur Rückkehr nach Constantinopel für ihn findet. Sobald dieß der Fall ist, erhält er ein Geschenk, um ihn zum Schweigen zu bringen, so wie ein anderes das gewöhnlich aus Schwarzen oder Verschnittenen besteht an die Pforte ge-

---

*) S. Augustheft 1814. p. 133. Sp.

*) Der spanische Consul Hr. Sousa, ehemals ein algierischer Sklave, ist völlig von dem Bascha abhängig und muß thun, was ihm dieser befiehlt. Der Krieg zwischen Spanien und Tripoli ist unterdessen wirklich ausgebrochen.

sandt wird, begleitet von einer Antwort auf den Firman, worin der Raub entschuldigt und schnelle Beilegung des Ganzen zur Zufriedenheit des Beraubten versprochen wird, die aber nie erfolgt. Vor kurzem wurde ein griechisches Schiff das mit britischer Licenz seegelte von tripolitanischen Kapern aus einem der Häfen des Großherrn (Santorin) geraubt, und die Verlierer, welches englische Kaufleute zu Malta waren, haben, der Bemühungen des Consuls ungeachtet, keine Entschädigung erhalten. Im Jahre 1809 befahl der Bascha, daß der kaiserliche Consul in Tripoli seine Flagge streichen sollte, weil der Kaiser von Oesterreich ihm nie ein Geschenk gemacht, noch ihn als Beherrscher von Tripoli anerkannt habe, ungeachtet er wohl wußte, daß in den Verträgen zwischen der Pforte und Oesterreich Schiffe, welche unter österreichischer Flagge segeln, von der ersteren Macht völlig garantirt werden. Kurz nach dieser Begebenheit begegnete einer der Räubercapitäne Rais Schelli auf einem Kreuzzuge einem großen österreichischen Schiffe, das von Smyrna nach Malta bestimmt und von britischen Kaufleuten befrachtet war. Da es sehr gut bewaffnet und seinem eigenen Schiffe ziemlich überlegen war, so ward es nothwendig zu einer Kriegslist Zuflucht zu nehmen: der Rais rief also das Schiff an, und sagte dem Schiffsherrn, daß er bei einem Sturme sein Boot verloren und dieß so nöthig habe, daß er ihm alles mögliche geben wolle, wenn er ihm ein Boot liehe. Der Oesterreicher der von einem tripolitanischen Schiffe nichts Böses befürchten zu dürfen glaubte, lud Schelli an Bord ein und bot ihm großmüthig an, ihn mit dem, was er brauche, zu versehen. Der schlaue Corsar kam mit mehreren bewaffneten Türken hinüber, betrug sich auf das freundschaftlichste gegen den Kaiserl. Capitän, ging auf dem Verdecke herum, maß die Boote und bewunderte alles, was er sah. Als er endlich die Boote sorgfältig gemustert hatte, wandte er sich zu dem Capitän und sagte: ich finde, daß ich euere Boote nicht brauchen kann, wohl aber euer Schiff, und das werde ich nach Tripoli bringen! Es war jetzt zu spät Widerstand zu leisten und so ward denn das Schiff in Tripoli eingebracht, und die Ladung confiscirt.

Die Ausfuhrgegenstände von Tripoli sind: Wolle von vortrefflicher Beschaffenheit, Sennesblätter und mehrere andere Arzeneiwaaren, Färberröthe, Barilla, Häute, gegerbte Ziegen- und Schaaf-Felle, Salz, Trona *), Straußfedern, Goldstaub, Elfenbein, Gummi, getrocknete Früchte und Datteln, Lotusbohnen **), Cassob (Cassava?), Saffran, Ochsen, Schaafe und Geflügel ***). — Die Beschaffenheit dieser Erzeugnisse ist der der Ausfuhrgegenstände in allen übrigen barbarischen Staaten gleich, und was die Preise in Tripoli betrifft, so sind diese mäßiger als in Tunis und Algiers. Die Abgaben welche der Bascha auflegt, sind sehr unbestimmt und richten sich gewöhnlich nach dem Zustande des Handels. Mehrere einzelne Personen haben die Baumwolle mit vielem Erfolge in der Regentschaft angebaut, da es ihnen aber an Aufmunterung fehlt, so hat sich dieser Artikel noch nicht zu einem Ausfuhrgegenstande erheben können.

---

*) Dieß wird in großer Menge von Mendrah nach Tripoli gebracht und von da nach Tunis und Marocco ausgeführt. Die Juden sandten früherhin etwas davon nach Livorno. Dem Ansehen nach gleicht es sehr dem Borax und wird von den Tripolitanern überall beim Färben gebraucht. Die Bewohner von Fezzan und viele von den Mauren, vermischen dieß Alkali mit ihrem Schnupftaback und kauen ein kleines Stück davon mit dem Rauchtaback.

**) Der Lotusbaum wächst im Ueberflusse in der Mischea, und ist hoch und sehr schattig: die Frucht steckt in einer Hülse, welche der der Tamarinde nicht unähnlich und sobald sie reif, auch angenehm und nahrhaft ist.

***) Früherhin machte auch die rohe Seide einen bedeutenden Ausfuhrgegenstand der Regentschaft aus, allein die Seidenwürmerzucht ist später ganz vernachläßigt worden. Der Maulbeerbaum findet sich indeß bei der Stadt in großer Menge, so daß dieser bedeutende Artikel sich zu jeder Zeit wieder haben kann. In der Nachbarschaft von Tadschaura wird auch der Cassava (Oel) Baum gefunden und daselbst jährlich eine große Menge Oel davan gewonnen, wovon indeß noch nichts ausgeführt worden ist. An der Küste finden sich Fische im Ueberfluß, einige Boote, welche von der Hauptstadt aus geschickt werden, ausgenommen, mache indeß die Fischerei keinen Erwerbszweig der Tripolitaner aus. Auch Korallenbänke sollen an mehrere Theilen der Küste liegen. Der Cassobsaamen der so wenig in Europa bekannt ist, macht in Tripoli einen Haupt-

Die Ausfuhr von Korn, Pferden und Maulthieren hat der Bascha seinen Unterthanen untersagt, wogegen er selbst aber aus dem Handel damit einen sehr bedeutenden Vortheil zieht. Die Einfuhrgegestände sind beinahe dieselben, welche in die anderen Häfen der Barbarey eingeführt werden, z. B. Tücher, Thee, Kaffee, Gewürze, Indigo, Eisen u. s. w. —

Den Verkauf der Weine und geistigen Getränke hat sich der Bascha ausschließlich vorbehalten, und überläßt dieses Recht wiederum an den Meistbietenden. Diese Einrichtung ist für die Europäer vielleicht eine der drückensten von allen, denn da das Recht diese Gegenstände einzuführen jetzt einem Juden zusteht, der unter den Bascha ein Amt bekleidet und für dieses Vorrecht allein 20,000 spanische Thaler jährlich entrichtet, so muß jedermann entweder von dem Juden seinen Vorrath kaufen, oder ihm einen ungeheueren Preis für die Erlaubniß bezahlen, seine eigenen Getränke einzuführen. Dieses Monopol ist nicht allein dem Verkehr von Malta sehr nachtheilig, sondern auch den Tripolitanern selbst, welche große Freunde geistiger Getränke sind, sehr lästig. In Ermangelung des Rum oder Branntweins behelfen sich die Einwohner mit dem sogenannten Lackby, einem Getränke das aus dem Dattelbaume gezogen wird, ehe die Frucht reift. Von jedem Baume erhält man täglich ungefähr 2 Gallons, und der Lackby pflegt zwei Monate lang zu laufen. Der Baum trägt, wenn er gezapft worden ist, nur nach 3 Jahren wiederum Früchte:

---

theil der Nahrung für das Volk aus und giebt ein sehr nährendes Mehl. Er befindet sich in einer Aehre, welche ungefähr 3 Zoll lang ist und eben so viel im Umfange hat, welche den Obertheil eines Rohres bildet, das selten über 3 Fuß hoch ist. Bischnah ist das für die Araber, was Kuskusu für die Mauren ist. Dieser Saamen wurde vor ungefähr 50 Jahren von Soudan eingebracht und war vorher in Tripoli ganz unbekannt. Der Stiel ist kaum 2 Fuß hoch und trägt gewöhnlich mehrere Aehren: das Saamenkorn ist sehr klein und von einer leicht rothen Farbe. Wenn das Ganze zubereitet ist, sieht es einem eilig gemachten Pudding ähnlich, und wird von den Arabern die es gewöhnlich mit einer Menge Oel und rothem Pfeffer essen, Basin genannt.

ist er 5 — 6 Male gezapft worden, so stirbt er ab, und wird zu Bauholz gebraucht. — Am Morgen ist dieser Saft sehr kühlend und sogar wohlschmeckend und hat dann einige Aehnlichkeit mit der Kokosnuß-Milch. Läßt man ihn einen oder zwei Tage stehen, so fängt er an zu gähren und wird sehr stark.

Das Korn wird gewöhnlich durch Kameele gemahlen, welche den oberen Mühlstein in Bewegung setzen: das Mehl enthält indeß, obgleich es sehr fein ist, immer einige kleine Sandtheile, welche von dem Scirocco gewöhnlich in die Aehren getrieben werden. Handmühlen sind in den Häusern häufig zu finden.

Bis jetzt beschränkt sich der Handel vorzüglich auf Malta, Tunis und die Levante. Die Schiffe deren man sich dazu bedient, führen entweder die maltesische, oder ottomannische, und (einige wenige) tripolitanische Flagge. Von sämmtlichen Fahrzeugen wird bei dem Einlaufen in den Hafen ein bedeutender Zoll gefordert. Eine große Karavane geht jedes Jahr von Marocco durch Tripoli nach Mekka, wobei aber auch nicht vergessen wird, derselben einige Gegenstände für die arabischen Handelsplätze z. B. Seidenwaaren, Elfenbein, Straußfedern u. s. w. mitzugeben, wofür man Musline, Mokka Kaffee, Edelsteine u. s. w. zurückbringt. Zuweilen trifft es sich, daß Pilger, die zu dieser Karavane gehören, aus Ermüdung Halt machen müssen, und in diesem Falle werden zu Tripoli und Tunis Schiffe befrachtet, um sie nach Alexandria zu bringen. Diese Karavanen sind wohl bewaffnet und fortdauernd heftigen Angriffen von den Arabern ausgesetzt, durch deren Besitzungen sie zu gehen genöthigt sind.

Die Karavanen aus Fezzan und Sadara kommen gewöhnlich zwei Mal des Jahres nach Tripoli und bringen den Ertrag ihrer vorläufigen Reise nach Bornou und Tombuktu mit, der aus Goldstaub, Perlen, Straußfedern, Elfenbein, Negern, Kameelen, Maulthieren u. s. w. besteht, welche hier gegen grobe europäische Tücher, Berkane, Pulver, Musketen (die aber sehr leicht seyn und lange Läufe haben müssen), Pistolen, Säbel u. s. w. umgesetzt werden. Was sie an Goldstaub mitbringen, ist sehr beträchtlich und sie sollen sich durch eine aufrichtige und ehr-

liche Behandlung der Tripolitaner auszeichnen. Die Handelsleute von Bornou und Sudan haben oft große Quantitäten Goldstaub, welche nur mit einer dünnen Schnur zusammengebunden waren, in den Häusern der europäischen Consuls niedergelegt, und wenn sie dieselben am nächsten Morgen zurück nahmen nicht die geringste Besorgniß geäußert, daß etwas daran fehlen möchte. Die Juden und Tripolitaner verfahren keinesweges so ehrlich gegen sie.

Karavanen aus dem Innern kommen hier im Winter an und kehren gegen den Frühling zurück, so daß ein europäischer Reisender der sich gehörig dazu vorbereitete (was indeß selten geschieht) sie sehr wohl begleiten könnte. Schade nur, daß des Bascha's verkehrte Politik, welche macht, daß er in beständiger Feindschaft mit den Arabern in den Bergen lebt, dem Karavanenhandel so sehr geschadet und ihn zuweilen auf einige Zeit ganz unterbrochen hat.

Malta hat während des Krieges von der Freundschaft mit Tripoli dadurch bedeutenden Nutzen gezogen, daß es große Lieferungen an Vieh daher bekommen hat. Kürzlich hat Lord William Bentink auch Pferde daher kommen lassen, und es könnten, meiner Meinung nach, deren 250 jährlich aus Tripoli eingeführt werden, welche besser seyn würden, als die von Algier und Tunis, und die man um 50 p. c. wohlfeiler erhalten würde. Die Pferde könnte man entweder zu Tripoli oder zu Bengasi einschiffen, welcher letzterer Ort nur 3 Tage Fahrt von Syrakus entfernt ist.

Die Maulthiere von Tripoli sind zwar nicht ganz so groß als die von Tunis, aber eben so gut gebaut und eben so geschickt Anstrengungen zu ertragen. Ochsen, Schaafe und Geflügel sind in großer Menge vorhanden und da die Einwohner nur wenig Fleisch genießen, so erlaubt der Bascha jene Ausfuhr beinahe ohne Einschränkung. Da man hier sehr wenig auf Grasung hält, so wird das Vieh natürlich nicht sehr groß, indeß ist das Rindfleisch im Ganzen doch sehr gut: nicht so gut ist das Hammelfleisch: das Lammfleisch von Tripoli dagegen hat einen vortrefflichen Geschmack. Das Schaaf von Fezzan hat in der Regel die Größe eines Kalbes von 3 Monaten, statt der Wolle eine

Art Haar, und zeichnet sich durch seine Gelehrigkeit und Zahmheit aus, denn ich habe dergleichen Thiere häufig ihren Eigenthümern in den Straßen folgen sehen. Die Schwänze der Schaafe bestehen, wie bei denen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, aus Fett und wiegen gewöhnlich 8 — 10 Pfund. Das Fett davon braucht man zu Tripoli als Butter.

Obgleich Antilopen von bedeutender Größe und von schönem Bau nach der Hauptstadt zu Markte gebracht werden, so hält man sie doch vorzüglich als Hausthiere und um sie nach Malta auszuführen. — Das Dscherboa oder die Pharaoratte *) ist häufig in den Gärten bei der Stadt zu finden und wird häufig von den Tripolitanern gegessen. Es ist größer als die europäische Ratte und sein Fleisch soll sehr zart seyn.

Unter den Europäern, welche sich in Tripoli aufhalten, ist der einzige, welcher Erwähnung verdient, Hr. Saverio Naudi, der in Dunkelheit geblieben seyn würde, wenn nicht sein Betragen in Tripoli und an anderen Orten ihn zu einem Gegenstande öffentlicher Ahnung und öffentlicher Besorgniß gemacht hätte. Er ist jetzt amerikanischer Geschäftsträger in Tripoli, wozu ihn einer der letzten Consuls dieser Nation befördert hat, und vom Bascha in diesem Posten bestätigt, welcher einen andern, die man dazu nach Tripoli schickte, zurückwies. Seines Gewerbes ein Uhrmacher, nahm er in Valetta an einem Kirchenraube Theil und war genöthigt sich nach Marseille zu flüchten, von wo er zum zweitenmale wegen einer Schmähschrift gegen die französische Regierung und mehrerer anderen unrechtmäßigen Handlungen entweichen mußte. Er kam hierauf nach Tripoli, wußte sich des Baschas Vertrauen zu erwerben und spielt jetzt bei den bürgerlichen und politischen Verhandlungen in Tripoli eine gefährliche, aber sehr ausgezeichnete Rolle. Von Malta vertrieben ist er der entschiedenste Feind

*) S. Sonnini Voyage en Egypte. Sp.

der britischen Regierung und hat, wie man weiß, bedeutenden Antheil an der Verhaftung des englischen Consuls *) und der des Hrn. M'Donogh gehabt. Viele von den Räubereien zur See kommen wahrscheinlich ebenfalls auf seine Wohnung und er ist in der That von allen Einwohnern von Tripoli verabscheut und wird von jedem als der gefährlichste Mensch in der ganzen Regentschaft betrachtet.

Die Unterthanen des Bascha's bedauern es sehr, daß ihr Beherrscher eine Politik beobachtet, welche dem Interesse seiner arabischen Unterthanen, die doch in der That die ganze Quelle seines Reichthums bilden, so wenig angemessen ist. Wenn er, anstatt zwischen den verschiedenen Stämmen den Saamen der Zwietracht auszustreuen, sie zu einer eifrigeren Betreibung des Ackerbau's vermöchte, so würde eine ungeheuere Menge Korn in der Regentschaft gewonnen werden können, das bald zu einem wichtigen Handelszweige, sehr zum Vortheile Malta's und Sicilien's, werden würde. Dieß ist indeß unglücklicherweise nicht der Fall, indem der Bascha es nicht einmal gern zu sehen scheint, wenn die Araber viel Waitzen säen. — Auch seine Politik gegen die wandernden Araber, welche die Provinzen Mesulata und Garian bewohnen, liefert einen Beitrag zur Kenntniß des von ihm angenommenen Systems. Jeder Stamm bildet eine abgesonderte Gemeine, oder, wie sie es nennen, Adauar: jede dieser Gemeinen steht unter einem Scheik der in Verbindung mit einigen der erfahrensten unter ihnen alle Angelegenheiten schlichtet, welche sich auf das öffentliche Interesse beziehen. Diese Araber bringen ihre oben angeführten ärmlichen Erzeugnisse nach Tripoli und kehren mit den gewöhnlichen Bedürfnissen zurück. Sie haben, wie man leicht von einem Volke, das beinahe noch in einem Naturzustande lebt, erwarten kann, häufig Streitigkeiten unter einander. Diese werden am Ende vor den Bascha gebracht, welcher einen Trupp Reiterei abschickt, um eine der Partheien zu züchtigen, worauf denn ein Gemetzel erfolgt und seine Hoheit eine Kopfsteuer von den Erschlagenen einfordern läßt. Damit diese armen und kriegerischen

*) Hrn. Lucas?

Völkerschaften ja nicht einig werden mögen, so haben die Kaids, oder Statthalter des Bascha's, Befehle, sie zum Spielen zu ermuntern, und sobald es dabei zu Thätlichkeiten kommt und zu den Waffen gegriffen wird, so wird ein Trupp Türken zu rechter Zeit abgeschickt, um sich auf die stärkere Seite zu schlagen und die schwächere zu unterdrücken: ein Mittel, durch welches allein die Herrschaft des Bascha's gesichert werden kann. Ihre gewöhnlichen Waffen sind eine Flinte, ein breiter Säbel, ein Paar Pistolen und ein Dolch: die lange hölzerne, mit Eisen beschlagene Lanze ist nur bei den Einwohner des Inneren gebräuchlich.

Seit der Vereinigung so mancher kleinerer Staaten mit Frankreich, ist diese Macht nebst England die einzigen geblieben, welche der Bascha, seines Vortheils wegen, sich zu Freunden zu erhalten suchen muß. Dagegen erlaubt er sich gegen die kleineren Staaten, Dännemark, Schweden und mehrere andere, vorzüglich gegen Amerika die schreiendsten Bedrückungen. Die letztere Macht vermochte in dem Kriege von 1800 — 1804 durchaus nichts gegen Tripoli auszurichten, und überließ sogar eine ihrer Fregatten, die Philadelphia, ohne Widerstand den Tripolitanern. Diese stand unter dem Befehle des Capitán Bainbridge, welchen, so wie seine Officiere und die Matrosen die amerikanische Regierung mit 60000 spanischen Dollars loskaufen mußte. Der Friede mit Tripoli ward im Jahre 1804 durch die Vermittlung des dänischen Consuls Hrn. Nissen zu Stande gebracht und vom Commodore Rodgers und dem amerikanischen General-Consul Hrn. Lear abgeschlossen. Das Verfahren der Amerikaner gegen des Bascha's Bruder, Sidi Hamet, ist mit Recht überall in Tripoli getadelt worden. Dieser Sidi Hamet, war, nachdem ihn sein Bruder vom Throne vertrieben hatte, mit der Stelle eines Befehlhabers von Derne bekleidet worden, von wo ihn aber die Amerikaner durch glänzende Versprechungen weglockten, um sich seiner als ein Schreckbild gegen seinen Bruder zu bedienen, damit dieser bessere Bedingungen machen möchte. Als sie aber zum Frieden gezwungen wurden, überließen sie den armen Sidi Hamet seinem Schicksale, indem sie ihm bloß seine Rückkehr nach Derne sicherten, ohne ihm eine Pension auszumachen. Hamet ging, nothgedrungen, nach

Derne, mußte aber bald, um der Rache seines Bruders zu entgehen, die Flucht nehmen und irrt jetzt, obgleich der rechtmäßige Beherrscher des Landes, als ein Flüchtling in Aegypten umher.

Weder Dännemark, Schweden, Spanien oder Portugall haben seit langer Zeit ihren Tribut regelmäßig bezahlt, ein Umstand, durch welchen die Einkünfte des Bascha bedeutend geschmälert worden sind, und der ihn oft zu Gewaltthätigkeiten veranlaßt hat, um diese Lücke auszufüllen. — Was die Politik Englands gegen Tripoli betrifft, so sollte man darauf denken den englischen Consuls mehr Einfluß zu verschaffen, damit sie ihren Schritten einen gewissen Nachdruck geben könnten und nicht dem Gouverneur von Malta erlauben, einen directen Briefwechsel mit den Häuptern der Barbarey zu unterhalten, wobei noch das Uebel ist, daß der Bascha bei Gelegenheit seiner Antworten, heimliche Weisungen an seine Agenten auf Malta ergehen läßt, den Consul daselbst recht anzuschwärzen, um Zwistigkeiten zwischen ihm und dem Gouverneur zu erregen, und dadurch des letzteren Aufmerksamkeit von des Bascha's Betragen gegen den Consul abzuziehen. Uebrigens darf man nicht denken, daß die Regenten der Barbarey auf den Briefwechsel mit den englischen Generalen auf Malta und in Sicilien oder auf deren Forderungen das geringste Gewicht legen, im Gegentheil haben sie dieselben oft bei Ansuchen um Rückgabe der Ladungen britischer Unterthanen, mit der äußersten Verachtung behandelt. Das Betragen des Bascha gegen die Consuls überhaupt, ist äußerst willkührlich und tyrannisch. Der englische Consul Hr. Langford hatte in einem Streite, der zwischen einem der maltesischen Gastwirthe und einem Juden entstanden war, und wobei der letztere den ersten geschlagen und ihm eine Wunde am Kopfe beigebracht hatte, sich an dem Bascha gewandt und des Juden Bestrafung verlangt. Der Bascha hörte indeß, ohne auf des Consuls Vorstellungen zu achten, nur die eine Parthey, und gab, durch des Juden Scheingründe bewogen, einen Befehl zur Vertreibung sämmtlicher Malteser aus Tripoli, wodurch jener Unglückliche ganz zu Grunde gerichtet wurde. Der Consul beschloß die Sache durchzusetzen, erhielt aber erst nach längerer Zeit (ganz dem Vertrage mit Tripoli zu-

wider) eine Audienz. Als er nun die Rechte des Maltesers als eines englischen Unterthanen zu vertheidigen anfangen wollte, gerieth der Bascha in eine fürchterliche Wuth, sprang von seinen Throne, lief auf Hrn. Langford zu, zog ein Pistol und würde ihn gewiß erschossen haben, wenn nicht sein Gefolge es verhindert hätte. — Der portugiesische Consul Hr. M'Donogh, welcher während seines neunzehnjährigen Aufenthalts in der Regentschaft dem Bascha die wichtigsten Dienste geleistet, hatte sich das Mißfallen desselben zugezogen. Es erschien daher eines Tages ein Bote von dem Bascha bei ihm, welcher ihm ankündigte, daß da man gehört, er wolle Tripoli verlassen (der Consul der in spanischen Angelegenheiten etwas in Ordnung gebracht hatte, sollte nach Cadiz zurückgehen, um Bericht abzustatten), so lasse ihn der Bascha erinnern, daß er nicht eher die Regentschaft verlassen könne, als bis er eine Summe von 4000 spanischen Thalern bezahlt, welche er einigen Juden schuldig seyn solle. Vergebens betheuerte der Consul, daß ihm von einer solchen Schuld nichts bewußt sey, man stellte eine Wache an seine Thür und er durfte nicht eher ausgehen bis er die Wechsel über diese Summe auf London ausgestellt und nicht eher Tripoli verlassen, bis man Nachricht erhalten hatte, daß die Wechsel angenommen worden wären. — Eine ähnliche Behandlung erfuhr der schwedische Consul Hr. Bulström. Dieser erhielt vor kurzem ein Zurückberufungsschreiben von seinem Hofe, worin er zugleich angewiesen wurde, dem Bascha zu melden, daß der schwedische jährliche Tribut von 8000 Dollars nicht eher bezahlt werden würde, als bis der schwedische Handel im mittelländischen Meere wieder eröffnet werden könnte. Der Consul machte dieß dem Bascha bekannt, der an demselben Tage Hadschi Massan *) von einem Trupp Soldaten begleitet, nach seinem Hause schickte, um einen Wechsel für die Tributsumme auf den schwedischen Consul zu Algier zu erpressen. Da sich der Consul weigerte, der Forderung nachzukommen, so wurde er sogleich mit Hausverhaft belegt, und mehrere Soldaten in seinem Hause einquartirt, die sich auf die empörendste

*) S. oben pag. Sp.

Art gegen ihn betrugen: ja der Anführer derselben weigerte sich sogar, in den Stunden der Ruhe des armen alten Mannes Zimmer zu verlassen, so daß der Consul endlich, durch die Mißhandlungen erschöpft, darin willigte den Wechsel auszustellen, worauf er zwar die Erlaubniß aus seinem Hause zu gehen, aber nicht die, der Stadt zu verlassen erhielt: die Wache selbst räumte sein Haus nicht eher, als bis sie ihn gezwungen hatte, ihr 150 Dollars für ihre Mühe auszuzahlen.

Allgemeine statistische Uebersicht des britischen Reichs nach den neuesten Angaben *).

Bevölkerung.

	Europäer.	Farbige Freie.	Arbeitende Neger.	Summe.
Gegenwärtige Bevölkerung von Großbritanien und Ireland mit Ausschluß des Heers und der Flotte	16,456,303			16,456,303
Britische Unterthanen in den europ. Nebenländern	180,300			180,300
In Nordamerika	486,146			486,146
In Westindien	64,994	33,081	634,096	732,171
In den westindischen Eroberungen	35,829	26,253	372,800	434,882
In den afrikanischen Niederlassungen	20,678	108,299		128,977
In Asien	61,059	1,807,496	140,450	2,009,005
In dem Gebiet der ostindischen Compagnie	25,246	40,033,162		40,058,408
Seemacht u. Heer mit Einschluß fremder Corps	671,241			671,241
Hauptbelauf	18,001,796	42,008,291	1,147,346	61,157,433

*) Dieser Aufsatz ist nach den Daten, die sich in dem Supplement to Nicholson's and C's London new Price Courant for the year 1814, befinden zusammengestellt und bearbeitet: die ersten Angaben und Berechnnngen sind aus Colquhoun's wealth power and resources of the British Empire London. 1814. 4.

Die gesammte Kriegsmacht zu Lande, mit den Milizen in England und Ireland, Freiwilligen, in England, Ireland und den Colonieen	721,187
Die Seemacht	179,920
Die Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande in Indien	160,913
	1,062,020

Schätzung der Bevölkerung nach ihren Arbeiten und Einkommen.

	Familien.	Personen.	Einkommen.
Das königliche Haus, der hohe und niedere Adel	47,437	416,835	58,923,590 Pf.
Staats-Beamte, Armee und Flotte, Pensionirte	152,000	1,056,000	34,036,280 —
Geistliche, Justizbeamte, Aerzte	56,000	281,500	17,580,000 —
Universitäten, Schulen und andre Anstalten	45,319	567,937	17,555,355 —
Arme	387,100	1,548,400	9,871,000 —
	687,856	3,870,672	137,966,225 —
Ackerbau, Bergwerke u. dgl.	1,302,151	6,129,142	107,246,795 —
Handel, Schiffahrt, Manufakturen, Fischerei u. s. w.	1,506,774	7,071,989	183,908,352 —
Schöne Künste	5,000	25,000	1,400,000 —
	2,813,925	13,226,131	292,555,147 —

Schätzung des Werths des öffentlichen und besondern Eigenthums des britischen Reichs.

Werth des Land- und andern Eigenthums in Großbritanien und Ireland	2,736,640,000 Pf.
Neue europäische Nebenbesitzungen	22,161,330 —
Sieben Niederlassungen in Nordamerika	46,575,360 —
Vierzehn Niederlassungen in Westindien	100,014,864 —
Vierzehn eroberte Colonieen daselbst	75,220,000 —
Vier Colonieen in Afrika	4,770,500 —
Fünf Colonieen in Asien	38,721,090 —
	3,009,103,144 —
Das Gebiet in Indien unter der Verwaltung der Ostindischen Compagnie kann nicht geringer angesetzt werden als	1,072,427,751 —
Hauptsumme	4,081,530,895 —

Schätzung des in den Jahren 1812 und 1813 in Großbritanien und Ireland erworbenen Eigenthums.

Ackerbau in allen seinen Zweigen . . .	216,817,624 Pf.	
Bergwerke, mit Einschluß der Kohlen u. s. w. . .	9,000,000 —	
Manufakturen	114,230,000 —	
Einheimischer Handel	31,500,000 —	
Fremder Handel und Schiffahrt . . .	46,373,748 —	
Küsten-Handel	2,000,000 —	
Fischereien mit Ausschluß der Newfoundlandischen .	2,100,000 —	
Patentirte und Privatbanken . . .	3,500,000 —	
Fremdes remittirtes Einkommen . . .	5,000,000 —	430,521,372 Pf.
Britische und eroberte Colonieen und Nebenländer		
Jährlicher Ertrag der 53 Colonieen durch Arbeit	50,740,740 —	
Besitzungen der Compagnie in Indien . .	211,966,494 —	262,706,964 —
Hauptsumme		693,226,336 —

Versuch den Werth des öffentlichen und besonderen Eigenthums in Groß-Britanien zu bestimmen im Jahr 1812.

Produktives Privateigenthum.	England u. Wales.	Schottland.	Ireland.	Zusammen.
Bebautes Land aller Art a)	750,400,000	150,080,000	300,160,000	1200,640,000 Pf.
Zehnten, die Weltlichen gehören b) . .	80,000,000			80,000,000 —
Bergwerke und Mineralien c)	68,000,000	5,000,000	2,000,000	75,000,000 —
Kanäle, Zölle, Holz	46,000,000	2,000,000	2,000,000	50,000,000 —
Wohnhäuser, die nicht zu den Aeckern gehören, mit Einschluß von Magazinen und Fabrikgebäuden d)	300,000,000	30,000,000	70,000,000	400,000,000 —
Fabrikate vollendet zum Verkauf . . .	100,000,000	16,000,000	24,000,000	140,000,000 —
Fremde Waaren, die Engländern gehören	33,000,000	4,000,000	3,000,000	40,000,000 —
Schiffe vollendet und auf dem Stapel e)	20,000,000	4,000,000	3,000,000	27,000,000 —
Produkte des Landbau's, Getreide, Heu, Käse, Butter u. s. w.	30,000,000	5,000,000	10,000,000	45,000,000 —
Thiere, Pferde u. s. w. f)	113,000,000	20,000,000	50,000,000	183,000,000 —
Die Fischereien im Lande und um die Küsten	3,000,000	3,500,000	3,500,000	10,000,000 —
	1,543,400,000	239,580,000	467,660,000	2,250,640,000 —

Unproduktives Privateigenthum.

Oedes Land, das jetzt unproduktiv, nach Abzug dessen, das keines Anbaus fähig ist g)	82,500,000	16,500,000	33,000,000	132,000,000 —
Möbel in Wohnhäusern	130,000,000	15,000,000	40,000,000	185,000,000 —
Kleidung	16,000,000	1,600,000	3,200,000	20,800,000 —
Silber, Juwelen und andere Kostbarkeiten	34,000,000	3,400,000	6,800,000	44,200,000 —
Baares Geld in Umlauf und in den Cassen, nämlich Gold, Silber, kupferne Münze nebst Bankthalern und Zeichen . . .	9,000,000	2,000,000	4,000,000	15,000,000 —
	1,814,900,000	278,080,000	554,660,000	2,647,640,000 —

Oeffentliches Eigenthum.

Oeffentliche Gebäude, Palläste, Kirchen, Spitäler u. s. w.	20,000,000	2,000,000	5,000,000	27,000,000 —
Zeughäuser, Festungen und dazu gehörige Vorräthe	12,000,000	1,000,000	4,000,000	17,000,000 —
Docken und Materalien zum Schiffsbau				10,000,000 —
Kriegsschiffe an Zahl etwa 1000, worunter 261 Linienschiffe, die im Bau befindlichen eingerechnet				25,000,000 —
Artillerie und dazu gehörige Vorräthe				10,000,000 —
	1,846,900,000	281,080,000	563,660,000	2,736,640,000 —

Anmerkungen.

a) Das angebaute Land läßt sich folgendermaaßen berechnen:

	Morgen		
Gärten und Baumschulen etwa	20,000	Durchschnittswerth	70 Pf. pr. Morgen
Sehr angebautes Land in der Nähe großer Städte	500,000	———	50 — ———
Hopfenfelder	100,000	———	40 — ———
Angebautes Land von bester Art	12,000,000	———	30 — ———
Von geringerer Art	18,000,000	———	20 — ———

Alles Land in England und Wales macht also 30,620,000 Morgen aus, die geschätzt werden können auf 750,400,000 Pf. Das in Schottland angebaute Land kann als ein Fünftel und das in Ireland *) als zwei Fünftel des Werths des angebauten Landes in England gerechnet werden.

b) Die Zehnten in Schottland und Ireland sind in dem Werth des Landes begriffen.

c) In England sind die Kohlen= Zinn= und Eisengruben nicht bloß zahlreich, sondern auch sehr schätzbar. Die Bleigruben zu Alston an der Gränze von Cumberland beschäftigen etwa 1100 Menschen. In Norwich, Cheshire und einigen andern Theilen des Königreichs sind unermeßliche Gruben von Steinsalz und auch von unedlen Metallen. Kupfer findet sich im Ueberfluß zu Anglesea in Wales. Die Kohlen= Blei= Eisen= und andren Metallgruben in Schottland die von guter Beschaffenheit sind, können nicht geringer als zu 5,000,000 Millionen Pfund angeschlagen werden. Die vornehmsten Metalle in Ireland sind, Eisen und Kupfer: es giebt zwar auch noch Gruben von andern Metallen, doch geben sie keinen großen Ertrag: es hat Ueberfluß an Schiefer, auch etwas Kohlen.

*) In einem unsrer nächsten Hefte werde ich eine Bearbeitung von Newenham's statistical and historical inquiry into the progress and magnitude of the population of Ireland liefern. R.

d) Die Häuser, ohne die zum Landbau gehörigen, machen in England und Wales 1,726,871, in Schottland 309,741, zusammen 2,036,612 aus:

e) Die Tonnenzahl der englischen Schiffe betrug im Jahr 1811: 1,725,940 Tonnen. 1814 hatte England 23 — 24000 Schiffe, worauf etwa 165,000 Seeleute dienten.

f) In England und Wales läßt sich der Viehstand folgendermaaßen berechnen:

Pferde jung und alt	1,500,000	Durchschnittspreis	13 Pf. 6 Sch. 8 P.
Hornvieh	5,500,000	———————	10 —
Schaafe und Lämmer	25,000,000	———————	1 — 12 —
Schweine, Ziegen, Esel	1,500,000	———————	1 — 6 —
wilde Thiere, Federvieh	3,000,000	———————	

g) Das wüste, artbare Land läßt sich berechnen 5,500,000 Morgen, der Durchschnittspreis 15 Pf.

Gewässer und Wege 540,800 ---

Unartbares Land 673,600 ---

In Schottland und Ireland läßt sich der Werth des angebauten Landes wie ein Fünftel zu dem in England annehmen.

Uebersicht der Finanzen im Jahr 1813.

Einkünfte.	England und Wales.	Schottland.	Ireland.	Zusammen.
Zölle	11,037,451.1.10½.	857,744. 8. 2.	2,456,576. 6.11⅓.	14,351,771.17. 0.
Accise	21,812,034.11.5.	1,726,900.14. 8½.	2,195,709. 8. 7¼.	25,734,644.14. 9¾.
Eigenthumssteuer	12,091,034. 5.6½.	966,790.14. 4.	. . . . . .	13,057,824.19.10½.
Landsteuer	1,343,576.15.2¼.	24,551.10. 4½.	. . . . . .	1,368,128. 5. 6½.
Auflagen (Assessed Taxes)	5,678,970.10.2¼.	412,977.19.11¾.	. . . . . .	6,091,948.10. 2.
Stempel	4,952,120. 9.1¾.	348,523. 2. 5.	676,203.16.11⅓.	5,976,747. 8. 6.
Post	1,590,372.19.7 *)	167,877.18	177,963. 5. 4½.	1,936,214. 2.11½.
Vermischte Einkünfte . . .	508,856. 2.7¼.	14,526. 9. 8½.	199,363. 0. 6¼.	722,745.12.10¼.
	59,014,416.15.6½.	4,519,892.17. 7¼.	5,705,815.18. 5¾.	69,240,125.11. 8.
Einkünfte von der Insel Mann				6,973. 3. 1½.
				69,247,098.14. 9½.

*) Mit Einschluß des englischen Porto's, das in Ireland gehoben wird.

Hiezu kommen					
consolidirte Fonds von Großbritanien und Ireland	251,108 Pf.	6 Sch.	7½ P.		
Balancen und Scheine die nach dem 5ten Jan. 1813 zahlbar sind	2,601,103 —	4 —	4½ —		
Anleihen	30,665,202 —	4 —	4½ —		
Zinsen der Anleihen für Ireland 2,793,313 Pf. 3 S. 9 P. für Portugal 57,170 — 3 — Vermischte Einkünfte 1,047,470 — 9 —	3,897,953 —	7 —	6 —		
Hauptsumme	102,395,227 —	9 —	4½ —		
Anm. Scheine, die für den öffentlichen Dienst ausgegeben, aber in dem Jahre nicht eingelöst sind	44,415,946 Pf.	6 S.	4½ P.		
Balancen im Schatz von Großbritanien und Ireland.					
Verfügte	11,297,562 —	12 —	1¼ —	}	12,552,645 Pf. 15 S. 5¼ —
Nichtverfügte	1,255,083 —	3 —	4 —	}	

Ausgabe.

Vermischte Zahlungen aus den Einkünften				1,053,288 Pf.	6 S.	4	P.
Zinsen u. s. w. der Schuld				24,690,505 —	11 —	2¾	—
Verminderung der Schuld				11,667,265 —	8 —	4½	—
Interesse der Schatzscheine				1,924,165 —	13 —	8¼	—
Civilliste u. s. w.				2,171,395 —	15 —	11¾	—
Münze				14,270 —	1 —	6	—
Heer				27,949,405 —	3 —	10¼	—
Flotte (mit Einschluß der Lebensmittel und Transporte)				20,500,339 —	7 —		
Artillerie				4,727,376 —	6 —	0¼	—
Anleihen, Remessen und Vorschüsse an andre Länder.							
an Portugal	2,228,276 Pf.	9 S.	10 P.				
an Spanien	2,092,325 —	16 —	6¼ —				
an Sicilien	400,000 —						
an Schweden	306,736 —	4 —	5 —				
an Rußland	286,237 —	10 —	3 —				
an Marokko	1,952 —	2 —	7 —	5,315,528 —	3 —	7¾	—
Vermischte Ausgaben.							
Zu Lande	4,870,023 —	16 —	7½ —				
Auswärts	293,965 —	1 —	10 —				
Zahlungen auf das Creditvotum in Irland	30,952 —	2 —	3 —	5,194,941 —		8½	—
Hauptsumme				108,208,980 Pf.	18 —	4½	—
Abzug des Betrages, der keinen Theil der Ausgabe macht				84,875 —	3 —	0	—
bleibt				108,124,105 —	15 —	4½	—

Oeffentliche fundirte Schuld Großbritaniens am 1sten Februar 1814.

	I. Hauptbelauf der ursprünglich fundirten Schuld.	II. Eingelößte und auf Rechnung des Reductionsfonds stehende Schuld.	III. Leibrenten.	IV. Schuld getilgt durch Abkauf der Landsteuer.	V. Getilgte Schulden, deren Fonds mit neuen Anleihen beschwert ist.	VI. Ungetilgte Schuld.
Großbritanien	905,549,502	80,809,285	2,361,667	24,633,881	153,576,500	664,168,169
Ireland	79,130,250	12,451,933				66,678,417
Deutschland *)	7,50 633	1,497,936				6,004,697
Portugal *)	895,522	237,150				658,372
	993,077,907	94,996,304	2,361,667	24633,881	153,576,500	717,509,555

	VII. Zinsen der Schuld in Col. II.	VIII. Leibrenten zahlbar auf Col. III.	IX. Zinsen d. Schuld in Col. VI.	X. Summen z. Tilg. d. Schuld bestimt.	XI. Gesamtkosten der Schuld.
Großbritanien	2,505,082	1,431,167	22,135,042	11,590,452	35,395,057
Ireland	373,557	129,583	2,062,333	1,174,117	3,389,300
Deutschland	44,938	230,000	180,140	81,631	495,738
Portugal	7,114		19,751	37,114	57,089
	2,930,750	1,790,750	24,397,266	12,883,314	39,337,214

(* Anleihen an den Kaiser von Oesterreich und den Prinzen Regenten, in England zahlbar.

Uebersicht sämmtlicher Anleihen seit der französischen Revolution.

Jahr.	Geliehene Summe.	Zinsen.	Jahr.	Geliehene Summe.	Zinsen.
1793	4,500,000 Pf.	4 Pf. 3 S. 4 P.	1804	22,500,000 lb.	5 Pf. 3 S. 2 P.
1794	11,000,000 —	4 — 10 — 9 —	1805 f. Irl.	1,500,000 —	5 — 16 — 4 —
1795	18,000,000 —	4 — 15 — 8 —	1806	20,000,000 —	4 — 19 — 7 —
1796	18,000,000 —	4 — 14 — 9 —	1807	14,200,000 —	4 — 14 — 7 —
—	7,500,000 —	4 — 12 — 2 —	1807 f. Irl.	1,500,000 —	4 — 16 — 4 —
1797	18,000,000 —	5 — 14 — 1 —	1808	10,500,000 —	4 — 14 — 6 —
—	14,500,000 —	6 — 6 — 10 —	1809	14,600,000 —	4 — 11 — 7 —
1798	17,000,000 —	6 — 4 — 9 —	1810	12,000,000 —	4 — 4 — 2 —
1799	3,000,000 —	5 — 12 — 5 —	1811	12,000,000 —	4 — 13 — 6 —
—	15,500,000 —	5 — 5 — 0 —	1812	22,500,000 —	5 — 5 — 7 —
1800	20,500,000 —	4 — 14 — 2 —	1813	21,000,000 — }	
1801	28,000,000 —	5 — 5 — 5 —	1813 f. Irl.	6,000,000 — }	5 — 10 — 10 —
1802	der kurze Friede.		1813 f. 1814	22,000,000 — }	
1803	12,000,000 —	5 — 2 — 0 —	1814	18,500,000 — }	4 — 12 — 1 —
1804	14,500,000 —	5 — 9 — 2 —	— f. Irl.	5,500,000 — }	

Ueber=

Uebersicht des Handels.

I. Betrag der Colonialwaaren, die in den letzten Jahren nach den Haupthäfen Englands gebracht worden sind.

	1812.	1813.	1814.
Zucker Gebinde aller Art	306,148	307,640	353,750
Kaffee	39,159 Fässer.	58,280 Fässer.	84,100 Fässer.
	83,035 Säcke.	222,400 Säcke.	318,300 Säcke.
Rum	55,330	76,682	74,000 Puncheons.

II. Besondre Einfuhr nach London.

	Zahl der Schiffe.	Zucker.		Kaffee.		Cocoa.		Piment.		Ingwer.	
		Fässer.	Kisten.	Fässer.	Säcke.	Fässer.	Säcke.	Fässer.	Säcke.	Fässer.	Säcke.
1812.	495	199,852	1,150	32,406	62,482	997	3,665	286	5,470	529	1,624
1813.	481	212,148	6,525	40,621	117,240	1,218	6,980	533	10,304	526	1,253
1814.	513	196,924	17,325	58,319	224,174	425	14,417	187	5,820	141	1,092

	Baumwolle. Säcke.	Kampescheholz. Tonnen.	Gelbholz. Tonnen.	Syrup. Puncheons.	Tabak. Oxhofde.	Tabak. Ballen.	Rum. Puncheons.
1812.	40,983	7,738	1,247	„ „	„ „	„ „	„ „
1813.	54,344	5,974	827	„ „	„ „	„ „	46,600
1814.	50,040	5,712	703	2,986	599	4,271	42,800

III. Eingeführte Baumwolle in England.

	1808.	1809.	1810.	1811.	1812.	1813.	1814.
Säcke, Ballen, Seron's	169,870	445,000	568,010	324,724	260,168	250,430	288,970

IV. Besonders nach London.

	1813.	1814.
Aus Portugal, Spanien u. den Colonien	46,566	47,342
dem Mittelmeer	1,760	„ „
Ostindien	1,429	13,048
Nordamerika	6,754	3,870
Westindien u. s. w.	12,997	13,076
	69,506	77,336

V. Ostseeische Güter.

1813.

Hanf aus	Petersb.	19,227½	Ballen.
	Riga	3,443	"
	Archangel	1,365	"
	Liebau	228	"
	Königsb.	1,607	"
	Memel	274	"
Codilla	Petersb.	140	"
Garn	—	30	"

Flachs a.	Petersb.	Ballen (Bobbins)	42,064.
	Riga	Packen	11,230
	Archangel	—	729
	Liebau		7,701
	Pernau		6,754
	Narwa	Ballen	209
	Königsb.	Packen	388
	Memel		4,195
	Pillau		112
Codilla	Petersb.		763

Talg a.	Petersb.	42,368	Fässer.
	Archangel	3,915	—
	Riga	142	—

Aus Südamerika 174 Fässer u. 6,836 Serons.

1814.

Hanf aus	Petersb.	12,666	Bündel.
	Riga	846	—
	Archangel	467	—
	Königsb.	70	—
	Memel u. Pern.	129	—
	Holland	626	—
	Italien	97	—
	Indien	164	Ballen

Flachs a.		Petersb.	Ballen (Bobbins)	63,015.
		Riga	Packen	11,230
		Archangel	—	729
		Liebau	—	7,701
		Pernau	—	6,754
	1	Narwa	Packen	4,195
	2	Memel	Bobbins	1,762
		Holland	—	6,703
		Schweden, Danzig, Pillau		223

Talg a.	Petersb.	49,214	Fässer.
	Archangel	5,392	—
	Riga	712	—
	Dänemk.	801	—
	Pillau	245	—
	Memel	282	—
	Schwed. Narw. u. Rost.	286	—
	Holland	3,294	Tonn.
	Südamer.	6,439	Serons
	——	114	Fässer.
	Botanybay	41	Tonn.
	Helgoland	54	Tonn.
	Lissabon	120	Serons

Einfuhr aus Ostindien 1813 und 1814.

	Thee. Compagnie. Kisten.	Thee. Compagnie. Pfunde.	Thee. Privat. Kisten.	Thee. Privat. Pfunde.	Kaffee. Compagnie. Pekuls.	Kaffee. Compagnie. Säcke.	Kaffee. Privat. Pekuls.	Kaffee. Privat. Säcke.	Zucker. Compagnie. Pekuls.	Zucker. Compagnie. Säcke.	Zucker. Privat. Pekuls.	Zucker. Privat. Säcke.	Baumwolle. Comp. Säcke.	Baumwolle. Priv. Säcke.
1813.	325,449	28,228,284	41,671			5,798	4,218	2,854		25,547	14,500	150	34	25
1814.	287,037	24,717,395	„	„		3,226	„	96,349		26,350		10,364	7,442	7,130

	Indigo. Compagnie. Kisten.	Indigo. Privat. Kisten.	Reis. Compagnie. Säcke.	Reis. Privat. Säcke.	Pfeffer. Compagnie. Säcke.	Pfeffer. Privat. Säcke.	Kanel. Compagnie. Packen.	Kanel. Compagnie. Pfunde.	Kanel. Privat. Packen.	Kanel. Privat. Pfunde.
1813.	576	12,567	140	22,924	1,097	568	4,539	408,925	95	
1814.		23,917		54,655	12,735	30,345	3,062	274,262	29	

	Gewürznelken. Compagnie. Packen.	Gewürznelken. Compagnie. Pfunde.	Gewürznelken. Privat. Packen.	Gewürznelken. Privat. Pfunde.	Muskatenblumen. Compagnie. Packen.	Muskatenblumen. Compagnie. Pfunde.	Muskatenblumen. Privat. Packen.	Muskatenblumen. Privat. Pfunde.	Muskatnüsse. Compagnie. Packen.	Muskatnüsse. Compagnie. Pfunde.	Muskatnüsse. Privat. Packen.	Muskatnüsse. Privat. Pfunde.	Salpeter. Comp. Säcke.	Salpeter. Priv.
1813.	13	460,241	7		92	88,380	58	2,537	13	402,584	344		85,734	
1814.		230,000	358		640	478	28		711	1,461	145		116,295	93

	Stückgüter. Compagnie. Musline.	Stückgüter. Compagnie. Calikos.	Stückgüter. Compagnie. Verbotne.	Stückgüter. Privat. Stücke.	Seide. Compagnie. Packen.	Seide. Compagnie. Pfunde.	Seide. Privat. Packen.	Seide. Privat. Pfunde.	Nankings. Packen.	Nankings. Kisten.
1813.	28,063	1,076,432	479,869	613	7,087	805,190	1,720	196,400		628
1814.	53,567	927,635	360,112	1,058	6,264		630	183,130		15

VII. Zustand des Handels zwischen Amerika und den ostindischen Niederlassungen.

E i n f u h r.

			Nach Bengalen.		Nach Madras.		Nach Bombay u. Surate.	
			Waaren.	Geld.	Waaren.	Geld.	Waaren.	Geld.
1802.	Sicca	Rupis *)	4,23,943	47,32,088	61,322	3,23,375		
1803.	——	——	2,49,507	42,63,133	29,151	9,37,407		
1804.	——	——	4,31,136	34,92,181	2,10,290	5,54,304	9,071	2,07,564
1805.	——	——	10,89,904	49,78,006	3,98,513	24,30,289	95,660	94,500
1806.	——	——	16,07,642	93,85,328	2,09,786	4,75,055	1,21,038	1,32,583
1807.	——	——	6,90,762	51,38,301	1,10,884	25,48,929	17,035	1,95,640

A u s f u h r.

			Aus Bengalen.		Aus Madras.		Aus Bombay u. Surate.	
1802.	——	——	48,18,897	43,250	2,50,011	; ; ;	1,78,382	; ; ;
1803.	——	——	66,70,800	89,285	2,50,566	; ; ;	; ; ;	; ; ;
1804.	——	——	33,44,593	; ; ;	2,88,298	; ; ;	65,903	; ; ;
1805.	——	——	62,78,055	; ; ;	13,24,290	; ; ;	1,12,866	; ; ;
1806.	——	——	90,27,472	; ; ;	9,52,745	21,668	1,62,440	; ; ;
1807.	——	——	71,13,281	; ; ;	4,28,124	; ; ;	1,62,609	; ; ;

*) Die Sicca Rupi kann im Durchschnitt zu 2 Schillingen Sterl. angenommen werden. Man spricht die obigen Zahlen aus 4 Lack drei und zwanzigtausend neunhundert und drei und vierzig Sicca Rupis und so die andern.

VIII. Theeausfuhr aus China.

	In fremden	in englischen Schiffen.
1800 — 1.	3,968,267	29,772,400 Pf.
1801 — 2.	185,533	38,479,733 —
1802 — 3.	5,812,266	35,058,400 —
1803 — 4.	1,074,266	31,801,333 —
1804 — 5.	3,318,799	28,506,667 —
1805 — 6.	1,809,466	22,810,533 —
1806 — 7.	1,534,267	32,683,066 —
1807 — 8.	1,144,266	25,347,733 —
1808 — 9.	: : : :	26,335,446 —
1809 — 10.	: : : :	26,301,066 —
1810 — 11.	: : : :	27,163,066 —

Hiebei sind die Amerikaner ausgeschlossen: Im Jahre 1784 führten sie zuerst 880,000 Pf. aus China aus: in den folgenden Jahren ehe der Revolutionskrieg ausbrach, wurde ihre jährliche Ausfuhr auf 1,500,000 Pf. angenommen. Der Krieg und die zunehmende Bevölkerung und Wohlhabenheit in ihrem eigenen Lande hat ihre Ausfuhren sehr vermehrt: im J. 1806 stiegen sie auf 9,644,667 Pf. das größte Quantum, das sie je ausgeführt haben. Im Jahr 1807 führten sie 7,730,933 Pf. aus: man glaubt, daß ihr Handel seitdem abgenommen hat.

IX. Edle Metalle als fremd beschworen.

Gold.

1802.	130 Unzen.	Dts.	Gr.
1809.	15,893 —	13 —	3 —
1810.	21,508 —	3 —	13 —
1811.	33,517 —	3 —	5 —
1812.	10,193 —	" "	7 —
1813.	64,539 —	15 —	11 —
1814.	72,928 —	19 —	22 —

Silber.

1813.	245,307 Unzen.	11 Dts.
1814.	320,659 —	6 —

X. Werth sämmtlicher Ein- und Ausfuhren.

Ausfuhren.

	Großbritanien.			Ireland.			
	Brit. Produkte.	Fremde Waaren.	Summe.	Irl. Produkte.	Fremde Waaren.	Summe.	Hauptsumme.
1811. Pf. St.	49,975,634	15,324,797	65,300,431	10,847,520	1,244,105	12,091,625	77,392,056
1812.	34,917,281	11,589,112	46,506,393	11,567,219	408,400	12,075,619	58,582,012
1813.	43,657,864	16,797,450	60,455,314	12,747,647	522,641	13,270,288	74,725,602

Einfuhren aus allen Theilen der Welt.

		Großbritanien.	Ireland.	Hauptsumme.
1811.	Pf. St.	69,931,429	10,301,358	80,232,767
1812.		46,665,186	11,301,338	60,013,241
1813.		46,583,696	18,841,190	60,424,876

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Zweites Heft. Februar 1815.

I.

Briefe aus einem Mahrattenlager.

Von Thomas Duer Broughton.

[Fortsetzung.] *)

10.

Lager bei Dunl 7. April.

Die Mahratten können in zwei große Classen getheilt werden: die erste besteht ganz aus Brahminen, die zweite begreift fast sämmtliche unteren Casten der Hindus, vornehmlich aber ist sie aus Ahirs oder Schäfern und Kormihs oder Landbauern zusammengesetzt. Die Brahminen

*) Wir setzen in unserer Zeitschrift die Uebertragung dieser Reise fort, obgleich sie unterdeß bereits vollständig in einem andern Verlage von andern Händen erschienen ist, weil wir unsern Lesern, welche hier zuerst mit dem Werke bekannt gemacht wurden, es schuldig zu seyn glauben, sie nichts Unvollendetes lesen zu lassen,

sind alle Wischnava's oder von der Secte des Wischnu und essen dem zu Folge kein Fleisch; sie unterscheiden sich durch ihre Turbans, die gemeiniglich weiß und auf eine besondre Art hoch auf den Kopf gefaltet sind; sie tragen lange muslinene Dotis, die bis auf die Füße hinabhängen (ausgenommen bei feierlichen Gelegenheiten, wo sie nach der Sitte des Durbar in Beinkleidern aus Goldstoff erscheinen); einen einfachen weißen Rock, der bis auf die Kniee reicht, Namens Unga, und einen Schaal oder in warmem Wetter eine Schärpe von Flor oder Muslin, die Sela heißt und leicht über die Schultern geworfen wird. Die Mahratten aller Classen gürten nie ihre Lenden, und weichen darin von der allgemeinen indischen Sitte ab. Die verschiednen Casten der zweiten Classe sind in Hinsicht des Essens freier von religiösen Vorurtheilen als alle andern Hindus, und scheuen sich nicht, mit Ausnahme des Rindfleisches, jede andre Art von Fleisch, die sie sich verschaffen können, zu genießen. Sie lieben sehr Geflügel und Zwiebeln, welche beide Speisen von anderen Hindus verabscheut werden; ihre gewöhnliche Nahrung besteht in Kuchen aus einer groben Getraideart, Namens Bajru, die auf einer eisernen Platte gebacken werden: sie essen dazu Dal (womit mehrere Arten von Brecherbsen (split-peas) ohne weitern Unterschied bezeichnet werden) mit Salz und Pfeffer gekocht; oder Kurhi, eine Mischung von Erbsenmehl und saurer Milch. Ihre gewöhnliche Kleidung ist eine flacher Turban, ein über die Schultern geworfnes Sela, und ein Paar kurzer Hosen, die bis auf die Kniee reichen und sehr enge gemacht sind: man nennt sie Gutinnas; tragen sie ein Wams, was aber nur selten, außer in der kalten Jahrszeit der Fall ist, so ist es kurz und grob, und gemeiniglich olivenfarb. Sie schmücken ihre Ohren gern mit kleinen goldnen Ringen: und die, welche reich genug sind, tragen silberne, wie Schnüre geflochtene Ketten rund um den

---

und jene Uebersetzung überdieß so fehlerhaft ist, daß wir eine zweite Uebertragung für nichts Ueberflüssiges zu halten uns berechtigt glauben. Beweise für diese unsere Behauptung werden wir im Verfolge der Uebersetzung beibringen. Sp.

Hals befestigt. Jeder führt ein Schwert und gemeiniglich einen Schild, und ist er zu Pferde, allemahl entweder eine Flinte oder einen langen Speer, der Bala heißt. Die Mahratten haben durchaus keine feste Anhänglichkeit: heute streiten sie mit ihrem Oberhaupt, immer wegen des Soldes: morgen stellen sie sich mit der größten Gleichgültigkeit auf die Seite seines Gegners und übermorgen kehren sie zu ihrem alten Gebieter zurück, wenn er thörigt genug ist eine Gesandtschaft mit einigen falschen Versprechungen abzuschicken, um sie zu ihrer Pflicht zurück zu locken. Vielleicht muß diese Erscheinung ihrem wandernden unstäten Leben zugeschrieben werden, sie kennen keine andre Heimath als ihr Lager: Sold und Raub sind ihre einzige Zuflucht, und sie folgen daher dem Häuptling, der ihnen die besten Aussichten darauf eröffnet. Deswegen sind sie auch wohl im Stande so viele Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen, und sich in ein häusliches Leben zu finden, das allen andern Hindus unerträglich seyn würde.

Die beiden Classen der Mahratten unterscheiden sich so sehr durch persönliche Eigenthümlichkeiten als durch Caste und Tracht: die Brähminen sind wohlgebildet, haben hervorstechende Züge und eine stattliche Gestalt; die andern sind von dunkeler Gesichtsfarbe, haben breite flache Gesichter, kleine Züge, einen kurzen untersetzten Bau, und sind selten, oder nie groß. Sie sind betrügerisch, verrätherisch, engherzig, raubsüchtig und anerkannte Lügner: ihre einzige gute Eigenschaft ist Aufrichtigkeit: kein Mahratte wird sich von jenen Lastern freisprechen, die nach seiner Ansicht zu einem vollendeten Charakter gehören; auf alle Vorwürfe lautet die Antwort: „Mahratta Durbar hue"; es ist ein Mahrattenhof! —

Scindia scheint seine ganze Macht aufgeboten zu haben, um diesen kleinen Ort (Duni) zu nehmen. In der Weite eines Musketenschusses ist rund um die Wälle eine Postenkette gezogen, welche auf 3 Seiten Batterien hat; die eine liegt auf einem Felsen und bestreicht die Ebne; ein Sechspfünder von derselben würde, gut gerichtet, leicht die ganze Stadt in Trümmer legen. Die Besatzung scheint jedoch gar nicht in Furcht zu seyn; am 16ten ward eine Stillstandsfahne mit Vorschlägen hineingeschickt: aber die Ein-

wohner antworteten, obgleich sie nicht eine einzige Kanone haben: „sie böten dem Maha Raja Troß; sie wären Erde wie ihre Wälle und wollten mit denselben stehen oder fallen.“ Während der ganzen Nacht ward von den mahrattischen Batterieen ein lebhaftes Feuer unterhalten; am folgenden Tage dauerte es fort, hörte aber gegen Abend auf. Am 18ten fingen die Belagerer eine Mine an, aber Baptist, dem die Leitung der Arbeiten aufgetragen war, mußte das Lager verlassen, um eine Meuterei unter seinem eignen regelmäßigen Corps zu dämpfen, das unter einem mahrattischen Anführer in die Gegend von Dscheipur abgeschickt worden war. Das Feuer auf das Fort dauerte mit Zwischenräumen bis zum 22ten fort, hatte aber keinen sichtbaren Erfolg, denn der Feind stellte während der Nacht die am Tage eingestürzten Wälle wieder her. Ein fanatischer Fakir ging am 22sten zum Surdschi Rao in die Laufgräben und erbot sich gegen eine gewisse Belohnung das Fort zu nehmen; sie ward im Fall des Gelingens versprochen: er ging gegen die Mauern und rief laut seinen Propheten um Beistand an: eine unglückliche Kugel traf ihn indessen am Schenkel, und der Mann ward zum Lager zurückgebracht: er rief aus: sein Blut komme auf dem Kopf des Surdschi Rao. Der Minister von diesen Vorwurf beunruhigt, ließ sogleich ein Zelt für ihn aufschlagen: und gab Befehl ihn auf's sorgfältigste zu pflegen und alle seine Wünsche zu befriedigen. Der Fakir benußt diesen Umstand vortrefflich: er läßt sich die köstlichsten Mahlzeiten auftragen und wenn er Lust hat, befiehlt er die auserlesensten Banden von Tanzmädchen zu ihm zu bringen.

Die Besaßung macht öfters Ausfälle: am 28sten nahm sie 2 Kanonen, brachte aber nur eine in die Stadt, die sie auf den Wällen aufpflanzte und einen Theil des Heers, das am Wasser lagerte, mit solchem Erfolge beschoß, daß es eiligst zurückgehn mußte. Es werden 10 verkleidete Bihischtihs oder Wasserträger ertappt, die in ihren Wasserschläuchen der Besaßung Pulver zuzubringen suchten. Es war von drr Hauptstadt ein starkes Corps zum Entsaß abgeschickt; da es aber unmöglich war, nach Duni durchzudringen, warf es sich in ein anderes Fort, etwa 8 Meilen entfernt, von wo aus es die Fouragirer unaufhörlich beun-

ruhigte. Kürzlich ist es einer Verstärkung von 100 Mann gelungen, in die Stadt zu kommen, obgleich sie ganz dicht eingeschlossen ist: jeder trug einen Vorrath von Pulver, Kugeln und Opium; das letztere ist zur Erquickung der Rajaputsoldaten ein unentbehrliches Bedürfniß.

Der Maha Rajah ist über die ganze Sache, die er mit Recht als schimpflich für seine Waffen betrachtet, höchst aufgebracht; er ist so verdrüßlich gegen Surdschi Rao und den Mamma, daß Keiner derselben in den letzten 3 oder 4 Tagen bei'm Durbar erschienen ist. Aus einer Batterie unter der Aufsicht des letztern ward am 28sten die Kanone genommen, obgleich Surdschi Rao mehr Schuld daran war als dieser: dieser war berauscht zu den Laufgräben gegangen und kam mit nur wenigen Begleitern den Mauern so nahe, daß ihn die Besatzung bemerkte; sie machte einen Ausfall und folgte ihm bei'm Rückzuge bis zu der Batterie. Der Minister liebt die Flasche und soll häufig betrunken seyn; auch hängt er wie andre vornehme Hindustaner, sehr dem Umgange mit Weibern nach; sein Körper ist durch Ausschweifungen so zerrüttet, daß er unaufhörlich seine Zuflucht zu Reizmitteln nimmt; Gerichte von jungen Tauben und Ziegenfleisch zu Gallert gekocht werden ihm täglich aufgetragen: auch wird das Weibchen oder wie es gewöhnlich heißt, die Königin der weißen Ameisen, ein sehr wirksames Stärkungsmittel, sorgfältig aufgesucht und zu seinem Gebrauch aufbewahrt. Eine von Surdschi Rao's oder wie er nun vertraulich im Lager genannt wird, Bapu Sahibs Grillen ist es, sich ganz europäisch zu kleiden, selbst den Hut nicht ausgenommen und so angethan an der Spitze seiner Truppen zu erscheinen. Dieser ausschweifende Minister steht jetzt unter der allmächtigen Herrschaft eines gewöhnlichen Natschmädchens, Namens Dschuwahir, die seine Neigungen so ganz gefesselt hat, daß er elend ist, wann er sich auch nur auf die kürzeste Zeit von ihr getrennt sieht; sie wohnt in seinen Zelten; begleitet ihn, wenn er ausgeht in einen Palankin: und ihr Gefolge ist weit zahlreicher als das ihres ehrwürdigen Liebhabers: dasselbe Frauenzimmer war nur vor Kurzem die erklärte Lieblingin des Maha Rajah, den sein eigner Schwiegervater mit ihr bekannt machte.

Jedermann wünscht das Ende der Belagerung. Das

Lager ist sehr schlecht mit Wasser versehn das nur aus im Sande gegrabenen Brunnen und auch so nur in geringer Menge erhalten wird. Dies ist zu jeder Jahrszeit ein wesentliches Uebel, besonders aber jetzt, da die heißen Winde eingetreten sind, und wir sind genöthigt, uns der Tattis zu bedienen, d. h. einer Art von Schirmen, die aus den Wurzeln eines groben Grases Kus, gemacht werden: sie halten das Wasser, das man aufgießt, zurück und kühlen den heißen Wind bei'm Durchstreichen ab. Die Fouragierer werden beständig von den Mihnas oder Hügelbewohnern außerhalb des Lagers angegriffen, und die Basars fast jede Nacht von den Dieben innerhalb desselben geplündert. Einem reichen Kaufmann ward vor einigen Nächten eine Kiste mit Juwelen und anderen Kostbarkeiten deren Werth auf 70000 Rupis geschätzt wurde, gestohlen. Dieser Diebstahl ist jedoch entdeckt und 13 Schohdas sind ergriffen und verhaftet worden. Fasil Khan hat wirklich 19000 Rupis zurückgegeben, und versprachen, auch den übrigen Sachen nachzuspüren: man hat ihn jedoch sehr im Verdacht, daß sie in seiner sichern Verwahrung sind. Der Kaufmann, der der Secte der Gosains gehört, macht dem Maha Rajah bisweilen Vorschüsse; sonst würden gewiß keine Maaßregeln getroffen worden seyn, um die Diebe auszuforschen. Die wiederholten Anfälle der Mihnas haben die Mahratten Kriegszucht oder wenigstens Vorsicht gelehrt; eine große Schaar Reuter mit 2 oder 3 Kanonen paradirt nun regelmäßig jeden Morgen an den Gränzen des Lagers, zum Schutze der Fouragierer, die sich versammeln und in einem Haufen ausziehn. Laub, grobes Gras und altes Stroh ist das einzige Futter, das sie jetzt auftreiben können: der Kurbi ist fast erschöpft: der geringe Ueberrest ist in die Dörfer gebracht worden, wo er von den Bauern tapfer vertheidigt wird. Die neue Erndte ist auf Meilen weit gänzlich zerstöhrt; die Folge davon wird wahrscheinlich eine Hungersnoth in dieser Gegend des Landes seyn; auf jeden Fall, wird ein Theil desselben in das tiefste Elend gerathen. Wären nicht die erklärenden Artikel dem Vertrage von 1805 — 6, wodurch es dem Scindhia ursprünglich untersagt ward, über den Dschumbol zu gehn, hinzugefügt, so würde die britische Regierung den Ruhm gehabt haben, diese schönen und

volkreichen Ebnen durch einen Federstrich vor solchen Verheerungen zu sichern, die, da sie fast in jedem Jahre wiederkehren, zuletzt das gänzliche Verderben derselben nach sich ziehn müssen.

Sehr geplagt durch diese langwierige Belagerung sind die Kaufleute in den Basars; auf sie fallen alle Kosten der Laufgräben, Batterien u. s. w. Eine Ausschreibung von 4 Tukhas oder 8 Peißes wird auf jeden Laden gemacht: der Eigner hat jedoch die Wahl einen Kuhli oder Arbeiter für den Tag zu stellen. Die Sammlung geschieht täglich in verschiedenen Basars, und diejenigen, die ihren Antheil nicht bezahlen können, werden aufgeboten, selbst zu arbeiten. Wird Holz erfordert, so schickt jeder Banian ein Kamel, um es zu holen: eine Wache wird gegeben, um das Ganze zu schützen. Die Schohdas verrichten alle Geschäfte der Pionirs. Die Sammlung von den Kaufleuten ist ihrem Vorgesetzten Fasil Khan anvertraut und die Verwendung geschieht unter seiner Aufsicht; für dieses Vorrecht bezahlt er indessen der Regierung eine beträchtliche Abgabe. Ihr vorhin erwähnter Beschützer Babuh Khan ist neulich zum Mankurri erhoben worden: diesen Titel ertheilt der Peischwa, und er giebt das seltne Vorrecht stehend vom Durbar empfangen zu werden und den Fürsten, wenn er auf einem Elephanten vorüberkommt, nicht zu grüßen; sollte er aber in einem Palantin oder zu Pferde seyn, so läßt sich ein Mankurri herab, sich vor ihm zu beugen. Die Mihnas sind in den Dscheipur Gebieten die Landbauer. Die Hälfte des Ertrags empfängt der Sirkar oder die Regierung. Sie sind von der Caste der Tschutris, heißen aber nicht Radscheputten, denn diese halten es für entehrend außer in Fällen der höchsten Armuth ein andres Gewerbe als das der Waffen zu treiben. Viele Radscheputten nehmen indessen große Zemindarieen oder Pachtungen an, worauf die Mihnas arbeiten müssen. Vor einigen Jahren wurden diese Mihnas durch Siuh Singh, einen natürlichen Sohn des Rajah Man Singh von Dscheipur, in große Schaaren vereinigt und zum Rauben und Plündern gebraucht. Siuh Singh ward hernach von dem jetzigen Rajah Dschugut Singh ergriffen und von einem Elephanten todt getreten; worauf die Mihnas zu ihrer vorigen Be-

schäftigung zurückkehrten. In den Strichen von Kyta und Bundi bewohnen die Mihnas die Hügel und Dickigte, und legen sich ausschließend auf das Stehlen: die Mihnas von Dscheipur haben jedoch durchaus keine Verbindung mit ihnen: die erstern essen Fleisch und trinken geistige Getränke: die letztern thun keins von beiden. Die Mihnas von Bundi sind es, die so viele Räubereien gegen das Heer ausüben, die Fouragierer angreifen, die Bandscharen auffangen und jeden plündern, der unglücklich genug ist, in ihre Hände zu fallen. Scindiah hat sich endlich entschlossen, diesen Räubereien Einhalt zu thun, eine große Schaar von ihnen in seine Dienste zu nehmen und zum Schutz der fouragierenden Abtheilungen zu gebrauchen. Es ward daher ein Vertrag mit dem Zemindar von Schursa, einem Bezirk etwa 20 Meilen vom Lager entfernt, und der für den Hauptort unter den Mihnadörfern gehalten wird, auf ein Corps von 500 Mann geschlossen. Er kam deswegen in das Lager und verließ es gestern wieder, um seine Leute zu sammeln. Sie waren bei ihren Verheerungen so kühn geworden, daß vor einer Woche 2000 Mann unter dem Rajah Desmuk, dem Erben des Reichs selbst, ausrückten, um ein Paar Mihnadörfer nicht weit vom Lager auszuplündern. Eine andre Art Räuber, Namens Ladkunni's ist ebenfalls sehr beschäftigt gewesen, dem Heere die Zufuhren abzuschneiden: sie sind Muhumedaner und bewohnen einen Landstrich, der an den See Sambur gränzt.

Neulich haben sich auch die Blattern im Lager gezeigt; der Maha Rajah, für seine Tochter Dschuma Baih besorgt, schickte zum Residenten und verlangte daß Schutzblatterstoff in möglichster Eile angeschafft werden mögen. Er ward mit der Post von Agra gebracht und die Ankunft angezeigt: mehrere Tage nahm er keine Rücksicht darauf und endlich ward entdeckt, daß die kleine Baih schon angesteckt sey. Dies ist das zweite Mahl, daß er dieselbe Forderung machte und dieselbe Gleichgültigkeit bewies.

Der arme alte Ambadschi soll tödtlich krank seyn: er ward vor einigen Tagen unwohl und schickte zu Hrn. M. mit der Bitte, daß er ihn noch einmal besuchen möge. Er fand ihn in einem elenden kleinen Zelt, hinter den Batterien mit sehr wenigen Aufwärtern und ohne alle Bequem-

lichkeit. Nach 2 Tagen ging Hr. M. der Verabredung nach wieder zu ihm, hörte aber daß der Rajah am Morgen das Lager verlassen habe und nach einem etwa 8 Meilen entfernten Ort an den Ufern des Bunas gegangen sey, theils um die Luft zu verändern, theils um seine Frau und Familie zu sehn. Die Beschwerden der öffentlichen Geschäfte und die beständige Furcht, worin er von seinen furchtbaren Amtsgenossen *) gehalten wird, werden bei seinem hohen Alter seinen Tagen bald ein Ende machen. Er soll noch einen unermeßlichen Reichthum besitzen; obgleich Scindiah unter Surdschi Rao's früherer Verwaltung, ihm mehrere Lacks Rupins abzupressen wußte, indem er in Oel getauchte Baumwolle um seine Finger wickeln und dann anzünden und verschiedene ähnliche scharfsinnige Mittel anwenden ließ.

Duni ist eins der 9 Forts, die zu dem Parguna oder Gebiet von Todha gehören, den Dschand Singh, ein naher Verwandter des Rajah von Dscheipor gepachtet hat. Es enthält 130 Städte und Dörfer; in allen offnen Oertern hat Scindiah seinen Thanas oder Parteien, aber in keinem der befestigten Plätze, die bei weitem die zahlreichsten sind. Das Einkommen, das von diesem Parguna in den Schatz fließt, beläuft sich auf 4 Lacks; der benachbarte Parguna von Malpura ist von gleichem Umfang und Ertrag und ward von Bapu Scindhia vor 2 Jahren ganz in Besitz genommen, als er von diesem Lager abgeschickt ward, um den Rajah von Dscheipur in seiner Unternehmung wider Dschundpur zu unterstützen. Der Rajah von Uniara, ein andrer Verwandter des Fürsten von Dscheipur, hat dem Maha Rajah eine Lack Rupis unter der Bedingung bezahlt, daß er nicht in sein Gebiet einrücken sollte. Der Rajah von Bundi, ein Zweig von derselben Familie, und an dessen Gränzen wir jetzt gelagert sind, hat sich bemüht den Maha Rajah durch die Uebersendung eines Geschenks von 200 Kamelen als Ersatz für die Räubereien seiner Mihnas, zu versöhnen. Der Wakil, der sie brachte, war von einer großen Schaar derselben begleitet; ohne den Schutz dersel-

*) Surdschi Rao.

ben würde der Rajah selbst nicht gewagt haben durch sein eignes Land zu reisen.

Neulich ritt ich zu einem kleinen felsigten Hügel, von dem ich eine vollständige Ansicht des Forts Duni, der Laufgräben u. s. w. hatte: verschiedne Leute, die zum Park gehörten, beluden einen kleinen Karren mit losen runden Steinen, die, wie sie mir sagten, als eine Ladung für die Grupschat bestimmt waren *). Zwei Karrenladungen werden zugleich in die Kanone geladen nebst 18 Pfund Pulver; sie wird denn in einem Winkel von etwa 70 Grad abgefeuert: und so regnet ein Hügel von Steinen auf die Köpfe der Belagerten und die Dächer ihrer Häuser herab; ein angemeßner Lohn für die Kosten und Mühe eine so unbehülfliche Maschine in allen Jahrszeiten umherzuschleppen. Diese Leute hielten gar nicht mit beißenden Ausfällen auf die Operationen der Belagerung zurück: und fügten halb Scherz und halb in Ernst hinzu, warum läßt ihr nicht eure beiden Compagnien kommen und das Fort für uns einnehmen: sie könnten es, wenn sie wollten: wir, wie ihr wißt, sind Mahratten!

II.

Lager bei Duni, 25. April.

Noch immer geht die Belagerung auf gleiche Weise fort; doch ist jetzt die Wirkung des Geschützes fühlbarer, täglich wird so viel niedergeschossen, daß die Belagerten außer Stande sind, es während der Nacht wieder aufzubauen: um einen Sturm abschlagen zu können, beschäftigten sie sich auf der Seite des Forts, die am meisten ausgesetzt ist, einen Graben zu ziehn. Scindhia besuchte selbst die Laufgräben und war sehr aufgebracht über seine Befehlshaber, daß sie ihr Geschütz nicht so richten konnten, um diese Arbeit zu unterbrechen. Seit dem Unglück vom 28sten werden die Kanonen regelmäßig Abends von den Batterien ab-

---

*) s. oben Octoberstück 1814 pag. 292. Sp.

geführt und bei Tagesanbruch zurückgebracht. Die Besatzung setzte ihre Ausfälle fort und verbrannte am 13ten alle Batterien und Verschanzungen, die nur aus trocknem Holz bestanden. Da der Gesandte von Dscheipur in Nasurda, eine Stadt etwa 12 Meilen von hier angekommen ist, so wird die Belagerung nachläßiger betrieben: und obgleich noch um den Unterhandlungen größeren Nachdruck zu geben, das Feuer wieder angefangen hat, und sogar scheinbare Vorkehrungen zum Sturm getroffen werden, so findet doch ein feindlicher Verkehr zwischen der Stadt und dem Lager Statt: die Einwohner kommen bisweilen zu den Basars um Lebensmittel zu kaufen. Der Gesandte Kusalli Ram wird Morgen erwartet und Surdschi Rao ist mit einem glänzenden Gefolge abgegangen, um ihn einzuholen.

Man muß in der That die Ausdauer und Festigkeit der Garnison von Duni, und überhaupt die Geduld bewundern, mit der sich die Indier dabei den Plackereien der Mahrattenhäupter unterwerfen. Scindhia fordert als sein Recht einen Tribut von Dschelpur und Holkar von Dscheipur: ihre Ansprüche gründen sich auf Schenkungen, die der Peischwa ihnen machte, als das Mahrattenreich, unter einem Haupt vereinigt, seinem Einfluß auf alle hindustanische Staaten ausdehnte. Jetzt sind die Umstände anders und keiner von ihnen würde seine Ansprüche gegen die Fürsten der Radscheputten durchsetzen können, wenn sie die alte Eifersucht und den alten Zwist ablegten und sich aufrichtig gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde die Mahratten vereinigten. *) Der alte Geist der Tapferkeit und Ehre, der die Radscheputten ehmals auszeichnete, scheint sie ganz verlassen zu haben, und in Trägheit und Unthätigkeit und eine verächtliche Liebe zur Intrique und häuslichen Zänkereien aus-

*) Grade diese Uneinigkeit unter den einheimischen Fürsten erklärt es, wie Indien immer eine leichte Eroberung eindringender Völker, der Araber, Mongolen u. s. w. wurde. Auch im Mittelalter ist die indische Geschichte reich an Zügen der höchsten Tapferkeit und Aufopferung; wäre eine Vereinigung der verschiednen Stimmen möglich gewesen, so würde gewiß jeder Versuch der Eroberer mit ihrem Verderben geendigt haben. K.

geartet zu seyn. Von dem Geist, der sie ehmals beseelte, giebt folgende Geschichte einen treffenden Beweis. Während die Dschat's in der Fülle ihrer Macht waren; stellte Dschuwahir Singh, der Sohn ihres Oberhauptes Surui Mul eine Wallfahrt nach den berühmten Tempeln in Pokur, in der Nachbarschaft von Abschmir an, von einer beträchtlichen Macht begleitet. Bei der Rückkehr zog er mit großem Geräusch unter den Mauern von Dscheipur vorbei, und ließ die Nakara, eine große Pauke, schlagen, das unterscheidende Zeichen eines hohen Ranges. Der Schall erreichte den Durbar, wo der Rajah, umgeben von seinen Edlen saß. Unter ihnen waren einige Glieder seines eignen Hauses, die bei dem Lärm aufsprangen und den unverschämten Emporkömmling zu züchtigen schworen, der sie an ihrer eignen Thüre zu verhöhnen wagte: denn die Dschat's waren kurze Zeit vorher nur Zemindars von Dscheipur gewesen: vergebens bemühte sich der Rajah sie zu beruhigen: sie stürzten hinaus und forderten alle wahren Radscheputten auf sich mit ihnen zu vereinigen: von den Truppen, die schnell in der Stadt zusammengebracht werden konnten, begleitet, griffen sie Dschuwahir, in der Mitte seines Heers an: bei demselben war eine große Schaar disciplinirter Sepoys und einige Brigaden Geschütz unter den Befehlen des berühmten oder eigentlich berüchtigten Sumru; der Kampf war fürchterlich: der ohne Zweifel sehr übertriebne Bericht behauptet, daß 40000 Radscheputten todt auf dem Platz geblieben seyen. Die wenigen Uebriggebliebenen hatten indessen das Vergnügen Dschuwahir Singh zum Rückzug zu nöthigen, der unter dem Schutz von Sumrus Truppen erfolgte, dessen Geschütz allein der Fürst sein Leben und seine Sicherheit verdankte. Bukht Singh, ein junger Fürst aus dem Hause Dschuadpor leitete den Angriff und fiel in der Blüthe der Radscheputtischen Edeln in diesem unglücklichen und romantischen Kampfe.

Kusalli Ram, der eben als Abgeordneter an diesen Hof gekommen ist und der gemeiniglich durch die Benennung Buhora oder der Kaufmann unterschieden wird, ist bei Jahren und hat sich oft im Dienst des Rajah von Dscheipor ausgezeichnet. Er hat natürlich viele Feinde gehabt; der vornehmste derselben ein Takur Namens Rai Dschund

Divan des Staats, bewirkte den Sturz seines Nebenbuhlers auf folgende Weise. In der Schlacht bei Melpura wider Lackwa Dade, einer von Madudschi Scindhia's besten Feldherrn, wurden die Radscheputten völlig geschlagen, flohen mit dem Rajah selbst in Verwirrung nach der Hauptstadt, und überließen alles, selbst die Frauen aus der fürstlichen Familie, der Willkühr der siegenden Mahratten. Kuselli Ram sammelte in diesem gefährlichen Augenblick das Corps unter seinen unmittelbaren Befehl, umgab muthig den Wagen worin die Frauen saßen, und vertheidigte sie glücklich bis sie die Stadt erreicht hatten. Der Divan, eifersüchtig auf diese heldenmüthige That, stellte seinem Gebieter vor, daß wenn Kuselli Ram nicht heimlich mit dem Mahrattengeneral einverstanden gewesen wäre, es ihm unmöglich gewesen seyn würde, sich gegen ein solches Heer zu behaupten oder eine so ausgezeichnete That zu verrichten. Die Vorspiegelungen hatten die gewünschte Wirkung; der Buhora ward sogleich von seinem schwachen und undankbaren Herrn in's Gefängniß geworfen. Erst jetzt ist er aus demselben befreit worden, da seine Feinde selbst wohl sahen, daß seine anerkannten Eigenschaften ihn zur Stütze des wankenden Staats bestimmten.

Er soll eine Menge reicher Geschenke für den Maha Rajah mitgebracht haben; unter andern 4 Pferde und 2 Elephanten auf das prächtigsten aufgeschirrt; und was weit angenehmer ist, zwei Banden der schönsten und talentvollsten Tanzmädchen, die in Dscheipur zu finden waren: sie werden seine Absichten bei'm Scindiah wirksamer befördern als die stärksten Gründe der Gerechtigkeit und Billigkeit. Dieser leichtsinnige Fürst kennt sehr gut die Verwirrung seiner Angelegenheiten und das Mißgeschick und Unglück, das fast alle seine Unternehmungen begleitet: aber diese Sorgen bekümmern ihn nur einen Augenblick; ein Tiger oder ein hübsches Gesicht, ein Elephantengefecht oder ein neuer Vorrath von papiernen Drachen haben eine hinreichende Gewalt um seinen Verdruß zu zerstreuen und seinen gewöhnlichen Leichtsinn nnd gute Laune zurückzurufen. Doch nur bei solchen Gelegenheiten, wie die Belagerung von Duni, genießt er einer ganz ungetrübten Glückseligkeit. Unter dem Vorwande der Operationen die Belagerung zu beobachten,

befahl er daß eine kleine Reihe von Zelten für ihn in einem Garten hinter den Laufgräben aufgeschlagen werde und dort verbringt er, umgeben von einem Haufen Schmarotzer und Stocknarren, seine Zeit in einem beständigen Kreise der gröbsten Ausschweifungen. Befreit von seinen beiden größten Plagen, seinem Weibe und seinen Ministern, weigert er sich von irgend einem Geschäft zu hören und denkt an nichts als an neue Erfindungen seine Stunden auszufüllen, und seinen lasterhaften Neigungen nachzuhängen. Weiber und schlechte Gesellschaft sind sein Verderben gewesen, und scheinen ein ursprünglich zu etwas besserem bestimmtes Gemüth und Herz ganz verdorben zu haben. Jungfräuliche Reize werden sorgfältig aufgespührt, und fast täglich auf dem Altar seiner Begierden geopfert; in der Gesellschaft seiner elenden Lieblinge sollen zu seiner Unterhaltung Auftritte dargestellt werden, so grob und zugleich so lächerlich, daß sie allen Glauben übersteigen und der verworfenste Europäer darüber errôthen würde. Diese Verruchten treiben ihre Schändlichkeiten systematisch; ihre Spiele sind regelmäßig eingetheilt und geordnet; aber da die gewöhnliche Sprache zu ihrer Beschreibung nicht hinreicht, so wird die Einbildungskraft zu Hülfe gerufen und jeder neuen Ergötzung ein neuer und unerhörter Name gegeben. Scindhia hat nicht weniger als drei Weiber bei sich im Lager: alle jung und ausgezeichnet schön. Nur einer indessen, der Tochter des Surdschi Rao, beweist er Gunstbezeugungen. Die andern verbringen ihre Zeit in Armuth und Vernachlässigung: Gegenstände des Abscheus für ihren Gemahl und der Verachtung und des Hohns für ihre begünstigte Nebenbuhlerinn, die emphatisch die Baih genannt wird. Dieser Titel, der wörtlich als ein Ausdruck der Achtung gegen Mütter und Schwestern oder andere sehr nahe weibliche Verwandte gebraucht wird, ist von den Mahratten, bei welchen die Frauen aus der fürstlichen Familie immer Personen von großen politischem Gewicht und Bedeutung sind, als ein Name angenommen, wobei sie beständig von dem großen Haufen ohne Unschicklichkeit genannt werden können: denn sie halten es für unmöglich, daß Jemand anders als mit der äußersten Ehrfurcht und Reinheit an eine Frau denken kann, die er Mutter oder Schwester

nennt. Meine Nachrichten über die Baihs erhielt ich von einer alten Frau in der Familie derselben, die vor wenigen Abenden plötzlich aus ihrem Dienst und dem Lager vertrieben ward. Sie flüchtete zu unserm Basar hin: am folgenden Abend erhielt ich eine Botschaft von Atmaram, dem Agenten des Maha Rajah mit dem Verlangen, ihr den Aufenthalt nicht zu gestatten, da so wohl der Maha Rajah als die Baih sehr aufgebracht über sie wären. Ich ließ sie kommen um sie von dieser Sendung zu benachrichtigen: es war eine sehr alte und einfältige Mongolin. Drei Jahre war sie im Dienst der Baih gewesen, und hatte für sie und die Frauen ihres Hauses Leibchen und Schleier verfertigt: das Mißfallen ihrer Gebieterin sey durch gewisse ganz grundlose Beschuldigungen eines Patanischen Reuters im Dienst des Surdschi Rao entstanden, der lange um ihre Gunst geworben hatte und ihr bitterster Feind ward, als er die Unerschütterlichkeit ihrer Tugend erkannte. Sie beklagte sich sehr und nicht ohne Grund über die Grausamkeit sie in einem von Feinden überschwemmten Lande aus dem Lager zu treiben und zu einer Zeit, da nicht leicht eine Kafila oder Karawane nach Delhi, ihrem Geburtsort, aus dem Lager abgehn würde.

Das neue Ministerium scheint nicht aufrichtig vereinigt zu seyn: der alte Ambadschi, der beiläufig so weit wiederhergestellt ist, daß er an eine neue Ehe denkt, soll mit seiner Lage so unzufrieden seyn, daß er die Absicht äußert sich nach seiner Statthalterschaft Adschmir zurückzuziehn: ja sogar droht, sich selbst umzubringen, wenn dieser Wunsch vereitelt werden sollte. Der Angriff auf Duni ward wie es scheint auf seinem Vorschlag unternommen: und die Unterhandlungen mit dem Fasil von Dscheipur sind seiner Leitung anvertraut; die geringe Aussicht eines Erfolgs bei beiden Geschäften ist eine Veranlassung beständiger Unruhe für den alten Mann, denn die Forderungen auf der einen Seite und die Anerbietungen von der andern sind so unverträglich mit einander, daß die Unterhandlung aller Wahrscheinlichkeit nach sich unendlich in die Länge ziehn wird. Auch der Mamma hat allerlei Verdrießlichkeiten: vor wenigen Tagen begab sich ein Theil seiner Reuterei zu ihm, und verlangte mit Ungestüm die Zahlung ihres Soldes: er ver-

weigerte sie natürlich, denn in der That hatte er nichts: und um sich wegen der Beleidigung zu rächen, nahm er ihnen ihre Zelte, Waffen, und was er sonst habhaft werden konnte, weg, trieb sie aus dem Lager, und sagte ihnen, sie möchten, wenn sie wollten, eine nach Udschin gehende Kafila benutzen, um in ihre Heimath zu kommen. Der Maha Rajah brachte sie am folgenden Tage zurück und übernahm es, die Sache mit ihrem Gebieter beizulegen. Gegen 300 Reuter haben sich der Kafila angeschlossen, eines Dienstes müde, in dem sie vor Hunger sterben und um ein bessres Unterkommen zu suchen. Großes Elend herrscht im ganzen Lager, wegen des gänzlichen Mangels an Futter, der Theurung des Getreides und der Entblößung vom Gelde; viele Leute verlassen es bei der ersten Gelegenheit, die sich darbietet. Vor 10 Tagen versuchte Babu Khan sich auf gewöhnliche Art von der Zudringlichkeit einiger Kaufleute zu befreien, die ihm Pferde und andre Waaren verkauft hatten, und schoß, außer andern Handlungen der Gewalt, sogar auf sie. Sie gingen sämmtlich zum Surdschi Rao, der sogleich Befehl gab, die Zelte des Khans zu umringen und zu plündern und ihm selbst gebot das Heer denselben Nachmittag zu verlassen: Scindhia übernahm indessen die Vermittlung und versprach die Schuld zu bezahlen.

Zwei Abtheilungen unter Bapu Scindhia und Dschugu Bapu, Mahrattenhäuptlingen von einigem Ansehn, sind jetzt beschäftigt in verschiednen Theilen des Landes Dschelpur Steuern zu erheben. Solche Heerhaufen heißen Dschuri Fuoy, sind in der Regel sehr leicht gerüstet, nur mit wenigem Geschütz versehen und in ihren Fortschritten gleich furchtbar für Freund und Feind: der erste dieser Häupter ist sogar bis zu den Strichen von Kanuon und Narnuol an den Grenzen des englischen Gebiets gegangen, die unmittelbar unter der britischen Regierung stehn. Es ist dies freilich wider den Willen des Durbar geschehn, und Bapu Scindhia hat Befehl erhalten diese Ländereien zu verlassen und das Geraubte zu erstatten; wahrscheinlich wird er sich hüten in Surdschi Ra'os Klauen zu fallen, und [illegible] in die Dienste irgend eines andern benachbarten [illegible] begeben, und unterdessen jede Gelegenheit zu [illegible]

cherung benutzen. Durch eine angekommene Schaar von Gosains unter Kumpta Gir hat das Heer eine beträchtliche Verstärkung erhalten: dieser erhielt den Befehl über die Kriegsmacht, die aus beinahe 1500 Mann, hauptsächlich Reutern, besteht, nach dem Tode des Ram Gir, der etwa vor einem Monath starb. Sie waren beide Dschelas oder Schüler von Kundschun Gir, dem Dschela von Himmut Bahadur, einem berühmten Gosain, im Dienst Schumschir Bahadurs eines der Oberhäupter von Bundelkund. Die Gosain's sind ein religiöser Orden vom bettelnden Hindus, die sich dem Dienste besondrer Häuptlinge widmen; und oft, wie der Fall bei Himmut Bahadur war, großen Reichthum zusammenhäufen und sich zu einer gewissen Bedeutung erhoben. Sie nehmen dann Dschelas an: sie selbst heißen Guruhs oder Lehrer. Bei'm Tode des Guruh folgt ihm der älteste Dschela in seinen Ehrenstellen und nach ihm, die andern nach der Zeit ihrer Aufnahme vor den Dschelas des zweiten Guru. Wenn sie zahlreich nud wohlhabend werden und sich als Kriegsleute in die Dienste eines Fürsten begeben, so wird ihr Anführer Mahant genannt: sie behalten dann nur wenig von ihrer ursprünglichen Sitte und Ansehn, und unterscheiden sich blos durch das Dschutta, oder lange geflochtne Haar, das wie ein Turban um ihren Kopf geschlungen ist, und einen Theil ihrer Kleidung, die sie mit einer Art Orangengelb Namens Guru, die ihrer Secte eigenthümlich ist, färben. Sie werden als Soldaten für tapfer und treu gehalten, und sind die einzigen Hindus, die ihre Todten begraben. Wenn einer aus dem Orden stirbt, so wird er in einer sitzenden Stellung beerdigt, und sein Stab und Tombri, eine kleine Art Kalabasse, die Zeichen seines Bettlerstandes, werden vor ihm in's Grab gelegt: ist die Gesellschaft reich genug, so wird ein kleines Denkmahl zur Bezeichnung der Grabstätte errichtet.

Fast alle die alten Beamten des Sirkar sind vertrieben und ihre Stellen durch Geschöpfe des neuen Ministers besetzt worden. Unter andern ist Atmaran aus seinem Amt in unserm Lager entfernt worden: und zwei andre sind uns statt seiner zugeschickt. Sie übergaben ihre Beglaubigungsschreiben vor 2 Tagen: der eine soll als unmittelbares Or-

gan der Mittheilungen zwischen dem Minister und Residenten, der andre bloß da seyn, um Nachrichten einzusammeln. Surdschi Rao hat dem ganzen Lager solchen Schrekken eingeflößt, das Atmaran uns verließ ohne Abschied zu nehmen: da Scindhia sein Erstaunen über ein solches Betragen bezeugte, schrieb er es der Furcht vor der Deutung zu, die Surdschi Rao diesem Schritt geben konnte; und verlangte daß der Maha Rajah ihm die Einwilligung des Ministers zu dem gewöhnlichen Abschiedsbesuch auswirken sollte. Dies geschah und Atmaran erhielt Erlaubniß in gehöriger Form Abschied zu nehmen und den herkömmlichen Kehlad bei der Gelegenheit zu empfangen.

Das Wetter ist seit einigen Tagen außerordentlich heiß und trocken gewesen: ich erwachte in der letzten Nacht und bemerkte zu meinem Erstaunen schwache Lichtstrahlen um mein Bett; ich rieb meine Augen, um mich zu überzeugen, daß es nicht das Mondlicht sey, und fand daß wenn ich mit der Hand über die Bettdecke hinfuhr, aus meinen Fingern überall kleine Lichtstreifen hervorströmten: ich rief einen Diener, der nahe bei der Wand des Zeltes schlief, um Zeuge dieser Erscheinung zu seyn, die ich jedoch nicht hervorbringen konnte, wenn ich die Decke oder das Tuch rieb, worauf ich lag.

12.

Lager bei Dunk, 4. May.

Am 26sten v. M. kam der Gesandte von Dscheipur an. Der Maha Rajah empfing ihm in der Nähe des Lagers in Person; er erscheint bei solchen Gelegenheiten mit großer Pracht und Pomp. Seine ganze Reuterei begleitet ihn und bildet gemeiniglich eine Gasse, durch welche der Zug sich bewegt. Die unermeßliche Zahl von Begleitern, die verschiednen bunten Fahnen, die in der Luft flattern, die schönen Pferde und Elephanten, reich aufgeschirrt und auf's vortheilhafteste zur Schau gestellt, alles vereinigt sich um ein angenehmes und anziehendes Schauspiel zu bilden. Die

Unterhandlungen sind bereits angefangen: der Gesandte soll mit einer Gegenforderung von 40 Lacks Rupis für den in den letzten zwei Jahren von den Mahratten in Dscheipur verübten Schaden aufgetreten seyn: die Vorschläge des Durbars findet er so übertrieben, daß er nöthig gefunden hat, von seinem Hofe nähere Verhaltungsbefehle einzuholen.

Das Gebiet von Dscheipur ist wohl zusammenhängend und volkreich; es enthält einige der stärksten Festungen in Indien: die Hauptstadt und Runtambor werden für unüberwindlich gehalten. Forts von geringerer Stärke sind über das ganze Land zerstreut: ein Dorf um das andere ist von Mauern und einem Graben umgeben und den Einwohnern fehlt es keineswegs an Muth und Entschlossenheit zur Vertheidigung. Scindhia hat bei seinem weiteren Vordringen in das Land, Runtambor und die Stadt Naya Schahar, die zweite des Reichs, im Rückerlaßnen, ohne einen Versuch zu ihrer Eroberung zu machen, oder, was noch sonderbarer ist, von den Besatzungen aufgehalten zu werden: dies läßt sich nur durch die Voraussetzung eines guten Einverständnisses zwischen dem Maha Rajah und dem Dschiwun Dschola, Befehlshaber dieser Oerter, erklären. Abfall und Verrätherei sind in diesen Ländern so alltägliche Vergehungen, daß sie weder Abscheu noch Verwunderung erregen. Scindhia fordert 17 Lacks, eine Summe, die ihm für seinen Beistand bei der berüchtigten Unternehmung gegen Dschundpur, die der Rajah vor etwa 2 Jahren unternahm, versprochen ward. Der Dschuri Fuoy, jetzt unter Bapu Scindhia, ward deswegen abgesandt, traf aber nicht eher ein, als bis der Rajah völlig geschlagen zurückgekehrt war: er machte sich selbst bezahlt, plünderte die Dörfer und verwüstete das Land. Kusalli Ram ist indeß beauftragt 12 Lacks zu bieten und von dieser Summe einen verhältnißmäßigen Abzug für Pamali oder die seit dem Einbruch des großen Heers verübten Verheerungen zu machen. Ein andrer Gegenstand des Zwistes ist Duni: der Maha Rajah glaubt daß seine Ehre dabei auf dem Spiele stehe, und besteht darauf, besonders darüber zu unterhandeln: ein Vorschlag dem sich der Buhora fest widersetzt.

Vor wenig Tagen gingen wir zum Durbar, wo wir den Wakil von Dscheipur zu sehn hofften, er war indessen

eine Viertelstunde vorher fortgegangen. Er ward mir als ein schlanker, ehrwürdiger alter Mann beschrieben mit einem anziehenden Gesicht und schneeweißem Bart und Haar. Wir fanden den Maha Rajah in freier Luft unter dem Schatten einer Baumgruppe sitzen, von Kanats oder Zeugschirmen eingeschlossen. Surdschi Rao war gegenwärtig: aber keiner von den alten Höflingen. Er soll fast ganz das Uebergewicht verlohren haben, das er einst über das Gemüth seines Schwiegersohns ausübte. Während seiner letzten Verwaltung war seine Macht so groß, daß er alle Tage die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten ungestraft beging: Männer von Rang oder Reichthum, wenn sie ihm im Wege standen, wurden beständig entweder durch Gift oder den Strick ohne Weiteres hingerichtet, oder an Raketen, die aus dünnen Baumstämmen gemacht waren, gebunden und in die Luft gesprengt. Es war die Einwilligung des Maha Rajah zu diesen Handlungen gewiß erforderlich, aber ohne Zweifel ward sie in einem Zustand des Rausches erhalten, denn er ist keinesweges von grausamen Character. Neulich ward ein Mann auf einem kleinen Diebstahl ertappt. Surdschi Rao befahl, daß ihm Hände und Ohren abgeschnitten werden sollten; der Maha Rajah milderte jedoch dieses harte Urtheil als er davon benachrichtigt ward. Die Aufsicht, die der Fürst so unverkennbar über den so sehr gefürchteten Minister ausübt, hat allen Ständen des Volks im Lager Vertrauen eingeflößt. Ein anderes Mahl gelang es jedoch dem Surdschi Rao einem seiner eignen Diener ein Ohr abstutzen zu lassen, dem er im Verdacht einer zu großen Vertraulichkeit mit seiner geliebten Dschuwahir hielt. Der Befehl lautete auf Hände, Nasen und Ohren: derjenige dem die Vollziehung aufgetragen war, hatte die Kühnheit, den armen Teufel mit dem Verlust eines Ohrs abkommen zu lassen, ward aber für dieses Mitleiden unvorzüglich durch eine tüchtigen Geisselung mit einem ledernen Riemen belohnt, dem Werkzeug, dessen sich die Mahratten bei solchen Gelegenheiten immer bedienen.

Es sind Nachrichten von einer Empörung in Holkars Heer eingelaufen, die deswegen entstanden, weil sich Mir Chan der Person dieses Häuptlings und seiner vornehmsten Minister bemächtigt hatte. Das regelmäßige Fußvolk fing

an sich unruhig zu bezeigen: es richtete seine Kanonen auf das Hauptheer, und die Minister suchten Schutz bei Mir Chan, der in der Nähe lagerte und bei dem sie sich bis jetzt in Sicherheit befinden. Zu gleicher Zeit hörten wir, daß eine Meuterei im Lager des Appa Candra, eines von Scindiah's vornehmsten Günstlingen ausgebrochen sey, der eine Abtheilung in der Nachbarschaft von Sagur befehligt. Er hatte eine Schaar Patanen zum Beistand wider sein Fußvolk aufgerufen, das seinen Sold forderte: bei ihrer Ankunft im Lager aber vereinigten sie sich mit den Meuterern, und bemächtigten sich der Person des Appa Candra, banden ihn an eine Kanone und hielten ihn so lange in diesem Zustande, bis er sich zur Bezahlung einer Summe Geldes verstand. Er fand jedoch hernach Mittel seine Partei so sehr zu verstärken, daß er im Stande war einige Rädelsführer mit dem Tode zu bestrafen und die Uebrigen aus seinem Lager zu vertreiben.

Das Corps der Mihnas von Dschaighur ist seit einiger Zeit im Lager: um sie zu sehn und mit ihnen zu sprechen, ließ ich einen Haufen von dreizehn bis vierzehn Männern in mein Zelt kommen. Es waren sämmtlich große Kerls von gutem Ansehn, und gingen gern in eine Unterhaltung über ihre Sitten und Gebräuche ein. Sie waren mit einem Bogen und Köcher voll Pfeilen und einem Dolch bewaffnet, in dessen Gebrauch sie vorzüglich erfahren sind, und trugen ihre Turbans sehr hoch, die oben mit dem Federbusch von einer Art Brachvögel Namens Bojha verziert sind. Dschaighur ward vor 6 Jahren durch Salim Singh von Kote, dem Rana von Adipur entrissen und ist seitdem immer bei seinen Besitzungen geblieben. Der District enthält 84 Städte und Dörfer: zwei und zwanzig derselben sind ausschließend von Mihnas bewohnt, die dem Sirkar bloß persönliche Dienste leisten. Jedes Dorf hat einen Kotwal oder Schulzen aus seiner Mitte, der die Gemeindeangelegenheiten nach ihren besondern Sitten und Gesetzen besorgt. Sie heirathen aus keinem andern Stamm: bei ihnen herrscht der besondre Gebrauch, daß der zweite Bruder die Wittwe des ältesten zu sich nimmt; er kauft Juwelen und Kleider und zeigt sie in der Mitte seiner Verwandten und Freunde, die ihre Vereinigung bekräftigen.

Diese Verbindung heißt jedoch nicht Ehe, obgleich sie dieselben Rechte mit sich führt und nicht unterlassen werden darf; sondern sie wird Nata genannt: sollte der zweite Bruder sterben, so nimmt sie der dritte, und so weiter, bis sie zu alt wird, um noch vermält zu werden. Sie versicherten mich, daß sie bei jeder dringenden Gelegenheit, einen Heerhaufen von 20000 Mann versammeln könnten, von welcher Zahl beinahe ein Drittheil aus einer Familie, der Gründerin ihres Stammes entsprungen sey; die andern sind Fremde die zu verschiednen Zeiten der Gemeinde einverleibt wurden. Sie gestehn Diebe und Räuber zu seyn und halten es für kein größer Unglück sich durch Plünderung zu erhalten als in irgend einen Kriegsdienst zu treten. Sie schleppen besonders gern Kinder aus den Dörfern oder Lägern fort, die sie angreifen: die Knaben erziehn sie als Mihnas: die Mädchen verkaufen sie als Sklavinnen nach den benachbarten Provinzen. Ihre Verehrung ist besonders dem Maha Deo geweiht: sie rufen ihn an bevor sie sich auf einen Zug einlassen und bitten ihn, daß er ihnen für jeden Mann, der erschlagen wird, zwei Kinder geben möge. Sie klagten über die Behandlung des Maha Rajah, der seit ihrer Ankunf im Lager nur 500 Rupis unter sie vertheilt hat.

Allgemein im ganzen Lager ist die Klage über den Mangel an Gelde: Leute von allen Ständen fangen an, die Wirkungen davon zu fühlen. Ein Mahrattenhäuptling Namens Dschuta Bamania verließ am 1sten d. mit etwa 1000 Begleitern das Lager; da er aber noch in der Nähe ist so denkt er durch diese Kriegslist vielleicht den Maha Rajah zu einer Uebereinkunft zu bewegen. Auch Kumpta Gir ist, da er keine Sicherheit für die Bezahlung seiner Truppen erhalten konnte, diesen Morgen mit seinen Gosains davon gegangen. Die Chans und ein Surdar, Rajah Bawanih Purschad sitzen bei'm Maha Rajah Dhurna; die erstern haben ihm viele schöne Versprechungen einer baldigen Berichtigung und eine unbedeutende Kleinigkeit zur Bestreitung der unentbehrlichsten Bedürfnisse abgepreßt. Der letztere hingegen ward mit der äußersten Verachtung behandelt und erhielt Befehl den Deori sogleich zu verlassen. Er bekleidete früher eine hohe Stelle im Dienst des Nawab

Wasir, die er wegen eines Mißverständnisses mit seinem Herrn verließ, und nur hieher kam in der Erwartung vom Scindhia angestellt zu werden. Der Maha Rajah empfing ihn mit der größten Aufmerksamkeit und versprach ihm Dienste; dies Versprechen verschaffte ihm seinen unbeschränkten Kredit auf dem Basar und er gebrauchte ihn zuerst um den Maha Rajah auf eine prächtige Weise zu bewirthen. Seine Schulden stiegen bald bis zu einem halben Lack; da die Kaufleute dringend wurden, verlangte er einen Vorschuß, ward aber nur wegen seiner Thorheit ausgelacht, und als er zum Dhurna seine Zuflucht nahm, mit Verachtung und Spott behandelt. Während Scindhia täglich diesen und ähnlichen Beleidigungen ausgesetzt ist, besitzt er eine besondre Caste, die, wie es heißt, mit 50 Laths angefüllt ist; keine Verlegenheit, worin er oder seine Truppen sich befinden mögen, ist dringend genug um ihn zu bewegen sie anzugreifen: es ist eine feste Regel, soviel als möglich hineinzulegen, ohne je etwas heraus zu nehmen.

Da jetzt die Jahrszeit um papierne Drachen steigen zu lassen eingetreten ist, so sieht man jeden Abend den Maha Rajah, von großen Reuterschaaren, um den Platz frei erhalten, begleitet, diese fürstliche Lust genießen. Es ist ein Lieblingsvergnügen in allen Theilen Indiens. Die Drachen haben keine Schwänze und einige Aehnlichkeit mit Trefle As. Wetten werden darüber angestellt und oft um große Summen; derjenigen, dessen Schnur zerschnitten wird, verliehrt, und sein Drache wird für eine rechtmäßige Beute der zahlreich versammelten Zuschauer gehalten. Eine Mischung von zerstoßnem Glase Manjan genannt, wird über die Schnur gerieben, um sie scharf zu machen: zu diesem Zweck hat der Maha Rajah alle leere Flaschen der Residentschaft in Beschlag genommen: er läßt sich auch Drachen und Schnüre aus Delhi kommen, das wegen deren Verfertigung berühmt ist. Es wird übrigens kein geringer Grad von Geschicklichkeit und Erfahrung erfordert, um einen solchen Drachen zu regieren und einen Sieg davon zu tragen.

Früh am Morgen des 30sten war eine Mondfinsterniß: das ganze Lager ertönte von Geschrei und dem Schall der

Trommeln und Drommeten. Die herrschende Meinung der Hindus ist, daß ein Ungeheuer Namens Rahu den Planeten angreife und sie machen den Lärm, um es fortzujagen. Die Hindus sind verpflichtet, während der Verfinsterung Allmosen auszutheilen: und eine Rupi zu dieser Zeit gegeben wird für wirksamer gehalten als hundert zu einer andern. Lange vor 3 Uhr war unser Lager mit Bettlern aller Art angefüllt. Andächtige beobachten ein strenges Fasten, das sie nicht eher brechen als bis der Mond ganz vom Schatten befreit ist: zum Unglück ging er jetzt verdunkelt unter, so daß diese guten Leute nichts eher essen konnten als bis er am folgenden Abend wieder in vollem Glanze aufging. Folgendes kleine Samskritische Gedicht, das Eslok heißt, ist von einem Liebhaber an seine Gebieterin gerichtet, die von ihrer Terrasse einer Mondfinsterniß zusieht.

Eslok.

Schnell zurück und weile nicht:
O verhüll dein hold Gesicht;
Die Gefahr des Sterns dort oben
Von dem Unthier, ist verschoben;
Die die sonder Flecken bist
Scheue seine Macht und List;
Schlechtre Beute läßt es fahren;
Wird für dich, die klarer ist,
Gern des trübern Mondes sparen!

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Ueber die Ansprüche der Juden auf das deutsche Bürgerrecht.

Auch die Juden sind bei den großen Bewegungen, aus denen eine neue Gestalt Europa's hervorgehn soll, nicht unthätig gewesen, und auf dem Kongreß zu Wien mit der Forderung aufgetreten, daß ihnen überall in Deutschland dieselben Rechte mit dem deutschen Volk bewilligt werden möchten. Uns ist nur diese Thatsache aus öffentlichen Blättern bekannt, wir kennen die Gründe nicht, wodurch dies Verlangen unterstützt wird; wir wissen auch nicht was für ein Beschluß darüber gefaßt ist: doch scheint noch keine Entscheidung erfolgt zu seyn und sie wird vermuthlich erst in der Folge berücksichtigt werden, wenn überhaupt die Organisation Deutschlands und seiner Verhältnisse der Gegenstand der Erwägung und Berathschlagung werden wird. Diese Rücksicht ist es, die den Verfasser veranlaßt hat, diese Ansichten und Betrachtungen, zur Beherzigung seiner deutschen Landsleute mitzutheilen, so mißlich es auch scheinen mag, einen Streit zu berühren, worin so viele Kämpfer ihre Kräfte versucht haben, und der nur zu oft nicht

mit der Ruhe und Würde geführt worden ist, die eine so wichtige Angelegenheit erfordert.

Nur ein Barbar kann bei Mißhandlungen gleichgültig bleiben, die sich roher Uebermuth gegen die Schwäche erlaubt hat: jede Brust, die menschlich fühlt, muß selbst bei verschuldeten Leiden von einer mitleidigen Regung gegen den Duldenden ergriffen werden. Sobald man die Lage der Juden nur aus diesem Gesichtspunkt betrachtete, mußte man sich bald mit ihnen ausgesöhnt fühlen; es scheint ein so erhabnes und würdiges Geschäft als Vertheidiger der Unterdrückten aufzutreten, daß man es ihren begeisterten Freunden verzeihen muß, wenn sie alles in einem besseren Lichte sehn, wenn sie die Schatten mildern, überall den weiten Mantel der Liebe ausbreiten und von ihrem menschenfreundlichen Eifer hingerissen und verblendet, selbst ungerecht gegen ihre Vorfahren, gegen ihre Mitbürger und ihre eignen Glaubensgenossen, ja ihre eigne Religion werden. Ihnen schien es ein eben so hohes Ziel, den Juden dieselben bürgerlichen Rechte mit den Christen und den Völkern, unter denen sie leben, zu verschaffen, als der Kampf der Plebejer in Rom oder der Katholiken in Ireland: und daher haben sie, wie es scheint, die Hauptpunkte übersehn, worauf es ankommt, und die durch den ewigen Ausspruch der Geschichte erhärtet werden; sie haben ganz verschiedne Fragen verwechselt, und sind auch in der Aufstellung und Beurtheilung historischer Thatsachen durchaus einseitig verfahren.

Käme es blos darauf an den Juden da ihre Menschenrechte zurückzugeben, wo sie ihnen verkümmert sind, so wäre jeder Streit überflüssig; die Pflicht und Würde jeder guten Regierung erfordert es, sie vor Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen zu sichern, dem Haß gegen sie keine Nahrung zu geben, und ihnen den Weg zu eröffnen, der sie zur Veredlung und zur Theilnahme an den Wohlthaten des Christenthums führen kann. Wo giebt es einen Christen, den die gräulichen Verfolgungen nicht empörten, denen oft aus falschen Veranlassungen die Juden ausgesetzt gewesen sind, der sich nicht über das verbesserte Loos eines Geschlechts erfreut, das auch das Siegel der Menschheit an sich trägt; wer wird nicht wünschen, daß es befreit von

Hemmungen und Fesseln übergehe zu einem immer würdigeren und veredelteren Daseyn, dessen es in seinen jetzigen Verhältnissen nicht fähig ist. Das Christenthum hat von jeher den Juden seinen heiligen Kreis geöffnet, wo in Einem Glauben und Einer Liebe das wahre Heil des menschlichen Geschlechtes aufgegangen ist. Keinem, der sich aufrichtig zu demselben bekannt hat, ist irgend ein bürgerlicher Vorzug verweigert; und wer kennt nicht unter den Uebergetretnen oder ihren Abkömmlingen würdige und vortreffliche Männer, die sich in den verschiedensten Aemtern und durch mannichfaltige Verdienste ausgezeichnet haben? Es ist die alte Lehre und Hoffnung der christlichen Kirche, daß die Juden sämmtlich bekehrt werden und in das durch Jesum gegründete Reich der Wahrheit und Erlösung eingehn sollen. Daß eine milde und christliche Behandlung der Juden diesen großen Zweck befördern wird, ist längst anerkannt: diese Belehrung kann aber nur von ihnen selbst auf dem stillen und ruhigen Wege ihrer Einsicht und Ueberzeugung erfolgen: daher muß man die gewaltsamen Mittel mißbilligen, die frühere Eiferer vorgeschlagen haben. Zum Theil ward sie durch zu strenge Gesetze der katholischen Kirche verhindert: die Juden sollten im Fall der Bekehrung alle Güter aufgeben, weil man voraussetzte, daß alles durch Wucher und auf ungerechte Weise gewonnen sey: welche, wenn auch ihrer ersten Veranlassung nach gutgemeinte, Verordnung doch die Reichen abschrecken mußte, ihren väterlichen Glauben aufzugeben. An Fürsprechern in diesem Sinn hat es den Juden nie gefehlt: mit vielem Eifer nnd siegreicher Gelehrsamkeit hat Wagenseil *) die zum Theil ungereimten Beschuldigungen widerlegt, womit man sie überhäuft hat, wofür sie so oft grausam gebüßt haben, und seinen Glaubensgenossen Milde und Schonung empfohlen.

In den Zeiten der Aufklärung hat man sich hiemit nicht begnügt, man ist weiter gegangen und hat für die Juden gleiche Rechte mit den Christen verlangt; man hat die Beschränkungen, denen sie unterworfen waren, für

*) In s. Hoffnung zur Bekehrung Israels.

ungerecht, unmenschlich und unpolitisch ausgegeben: man hat behauptet, daß die Verschlechterung des Charakters und die verhaßte Eigenthümlichkeit desselben, die man nicht ganz leugnen könne, nur aus dem Druck, worunter sie gelebt haben, aus den Verfolgungen des Fanatismus abgeleitet werden müßten. Dies sind nemlich die Behauptungen, die vor etwa 30 Jahren (1781) vom Hrn. von Dohm ausgesprochen wurden und überall den lautesten Beifall fanden: dessenungeachtet ruht die ganze Ansicht auf 2 Hauptirrthümern, wie eine nähere Betrachtung unwiderleglich ergeben wird.

Der erste Satz, den dieser berühmte Politiker aufstellt, ward jetzt wohl theoretisch überall aufgegeben seyn, wenn man gleich praktisch noch immer sich nicht davon losreißen kann: es ist der Satz, daß die immer fortschreitende Zunahme der Bevölkerung die wesentlichste Bedingung des größtmöglichen allgemeinen Wohls sey. Diese Ansicht war natürlich, so lange man den Staat als eine Maschine oder ein Uhrwerk betrachtete, das mit jedem Etatsjahr nur neu aufgezogen zu werden brauchte: da fing man an die Menschenhäupter zu zählen, die Seelen zu vertauschen, Balanzen zu ziehn, zu compensiren, zu liquidiren und Experimente aller Art zu machen. Auf die Zahl kommt es nicht an: nicht auf die Betriebsamkeit oder den Gewerbfleiß; nur auf den Geist, der ein Volk belebt, der es vereinigt und die Einzelnen zu einem unauflösbaren Ganzen aneinanderkettet, auf die Treue, die es bewahrt, auf die Liebe für das Vaterland, auf seinen Glauben an Gott und an sich, auf seine Bereitwilligkeit die irdischen Güter gering zu achten und alles, selbst das Leben, den unwandelbaren Heiligthümern und den Forderungen des Gemüths zum Opfer zu bringen. Ein Volk kann nur zu einem Ganzen werden durch einiges Zusammenwachsen aller seiner Eigenthümlichkeiten, durch die gleiche Art ihrer Äußerung: durch Gesinnung, Sprache, Glauben, durch die Anhänglichkeit an seine Verfassung. Nun darf ein Volk, ohne sich selbst zu schaden, sich nicht so scharf absondern um die Aufnahme einem jeden Fremden zu versagen: aber nur unter der Bedingung, daß wer Mitglied eines andern Volks werden will, sich ihm ganz hingebe und gleich stelle; wenn der

erste Erwerber eines neuen Volksrecht nicht ganz mit seinen neuen Landsleuten verschmilzt, so werden es seine nächsten Nachkommen: so sind ja unzählige Franzosen und selbst Juden sobald sie aufhörten, Juden zu seyn, deutsche geworden. Die Juden als Nation betrachtet, haben ihre Landsleute, mit denen sie durch Abstammung, Gesinnung, Pflicht, Glauben, Sprache, Neigung zusammenhängen, auf der ganzen Erde: sie machen mit ihnen eine Einheit aus, und müssen ihnen nothwendig inniger ergeben seyn als dem Volk, unter dem sie leben, das ihnen immer fremd bleiben muß. Welcher Staat kann sich Bürger wünschen, die ihn weder begreifen noch einen lebendigen Antheil an dem allgemeinen Volksleben nehmen? Aber auch nach der alltäglichsten politischen Arithmetik wird durch die Begünstigung der Juden nichts gewonnen: denn wie viel besser ist es, wenn sich auf einer Strecke Landes zehn freie und wohlhabende Bauern im Schweiß ihres Angesichts mit Weib und Kindern nähren, als wenn dieselbe ein reicher Jude oft unter höchst vortheilhaften Bedingungen kauft und sie ohne selbst an der Arbeit Theil zu nehmen, durch Verpachtung möglichst zu nutzen sucht? Allein die Juden bilden nicht blos ein Volk: sie bilden zugleich einen Staat; „die Grundgesetze der jüdischen Religion sind zugleich die Grundgesetze ihres Staats;" ihre Rabbiner sind zugleich ihre Vorsteher, denen das Volk die höchste Ehrfurcht und den blindesten Gehorsam schuldig ist: sie bilden, wie die Brahminen bei den Indiern den Adel, die eigentlich gesetzgebende Gewalt; „die jüdische Nation, sagt einer ihrer geistreichsten Schriftsteller, wird unter dem Schein der Theokratie von einer immerwährenden Aristokratie beherrscht" *). Diese Behauptung wird durch die ganze spätere Geschichte der Juden bestätigt; es ist also klar, daß, wenn sie Mitglieder eines andern Staats seyn wollen, ohne dem Judenthume zu entsagen, sie in eine Collision von Pflichten gerathen, die höchst bedenklich ist und die in vielen Fällen unmöglich ausgeglichen werden können; Niemand kann zweien Herren dienen und es ist doch in der That ein sonderbarer Widerspruch daß ein Bürger des jüdischen Staats oder Reichs

*) Salomon Maimor in s. Leben II, 180 u. 266.

zugleich Bürger eines christlichen Staats seyn will. Er kann wohl in einem Verhältniß zu der Regierung oder dem Herrscher als Unterthan, aber nicht zu dem Staate als Bürger stehn, weil er bereits früher in einer Beziehung der Art sich befindet, die eine zweite oder neue ausschließt. Es versteht sich von selbst, daß hier das Judenthum gemeint wird, wie es seiner Natur nach ist: es kömmt nicht darauf an, daß einzelne Mitglieder sich über die strengen Vorschriften wegsetzen, das Ansehn der Rabbiner und des Ceremonialgesetzes, worin das Wesen des Judenthums besteht, nicht mehr anerkennen, die Bande zerrissen haben, die ihnen lästig waren und die Hauplehre der jüdischen Religion von der Zukunft des Messias für lächerlich erklären: auf diese kann durchaus gar keine Rücksicht genommen werden; sie bilden ein Mittelding zwischen Juden und Christen, die sich eine eigne Art von völlig unhaltbarer natürlicher Religion in thörigten Dunkel zusammengesetzt hat, eine eigne Secte, die kein Staat anerkennt und die nur eine stillschweigende Duldung genießt. Fänden die Juden in ihrer Religion keinen politischen Mittelpunkt mehr, so ist keine Frage, daß sie auch als Volk bald untergehn, d. h. ganz mit den Völkern, worunter sie leben verschmelzen würden.

Die zweite Behauptung, daß die schlimme Siete, die der jüdische Charakter im Allgemeinen zeigt und die bedingungsweise selbst von den Schriftstellern aus ihrer Mitte zugestanden ward, lediglich eine Folge der Unterdrückung sey, worin sie gelebt haben, steht offenbar mit der Geschichte im Widerspruch. Der Charakter eines Volks wird durch mannichfaltige Einwirkungen bestimmt. Außer der ursprünglichen Anlage sind am wichtigsten Religion und Staatsverfassung: aus diesen beiden Elementen muß man das Eigenthümliche des jüdischen Charakters erklären, der in Spanien wie in Polen derselbe war. Gewisse Beschäftigungen und Gewerbe, die ein Volk vorzugsweise und ausschließend treibt, müssen ebenfalls auf seine Denkungsart einwirken und so wie gewisse durch Kunst hervorgebrachte Eigenschaften des Körpers den folgenden Geschlechten natürlich werden, so werden auch innere Eigenschaften zuletzt habituell; unverkennbar ist der Einfluß des Handels wenn

er von einer Küste getrieben wird, auf diejenigen, die sich damit beschäftigen: die Banianen z. B. haben wirklich in ihrer Art zu handeln eine auffallende Aehnlichkeit mit den Juden. Schon lange vor dem Christenthume und vor ihrer Zerstreuung scheint der Speculationsgeist in ihnen erwacht zu seyn, der bei der geringsten Anstrengung den möglichst größten Gewinn sucht: seit der Gründung von Alexandria, wo sie ja schon ihre eignen Straßen hatten, wurden sie Krämer und Mäkler *). Judäa war dem König Ptolemäus (v. 246 — 221 vor Christus) Euergetes von Aegypten unterworfen, doch mit eigenthümlicher Verfassung; die Hohenpriester waren zugleich Häupter und Vorsteher des Volks; damals bekleidete Onias diese Würde, der aus Geiz die Bezahlung des Tributs, den er für das Volk entrichten sollte, unterließ. Der König, hierüber erzürnt, sandte einen Bevollmächtigten nach Jerusalem, dessen Drohungen das ganze Volk in Furcht und Bestürzung setzten: nur Onias, dem das Geld gar zu lieb war, blieb ungerührt und gleichgültig. Sein Neffe Joseph, ein junger Mann, der bei der ganzen Nation wegen seiner Aufklärung in großem Ruf und allgemeiner Verehrung stand, erfuhr von seiner Mutter die allgemeine Noth und eilte in die Stadt: er forderte die Hohenpriester auf, nach Alexandria zu gehn und den König durch Bitten zur ganzen oder theilweisen Erlassung der Schuld zu bewegen; aber der alte Onias hatte hiezu keine Ohren, und war froh als sich sein unternehmender Vetter erbot, die Sache auf's Reine zu bringen. Joseph versammelte das Volk im Tempel, ermahnte es gutes Muths zu seyn, er kenne die Welt und die Großen und werde schon den Weg zum Herzen des Königs finden. Sogleich veranstaltete er prächtige Gastmähler zu Ehren des Abgesandten, gab ihm ansehnliche Geschenke und gewann ihn dadurch so sehr, daß er ihm versprach, bei Hofe sich seiner bestimmt anzunehmen. Joseph schickte nun überall zu seinen Freunden und Bekannten und lieh sich Geld,

*) Eine richtige Ansicht Joh. v. Müllers: denn von ihm ist ja wohl der mit M. bezeichnete Brief in Dohm's Versuch II, 116.

und da es auf die Ehre des Volks ankam, und man seinen Unternehmungsgeist kannte, so brachte er bald die erforderlichen Summen zusammen, kaufte für 20000 Drachmen Kleider, Kostbarkeiten, Pferde u. s. w. und ging ab. Grade um diese Zeit wurden die Einkünfte von Syrien und Phoenicien neu verpachtet, und reiche Speculanten strömten nach der Hauptstadt, die, wenn sie dem armselig und lumpig einherschreitenden jungen Juden begegneten, verächtlich auf ihn herabsahen *). Der Hof war in Memphis: Joseph machte sich sogleich dahin auf; vor den Thoren begegnete er dem König, der mit seiner Gemahlin und seinem Günstling Athemo (dem Gesandten in Palästina) eine Spazierfahrt machte. Kaum erblickte dieser den Wanderer als er ihn erkannte und seinen Gebieter auf den gescheuten jungen Juden aufmerksam machte. Er ward gerufen und hatte die Gnade sich in dem Wagen setzen zu dürfen. Ptolemäus fing sogleich an auf den Onias und die Juden zu schelten. Ew. Majestät, erwiederte Joseph, halten dem alten Mann seine Thorheit zu Gnaden: wir jungen, aufgeklärten kennen den Weltlauf, wir werden uns besser betragen und unserm Herrn keine Gelegenheit zur Unzufriedenheit geben. Dem König gefiel die edle Dreistigkeit; und Joseph ward zur Tafel gezogen. Als die Zölle ausgeboten wurden, erschien auch er unter den Bietenden, und warf ihnen vor, sie hätten sich vereinigt den König zu betrügen: er erbot sich nicht nur das Doppelte zu geben, sondern auch der königlichen Casse das Vermögen aller derjenigen zukommen zu lassen, die er auspfänden würde. Der König war über das beträchtliche Mehr, das ihm geboten ward, äußerst zufrieden: aber fragte er, wie wird's mit der Caution stehn? Mit edler Dreistigkeit und noch größerer Schlauheit erwiederte er, es werde ihm an den besten Bürgen nicht fehlen, er nannte den König und die Königin. Ptolemäus lachte und dem Juden ward die Unternehmung zugeschlagen. Sein Speculationsgeist verschaffte ihm Credit: in Alexandria lieh er sich 50 Talente und begleitet

*) ἐχλευάζον ἐπὶ πενίᾳ καὶ λιτοτήτι.

gleitet von 2000 Gensd'armes *) fing er seine glorreiche Laufbahn an. An denen, die nicht bezahlen konnten, wurden die strengsten Exempel statuirt: sie wurden bis auf's Blut ausgezogen: und blos von Confiscationen und abgepfändeten Gütern schickte er dem König 1000 Talente, der die Klugheit **) bewunderte und ihn gewähren ließ. Ganz Syrien gerieth in Verzweiflung über den fürchterlichen Douanenchef und die armen Leute brachten den letzten Heller dar, den sie bei der Seele hatten. Joseph sammelte viel Geld und der Kauf der Zölle gewährte ihm einen großen Gewinn: er war klug genug einen Theil desselben aufzuopfern, um sich desto sichrer zu behaupten: er machte dem König und seiner Gemahlin große Geschenke, so wie allen Leuten von Ansehn und Einfluß bei Hofe, blieb daher auch 22 Jahre hindurch ungestöhrt in seiner Stelle und erwarb ein unermeßliches Vermögen. Er hatte 7 Kinder, heirathete aber noch in seinen höheren Jahren zum zweiten Male die Tochter seines Bruders. Als er sich einmal in Alexandria befand, und zur königl. Tafel gezogen ward, machte eine schöne Tänzerin einen solchen Eindruck auf seine Sinne, daß er sie zu besitzen wünschte, doch scheute er sich, das Gesetz, das den Juden die Ehe mit fremden Weibern untersagt, zu brechen: er trug aber seinem Bruder auf, ihm das Mädchen unter der Hand zu schaffen: und im Vertrauen auf die Allmacht des Goldes zweifelte er keinen Augenblick an der Erfüllung seines Wunsches. Der Bruder hatte aber eine Tochter, für die er einen Mann suchte; er nahm daher keinen Anstand sich dieser Gelegenheit zu bedienen; er führte sie geschmückt unter dem Namen der Tänzerin in der Nacht zum Joseph, und der alte Jude ward bald so sehr von dem Mädchen eingenommen, daß man ihm das Geheimniß nicht länger verbergen durfte; er dankte seinen Bruder, daß er ihn vor einer Sünde bewahrt hatte, und heirathete seine Nichte, die ihm einen Sohn Hyrkan gebahr. Dieser zeichnete sich durch Witz, Schlauheit, Speculationsgeist, und Raffinement aus: auf ihn schien der ganze

*) Das bedeuten wohl die πεζων ϛρατιωτων δισιλιοι.

**) φρονημα.

Geist des Vaters übergegangen zu seyn, während die älteren Söhne dumm und einfältig waren und den Fleiß der berühmtesten Erziehungskünstler, die es damals gab, zu Schanden machten. Hyrkan ward nun die Freude des Vaters, der sich in ihm verjüngt erblickte, und mit Sicherheit hoffte, er werde in seine Fußtapfen treten. Freilich wurden die anderen Brüder über den Vorzug, den Hyrkan erhielt, erbittert und es entstand ein Zwist unter ihnen, wie zwischen den Söhnen Jacobs: sie suchten ihn sogar aus dem Wege zu räumen, aber er entging ihren Nachstellungen.

Um diese Zeit war dem Könige ein Sohn geboren worden: nach herkömmlicher Sitte bezeigten die Großen bei dieser Gelegenheit ihre Freude und Anhänglichkeit durch Geschenke; von allen Seiten eilte, was angesehn und edel war, nach Alexandria. Joseph fühlte sich zu alt und wünschte einen seiner Söhne zu schicken: die älteren hatten keine Lust, aber Hyrkan war froh, sich auch in der großen Welt zeigen zu dürfen: er sagte sogleich, er werde nicht viel Geld nöthig haben, sondern sich knapp behelfen und mit 10000 Drachmen auszukommen. Der Alte war über Aeußerungen hoch erfreut, den sie bewiesen den Werth, den sein Lieblingssohn auf das Geld legte. Joseph hatte einen Buchhalter Arion in Alexandria, der alle seine Geschäfte dort besorgte und große Summen von ihm in Händen hatte, um am Verfalltage der Pacht zu entrichten: auf ihn erbat sich Hyrkan einen unbestimmten Kredit; dann stellte er dem Vater vor, es würde viel besser seyn, die Geschenke in Alexandria einzukaufen, als sie mitzunehmen, theils weil man in der Hauptstadt alles besser und geschmackvoller nach der neuesten Mode finden würde, theils weil sie auf der Reise gestohlen oder beschädigt werden könnten. Dem Alten leuchteten die Gründe ein, er schrieb den Brief und rechnete auf 10 Talente, wie er auch wohl aus Vorsicht beiläufig einfließen ließ. Hyrkan kam an und verlangte sogleich 1000 Talente: (in der Casse waren 3000) Arion wollte aus der Haut fahren: darum, meinte er, habe der Alte sich nicht so sauer werden lassen und sich alles abgedarbt *) damit das schöne Geld nun von ihm lieder-

*) πονων καὶ ταῖς ἐπιθυμίαις ἀντέχειν.

lich *) durchgebracht werde: er rieth ihm hübsch dem Beispiel des Vaters zu folgen und schloß mit der Erklärung, er werde ihm 10 Talente auszahlen und keine Drachme mehr: (es scheint, daß der Werth dieser Summe mit Anstand überreicht werden konnte und das Gewöhnliche war, daß man bei solchen Gelegenheiten zu geben pflegte.) Der hitzige junge Mensch ward über diese Weigerung äußerst aufgebracht, und ließ den Buchhalter verhaften: die Sache kam dem Könige zu Ohren, der ihn vor sich kommen ließ: Hyrkan wußte sich aber schlau und geschickt zu entschuldigen, der König lachte, der beklagte ward gnädigst entlassen und Arion mußte ohne Weiteres mit dem Gelde herausrücken. Nun ließ sich Hyrkan förmlich bei Hofe vorstellen und fand in Rücksicht auf seinen Vater einen guten Empfang. Mit allen Großen zur Tafel geladen ward er als der Jüngste unten angesetzt. Offenbar scheinen sie ihn auch als Juden verachtet zu haben, denn die Gäste machten sich den Spaß, alle Knochen vor ihm auf den Tisch zu legen, der ganz davon bedeckt ward. Nun gab es damals am ägyptischen Hofe einen Spaßmacher Namens Tryphon, der in hohen Gnaden, gleichsam der Liebling der hohen Herrschaften war: siehst du, sagte dieser zum König, die Knochen vor dem Hyrkan: du kannst daraus abnehmen, daß, so wie er diese des Fleisches beraubt hat, ganz Syrien von seinem Vater ausgezogen ist **). Ptolemäus fragte lächelnd den Hyrkan: woher er alle die Knochen bekommen habe? Glücklich wußte sich der Jüngling durch einen witzigen Einfall, ein Bonmot, herauszuhelfen: „die Hunde essen bekanntlich das Fleisch, wie diese, (indem er auf die Tischgenossen blickte) mit den Knochen, die Menschen essen das Fleisch und werfen die Knochen fort, wie ich jetzt gethan habe." Dem König gefiel diese kluge Antwort und er befahl allen Anwesenden, ihm Beifall zu klatschen. Am andern Tage machte er seine Aufwartung bei allen Großen: heimlich erkundigte er sich bei den Dienern, was die Herrn am Geburtsfest für ein Geschenk geben würden: der eine

*) ἀσώτως.

**) περιεδύσεν.

sagte 10, der andre 12, ein dritter 15 Talente. Wie werde ich Aermster bestehn, hob Hyrkan kläglich an, da ich nicht mehr als 5 Talente bieten kann? Die Diener hinterbrachten natürlich dies Gespräch ihren Gebietern, die sich sehr darüber freuten, daß ein so dürftiges Geschenk den Unwillen des Königs gegen die Juden erregen würde. Der König erschien: Keiner brachte mehr als 20 Talente dar; Hyrkan aber hatte 100 Knaben und eben so viele Mädchen gekauft und für jeden Kopf ein Talent gezahlt: jene gab er dem König, diese der Königin: jeder Sklave und jede Sklavin überreichte zugleich ein Talent. Auch an die Großen und Höflinge vertheilte er große Geschenke, um sich ihre Gunst zu erhalten. Der König nahm diese Ehrengabe gnädig auf und entließ ihn mit einem huldreichen Schreiben an den Vater, worin er seine allerhöchste Zufriedenheit mit seinem wohlgerathnen Sohn bezeugte und ihn kräftigst empfahl. (Hyrkan war bange der Alte möchte ihn seiner Verschwendung wegen zum Hause hinausprügeln.) Seine Brüder gingen ihm auch entgegen, um ihn mit Vorwissen des Vaters umzubringen: Joseph mußte freilich aus Furcht vor dem König seinen Zorn verbergen; doch geriethen die Brüder einander in die Haare: Hyrkan mußte endlich weichen, ging jenseits des Jordans und zog die Barbaren aus,*) denn dieß Handwerk scheint der Familie einmal eigenthümlich gewesen zu seyn. Dieser Joseph hatte einen großen Einfluß auf sein Volk, er entriß es der Armuth und verhalf ihm zu einer glänzenderen Lebensweise: 22 Jahre verwaltete er die Einkünfte von Syrien, Phönizien und Samaria." Diese Geschichte scheint fest von den Gegnern der Juden erfunden zu seyn: sie gleicht auf ein Haar den Begebenheiten manches reichen jüdischen Hauses aus unsrer Zeit, und doch ist sie uralt: der jüdische Geschichtschreiber Josephus theilt sie der Welt als einen Beweis von den Anlagen, der Geschicklichkeit und Gewandtheit seines Volks mit und freut sich den Helden Griechenlands und Roms einige Juden in Joseph und Hyrkan an die Seite stellen

---

*) φορολογων.

zu können *). Von jeher suchten die Juden, auch wo sie es nicht nöthig hatten, wo ihnen alle andre Wege des Erwerbs offen stunden, sich in solche Geschäfte einzulassen, die ihnen Gelegenheit zu einem möglichst großen Gewinn ohne Rücksicht auf das Wohl Andrer gaben und daraus erklärt sich der Haß, der sie schon in sehr frühen Zeiten verfolgte. Daß den Juden im Mittelalter viele thörichte und abgeschmackte Beschuldigungen gemacht sind, ist unläugbar; allein man muß auch nicht vergessen, daß sie den Namen des Heilandes und die Geheimnisse des christlichen Glaubens verlästerten und sich schändlicher Blasphemien erlaubten; in ihren religiösen Büchern, in den Erklärungen ihrer berühmtesten Lehrer, kommen die gräßlichsten Aeußerungen über Christus und seine Verehrer vor: sie werden verwünscht und die Juden bitten den Gott ihrer Väter, seine Verheißungen zum Verderben der Nichtjuden zu erfüllen. Unläugbar ist es, daß die Rabbinen, die zugleich den Adel des jüdischen Volks ausmachten, diesen Geist der Abneigung und des Hasses eifrig zu nähren suchten: und es mußte ihnen alles daran gelegen seyn, weil ihr ganzes Ansehn und ihre Bedeutung nur von der Integrität der Juden als eines abgeschiedenen Volk's abhing **). Wenn nur die Christen theils durch ihre Theologen und Geistlichen, theils

---

*) Josep. Antiqq. Jud. L. XII. c. 4. ed. Havercamp. Ich habe nur einen Auszug gegeben: doch ist kein einziger Zug hinzugesetzt: auch nichts modernisirt.

**) Man findet die Beweise in den von Wagenseil herausgegebnen rabbinischen Schriften, in den Auszügen bei Eisenmenger und in den Annalen der Juden in den preußischen Staaten, S. 108. An der Aechtheit dieser von frommen und gelehrten Männern gemachten Uebersetzungen läßt sich gar nicht zweifeln: man müßte es ihnen denn wie Moses Hirschel unserm Luther zum Vorwurf machen, daß er אונה durch Schinden und nicht durch drücken oder kränken übersetzt. Daß manche dieser Stellen (aber nicht alle) milder gedeutet werden können, läßt sich zugeben, doch werden sie von den meisten Juden auf christliche Religion bezogen: und wenn sie zum Theil ursprünglich von den Heiden gelten sollten, so konnten ja die späteren Juden, die nur unter Christen lebten, unmöglich andre Fremde verstehn als diese.

durch die Proselyten von solchen Gräueln unterrichtet wurden, kann man es ihnen verdenken, daß sie von Abscheu ergriffen wurden, besonders wo die Ueberzeugung von der Seligkeit in und durch Christus alle Gemüther kräftig durchglühte; und kann man einen selbst übertriebnen Eifer für das Höhere und Göttliche verdammen? soll man ihn nicht der characterlosen Lauheit und Toleranz einer erschlafften Zeit vorziehn? Zweitens hielt man die Juden für Zauberer und deswegen mußte man es nicht unwahrscheinlich finden, daß sie sich zu ihren magischen Künsten furchtbarer Mischungen, des Blutes ermordeter Christen u. dgl. bedienten: dieser Wahn fand wieder in der Erfahrung eine beständige Bestätigung. Die Kabbala ist unläugbar aus einer tiefen Quelle geflossen: ihre Urelemente hangen mit den erhabensten Speculationen zusammen, wozu der menschliche Verstand sich erheben kann, und die die würdigsten Geister beschäftigt haben: aber unter den Händen der Juden sind sie ganz ausgeartet und zu einem thörichten Gewebe von Unsinn und Aberglauben geworden, wo kaum die ursprünglichen Begriffe und Ansichten noch durchschimmern. Immer fand man daher bei gelehrten oder angesehnen Juden Zauberbücher, z. B. bei dem Juden Lippold, bei einem berühmten Rabbi in Franken, vor etwa 100 Jahren *) und selbst Salomon Mimon erzählt von sich, daß er in allem Ernst glaubte, sich unsichtbar machen zu können und einen Versuch machte, der freilich übel ablief: Allgemein glaubten sie von ausgelernten Kabbalisten, daß sie thönerne Figuren beleben und zu dienstbaren Geistern machen könnten; der preußische Jude Fürst erwarb sich sogar durch seine kabbalistische Ausrechnung, daß das Land Preußen nothwendig zu einem Königthum erhoben werden müsse, die Gnade des Hofes. Diese unwidersprechlichen Thatsachen müssen uns abhalten so unbedingt in das Geschrei über ungerechte Verfolgung, fanatischen Druck, Aufhetzung christlicher Pfaffen u. s. w. einzustimmen.

Bei einer genauen und vorurtheilsfreien Betrachtung

---

*) Höchstwichtiger actenmäßiger Bericht als Beitrag zur Geschichte der Juden. Franken 1804.

der alten deutschen Verfassung im Ganzen wie im Besondern kann man den verständigen, gerechten und milden Sinn nicht genug bewundern, der aus allen Einrichtungen hervorleuchtet. Auch die Juden sind in Deutschland von jeher auf eine Weise behandelt worden, die mit den Rücksichten auf das deutsche Volk als der ersten sowohl, als den Forderungen der Menschlichkeit übereinstimmte; wenn die Juden bisweilen gemißhandelt und verfolgt wurden, so geschah dies durch den rohen Ausbruch der gereizten und erbitterten Menge, ganz gegen das Gesetz, das verordnet: alle Tage sollen Frieden haben Pfaffen, geistliche Leute und Wittwen und alle Waisen, Kaufleute und Juden an ihrem Hab und Gut *): sie standen in unmittelbarem Schirm des Kaisers, als dessen eigne Unterthanen sie angesehn wurden: und das war nothwendig, weil sie nur dadurch im ganzen Reich befriedigt werden konnten. Ueberdies hing es ganz genau mit den herrschenden Vorstellungen der Zeit zusammen: die deutschen Kaiser galten als Nachfolger der römischen Imperatoren: was für fruchtbare Folgerungen aus dieser Ansicht abgeleitet wurden, ist bekannt: nun hatten die Juden gerufen regem non habemus nisi Caesarem (wir haben keinen König als den Kaiser;) Titus hatte außerdem bei der Zerstöhrung Jerusalems 30 Juden um einen bösen Pfennig gekauft und sie dem Reich übergeben. Billig war es, daß der Eid des Juden nicht über den Eid des Christen gehn durfte: die Juden mußten einem Christen überzeugen mit dem Zeugniß von 3 Christen: aber auch der Christ muste gegen einen Juden wenigstens einen jüdischen Zeugen stellen: hätte ein Christ einen Juden erschlagen, so ward der Thäter eben so angesehn, als wenn er einen Christen getödtet hatte. Oeffentlich durfte der Jude sogar auf Diebsgut leihen und der Eigner, der es wieder verlangte, muste des Darlehn erstatten. Ein Eid, den der Jude auf vorgeschriebne Weise ablegte, hatte Kraft. In der Bestrafung sollten die christlichen Richter mit Maaß verfahren, um die Juden nicht zu verderben. Niemand sollte sie zum Christenthum zwingen, sondern nur mit Güte konnte man ver-

*) Schwabenspiegel cc XIV der Schilerschen Ausg., so auch der Schafenspiegel.

suchen, sie von ihrem Wahnglauben zu überzeugen. Dagegen aber waren die alten deutschen Gesetze eifrig darauf bedacht, die Nationalverschiedenheit recht kräftig auszudrucken, weil sie den Werth der Volkseigenthümlichkeit erkannten: daher ward verordnet, daß, wenn ein Christ bei einer Jüdin liegt oder umgekehrt ein Jude eine Christin schwängert, beide verbrannt werden sollen: denn der Christ hat Christenglauben verläugnet *). Den Juden war verboten, christliche Diener zu halten: um als Jude erkannt zu werden (nicht zum Schimpf), musten sie einen gespitzten Hut tragen: der späterhin noch in der Reichspolizeiordnung von 1530, in einen gelben Ring an ihrem Kleide verändert wird **). In vielen deutschen Ländern hat man die Juden aufgenommen; überall ging man bei ihrer Aufnahme und Behandlung von ähnlichen Grundsätzen auf ***), und sie haben besonders an den Fürsten Gönner gefunden: ja selbst in den geistlichen Stiftern wurden sie geduldet: es war ihnen z. B. im Würzburgschen gesetzlich erlaubt, einen Zins von beinahe 50 Procent zu nehmen: es fehlt auch nicht an Beispielen, daß sie gegen den Fanatismus der Christen kräftig geschützt wurden: die Stadt Regensburg, die 1476 eine Judenverfolgung wegen vorgeblich gemordeter Kinder anstellte, muste ihnen 135,000 Goldgulden Schadenersatz bezahlen. Kaiser Max verbot 1519 selbst einem eifrigen Regensburger Geistlichen, der das Volk wider sie aufhetzte, gegen sie zu predigen †*). Unter diesen Umständen lag es nur an den Juden, daß sie keine andere Gewerbe

*) Das. CCCXVII.

**) Das. c. CCLVIII.

***) Z. B. in Bayern. v. Aretin Geschichte der Juden in Bayern 26.

†*) Aretin S. 37 nnd 39. Es ist vielleicht nicht uninteressant zu bemerken, daß in Bayern bereits in d. Jahre. 1541 eine Vertheidigung der Juden erschien, die das was sich widerlegen läßt, recht gut widerlegt: dagegen erhob sich der berühmte D. Eck, der wenigstens in Hinsicht seines Judenhasses mit Luther übereinstimmt; er hat einige gute Vorschläge über die Bedingungen, unter denen sie geduldet werden können. Ob auch ihm die Juden Anleihen abschlugen, hab' ich noch nicht erfahren.

wählten, sondern den Handel, die Trödelei, kurz alle Geschäfte vorzogen, die ihnen verstatteten, einen schnellen und großen Gewinn ohne bedeutende Anstrengung zu machen.

Daß aber die verkehrte Bildung und der schädliche Einfluß der Juden auf andre Völker, unter denen sie wohnen, nicht aus dem Druck, sondern aus Ursachen hervorgehn, die in ihnen und ihrer Verfassung liegen, beweist das Beispiel Spaniens und Polens. In Spanien genossen sie während des Mittelalters die größten Vorrechte, und bald waren alle Geldgeschäfte in ihren Händen: sie waren die Finanziers der Könige und der Großen: das Volk ward auf das fürchterlichste gedrückt: sie hatten sogar das Recht, Ländereien zu erwerben und zu besetzen: sie haben dies Vorrecht auch benutzt: aber die Aecker wurden von Christen bestellt, die sie nicht nur auf's äußerste drückten und preßten, sondern selbst mit den Produkten trieben sie einen wucherlichen Handel. Aus diesem Grunde und nicht blos aus Fanatismus entstand in Spanien ein so allgemeines Geschrei, daß es endlich ihre gänzliche Verbannung zur Folge hatte *). In Polen scheinen die Juden bald nach der Einführung des Christenthums eingewandert zu seyn: schon im Jahr 1264 gab ihnen Herzog Boleslav große Vorrechte, die ihnen Casimir der Gr. um das Jahr 1341 bestätigte, der Sage nach aus Liebe zur schönen Esther, einer Jüdin; offenbar aber aus andern Gründen. Man hoffte nämlich durch die Juden, den fehlenden dritten Stand, das eigentliche städtische Gewerbe zu ersetzen. Wie sie dieser Erwartung entsprochen haben, liegt zu Tage: ganz dieselben Verhältnisse entstanden wie in Spanien; sie wurden die Hauptbewohner der Städte, und zogen alle Gewerbe so an sich, daß kein Christ neben ihnen aufkommen konnte: sie machten eine eigne politische Verbindung aus, die von ihren Aeltesten und Rabbinen beherrscht wurde; alle Juden in Polen waren in gewisse Provinzen eingetheilt: sie hielten ordentliche Landtage und schickten aus ihrer Mitte Deputirte

*) Hr. Etatsrath Moldenhawer hat die Verhältnisse der Juden in Spanien sehr gründlich auseinandergesetzt in einer dän. Abhandlung, die ich vor einigen Jahren in der Zeitschrift die Musen deutsch übersetzt habe.

nach Warschau: sie wählten einen eignen Marschall auf 6 Jahre und obgleich der letzte König von Polen diese öffentliche Staatsverfassung aufhob, so dauerte sie doch im Geheimen fort. Mit großer Schlauheit hatten sie alle Kapitalien des Adels und der Geistlichkeit an sich zu ziehn gewußt alle Christen wußten sie von den einträglichsten Gewerben, von Brantweinbrennereien, Wirthshäusern, Mühlen u. s. w. zu entfernen, und bald brachten sie es dahin, daß kein Christ im Stande war, sich in irgend ein Geschäft der Art einzulassen; die Juden trieben Handel und solche Handwerke, wobei sie ohne große Anstrengung ihrer Kräfte einen großen Gewinn machen konnten; den Feldbau und alle mühsamen Arbeiten überließen sie den Christen. Im Jahr 1656 beklagten sich die polnischen Juden bei dem Kurfürsten in Brandenburg, daß sie zum Theil aus Dürftigkeit und um der Erhaltung willen gezwungen wären, bei den Polen auf den Feldern zu arbeiten, und baten ihnen den Aufenthalt in den brandenburgischen Staaten zu erlauben *). Es gelang ihnen sich bei den Großen und bei den Gerichten Schutz und Gönner zu erwerben: sie waren einmal so tief in das ganze Wesen des polnischen Staats verflochten, daß es nicht möglich war, sie herauszureißen. Die Juden waren die Pächter der Gefälle und Einnahmen: gerade hierüber entstanden in der Ukräne die Unruhen der Kosaken, welche endlich die Trennung des Landes von Polen zur Folge hatten: den Juden waren selbst die nichtunirten Kirchen verpachtet: die Geistlichen musten, wenn ein Kind getauft oder eine andre gottesdienstliche Handlung verrichtet werden sollte, die Schlüssel von dem jüdischen Pächter abholen, der sie, wenn ihm nicht eine nahmhafte Summe dafür bezahlt ward, verweigerte: ja an manchen Orten war ihnen sogar die Gerichtsbarkeit verpachtet **). Warum kann man fragen, wurden die Juden nicht hier, wo sie alle erwünschte Freiheit genossen, wo sie offenbar nicht die Gedrückten, sondern die Drückenden waren zu thätigen und nützlichen Bürgern? Wie geht es zu, daß die polnischen

*) Annalen der Juden in den preußischen Staaten S. 85.

**) Engel Gesch. der Ukräne S. 125.

Juden auf der allerniedrigsten Stufe der Kultur stehn? bedarf es noch eines deutlichern Beweises, daß es der Geist ihrer Religion und ihrer mit derselben genau zusammenhängenden Volksverfassung ist, der jede höhere Veredlung hemmt, der das Volk in Elend und Dumpfheit niederhält, der dem Charakter eine so unselige und verhaßte Richtung giebt *)? Wie verderblich aber der Einfluß der Juden auf die Bildung und Entwickelung der Polen gewirkt hat, liegt der Welt vor Augen. Daß das russische Volk sich so sehr von den Polen unterscheidet, daß es weit thätiger und betriebsamer ist, liegt zum Theil an dem Umstande, daß schon seit den Zeiten des Großfürsten Wladimir II. (zu Anfang des 12ten Jahrh.) die Juden vertrieben wurden und daß sie bis auf die neuesten Zeiten, wo sie eine unvermeidliche Zugabe der polnischen Erwerbungen waren, keinen festen Fuß darin gewinnen konnten.

Eine gründliche und unbefangne Betrachtung der Verhältnisse der Juden in den verschiednen Ländern, wo sie seit ihrer Zerstreuung gewohnt haben, führt zu dem Resultat, daß die Klagen über ungerechten oder unmäßigen Druck im Allgemeinen übertrieben oder ungegründet sind; daß man es den Christen nicht verdenken kann, wenn sie das Verhältniß scharf zu bestimmen suchten, worin sie zu einem Volk stehn wollten, das unter ihnen lebte und seine Volkseigenthümlichkeit auf's strengste behauptete; daß es überall nur an den Juden selbst gelegen hat, wenn sie sich auf keine andre Gewerbe als blos merkantilische legten, daß sie durch Hindernisse, die tief in ihrer religiösen und bürgerlichen Verfassung gegründet sind, davon zurückgehalten wurden, daß sie endlich überall wo ihnen irgend eine freie Wirksamkeit verstattet war, dieselbe zum Verderben und Schaden der Nichtjuden gemißbraucht und dadurch die Abneigung und den Haß derselben genährt und erhöht haben. Man hat nun seit beinahe 40 Jahren die Frage über die bürgerliche Verbesserung der Juden überall in Anregung ge-

*) Man vergl. den Aufsatz eines verständigen Beobachters Hrn. Hansen über Gallizien und Lodomirien in Zöllners Lesebuch für alle Stände IV, S. 197.

bracht, es ist unläugbar von Seiten mancher Staaten vieles für sie geschehn: aber hat das Volk als Gesamtheit in dieser Frist auch nur einen einzigen Schritt zum bessern gethan? Wo sie sich im Aeußern den Christen näherten, haben sie aufgehört, Juden zu seyn: hat man Beispiele, daß sie Landbauer, daß sie Handwerker im edleren Sinn des Worts geworden sind *)? An die Spitze von gewissen Fabriken mögen sie sich gestellt und sie auch mit Erfolg und Glück betrieben haben: aber daß es für viele Länder und Städte auch eben kein Vortheil war, wenn Fabriken in ihnen blühn, und die Handwerker arm sind oder gar auswandern, darüber kann man auch nicht zweifelhaft seyn. Suchen wir aber die Gründe in der bürgerlichen und religiösen Verfassung der Juden auf, woraus ihr eigenthümlicher Zustand in der Zerstreuung sich erklärt, so bieten sich außer den lästigen Geboten des Ceremonialgesetzes drei Momente als die bedeutendsten dar, die hier nur in der Kürze angedeutet werden.

1. Die strengaristokratische Verfassung und die Autorität ihrer Rabbinen. Das ganze Volk zerfällt in den Adel die Gelehrten und den Pöbel oder die Ungelehrten: andre Standesunterschiede giebt es unter ihnen nicht: der Geldadel wird unter den Juden selbst weit minder geachtet als die Kenntniß der fratzenhaften und geistlosen Art der Gelehrsamkeit, worin ihre Rabbinen ihre geistigen Kräfte übten und verdarben; der reichste Jude hält es für die größte Ehre seine Tochter mit einen armen Rabbiner zu vermählen und jeder Vater wünscht seinen Sohn zum Gelehrten zu erziehn. Jede freie Entwickelung wird unmöglich, so lange diese Verhältnisse bestehn: alle Aussprüche seiner Lehrer mit blindem Gehorsam anzunehmen ist die erste und heiligste Pflicht des Juden und das Interesse der Rabbinen ist es natürlich, dieses Verhältniß möglichst zu erhalten und zu befestigen **).

---

*) Wenige einzelne Ausnahmen, die mir sehr wohl bekannt sind, können nicht als Gegenbeweis gelten.

**) Hierüber enthält Salomon Maimon's Leben die merkwürdigsten Aufschlüsse: es giebt vielleicht kein Buch, woraus man den Geist des Judenthums so wahr und lebendig kennen lernt.

2. Hiemit hängt der Glauben zusammen daß die Juden das erste und vorgezogenste Volk Gottes sind, dem die Herrschaft der ganzen Welt gebührt, und daß eine Zeit kommen werde, die die ganze Erde ihrer Gewalt unterwirft: daher giebt es kein Volk, nach ihrer Meinung, das sich in irgend einer Hinsicht vor ihnen eines Vorzugs rühmen darf: allen sind sie moralisch überlegen. Hieraus entsteht ein Hochmuth, der ein unauslöschlicher und unbewußter Charakterzug wird. Folgende Stellen kommen in ihren heiligen Büchern vor: Eine jüdische Seele allein ist in den Augen Gottes lieber und werther als alle Seelen eines ganzen Volks: die Israeliten sind vor Gott angenehmer als die dienstbaren Engel; sie sind unter den Völkern, was das Herz unter den Gliedern ist: nur um ihrentwillen ist die Welt erschaffen und ohne sie kann sie nicht bestehn: sie nahm die Frucht, die andern Völker die Schalen aus; die Israeliten sind durch ihre guten Werke von allen Völkern der Welt unterschieden: sie sind im Gegensatz gegen die übrigen Völker bei denen ein Weiser eine Seltenheit ist, sämmtlich klug und verständig. Es ist eben so viel einen Juden einen Backenstreich zu versetzen als der göttlichen Majestät *). Dieselben Aeusserungen finden sich in den neuesten von den aufgeklärtesten Juden herrührenden Schriften. „Mord, Kindermord, Mordbrennerei, Raub, Straßenräuberei, Diebstahl, Unkeuschheit, Blutschande, Pederastie (Päderastie) Bedrückung der Wittwen und Waisen und andre grobe Verbrechen sind alles Phänomene, die theils gar nicht, theils äußerst selten bei Juden vorkommen" **). Die Christen haben von den Juden im Handel und Wandel weit besser kalkuliren gelernt ***). Die Christen haben zur Bildung der Juden nur wenig, aber das Beispiel eines Moses Mendelsohn wahrlich sehr viel beigetragen †*). Immer sind solche Städte, die keine Ju-

*) Noch weit mehrere Aeusserungen der Art s. bei Eisenmenger, Thl. 1, c. 14.

**) Moses Hirschel Apologie der Menschenrechte, S. 47.

***) Derselbe S.

†*) Das. 113.

den dulden, im Flor gegen die Städte zurück, wo man tolerant gegen sie ist *). Ich kenne, sagt Moses Hirschel, fast alle bekannte positive Religionen genau, aber keine ist von Blattern befreit, und daher lohnt es sich wahrlich der Mühe nicht, Blattern mit Blattern umzutauschen **). Daß verhältnißmäßig mehr Zucht und Keuschheit unter Juden als unter Christen herrscht, bestätigt überall die Erfahrung ***). Mendelssohn war weder Arzt noch Künstler; Friedländer, Salomon Maimon, Weßeli, Ben David und meine Wenigkeit (Moses Hirschel) waren es auch nicht und doch dürften sie noch keine Vergleichung mit den edelsten Christen scheuen †*). Die Menschheit kennt wenig oder gar keine Begebenheiten von solcher Wirkung als die Ausbreitung dieser (der jüdischen) Nation und ihrer Urkunden auf die Menschheit vom Aufgang bis zum Niedergang tausende von Jahren herab gehabt hat und noch hat †**). Wir können, wie uns dünkt, die Annalen der Menschheit in der Hand laut sagen daß das Christenthum in jenen Zeiten (da der Talmud entstand, also in der Epoche der ursprünglichsten Reinheit unsrer Religion) noch tiefer gesunken war als die Religion der Juden ††). Das Judenthum ist besser als das Christenthum weil es die Dogmen seiner Religion keiner läuternden Feuerprobe zu unterwerfen braucht ††*). In Ansehung der Moralität stehn die Juden um keine Sprosse tiefer als irgend ein andres noch so gelehrtes, cultivirtes und polirtes Volk ††**). Bei keinem Volk werden die Tugenden der Menschheit (?) häufiger angetroffen: keins übt die wahre Mildthätigkeit in einem höhern Grade aus; nirgends ist väterliche und kindliche Liebe, die Heiligkeit der Ehe tiefer gegründet,

*) Das. S.
**) Das. S. 76.
***) Das. S. 204.
†*) Das. S. 198.
†**) Sendschreiben einiger jüdischen Hausväter, S. 26.
††) Das. S. 45.
††*) Das. S. 47 u. 48.
††**) Das. S. 51.

nirgends die Aufopferungen zum Besten Anderer zahlreicher und größer: bei keinem gesitteten Volk sind die groben Verbrechen, Mord, Raub und Todschlag und Landsverrätherei, die unnatürlichen Laster, die verdorbnen Sitten seltner! *) Es bedarf wohl keines weitern Beweises, daß die Vorstellung das erste aller Völker zu seyn den jüdischen Begriffen so eingewachsen ist, daß keine Aufklärung sie vertilgen kann. Niemand kann uns der Consequenzmacherei beschuldigen, wenn wir aus diesen Ansichten und Aeusserungen die Folgerung ziehn, daß die Juden als das erste, würdigste, musterhafteste aller Völker nothwendig den Vorzug und die erste Stelle ausschließend verlangen können: daß diese Anerkennung ihres höhern Werths ihnen ungerechterweise verweigert sey und daß nichts billiger seyn kann, als sie, das Salz und den Kern der Menschheit, als das Ideal zu verehren, dem Alle huldigen müssen? Auch in ihren Forderungen und Ansprüchen ist ein Stufengang unverkennbar von billigem und bescheidnen, von Duldung, zur Anerkennung ihrer Menschenrechte, von dieser zur Ertheilung aller Volks- und Bürgerrechte und von dieser zur Accommodation nach ihren Gesetzen und Sitten. Schon hat ein aufgeklärter, patriotischer Jude mit aller Unbefangenheit öffentlich vorgeschlagen, daß da es nicht zu hoffen sey, daß die Juden, die sie so steif und fast an dem Gesetz und dem alten Herkommen hängen, ihren Sabbath verlegen werden, die Christen lieber ihre Sonntagsfeier auf den Sonnabend, ihre Osterfeier auf das Passah, das Weihnachtsfest auf das Hamansfest verlegen möchten: und er fordert sogar alle Regenten auf, zu diesem herrlichen und wohlthätigen Unionsvorschlag die Hand zu bieten **).

Diese innige und von Jugend auf genährte Vorstellung von ihrer Vortrefflichkeit ist auch die geheime moralische

*) Das. S. 55.

**) Ein freundliches Wort an die Christen von einem Juden, Königsberg 1804, S. 36. „Sie müssen alle Aergerniß überwinden, sonderlich daß der Sabbath verlegt ist, welches sie sehr bewegt und hart an den Kopf stößt, und die Apostel haben's also geordnet, des Herrn Auferstehung zu Ehren." Dr. M. Luther.

Kraft, welche die Juden gleichgültig gegen jede Behandlung gemacht hat, die ihnen außerhalb des Kreises ihres Volks widerfährt; sie gab ihnen Trost bei allen Bedrängnissen, sie setzte sie weg über Ehre und Schande, denn Niemand konnte sie schänden oder ehren, als wer zu ihnen gehörte: doch haben sie sich, sagt Luther vortrefflich *), Abrahams gerühmt nicht um seines, sondern um ihrer Ehre Willen; also verstockt sind sie, daß sie sich in der höchsten Schande noch dazu dürfen rühmen. Hiezu kömmt die Hoffnung, daß sie alles, was sie hier dulden und leiden müssen, im künftigen Leben doppelt rächen werden; Salomon Maimon erzählt **) daß einst in dem schmutzigen Kruge, den sein Vater gepachtet hatte, eine polnische Fürstin, die von allem Glanz der Schönheit und des Reichthums umstrahlt war, anhielt: er war über diesen Anblick ganz in Erstaunen verlohren, da der Vater ihn in's Ohr raunte: still, in jenem Leben wird die uns den Ofen heitzen! Wenn die Juden in der Barbarei von den übermüthigen Muhamedanern geneckt und beleidigt werden, trösten sie sich untereinander mit Vorschlägen, wie sie ihnen in Zukunft vergelten, ihnen in's Gesicht spucken, sie schlagen und sonst mißhandeln wollen ***).

3. Alle Arbeit erscheint den Juden als eine Strafe und sie pflegten daher auch wohl den christlichen Bekehrern den Einwurf zu machen, warum die Christen doch noch arbeiten müßten, wenn Gott sich ihrer wirklich erbarmt habe. Der Ackerbau ist die eigentliche äußere Basis unsrer Staaten: die Juden werden sich nie daran gewöhnen und es ist längst hinreichend erwiesen, daß so lange das Ceremonialgesetz besteht, weder die Geschäfte, den derselbe erfordert,

---

*) Luther war bekanntlich kein Freund der Juden und äußert sich in seiner kräftigen Weise und nach der derben Art jener Zeit oft sehr bitter: die Juden versichern, daß er es nur deswegen gethan habe, weil sie ihm eine Geldanleihe verweigert hätten!! Moses Hirschel a. a. O. S. 158.

**) Leben 1, 33.

***) R. Semple second journey in Spain. Lond. 1812, pag. 244.

dert, gehörig verrichten noch alle Vortheile benutzen können. Der Ackerbau wird auch im Talmud für ein verächtliches Gewerbe erklärt; es ist keine schlechtere Handthierung, heißt es, als der Feldbau: wer 12 Thaler zur Handlung anlegt kann täglich Fleisch essen und Wein trinken: wer dasselbe Geld auf die Erde wendet, muß sich mit Salz und Kraut begnügen *). Endlich muß der Grundsatz, daß der Reichthum nicht vom Handwerk, sondern unmittelbar von dem, der den Reichthum hat, herrührt, einen höchst verderblichen Einfluß haben: er muß die Juden veranlassen hauptsächlich solche Gewerbe und Geschäfte vorzuziehn, wo Gott sie am schnellsten und leichtesten bereichern kann und sie müssen in der Vermehrung ihres Vermögens durch Handel, Wucher u. dgl. einen neuen und unmittelbaren Beweis von der Vorsorge Gottes für sein auserwähltes Volk sehn. Ueberdies ist es auch sehr verzeihlich, daß die Juden ihr bisheriges Gewerbe, den Handel, allen andern Geschäften vorziehn; denn auf keinem andern Wege können sie hoffen ein so schnelles Glück zu machen: welche Ermunterung muß nicht für sie das Vorbild so vieler armer Volksgenossen seyn, die mit einigen Ellen Band oder alten Lumpen ihre Laufbahn anfingen und in kurzer Frist zu Besitzern von Millionen wurden, und selbst unter den Christen durch ihren Reichthum sich Einfluß und Ansehn verschaffen konnten?

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen und Erörterungen kann über die Beantwortung der Frage, was können die Juden fordern und was ist man aus menschlichen Rücksichten ihnen schuldig? schwerlich ein Zweifel mehr übrig seyn. Jedes Volk, das sich in seiner Eigenthümlichkeit und Würde zu behaupten und entwickeln wünscht, muß alle fremdartigen Theile, die es nicht innig und ganz in sich aufnehmen kann, zu entfernen und auszuscheiden suchen: dies ist der Fall mit den Juden: es wäre besser gewesen, sie hätten sich nicht unter uns angesiedelt, man hätte ihrer Einwanderung und ihrer Vermehruug kräftiger und nachdrücklicher zu wehren gesucht. Jetzt würde es allerdings

*) Eisenmenger II, 992.

grausam seyn, wenn man sie ganz und gar vertreiben oder mit Gewalt unterdrücken wollte; daher bleibt nur ein dreifaches Streben übrig: 1. die Festsetzung eines bestimmten Verhältnisses, worin die Juden zu den Deutschen stehn sollen, 2. die Verhütung ihrer Vermehrung durch äußere Einwanderung; 3. die möglichste Erleichterung und Beförderung des Uebertritts zum Christenthum als der ersten und unumgänglichen Bedingung, wodurch sie zu Deutschen werden können.

Die Juden können zu Deutschland in einer andern Beziehung gedacht werden als in der eines geduldeten Volks; sie sind Metoiken, die zu der eigentlichen Kraft des Volks nichts beitragen; man muß sie zunächst nur unschädlich zu machen suchen: daher würde ein allgemeines bestimmtes Gesetz über die Juden und ihre Verhältnisse zu erlassen seyn, das die Gränzen ihrer Wirksamkeit genau bestimmte: vor Allem muß festgesetzt werden, daß ihnen in keinem einzelnen Staat Vorrechte oder Gerechtsame bewilligt werden, die den deutschen Einwohnern oder andern Deutschen nachtheilig werden können; Orte und Städte, die das Recht hatten, daß keine Juden in ihnen geduldet werden, müssen von Rechtswegen dabei geschützt und behauptet werden; es muß ihnen erlaubt seyn, sich auf eine rechtliche Weise auch durch Handel zu ernähren, nur muß dieser einer besonders strengen Vorschrift unterworfen werden, und man muß suchen durch ein bestimmtes Gesetz allen Mißbräuchen, so viel auf diesem Wege möglich ist, vorzubeugen; man muß ihnen niemals Monopolien, nie Münzgeschäfte, nie Pachtungen von Staatseinkünften u. dgl. übertragen: es muß ein Jude nur dann Landgüter erwerben können, wenn er selbst sie bearbeiten will; besonders muß nie ein Jude herrschaftliche oder Patronatrechte über Deutsche erlangen können. Wenn auf diese Weise das Interesse der Deutschen zunächst berücksichtigt ist, kann man sie sich selbst überlassen; es kann ihnen verstattet bleiben, Juden zu seyn: es kann ihnen ein eignes Zeichen, eine Volksschleife bestimmt werden, wodurch sie sich unterscheiden: sie können sich in ihren Streitigkeiten untereinander eigene Richter nach ihren Gesetzen bedienen; in Fällen aber wo sie mit Deutschen in Händel verwickelt werden, entschei-

det der christliche Richter natürlich nach den allgemeinen Rechten und allenfalls mit Rücksicht auf das vorgeschlagne Judengesetz. Wollen Juden sich auf Gewerbe andrer Art als den Handel legen, so muß es ihnen verstattet werden: doch versteht es sich, daß, wo noch Zünfte bestehn, die als eine wesentliche Bedingung der deutschen städtischen Verfassung erhalten und hergestellt werden müssen, diese nicht gezwungen werden können, Juden aufzunehmen. Wenn man ernstlich gewollt hätte, würde es sehr leicht geworden seyn, jüdische Handwerker zu erziehn: wie leicht können die reichen Juden diejenigen Knaben aus ihrer Mitte die Neigung dazu haben von geschickten Meistern oder Gesellen unterrichten lassen: sobald erst eine kleine Anzahl vorhanden ist, wird diese neue Zöglinge anziehn: die ersten werden bei ihren Volksgenossen Verdienst finden, und wenn sie geschickt, redlich und thätig sind, so wird es ihnen an christlichen Kunden nicht fehlen.

In Hinsicht der Abgaben müssen die Juden zuerst den Christen völlig gleich gestellt werden und dasselbe leisten, was diesen obliegt: überdies ist es aber billig daß sie auch noch ein besondres Schutzgeld (μετοικιον) bezahlen; von vielen persönlichen Leistungen sollen und müssen sie ausgeschlossen bleiben, die nämlich für das Beschwerliche ihre Belohnung in der Ehre haben, und wohin die Vertheidigung, die Verwaltung von Gemeindeämtern u. dgl. gehört Sie müssen überdies erkennen, daß ihr Aufenthalt unter den Deutschen eine Vergünstigung sey. Es scheint überhaupt nicht, daß die besonderen Schutzgelder zu sehr drückend gewesen sind:*) übrigens muß man sich hiebei erinnern, daß die Gewerbe der Juden von der Art sind, daß sich durchaus keine Berechnung über den Gewinn, den sie abwerfen, anstellen läßt, daß die Juden zum Theil ihr Vermögen verheimlichen und tausend Entschuldigungsgründe zu finden

*) Nach den Daten, die ich darüber habe sammeln können; die jedoch noch sehr unvollständig sind. Ich sammle zu einer Statistik der meisten Juden in Deutschland: meine Freunde und andre Gönner würden mich durch Mittheilung von Beiträgen sehr verpflichten.

wissen, um minder genaue Angaben vor ihren Gewissen zu rechtfertigen. Abgaben, die etwas Schimpfliches mit sich führen, wie z. B. die Leibzölle u. dgl. verdienen abgeschafft zu werden. Da nach unsrer Ansicht das Verhältniß festgestellt werden muß, worin die Juden zu den Deutschen stehn sollen, so muß es ein allgemeines seyn, das überall in allen deutschen Ländern seine Anwendung findet: es könnte daher auch die besondre Judensteuer wie sie ehmals dem Kaiser zufloß, zu den allgemeinen Bedürfnissen und Ausgaben des deutschen Vereins bestimmt werden.

Da es ein allgemeiner Wunsch seyn muß, daß die Juden endlich ganz aufhören als Volk unter den Deutschen zu bestehn, so muß das Gesetz verbieten, daß durchaus kein fremder, außerhalb Deutschland gebohrner Jude sich daselbst niederlasse: es muß daher eine allgemeine Matrikel aufgenommen werden von allen seit einem Normaljahr (wozu vielleicht das Jahr 1806 zu wählen wäre) in Deutschland vorhandnen Juden; so wie Friedrich der Große, dessen bewundernswürdige Weisheit alle öffentlichen und bürgerlichen Verhältnisse bis auf ihren tiefsten Grund durchschaute, das Jahr 1750 für seine Staaten festsetzte: diese Zahl muß als das Maximum stehn bleiben, und nur durch eigne Fortpflanzung, nur durch Einwanderung und Ansiedlung, sich vermehren können: er muß keine Rücksicht auf Vermögen, keine Vorspiegelung von nützlichen Einrichtungen, z. B. Fabriken, Lottos u. dgl. eine Ausnahme von dem Grundgesetz bewirken.

Wichtig endlich ist es den Juden den Uebertritt zum Christenthum zu erleichtern: hier ist offenbar von den Christen zu wenig geschehn und das ist der Punkt, wo wir uns die größten und verdientesten Vorwürfe machen können. Man ist unzufrieden mit den Juden, ihrem Charakter, ihrer Lebensweise gewesen; aber was hat man gethan, um sie zu Christen zu machen? Selbst die Proselyten hat man verachtet, man hat sie sogar getadelt, hat sie am Ende ihrem Schicksal überlassen. Welcher Widerspruch! unmenschlich ist es den Juden einen Vorwurf zu machen, daß sie Juden sind: nur darin liegt ihre Schuld, daß sie es bleiben, selbst wenn sie Gelegenheit haben von ihren Irrthü-

mern und den Ursachen ihres traurigen Zustandes sich zu überzeugen. Die Juden verfolgten die Abtrünnigen bekanntlich mit dem grimmigsten Haß: sie behaupteten, es wären schlechte und verworfne Menschen, die nur aus Gewinnsucht ihren väterlichen Glauben verließen, und die Christen haben diesen Versicherungen zu übereilt geglaubt: sie haben selbst die getauften Juden mit einer Art Mißtrauen betrachtet. Man darf aber nur die Schriften der Judenbekehrer und des Kallenbergschen Instituts mit Aufmerksamkeit durchlesen, um zu sehen, daß bei weitem die meisten Uebergetretnen durch eine innere Anregung und Ueberzeugung das Judenthum verlassen haben. Ich berufe mich hiebei auf so viele fromme und würdige Männer, die das Christenthum angenommen, die ihm selbst als Lehrer gedient haben. Das Kallenbergsche jüdische Institut war eine würdige und echt christliche Anstalt, die, wenn sie sich nach den Fortschritten der Zeit fortgebildet und geläutert hätte, unendlich nützlich hätte werden können. In England ist neuerlich eine ähnliche Einrichtung gegründet worden: sie führt den Namen die Londner Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums unter den Juden, und viele thätige und eifrige Mitglieder haben sich zu diesem Zweck vereinigt. Sie ist von einem gebohrnen Juden aus Franken J. S. C. F. Frei veranlaßt, der in das Missionsinstitut zu Berlin im J. 1800 eintrat. Im folgenden Jahre kam er nach London, um nach Africa zu gehn. Da er sich sehr geneigt fühlte an der Bekehrung seiner Brüder zu arbeiten, so beschloß die Missionsgesellschaft ihn in diesem Versuch zu unterstützen: er blieb verschiedne Jahre in Verbindung mit derselben bis sich ein Verein bildete, der sich ganz der Bekehrung des jüdischen Volks widmete. Es ward eine eigne Kirche unter dem Namen der Judenkapelle eingerichtet, wo Frei und verschiedne dissentirende Geistliche den Gottesdienst halten, und im J. 1813 hat der Herzog von Kent den Grundstein zu einer Episcopalkirche zur Bekehrung der Juden gelegt: mit derselben ist eine Schulanstalt für jüdische Kinder verbunden, von denen jetzt eine große Anzahl unter der Obhut der Gesellschaft steht. Sie hat großen Beifall gefunden und ihre Einkünfte vermehren sich schnell. „Vielleicht, heißt es in dem Aufsatz,

woraus diese Nachricht entlehnt ist *) läßt sich bei dem jetzigen Geschlecht der erwachsnen Juden kein großer Erfolg hoffen: aber werden ihre Arbeiten mit Weisheit und Erfolg geleitet, so wird die Verbindung ohne Zweifel ein wichtiges Werkzeug werden um den verlohrnen Stamm Israels zu erwecken und zurückzuführen." Eine neue Bekehrungsanstalt für die Juden, die sich höherer Unterstützung erfreute, würde äußerst wünschenswerth seyn, um ihren allmähligen Uebergang zu erleichtern und vorzubereiten: die Proselyten müßten in den Stand gesetzt werden, sich ihren Unterhalt zu erwerben; und es versteht sich, daß ihnen jeder Vorzug, worauf sie durch Verdienst und Geschicklichkeit Anspruch machen können, zu Theil werden muß, daß die Christen sie mit Liebe aufnehmen und sie auch zu ihrem äußern Fortkommen unterstützen müssen. Es läßt sich erwarten, daß bei einer milden Behandlung auf der andern Seite, der Uebertritt der Juden immer allgemeiner werden wird, daß besonders die Reicheren wenigstens ihre Kinder im Christenthum unterrichten lassen werden.

Die allgemeinen Rechte und Pflichten eines Individuums, die aus dem Begriff desselben herfließen, lassen sich auf fünf Hauptmomente zurückführen:

1. Das Recht sich alle Vorzüge zuzueignen, die einem gegebenen Volk zukommen, die durch die Gesamtheit erworben sind, und die worauf der Einzelne Anspruch macht, unter der nothwendigen Verpflichtung, seines Volks würdig zu leben und zu wirken.

2. Der Zugang zu allen Ehren und Würden, die in einem Volk dem Verdienst offen stehen: die Verwaltung öffentlicher Aemter, wozu ein Fremder nur erst fähig wird durch die feierliche Einbürgerung von Seiten der Regierung und unter bestimmten Modificationen: und nur unter der Bedingung, daß er sich dem Volk, worunter er aufgenommen wird, ganz und gar anschließe.

3. Die Theilnahme an der Volksgegenwärtigung wenn es verfassungsmäßig dazu berufen und berichtigt wird.

4. Die Pflicht als Glied einer einzelnen Gemeinde ge-

*) Missionary register for May 1813, pag. 182.

wisse öffentliche Geschäfte zu übernehmen und zu verwalten.

5. Die Pflicht der Vertheidigung. Man hat einen Haupteinwand gegen die Duldung der Juden aus ihrer Abneigung gegen den Kriegsstand hergenommen, der auch allerdings mit ihrem Ceremonialgesetz nicht verträglich ist: es ist ein Grund, warum man ihre Verminderung wünschen muß, denn aus höhern Rücksichten müssen sie von der Vertheidigung des Vaterlandes ausgeschlossen werden. Das Kriegsheer der Deutschen soll den Kern und die Blüthe des Volks enthalten, es soll die edelsten Kräfte in sich vereinigen und muß daher durchaus volkmäßig seyn: es können daher nur Deutsche darin aufgenommen werden, weil grade in ihm die Volkseinheit sich am kräftigsten darstellen muß: nur Deutsche dürfen neben Deutschen fechten; es muß eine Ehre seyn, das Schwert zu tragen, die nur dem Volksgenossen zukommen kann, und daher ist es billig, daß die Juden keinen Theil daran haben: den Vorzug, daß sie der Gefahr nicht ausgesetzt sind, daß sie ruhig ihren Handel treiben, mag man ihnen gönnen.

Um allen Mißverständnissen und Mißdeutungen vorzubeugen erlaubt es sich der Verfasser die Summe seiner ganzen Ansicht in folgende Sätzen bestimmt zusammenzufassen:

1. So lange die Juden Juden bleiben wollen, erklären sie sich für eine besondre und abgesonderte Nation: sie erklären, daß sie sich nicht mit dem Volk, unter welchem sie leben, zu einem Ganzen verschmelzen wollen.

2. Völker von verschiedner Abstammung und Sprache können zwar ihre Eigenthümlichkeit behaupten und doch durch die Idee des Herrschers oder der Verfassung zusammenfallen und eins werden: dann aber müssen sie sich einmal in einer bestimmten äußern Begränzung als ein zusammenhangendes Volk darstellen und es müssen zwischen ihnen nicht solche Gegensätze Statt finden, wodurch die Wirksamkeit einer solchen verbindenden Idee unmöglich gemacht und aufgehoben wird.

3. Ein solcher Gegensatz findet zwischen Juden und Deutschen Statt: die Erhaltung ihrer Volkseigenthümlichkeit ist an ihre Religion gebunden, die zugleich eine trennende politische Tendenz hat.

4. Das wahrhaft sittliche Leben, dessen Beförderung der letzte Zweck aller Staaten seyn soll, kann unter den christlichen Völkern nur ein christliches seyn: mithin sind auch die Staaten, worin sie zerfallen, christliche. Der größte Theil unsrer bürgerlichen Rechte und Verpflichtungen fällt unmittelbar mit unserm Glauben zusammen und es ist von der wahren Aufklärung zu erwarten, daß sie immer genauer wieder mit demselben in Verbindung gesetzt werden. Wir verpflichten uns durch dieselbe Versicherung, „so wahr uns Gott helfe und sein Evangelium", uns ist das Kreuz des Symbol zur höchsten Aufopferung und zur freudigsten Hofnung; wir können auf dieselbe Weise mit allen Christen alle große und bedeutende Ereignisse des Lebens, der Lust wie der Trauer, würdig und von Herzen feiern. Dies sind die engsten und geheimsten Bande, die die Christen vereinigen sollen und woran sie als Brüder einander erkennen.

5. Die Gerechtigkeit der Christen gegen sich selbst erfordert, den Gliedern eines fremden Volks, das sich unter ihnen als solches behaupten will, die Rechte zu versagen, deren sie zum Theil nur durch das Christenthum genießen; sie würden offenbar einerseits alle eigenthümlichen Vortheile, die sie als Juden haben können, benutzen und überall auch die Rechte der Christen und Deutschen geltend machen: und bei der unausbleiblicher Collision der Pflichten würden sie bald als Juden, bald als Theilnehmer christlicher und deutscher Rechte eine Entschuldigung haben.

6 Das Verhältniß worin die Juden als geduldetes Volk zu den Christen stehn sollen, muß bestimt, festgesetzt, und ausgesprochen werden: es muß alles geschehn, um sie auf dem Wege der Milde zum Christenthum und dadurch zur wirklichen Aneignung der Deutschen Volkseigenthümlichkeit zu veranlaßen, um auf diese Art den Untergang des jüdischen Volks mit der Zeit zu bewirken. Besonders kann ihnen ein großer Kreis der Gewerbsamkeit eröffnet werden, insoweit es verträglich ist mit der Rücksicht auf die Rechte des deutschen Volks und der christlichen Einwohner.

Zum Schluß erlaubt sich der Verf. noch eine Bemerkung über den Widerwillen, den die Juden seit einiger Zeit gegen den Namen beweisen: sie wollen Juden seyn,

aber nicht so heißen; einer ihrer Schriftsteller behauptet sogar, der Name habe ihnen geschadet. Er ist in dieser Abhandlung blos als Volksname gebraucht und als solchen, kommt ihm kein nachtheiliger, oder verächtlicher Nebenbegriff zu: die Ableitungen die fast in ganz Europa davon gemacht werden, müssen nothwendig einen Grund haben in der bisherigen Lebensweise oder in dem Charakter des Volks, der sich in so auffallenden Zügen darstellen mußte, daß sie Veranlassung zu allgemeinen Ausdrücken gaben: wäre es möglich ein andres Wort, Israelit, Hebräer, jüdischer Glaubensgenoße oder was man sonst will, in die Sprache einzuführen, würde so das gewöhnliche Leben fals bei den Individuen die sie führten sich dieselbe Eigenthümlichkeiten zeigten, recht bald von diesen Namen bezeichnende Ausdrücke entlehnen. Die Benennung Colonie ist gar nicht passend: eine Colonie setzt einen Mutterstand oder wenigstens nur bestimmte Gründung voraus. Was aber soll man vollends zu dem Ausdruck der Unterthanen von der mosaischen Confession sagen, den wir sogar in öffentlichen Verordnungen gelesen zu haben uns erinnern?

F. Rühs.

III.

Nelsons Autobiographie *).

Horatio Nelson, Sohn von Edmund Nelson, Pfarrer von Burnham Thorpe, in der Grafschaft Norfolk und seiner Gattin, Anna, Tochter des Dr. Suckling, Canonicus

*) Dieses merkwürdige Bruchstück, das sich durch die wahrhaft seemännische Einfachheit seiner Darstellung und das reine Gefühl des Bewußtseyns, in jeder Lage des Lebens, was Pflicht war, gethan zu haben, auszeichnet, ist aus der weitläuftigrn Lebensbeschreibung des Helden von den Herren Clarke und M'Arthur, London 1810. 4°. 2 Bde entlehnt, und dient besser als die pomphaften Lobpreisungen der englischen Biographen, dazu den wahren Charakter Nelsons in das rechte Licht zu stellen. Die Unverdrossenheit mit der N. dem hohen Ziel entgegenstrebte, das er sich gesteckt hatte, die gänzliche Hingebung in seinen Beruf, die Unerschrockenheit und Besonnenheit mit der er den furchtbarsten Gefahren trotzte, werden ihn auf ewig zu einem Muster für die Seehelden Großbritaniens machen, und es nicht als Eitelkeit erscheinen lassen, wenn er von seinen Thaten, mit der Ueberzeugung spricht, das, was man von ihm erwartete, geleistet zu haben. Um nicht uns, sondern Nelson selbst sprechen zu lassen, haben wir uns bemüht den Ton des Originales so treu als möglich nachzubilden, wenn auch zuweilen die Sprache dadurch das Ansehen der Ungelenkheit erhalten haben sollte. Sp.

von Westminster dessen Großmutter die Schwester des Robert Walpole, Grafen von Orford war *). Ich wurde am 29. Sept. 1758 im Pfarrhause geboren, auf die hohe Schule von Norwich geschickt, und späterhin nach North-Walsham gesandt, von wo ich bei den Zwistigkeiten mit Spanien über die Falklandsinseln **) mit meinem Oheim dem Capitain Maurice Suckling, auf dem Raisonable von 64 Kanonen zur See ging. Da aber die Mißhelligkeiten mit Spanien ausgeglichen wurden, ward ich auf einen Westindienfahrer geschickt, welcher dem Hause Hebbert, Purrice und Horton gehörte, mit Hrn. John Rathbone, welcher früherhin schon zur See auf dem Dreadnought mit Capt. Suckling gewesen war. Von dieser Reise kehrte ich auf den Triumph nach Chatham im Julius 1772 zurück, und wenn ich auch an meiner Erziehung nicht viel gewann, so kam ich doch als praktischer Seemann zurück, mit einem Abscheu gegen die königl Marine und mit einem Sprichwort, welches damals die Seeleute beständig im Munde führten: auf dem Hintertheil die meiste Ehre, vorn aber die besten Leute. Es vergingen mehrere Wochen, ehe ich mein Vorurtheil gegen die Kriegsschiffe ablegte, so tief war es eingewurzelt, und welche Mühe gab man sich nicht diese Grundsätze einem jungen Gemüthe einzuprägen! Da ich indessen meinen Ehrgeiz darauf gesetzt hatte, ein Seemann zu seyn, so wurde es mir immer als Belohnung versprochen, daß, wenn ich das Seewesen ordentlich triebe, ich in dem Cutter und dem bedeckten Long-Boot segeln sollte, welche zu des commandirenden Offiziers Schiff zu Chatham gehörten. So wurde ich nach und nach ein guter Lootse für Schiffe dieser Art, von Chatham bis zu dem Tower in London, und bis zum Svin und nach North-Foreland hinunter und sehr vertrauensvoll zwischen Felsen und Sandbänken, was mir nachher von großem Nutzen gewesen ist. So wurde ich auferzogen bis die große Unternehmung nach dem Nordpol ausgerüstet wurde. Obgleich es verboten war, daß Schiffsjungen mitgehen sollten, (weil sie zu nichts nüt-

*) Dessen Leben Cope beschrieben hat. Sp.

**) 1771.

zen konnten) so konnte mich doch nichts davon abhalten, alles mögliche anzuwenden, um mir die Erlaubniß auszuwirken daß ich mit Captain Lutwidge, auf der Carcaß mitgehen dürfte, und da ich mich tüchtig genug glaubte eines Mannes Platz auszufüllen, so bat ich, als sein Quartiermeister (cockswain) mitzugehen, was auch der Capitain, da er meinen eifrigen Wunsch sah mir zugestand und seitdem mein treuester Freund geblieben ist. Lord Mulgrave, den ich damals zuerst kennen lernte, hat ebenfalls bis zu dem letzten Augenblicke seines Lebens mir das größte Wohlwollen und Achtung erwiesen. Als die Boote in den Stand gesetzt wurden, um die beiden Schiffe zu verlassen, welche in das Eis eingeklemmt waren, so suchte ich den Oberbefehl über einen vierrudrigen Cutter zu erhalten, der mir auch anvertraut wurde, und ich war nicht wenig stolz darauf, zu sagen, daß ich ihn besser als jedes andre Boot im Schiff steuern könnte.

Als wir bei unsrer Ankunft in England am 15. Oct. abgezalt wurden, fand ich daß ein Geschwader nach Ost-Indien ausgerüstet würde, und man kann sich denken wie sehr die Aussicht zu einer solchen weiten Reise meinen Durst mich in den Seekenntnissen zu vervollkommnen erregen mußte. Ich kam auf den Sea-horse von 20 Kanonen zu Capitain Farmer, und hatte Anfangs die Wache auf dem Vormars (fore-top) von wo ich auf die Schanze (quarter-deck) kam, und während dieser Zeit fast ganz Indien von Bengalen nach Bussora besuchte. Mein Uebelbefinden veranlaßte Sir Eduard Hughes, der von jeher das größte Wohlwollen gegen mich bezeigt hatte, mich auf dem Delphin von 20 Kanonen mit Capt. James Pigot nach England zu senden, und des Capitains Güte rettete mir das Leben. Dieß Schiff wurde zu Woolwich am 24. Sept. 1776 abbezalt. Am 26. erhielt ich einen Befehl von Sir James Douglas, der zu Portsmouth commandirte, als Lieutenant auf den Worcester von 64 Kanonen zu gehen, der als Bedeckungsschiff nach Gibraltar gehen sollte. Auf diesem Schiff blieb ich mit Convoys bis zum 2ten April 1777 und in einem sehr schlechten Wetter zur See. Aber obgleich mein Alter hinlängliche Ursach gewesen wäre, mir keine Wache anzuvertrauen, so pflegte doch Capt. Robinson zu sagen,

daß er eben so ruhig sey, wenn ich auf dem Verdeck sey, als wenn ein andrer Offizier da wäre.

Am 8ten April 1777 machte ich mein Examen als Lieutenant und erhielt am andern Tage meine Anstellung als 2ter Lieutenant der Fregatte Lowestoffe von 32 Kanonen unter den damaligen Capitain (ist Gouverneur-Lieutenant des Hospitals von Grennwich) William Locker. Auf diesem Schiff ging ich nach Jamaika, aber auch hier fand sich nicht genug Beschäftigung für meine Thätigkeit und ich begab mich daher auf den Schooner, welche die Lowestoffe begleitete. Auf diesem Schiffe erwarb ich mir vollkommene Lootsenkenntnisse von allen Durchgängen zwischen den (Keys) Inseln nördlich von Hispaniola. Da sich auf diese Fregatte ein Vorfall eignete, der einen Begriff von meinem Charakter geben kann, und der dem Befehlshaber des Schiffs keine Schande macht, so will ich ihn erzählen.

In einem Windstoße, und bei sehr hohe See, nahm die Fregatte einen amerikanischen Kaper. Der erste Lieutenant erhielt Befehl sich an Bord desselben zu begeben, wagte es aber nicht, der sehr hohen See wegen. Bei seiner Rückkehr sagte der Capitain: habe ich denn keinen Offizier auf meinem Schiffe, der auf die Prise geht? worauf der Schiffer (the master) auf die Laufplanken (the gang way) lief, um sich in das Boot zu werfen, woran ich ihn hinderte, und sagte: „jetzt ist die Reihe an mir, und erst, wenn ich zurückkomme, an euch." Diese kleine Begebenheit ist mir oft wieder eingefallen und ich weiß, daß Schwierigkeiten und Gefahren nur meine Begierde erhöhen, mich ihnen entgegenzustellen.

Sir Peter Parker nahm mich bald nach seiner Ankunft auf Jamaika 1778 auf sein eigenes Flaggenschiff den Bristol als 3ten Lieutenant, von welcher Stufe ich nach und nach bis zum 1sten stieg. Während ich auf dem Schiffe war trug sich nichts besonderes zu: es war in steter Bewegung um Cap. François, da damals gerade der Krieg mit Frankreich begann.

Am 6ten Dezember 1778 wurde ich zum Befehlshaber der Brig Badger ernannt und Anfangs abgeschickt, die Mosquitoküste und die Bucht von Honduras gegen die Räubereien der amerikanischen Seeräuber zu vertheidigen.

Als ich hier den Dienst hatte, gewann ich die Liebe der Ansiedler so sehr, daß sie einstimmig mir eine Danksversicherung zuerkannten und mir ihr Bedauern bezeugten, als ich sie verließ, wobei sie mir auftrugen ihre Lage dem Sir Peter Parker und dem Sir John Dalling zu schildern, im Falle ein Krieg mit Spanien ausbrechen sollte. Während ich dieß Schiff befehligte, kam das Schiff Glasgow, unter dem Befehle des Capitain Thomas Lloyd nach Montego Bay auf Jamaika, wo der Badger lag: zwei Stunden nach seiner Ankunft fing es durch ein Faß Rum, Feuer, und Capitain Lloyd muß es sagen, daß es meinen Bemühungen in Verbindung mit den seinigen zu danken war, wenn die ganze Bemannung aus den Flammen gerettet wurde.

Am 11ten Juni 1779 ward ich zum Post-Capitain auf dem Hinchinbroke ernannt. Gerade als ich in See war, kam der Graf d'Estaing mit einer großen Armee und Flotte aus Martinique auf Hispaniola an, und man erwartete einen Angriff auf Jamaika. In dieser bedenklichen Lage ward ich sowohl von dem Admiral als dem General mit dem Oberbefehle über die Batterieen von Port Royal beauftragt, und ich brauche wohl nicht zu sagen, daß, da da dieser Ort der Schlüssel zu der ganzen Seemacht, zu Kingston und der spanischen Stadt war, die Vertheidigung desselben als der wichtigste Posten auf der ganzen Insel angesehen werden konnte.

Als man im J. 1780 eine Unternehmung auf St. Juan beschloß, so ward ich bestimmt, den Befehl über die Seemacht zu führen. Major Polson, der das Kommando hatte wird Auskunft über das was ich dabei gethan habe, geben: wie ich mein Schiff verließ, wie ich Truppen 100 Meilen den Fluß hinauf in Booten brachte, auf dem, seit den Zeiten der Buccanir's niemand als Spanier hinaufgefahren war: man wird es hören, wie ich, wenn ich mich so ausdrücken darf, an Bord eines Vorpostens des Feindes ging, der auf einer Insel des Flusses stand, daß ich Batterieen und nachher die Feinde angriff, und die Hauptursach des glücklichen Erfolges war. Von diesem Augenblicke an, erhielt ich das Commando über den Janus, von 44 Kanonen zu Amerika, und ging auf den Slupp Victor nach Port Royal.

Der Zustand meiner Gesundheit hatte sich itzt so verschlimmert, daß ich genöthigt war, auf dem Löwen, Capitain W. Cornwallis nach London zu gehen, dessen Sorge und Aufmerksamkeit mir abermals das Leben rettete. Im August 1781 erhielt ich das Commando des Albemarle, und mußte, als ob man die Festigkeit meines Körpers hätte auf die Probe stellen wollen, den ganzen Winter in der Nordsee bleiben. Im April 1782 seegelte ich mit einer Convoy nach Neufundland und Quebec unter den Befehlen des Capitain Thomas Pringle. Von Quebec wurde ich bei einem Kreuzzuge auf der Höhe von Boston durch drei französische Linienschiffe und die Fregatte Iris gejagt, und da sie alle weit bessere Segler waren, als mein Schiff, so hatte ich kein anderes Mittel, als durch sie hindurch auf die Klippen von St. George's Bank zu laufen. Dies bewog die Linienschiffe ihre Verfolgung aufzugeben, die Fregatte indessen ließ nicht ab, und war um Sonnenuntergang nur noch auf Kanonenschußweite von mir entfernt, als ich, da die Linienschiffe aus dem Gesicht waren, das große Marsseegel (main top sail) an den Mast legen ließ, worauf die Fregatte beilegte und den anderen Schiffen folgte.

Im October seegelte ich von Quebec mit einen Convoy nach Neu-York, wo ich mich an die Flotte unter dem Befehle des Lord Hood anschloß, und im Novbr. seegelte ich mit ihm nach Westindien, wo ich bis zum Frieden blieb, wo ich nach England kam, und Befehl erhielt, S. K. H. den Herzog von Clarence auf seiner Reise nach der Havannah zu begleiten, worauf ich zu Portsmouth am 3ten Jul. 1783 abgezalt wurde. Im Herbst ging ich nach Frankreich und blieb dort bis zum Frühling des Jahres 1784, wo ich das Commando der Fregatte Boreas von 28 Kanonen erhielt, und auf die Nation der leewärts-liegenden Inseln (leeward-Islands) geschickt wurde.

Diese Station eröffnete jetzt den Offizieren der britischen Marine ein neues Feld. Die Amerikaner hatten, als sie noch Colonisten von England waren, beinahe den ganzen Handel nach den Westindischen Inseln, vergaßen aber bei der Wiederherstellung des Friedens, daß sie jetzt Fremden geworden waren, und folglich kein Recht mehr hatten, nach den britischen Colonieen zu handeln. Die englischen

Gouverneurs und Zollhausbeamten behaupteten, daß sie nach der Schiffahrts-Acte noch immer ein Recht zu handeln hätten und alle Westindier wünschten ebenfalls was so sehr zu ihrem Vortheile war.

Nachdem ich den Gouverneurs, Zollhausbeamten und Amerikanern von demjenigen, was ich thun würde, Nachricht gegeben hatte, nahm ich mehrere von ihren Schiffen weg, was mir alle Partheien auf den Leib zog, und ich wurde von einer Insel zur andern verfolgt, so daß ich mein Schiff durchaus nicht verlassen konnte. Aber die Rechtlichkeit meiner Absichten, deren ich mir bewußt war, brachte mich durch, und als man die Sache erfuhr, ward ich vom Mutterlande aus unterstützt, und ich bewies, was auch eine Parliaments-Acte seidem bestätigt hat, daß der Capitain eines Kriegsschiffes jederzeit verbunden ist über die Seegesetze zu wachen, und zwar nach seiner Admiralitäts-Verfassung allein, ohne dadurch ein Zollhausbeamter zu werden.

Vom Julius 1786 — Jun. 1787 behielt ich das Commando worauf ich nach England seegelte. Während des Winters besuchte S. K. H. der Herzog von Clarence die Leeward-Inseln auf der Fregatte Pegasus, deren Befehlshaber er war, und im März dieses Jahres heirathete ich Frances Herbert Nesbit, die Wittwe des Dr. Nesbit, mit der ich keine Kinder habe.

Da der Boreas am 30ten November zu Sheerneß abgezalt wurde, so hielt ich mich nach der Zeit zu Burnham Thorpe, in der Grafschaft Norfolk in dem Pfarrhause auf. Im Jahre 1790 wo die Streitigkeit mit Spanien über Nutka Sund uns beinahe im Krieg verwickelt hätte, wandte ich alles mögliche an, um ein Schiff, ja nur ein Boot zum Kommando zu bekommen um meinem Vaterlande zu dienen, aber umsonst, es war bei der Admiralität augenscheinlich ein Vorurtheil wider mich das ich weder errathen noch darüber Rechenschaft ablegen kann.

Am 30ten Jan. 1793 ward ich auf das vortheilhafteste angestellt und erhielt das Kommando des Agamemnon, von 64 Kanonen unter dem Oberbefehl jenes großen Mannes und vortrefflichen Officiers des Lord Hood,

wel-

welcher in dem Mittelmeer kommandiren sollte. Das unbeschränkte Vertrauen, das der Lord bei allen Gelegenheiten in mich setzte, mag von der Meinung die er von meinen Fähigkeiten hatte, zeugen, da ich den Befehl über die Matrosen, welche zur Belagerung von Bastia und Calvi an das Land gesetzt wurden, erhielt. Der Lord übergab im October 1794 das Kommando im Mittelmeere, dem Admiral Hotham, der mich mit dem selben Vertrauen beehrte. Ich war bei den Gefechten vom 13ten und 14ten März und vom 13ten July im selben Jahre. Was den Antheil betrifft, den ich davon hatte, so verweise ich auf die an die Admiralität geschriebenen Briefe: ich ward damals von dem Admiral Hotham angewiesen gemeinschaftlich mit dem östreichischen General de Vins zu Werke zu gehen, was ich so lange that, als der Admiral das Commando behielt, bis zum November wo er von Sir John Jervis, jetzt Graf St. Vincent, abgelößt wurde.

Im April 1796 bezeugte mir der Oberbefehlshaber seine Zufriedenheit, dadurch, daß er mir erlaubte, einen ausgezeichneten Wimpel zu führen. Im Junius ward ich von dem Agamemnon auf die Captain versetzt und erhielt noch einen Capitain als Unterbefehlshaber. Zwischen May und October beschäftigte mich die Blokade von Livorno, die Einnahme von Porto Ferrajo und von Caprea, endlich die Räumung von Bastia worauf ich, nachdem ich die Truppen glücklich nach Porto Ferrajo gebracht, zu dem Admiral in der St. Fiorenzo Bay stieß und mit ihm nach Gibraltar ging, von wo aus ich im December auf der Fregatte Minerva unter Capitain George Cockburn nach Porto Ferrajo gesandt wurde, um unsere Schiffsvorräthe weg zu bringen. Auf dem Wege nahm ich eine spanische Fregattte la Sabina von 40 Kanonen mit 28 Achtzehnpfündern auf dem Hauptverdeck, wie aus meinem Briefe zu ersehen ist.

Was die Begebenheiten betrifft, welche sich von unserem Abgange von Porto Ferrajo vom 29ten Jan. 1797 bis zu dem Ende des Gefechts am 14ten Febr. zutrugen, so verweise ich auf den vom Obersten Drinkwater herausgegebenen Bericht. Der König gab mir für mein

Benehmen eine goldene Medallie und die Stadt London ein goldenes Kästchen.

Im April 1797 zog ich meine Flagge, als Rear Admiral der blauen Flagge, auf und wurde abgeschickt um die Garnison von Porto Ferrajo wegzubringen, worauf ich meine Flagge von dem Captain auf den Theseus versetzte, am 27ten May, und den Oberbefehl über das innere Geschwader bei der Blockade von Cadiz erhielt. Während dieser Zeit war es, wo mein persönlicher Muth mehr als in jedem anderen Theile meines Lebens, an das Licht trat. Bei einem Angriffe auf die spanischen Kanonenböte, ward ich in meiner Barke mit der gewöhnlichen Bemannung, die aus zehn Mann, den Quartirmeister, Capt. Freemantle und mir selbst bestand, von dem Befehlshaber der Kanonenböte angegriffen: die spanische Barke hatte 26 Ruder außer den Officieren, zusammen 30 Mann. Dieß ward ein Gefecht Mann gegen Mann, mit dem Degen in der Faust, in dem mein jetzt verstorbener Quartiermeister, John Sykes mir zweimal das Leben rettete. Nachdem 18 von den Spaniern getödtet und mehrere verwundet worden waren, gelang es uns, ihren Befehlshaber gefangen zu nehmen. Am 15ten July 1797 seegelte ich nach Teneriffa ab; was den Ausgang der Expedition betrifft, so beziehe ich mich auf meinen Brief darüber. Ich verlor dabei meinen rechten Arm, und seine Majestät war so gnädig, mir für diesen Verlust und meine früheren Dienste einen Gnadengehalt von 1000 Pf. jährlich auszusetzen. Durch falsche Behandlung meines Arms, ward ich genöthigt nach England zu gehen, und erst am 13ten December 1797 erklärten mich die Chirurgen für tüchtig zum Dienst. Am 19ten December erhielt ich die Vanguard zum Flaggenschiff, am 1ten April 1798 seegelte ich mit einer Convoy von Spithead ab, im Rücken der Insel Wight: da der Wind aus Westen kam, so war ich genöthigt nach St. Helens zurückzukehren, und konnte erst am 9ten April mit meiner Convoy nach Lissabon und Oporto abseegeln. Ich vereinigte mich mit den Grafen St. Vincent, auf der Höhe von Cadiz am 29ten April, und ward am 30ten in das Mittelmeer geschickt. Ich verweise hier auf den gedruckten Bericht, von den Vorfällen bis zur Schlacht von Nil.

Am 12ten September 1798 kam ich zu Neapel an und wurde als Befreier, von dem König, der Königin und dem ganzen Königreich aufgenommen. Am 12ten October fing die Blockade von Malta an, welche ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat.*) Am 21ten December 1798 schiffte sich s. sicilian. Majestät auf der Vanguard ein und ging nach Palermo über. Im März 1799 entwarf ich einen Plan, die Inseln in der Bucht von Neapel wegzunehmen und die Königlichen zu unterstützen, die sich in dem Königreich zu erheben anfingen. Dieser Plan glückte vollständig. Im May zog ich, nach meiner Beförderung zum Rear-Admiral der rothen Flagge, meine Flagge auf dem Foudroyant auf, und war nun genöthigt, gegen die französische Flotte auf der Hut zu seyn. Im Junius und July 1799 ging ich nach Neapel und eroberte, wie s. sicil. Majestät zu sagen beliebte, sein Königreich wieder, und setzte ihn auf den Thron. Am 9ten August brachte ich s. sicil. Majästät nach Palermo zurück, nachdem ich ohngefehr 4 Wochen am Borde des Foudroyant gewesen war.

Am 13ten beschenkte mich s. sicil. Majestät mit einem reich mit Diamanten besetzten Degen, mit dem Titel eines Herzogs von Bronte, und fügte die Herrschaft Bronte, die ohngefehr 3000 Pf. jährlich einträgt, dazu. Bei der Ankunft des russischen Geschwaders vor Neapel, befahl ich dem Kommodore Trowbridge, mit dem Geschwader abzugehn, und Civita Vecchia zu blockiren, und den Franzosen die günstigsten Bedingungen anzubieten, wenn sie Rom und Civita Vecchia räumen wollten, welche Bedingungen der französische General Grenier annahm, und sie wurde am Bord des Culloden unterzeichnet, wodurch eine Prophezeihung, die mir bei meiner Ankunft zu Neapel war gemacht worden, in Erfüllung ging, nämlich daß ich Rom mit meinen Schiffen nehmen würde. So mag mein Leben lehren, daß Beharrlichkeit in jeder Laufbahn am Ende sich belohnt sieht. Ohne viele Prisengelder

*) Diese Angabe bezieht sich auf ein von Lord Nelson übergebenes Dienst-Memorial.

erhalten zu haben, habe ich alle Ehrenbezeugungen meines Standes erhalten, bin ein Pair von Großbritanien geworden u. s. w. und kann zu dem Leser sagen: „gehe hin und thue desgleichen."

Nelson.

15. Nov. 1799. Portsmouth.

IV.

Geschichte der niederländischen Staatsumwälzung im J. 1813.

Nach Hermann Bosscha.

Holland bietet ein merkwürdiges Beispiel dar, wie leicht und schnell ein Volk von seiner Höhe herabsinkt, wenn es den edlen Anstrengungen, wodurch sie errungen ward, entsagt und den irdischen Bestrebungen und dem Erwerb die höheren Rücksichten, aus denen das wahre Leben hervorgeht, nachsetzt. Nur durch den Geist, die Entbehrungen, die Ausdauer und Tapferkeit, womit brave und edle Väter den Kampf gegen die spanische Tyrannei bestanden, wurden die Holländer ein mächtiges und angesehenes Volk, dem selbst auf die allgemeinen europäischen Angelegenheiten ein bedeutender Einfluß gebührte. Leider kränkelte der neue Staat von seiner ersten Entstehung, an einer unvollkomnen und mangelhaften Verfassung, und trug den Keim zu jenem inneren Zwiespalt in sich, der die Kräfte trennte und die allgemeine Theilnahme für das Vaterland lähmte und schwächte. Jener erhabene Schwung, der die Gemüther beflügelt hatte, erschlaffte; die holländische Politik ward von den beschränktesten Rück-

sichten einer gemeinen Krämerei bestimmt und die Entwürfe der trefflichsten Staatsmänner scheiterten, sobald sie mit kaufmännischen Berechnungen in Widerstreit geriethen. Ein Volk, das seinen Glauben in seinen Handel und vollen Geldbeutel setzte, *) wo einzelne Kaufleute selbst den Feinden ihres Landes in belagerten Städten Kriegsbedürfniße zuführten und geradezu erklärten, sie würden um des Verdienstes willen durch die Hölle schiffen, und wenn ihre Segel verbrennen sollten: ein solches Volk konnte nicht bestehn.

Die Wunder Gottes, der sich unsrer Aller ohne Verdienst und Würdigkeit erbarmt hat, haben Holland gerettet, und die vernichtete Volkseigenthümlichkeit wiederhergestellt. Die Holländer selbst haben wenig oder nichts dazu beigetragen: fast leidend empfingen sie die Gunst des Schicksals: ohne große Anstrengungen von ihrer Seite ward das abscheuliche und schimpfliche Joch zerbrochen, worunter sie seufzten. Nur in einer frevelhaften Vermeßenheit können die jetzigen Holländer es wagen, sich ihren großen Vorfahren gleichzustellen, die allein in sich die Mittel fanden und entwickelten, um der ganzen Wuth Philipps und der riesenmäßigen Macht der ungeschwächten spanischen Monarchie zu widerstehn. Unter ihren Nachkommen, die nicht minder gedrückt und verhöhnt wurden, hat sich keine Spur einer ähnlichen und allgemeinen Begeisterung gezeigt, und unbeträchtlich waren die Kräfte, die Holland in die Wage warf. Dennoch aber ist es reichlich belohnt worden und ein neuer Staat ist hervorgegangen; die sämtlichen Niederlande sind einem Herrn unterworfen. Obgleich die Verschiedenheit der Beschäftigungen, des Glaubens, der Sprache und selbst der Bildung große Schranken zwischen den jetzt vereinigten Völkern gezogen hat: so läßt sich doch erwarten, daß vermittelst des Ge-

*) Si quando Appelbomius (schwed. Gesandte bei den vereinigten Provinzen 1656) rei Evangelicae mentionem injiceret, quae isto agendi modo detrimentum captura sit, Belgae id cum irrisu rejiciebant, cavillati, rem suam Evangelicam in commerciis et tumore loculorum sitam. **Pufendorf de rebus a Carolo Gustavo gestis S. 236.**

fühls der Nationalität und einer gleichmäßigen Verfassung die Verwandschaft des Ursprungs sich geltend machen und eine Vereinigung zwischen ihnen entstehn wird, die beide Theile verschmelzen und beiden vortheilhaft seyn wird. In der holländischen Politik wird ein höherer Sinn entstehn und die ängstliche Rücksicht auf unmittelbaren Gewinn, die in ihrer ganzen traurigen Jämmerlichkeit in der auf dem Congreß zu Amiens übergebenen Note des Herrn Schimmelpennink ausgesprochen ward, verschwinden. Diese Grundsätze und Erwartungen hatten Holland vernichtet und erschlaft: sie mußten das Volk völlig um seine Selbstständigkeit bringen: wir sind weit entfernt den Handel an und für sich herabzusetzen oder seine großen und wohltätigen Wirkungen für das Leben auf die Entwickelung der Menschen zu verkennen, nur darf ein Volk nicht sagen, daß es ihm sein Daseyn verdankt und daß es das letzte und höchste Ziel sey, worauf Bestrebungen eines Gemeinwesens gerichtet seyn müssen.

Die folgende Darstellung der neuesten holländischen Revolution ist eine Bearbeitung des Werks: Geschiedenis der Staats-omwenteling in Nederland voorgefallen in het Iaar 1813 door Mr. Hermann Boſcha, Hoogleraar aan het Athenaeum illustre Rector der latiinſchen Scholen te Amsterdam: Lid van het hollandsche Instituut van Wetenschapen, ſraaye Lettern en Kunsten Eceste Stuck. Amsterdam 1814, XVI, 246 15 und 268S. mit Anmerkungen und Beilagen und 4 Abbildungen (des souverainen Fürsten, des Grafen Leopold von Styrum, des Herrn von Hogendorp, und van der Duyn von Maesdam.) Der Verfasser hat als Augenzeuge Gelegenheit gehabt, manches mitzutheilen, was sonst noch nicht bekannt gewesen: allein die Art der Erzählung ist so weitläuftig, mit so vielen bekannten und nicht zur Sache gehörigen Umständen angefüllt, daß sie, um deutschen Lesern genießbar zu werden, nothwendig sehr abgekürzt werden mußte. Auch die Breite, die der Holländischen Sprache eigenthümlich ist, trägt dazu bei, die Schilderung auszudehnen. Ich habe mich bemüht, einen rascheren Gang hineinzubringen: ohne jedoch der Treue Eintrag zu thun: auch habe ich dem Vf. seine Urtheile und Ansichten gelassen. Auch die bedeutenden

und unbekannten Aktenstücke habe ich mitgetheilt, einen Theil der Anmerkungen aber gleich in den Text aufgenommen oder unter demselben angebracht. Nachträge aus anderen holländischen Quellen werden wir in der Folge liefern, auch eine Uebersicht der neuen niederländischen Monarchie, sobald die neue Charte, die der Buchhändler Allart im Haag ankündigt mit dem dazu gehörigen Handboek in unsern Händen seyn wird.

F. Rühs.

Einleitung.

Die Erblichkeit der Statthalterschaft im Hause Oranien seit dem Jahre 1747, schien der holländischen Verfaßung mehr Bestimmtheit und Festigkeit zu geben, allein der frühzeitige Tod Wilhelms IV, deßen ausgezeichnete Eigenschaften zu schönen Hoffnungen berechtigten und die Minderjährigkeit seines Sohns unter einem Vormund, der ein Fremdling in Holland war,*) gaben schon früh neue Veranlaßung, das glimmende Feuer des Mißvergnügens anzufachen. Fremder Einfluß kam hinzu; bereits seit dieser Zeit waren französische Sendlinge anhaltend beschäftigt, die schlummernden Gemüther zu erwecken, und das Volk gegen das statthalterliche Haus aufzureizen, damit es seine Verbindung mit England brechen und sich in die Arme Frankreichs werfen möge. Es war die alte Absicht Frankreichs, das Niederland auf Kosten seiner Freiheit und Wohlfahrt für seine Entwürfe zur Schwächung der engländischen Macht zu gebrauchen. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht die Vorherverkündigung des scharfsinnigen William Temple: „ist Frankreich erst Meister von Flandern, sagt er, so müßen die übrigen Niederlande von selbst folgen: dann bleibt Holland nichts weiter übrig als sich so gut als möglich mit Frankreich zu vergleichen, und im glücklichsten Fall eine von dieser Krone abhängige See-

---

*) Dem Herzog Ernst Ludwig von Braunschweig.

provinz zu werden, vielleicht unter dem Namen eines freien Staats, damit das Land nicht zu sehr von Einwohnern entblößt werde, in der That aber so untergeordnet, daß Frankreich sich der holländischen Flotten und Schätze beliebig bedienen kann.

Die Empörung der Nordamerikaner war die nächste Ursache zu der so lange unversöhnlichen Zwietracht der Gemüther, woraus die Reihe der Unglücksfälle, worunter wir Jahre lang geseufzt haben, entsprungen ist; Frankreich schürte diese Uneinigkeit eifrig an und bediente sich ihrer zu unserm Verderben. Die Statthalterliche Partei, durch vieljährige Beziehungen mit England vereinigt, betrachtete eine nähere Verbindung mit Frankreich als höchst nachtheilig, und hatte natürlich wenig Neigung sich dieser Macht auszuschließen; sie gerieth deswegen nicht nur bald in Verdacht, sondern man beschuldigte sie selbst in öffentlichen Schriften nicht undeutlich, daß sie absichtlich die Mittel verabsäume, dem jetzt feindlichen England Widerstand zu leisten, während dieser Krieg der Gegenpartei eine gewünschte Gelegenheit gab, eine genauere Vereinigung mit Frankreich zu bewirken, das nicht unterließ, sie mit Versprechungen von Unterstützung, die aber unerfüllt blieben, in ihren Entwürfen gegen die statthalterliche Macht zu bestärken. Der Friede, der nach 2 Jahren dem Kriege ein Ende machte und worin Frankreich, um das Volk sich immer mehr zu verbinden, unsere Besitzungen, die es durch den Krieg gewonnen hatte, ohne Ersatz zurückgab, trug nichts zur Herstellung der inneren Ruhe bei: im Gegentheil ward die Entzweiung mit jedem Tage größer: ein offenbarer Bürgerkrieg drohte auszubrechen, als die preußischen Waffen, die dem Statthalter zu Hülfe kamen, die Gegenparthei auf eine Zeitlang zur Unterwürfigkeit zwangen.

Ob sanftere Mittel von Seiten der Sieger eine Versöhnung zu Stande gebracht hätten, läßt sich schwerlich bestimmen; aber es ist gewiß daß die Verbannung vieler, die eine sichre Zuflucht in Frankreich fanden, sehr viel zur nochmaligen Eroberung Hollands beigetragen hat. Die Auflösung der alten Verbindungen, die durch den Einfluß der gegenstatthalter lichen Partei mit Frankreich geschlossen

waren und die Theilnahme an dem Kriege, veranlaßten nach der Einnahme von Belgien, die Franzosen, ihre Waffen gegen Holland zu kehren; die Eroberung ward ihnen durch die vielen Mißvergnügten im Lande, die mit den Vertriebenen in Frankreich geheime Einverständnisse unterhielten, nicht wenig erleichtert. Nachdem im Oct. 1794 Nimwegen gefallen war, bahnte der frühe und ungewöhnlich starke Frost den Siegern den Weg in das Herz des Landes, und schon im Jänner hatte der General Pichegrü sich mit seinem Stabe im Haag festgesetzt. Der Statthalter war mit den Seinigen nach England geflüchtet: hiedurch fiel der Vorwand des Kriegs weg, der nicht dem niederländischen Volk, sondern dem Statthalter gelten sollte. Alle Veränderungen in Hinsicht auf die Staatsbeamten, die der Nationalconvent verlangten, geschahen: man rechnete jetzt darauf, in einen Bund der Freundschaft und gegenseitigen Vertheidigung mit den Franzosen zu treten, allein sie hatten ganz andere Absichten: und ohne die nachdrücklichen Erklärungen und der ächt holländischen Standhaftigkeit der Bevollmächtigten in Paris würde vielleicht schon damals Holland für ein erobertes Land erklärt worden seyn. Ihr kluges Betragen hatte zwar die Folge, daß die französischen Abgeordneten anfingen, eine andre Sprache zu führen; doch auch damals waren die Forderungen noch so erniedrigend und so ganz unannehmlich, daß die Unterhandlungen auf dem Punkt standen abgebrochen zu werden, als einer der holländischen Bevollmächtigten von dem gerechtesten Unwillen erfüllt, endlich verlangte, man möchte lieber öffentlich mit den wahren Absichten hervortreten und das Land für erobert erklären, als unter dem Schein der Freiheit und unter dem gemißbrauchten Nahmen der Brüderschaft, das Volk in der That unterdrücken.

Nach vielen Bemühungen ward endlich in der Nacht zwischen dem 16ten und 17ten May. 1795 die Unabhängigkeit der Batavischen Republik von Aufopferung eines beträchtlichen Theils ihres Grundgebiets und einer Geldsumme von nicht weniger als 100 Millionen Gulden feierlich erklärt: überdieß mußten 25000 Franzosen von Holland erhalten werden und die unerträglichen, oft mit Spott begleiteten Forderungen von Bedürfnißen aller Art hatten

kein Ende. Auch die Verfaßung ward auf französische Weise eingerichtet, die alte Verwaltung durch eine Vergegenwärtigung ersetzt, und der Vergegenwärtiger wurde durch die stimmenberechtigten Bürger in ihren Grundversammlungen erwählt: aber die Einführung dieser neuen Verhältniße verursacht sogleich eine große Trennung zwischen den verschiednen Gegenden: Holland verlangte eine völlige Einheit in der Versammlung, was anderen Landschaften mit ihrer Freiheit und ihren Besten zu streiten schien. Da sich nun die Zusammenkunft einer Nationalversammlung, worauf Holland am eifrigsten bestand, eine Zeitlang verzog, trat plötzlich eine große Anzahl von Mitgliedern verschiedener Volksvereine oder Klubs auf, die sich zu einer sogenannten Centralversammelung vereinigten ohne daß ihre Befugniß von den andern Staaten außer von Holland anerkannt war, öffentlich in Haag ihre Sitzungen anfingen, und sich feierlich verpflichteten, nicht eher auseinanderzugehen, als bis die Nationalversammlung, dem Verlangen Hollands gemäß, wirklich zusammen gekommen sey. So wenig das Zwangsmittel den Beifall des Volk's fand, so ward doch aller Widerstand bald vereitelt und eine Revolution in Friesland nicht ohne heftige Erschütterung, wo die Entwürfe Hollands die meisten Widersacher fanden, vollendete den Triumph der Eiferer für die Einheit und Untheilbarkeit. So kam am 1sten März 1797 die erste Nationalversammlung zu Stande, der die allgemeine Regierung des Landes nebst dem Entwurf zu einer andern Staatsverfaßung übertragen ward: doch entsprach sie, wie weise sie auch im Anfang eingerichtet zu seyn schien, und wie glücklich im Allgemeinen die Rechte ihrer Mitglieder ausgefallen seyn mochten, nur schlecht der Erwartung die man von ihr hegte: Parteien entstanden auf Parteien: eine verunglückte Verfassung folgte der andern, und die verschiedenen Factionen bedienten sich der gewaltsamsten Maaßregeln gegeneinander. Die erste Nationalversammlung ward im Anfang des Septembers 1797 durch eine zweite ersetzt, die nicht volle 4 Monathe dauerte und am 22sten Januar 1798 mit der Verhaftung der Mitglieder endigte, die nicht mit den unsinnigen Maaßregeln der herrschenden Parthei übereinstimmten. Nun folgte eine

sogenannte constituirende Versammlung, eine völlig revolunaire Verwaltung, die alles, was noch von der frühern Verfaßung übrig war, umwarf und sich gegen den Andersgesinnten so gewaltsamer Maaßregeln erlaubte, daß alle Gemäßigten sich ihrer plötzlichen Auflösung am 12 ten Juni freuten. Es folgte eine einstweilige Verwaltung, die aber eben so wenig als die vorige allgemein Vertrauen erwecken konnte, und bald wünschte jeder, diese Zwischenregierung durch eine constitutionelle Verfaßung ersetzt zu sehn. Nun kam nach der durch die Verwaltung vom 22sten Jänner angeführten Constitution, am 31sten Juli: eine vergegenwärtigende Versammlung zu Stande, die in 2 Kammern vertheilt war und aus ihrer Mitte einen vollziehenden Ausschuß ernannte: die Macht der Mitglieder die in der angenommenen Verfaßung eine feste Richtschnur vor sich hatten, schien endlich Beständigkeit und dem erschütterten Vaterland innere Ruhe zu versprechen. Obgleich die neue Verfaßung vorläufig nur auf 5 Jahre beschränkt war, so stieg doch schon nach kaum 3 Jahren die Unzufriedenheit mit dem damaligen Zustande der Dinge so hoch, daß fast überall Klagen ertönten und der vollziehende Ausschuß aus eigner Bewegung dem vergegenwärtigenden Körper eine frühere Revision der Verfaßung vorschlug, woraus ein neuer Entwurf zu einer Constitution hervorging, der nachdem er von der ersten Kammer einstimmig verworfen war, zuletzt, wiewohl nicht ohne heftigen Widerspruch am 18ten Octb. 1801 zu Stande kam; es war der letzte Versuch eines Repräsentationssystems, wo das Uebertreiben der frühern Entwürfe merklich gemildert war.

Während dieses siebenjährigen Zeitraums, seit dem Einrücken der französischen Truppen bis zum Frieden von Amiens, konnte die Lage der Niederlande nicht anders als traurig seyn, wenn auch keine außerordentliche Unglücksfälle hinzugekommen wären. Zu den alten durch den Krieg v. 1719 sehr erhöheten Schulden kam nun die Zahlung der Summe an Frankreich, die Errichtung eines Heers und einer Flotte, der Unterhalt der französischen Kriegsmacht und der in holländischen Sold stehenden 25000 Franzosen. Nur durch außerordentliche und wiederholte Auflagen konnten diese unermeßlichen Ausgaben bestritten werden; und

durch die Abnahme und den Stillstand des Handels und der Schiffahrt und der Verlust der auswärtigen Besitzungen, wurden sie je länger desto drückender. Verderblich war die unglückliche Seeschlacht vom October 1797, die ungeachtet der tapfern Gegenwehr, den Verlust der halben Flotte zur Folge hatte: zu ihrer Wiederherstellung wurde eine Auflage von 8 von Hundert auf das Einkommen ausgeschrieben. Im folgenden Jahre fehlten für den Dienst der 9 ersten Monate 30 Millionen: zuerst wurden vorläufig 5 f. Hundert von dem Vermögen, hernach um die Bedürfniße des ganzen Jahres zu decken, noch einmal 10 f. Hundert von den Einkommen erhoben, wobei die zuerst geforderten 5 f. Hundert abgezogen wurden: ferner noch als Vorausbezahlung 4 f. Hundert vom Vermögen, wofür Schuldscheine zu 3½ f. Hundert Zinsen gegeben wurden und endlich ward eine fünfundzwanzigjährige Auflage von 3 f. Hundert zum Unterpfand der Zinsen und zum Abtrag der Hauptsummen festgesetzt. Nicht weniger nachtheilig wirkte der Einfall der Engländer in Nordholland im August 1799 auf die Geldmittel des Staats. Auf einige Zeit wurden die streitenden Parteien dadurch vereinigt, und die Engländer mußten ihre Absicht aufgeben: aber die Kosten eines Krieg's, worauf man ganz unvorbereitet war, die Vernichtung der holländischen Seemacht und die Ankunft neuer französischen Hülfsschaaren, belasteten das Land mit neuen Schulden, die durch neue und drückende Auflagen und eine Anleihe unter Verpfändung der Domänen getilgt werden sollten. Ueberall erblickte das Auge Erschöpfung, Armuth und Elend.

Der böse Wille der damaligen französischen Regierung gegen ihre batavischen Bundsgenossen, zeigte sich unverkennbar bei den Friedensunterhandlungen zu Amiens; erst nachdem die Präliminarien bereits am 1sten Oct. 1801 zu London unterzeichnet waren, wurde die batavische Republik aufgefordert, einen Bevollmächtigten nach Amiens zu schikken; Hr. Schimmelpennink übergab die Ansprüche und Erwartungen der Republik *); er entdeckte aber bald aus

*) S. das merkwürdige, unsres Wissens noch unbekannte, Aktenstück Beilage 1.

den Gesprächen mit Joseph Bonaparte und dem Lord Cornivallis, daß die verrätherische Absicht Napoleons keine andre sey, als die vorläufigen Punkte mit England erst besonders auszumachen und sie nachher dem batavischen Minister blos zur Unterschrift mitzutheilen: hiedurch war jeder Weg abgeschnitten, um die Ansprüche der batavischen Republik an die Franzosen auszugleichen; Herr Schimmelpennink erklärte dem engl. Gesandten, daß, wenn man ihm blos die Rolle zugedacht habe, einen für sein Vaterland nachtheiligen Vertrag zu unterschreiben, so habe er nicht Lust sie zu übernehmen und ersuchte ihn, seine Gesinnung dem ersten Consul anzuzeigen: hierauf erfolgten die schönsten Versicherungen, die aber in leeren Worten bestanden: was die batavische Republik endlich nach langem Widerstande von französischer Seite erhielt, verdankte sie größtentheils der Unterstützung Englands. Vergebens schmeichelte man sich, daß dieser Friede die Wunden des Vaterlandes heilen und die bürgerliche Uneinigkeit allmählig austilgen würde: kaum war ein Jahr verflossen, als die Feindseligkeiten zwischen England und Frankreich abermals ausbrachen: Hollands reichbeladne Schiffe waren die ersten Opfer, und die geringen Vortheile, die man in einem Friedensjahre mit Anstrengung aller Kräfte errungen hatte, gingen schnell verlohren.

Schon im April 1805 mußte die Verfassung von 1801 einer neuen Ordnung der Dinge weichen. Nach dem Friedensbruch war von unsrer Unabhängigkeit nichts als der bloße Name übrig und Napoleon fing an, uns seinen übermächtigen Ueberfluß immmer mehr und mehr fühlen zu lassen. Die letzte Verfassung, wodurch die einzelnen Landschaften größern Einfluß erhielten, schien zwar mit dem Geist des Volks und der Lage des Landes besser übereinzustimmen, doch auch in dieser entdeckten sich bald Mängel, die ihr keine lange Dauer versprachen. Die provinciellen Reglements, die natürlich auf die gut oder schlecht verstandnen Interessen eines Jeden in seiner Landschaft gegründet waren, liefen dadurch sehr bedeutend auseinander und die Wahl der Mitglieder in der Verwaltung war, wie man allgemein urtheilte, nicht auf die tauglichsten Personen gefallen; durch beide Umstände ward die Kraft der allgemeinen Verwaltung früh gelähmt und der Beherrscher

Frankreichs erhielt einen Vorwand, sich unmittelbarer in den Angelegenheiten Hollands zu mischen.

Rütger Jan Schimmelpennink, der seit dem Anfang der Umwälzung 1795 eine bedeutende Rolle gespielt und als Gesandter in Paris und bei den Friedensunterhandlungen näher mit Bonaparte bekannt geworden war, und sich durch seine Eigenschaften das Vertrauen desselben erworben zu haben schien, ward in der Mitte des Jahrs 1804 nach Paris entboten, um über die holländischen Angelegenheiten zu berichten. Diese Aufforderung ward im Februar des folgenden Jahrs wiederholt: nach seiner Rückkehr im April brachte er den Entwurf einer neuen Verfassung mit, die, in französischer Sprache geschrieben, deutlich genug ihre Quelle verrieth: um jedoch scheinbar die Freiheit des niederländischen Volks zu bewahren, ward er übersetzt und der Prüfung des niederländischen Volks vorgelegt: die höchste Gewalt sollte einen Mann übertragen werden, dem unter dem schlechtpassenden Namen eines Rathpensionärs eine größere und ausgebreitetere Macht gegeben war als jemals die ehemahligen Statthalter gehabt hatten. So sehr dieser Vorschlag auch mit den allgemeinen Gefühlen des Volks, das damals noch immer eine monarchische Regierung verabscheute, in Streit war, besiegten doch die Erfahrung von der Unzweckmäßigkeit der frühern Verfassungen, das Vertrauen auf die Person des Herrn Schimmelpenniak, der zu dieser hohen Würde bestimmt zu seyn schien, und bei Vielen wahrscheinlich auch die Ueberzeugung, daß Widerstand nicht allein unnütz, sondern auch höchst gefährlich seyn würde, die herrschenden Begriffe und der Entwurf ward noch in demselben Monat fast einstimmig angenommen. Diese Verfassung währte zu kurze Zeit, um über Vortheile oder Nachtheile urtheilen zu können; eine unbekannte Ursache beraubte den Rathpensionär gleich nach dem Antritt seiner Würde des Gebrauchs der beiden Augen und diese Blindheit, die für unheilbar gehalten ward, schien ihn zur Fortsetzung seines Amtes unthätig zu machen. In einem Briefe vom 6ten Febr. 1806 stellte Bonaparte's Minister der auswärtigen Angelegenheiten seine unglückliche Körperschwäche, die Schwierigkeit bei der Wahl eines Nachfolgers und das Mißvergnügen das

daraus entstehn würde, als Scheingründe zu einer neuen Veränderung in der Verfassung auf: gab aber zugleich das Verlangen des Kaisers zu erkennen, daß in der Verwaltung von Holland und der von Frankreich mehr Aehnlichkeit und Einerleiheit (Identité) festgesetzt werde, und daß dazu kein andres Mittel sey als die Souveränität, wenigstens die höchste ausführende Gewalt, als eine erbliche Würde in einem Zweige des kaiserlichen Hauses von Frankreich zu befestigen und also Bonaparte's Bruder Ludwig als König von Holland anzustellen. Mit der Antwort auf diesen Brief ward der Viceadmiral Verhuel, Staatssecretär für die Seemacht, von dem Rathpensionär nach Paris geschickt, um nähere Eröffnungen darüber zu erhalten, und wo möglich den furchtbaren Schlag abzuwenden: doch der Bericht, den der Viceadmiral nach seiner Zurückkunft am 30sten März abstattete, bestätigte nur zu sehr den festen Entschluß Bonapartes seinen Bruder Ludwig zum König von Holland zu machen.

Der Rathpensionär versammelte im Hause im Busch die angesehnsten Staatsbeamten unter dem Namen einer Großbesagen: auf Verlangen der Versammlung erklärte er, daß die Frage über einer gänzlichen Veränderung der Verfassung zur Kenntniß des Volks gebracht werden, dasselbe durch Ja oder Nein seine Meinung erklären und die Verwaltung alsdann darüber mit dem Kaiser von Frankreich in Unterhandlung treten müsse. Allein dieser Vorschlag ward verworfen: ein Mitglied verlangte laut, daß ohne weitere Umstände der Rathpensionär gegen diese Absicht Bonaparte's protestiren solle; es ward also beschlossen, eine Gesandschaft abzuschicken, die den Tyrannen durch Gründe von seinem Vorsatze abzuziehn und im Fall der Unmöglichkeit seine Absicht über die Bürgschaft, wodurch die Rechte des Volks auch bei der beabsichtigten Veränderung der Verfassung gesichert werden könnten, erforschen sollte; es wurden die Herren Verhuel, Gogel, van Styrum, und Six nebst dem bevollmächtigten Minister in Paris Brantsen von dem Rathpensionär ernannt, um nach Paris zu gehn *).

Nach-

*) Die Instruction Beilage 2.

Nachdem die Commission am 26sten April dem Minister Talleyrand vorgestellt worden war und ihn mit ihrem Auftrag bekannt gemacht hatte, berief Bonaparte noch denselben Abend Herrn Verhuel nach St. Cloud und gab ihm mit sichtbaren Mißvergnügen seiner Verwunderung zu erkennen, daß seine Absichten zum Wohl Hollands so ganz verkannt und gar nicht so aufgenommen würden, wie man nach dem Zustande des Landes hätte erwarten sollen. Der ganze Ton des Gesprächs scheint so gewesen seyn, daß die Commission sich schon damals nichts Gutes in Hinsicht auf den ersten Theil ihres Auftrags versprechen konnte: zwei Tage darauf erklärte Talleyrand dem Herrn Brantsen, daß Bonaparte die Commission nicht annehmen wolle, da ihr Auftrag nur in einer Wiederholung der schon früher von Hrn. Verhuel gemachten Vorstellungen bestehe, und er aus ihrem Auftrag schließen müsse, daß die Holländer seine Absichten als mit dem Wohl des Vaterlandes unverträglich betrachteten, obgleich das Interesse beider Völker, die genau mit einander verbunden wären und genau verbunden bleiben müßten, ihm gleich am Herzen läge. Ferner erklärte Talleyrand daß er ausdrücklichen Befehl habe, keine Vorstellungen der Art weiter anzunehmen, womit nach Herrn Verhuels Angabe die Commission beauftragt sey, daß die Weise, die Angelegenheit zu behandeln, uns das Wohlwollen seines Herrn entziehn würde, wenn nicht die Versammlung, die die Commission bevollmächtigt habe, bestimmt erkläre, es sey wünschenswerth, daß ein Prinz des kaiserlichen Hauses, und namentlich Prinz Louis an die Spitze der Verwaltung gestellt werde und sie demzufolge beauftragte, dazu das nöthige Ansuchen zu thun. In diesem Falle könne er versichern, das Grundgesetz, daß die Beziehungen zwischen dem Haupt und dem Volk festsetzen sollte, werde so eingerichtet seyn, daß dadurch die Unabhängigkeit, die Freiheit und das Gedeihen der Holländer würden befördert werden: während die Verhältnisse der Blutsverwandschaft und Liebe zwischen dem Kaiser und dem König sowohl als das vereinigte Interesse beider Staaten dem Lande den kräftigsten Schutz des französischen Reichs in unbegränztem Maaß versicherten; das Gesetz solle dem Volke zur Bekräftigung vorgelegt werden, und er sey bevollmächtigt, darüber mit

der Commission weiter zu unterhandeln: dieß sey seine letzte Erklärung: binnen 8 Tagen verlange er eine entscheidende Antwort, nach dieser Zeit wolle Bonaparte an nichts mehr gebunden seyn, sondern werde die Maaßregeln ergreifen, die ihm gut dünken würden. Ein Eilbote traf mit diesem Bescheide am 1sten May in Holland an, der auf die Versammlung den schmerzlichsten Eindruck machte: doch ward sie mit Ausnahme von 4 Mitgliedern, die ihre besondeken Ansichten hatten, durch die Furcht vor den unzuberechnenden Uebeln, denen man das Land durch eine Weigerung aussetzen würde, veranlaßt, den Beschluß zu fassen: „daß es in Hinsicht auf die Nothwendigkeit, worin das Vaterland durch Bonaparte's Beharren bei seinem Vorsatz gesetzt sey, zur Vermeidung unbezweifelbarer weiterer Uebel, wünschenswerth sey, daß ein Prinz aus dem kaiserlichen Hause von Frankreich, und namentlich Prinz Louis, an die Spitze der batavischen Republik gestellt werde, unter Vorbehalt (beneficie) eines solchen Grundgesetzes, wodurch die Beziehungen zwischen dem Oberhaupte und dem Volke auf eine Weise bestimmt würden, welche die Unabhängigkeit des Landes, die bürgerlichen und gottesdienstlichen Rechte und Freiheiten und das Eigenthum der Einwohner soviel als als möglich sicherten.“ Der Rathpensiondr ward ersucht, durch die Commission in Paris diesen Beschluß auf die beste Weise zu Bonaparte's Kenntniß zu bringen und sie zur Unterhandlung über das Grundgesetz zu bevollmächtigen; die Großbesagen verlangte die baldigste Mittheilung desselben, um es, wenn es gut befunden würde, dem Volk zur Bestätigung vorzulegen. Der Commission ward in wiederholten Zusammenkünften mit Talleyrand gar keine Stimme zugestanden, sie mußte endlich einen Vertrag (24sten May 1806) unterzeichnen, worin zwar ausdrücklich auf Grund eines förmlichen, durch ihre Hochmögenden die Herrn Vergegenwärtiger des batavischen Volks S. kais. Majestät geschehnen Antrags bewilligt ward, daß Prinz Louis Napoleon zum erblichen König von Holland ernannt und diese Würde von dem Prinzen angenommen werde; aber mit solchen Bestimmungen, wie hernach theils in dem Vertrag theils in dem beigefügten Entwurf eines Grundgesetzes vorkommen. Die Commission hatte sich eingebildet, daß nachdem

der erwähnte Vertrag durch beiderseitige Bevollmächtigte unterzeichnet war, sie zu einer feierlichen Audienz bei Bonaparte zugelassen werden würde und die Entwürfe der Großbesagen zur Prüfung mittheilen könnte. Talleyrand bestand Anfangs darauf, daß die Unterzeichnung der Commission die Kraft einer Ratification haben sollte, gab aber endlich, wie wohl nicht ohne viele Schwierigkeit zu, daß die Urkunden nach Holland geschickt würden: doch sollten sie binnen 10 Tagen mit der Bestätigung ihrer Hochmögenden wieder in Paris seyn: und auf den Fall der geringsten Verzögerung ward die gewöhnliche Drohung hinzugefügt. Der Rathpensionär und noch zwei oder drei andre Mitglieder der Versammlung waren der Meinung, daß die Entscheidung dem Volk zukomme, und daß man sich weder durch Versprechungen noch durch Drohungen bewegen lassen müsse, sie ihm zu entziehn: andre meinten, die Sache gehöre nicht vor den Ausschluß der Großbesagen, sondern vor die allgemeine Versammlung ihrer Hochmögenden; allein die Mehrzahl in Erwägung der dringenden Umstände, beschloß, den Vertrag im Namen der Großbesagen zu genehmigen, ihn durch den Greffier ihrer Hochmögenden und den Secretär des Staatsraths unterzeichnen zu lassen, und ihn mit dem gewöhnlichen Visa versehn durch den Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten abzuschicken.

Am 28sten May ward Louis Bonaparte unter dem Namen Ludwig Napoleon zum König von Holland nach dem angenommenen Grundgesetz erklärt, und ihm bald als solchem gehuldigt. Der Rathpensionär, dem in dem Grundgesetz lebenslänglich die Würde eines Vorsitzers ihrer Hochmögenden zuerkannt war, und der jetzt auch seine Stelle als Rathpensionär als aufgehoben betrachtete, legte sie nieder: (4ten Jun.) die Versammlung bezeigte ihm durch eine Deputation ihren Dank für seine Dienste und ihre gänzliche Zufriedenheit mit seiner Verwaltung.

Der König Ludwig hat sich keiner Verrätherei gegen das Volk schuldig gemacht und nicht, wie Einige vermutheten, sich absichtlich so betragen, um seinem Bruder die völlige Herrschaft über diese Gegenden in die Hände zu spielen; es ist jetzt ausgemacht, daß viele seiner Handlungen, wie wohl gemeint sie auch zum Besten des Volks

waren, seine Erklärung gegen den öffentlichen Bankbruch und die Conscription, seine Nachsicht gegen den Handel, kurz sein Streben nicht nur König der Holländer, sondern auch Holländer seyn zu wollen, die Absichten Buonapart'es durchkreuzen und ihm so viele scheinbare Gründe zum Mißfallen geben mußten, als er nöthig zu haben glaubte, um den letzten Schritt, der noch übrig war, zu thun: er wagte ihn endlich mit einer solchen Unverschämtheit und einem solchen Hohn gegen die Ehre des niederländischen Volks, daß die Nachwelt keine der Erzählung davon glauben wird.

Im Oct. 1809 ward der König zur Feier der Vermählung seines Bruders mit der Erzherzogin von Oesterreich nach Paris entboten: die Behandlung, die ihm widerfuhr, beweist, daß sie weder die einzige noch die vornehmste Ursache dieser Einladung war: sein ganzer Aufenthalt in Paris war nur im Aeußern von einer eigentlichen Gefangenschaft verschieden. So wie er selbst nur mit Widerwillen die Reise antrat, ahnete man gleich nach seiner Abreise, daß er nie nach seiner Hauptstadt zurückkehren würde: indessen ward diese Erwartung nicht erfüllt: Bonaparte hielt entweder den Zeitpunkt noch nicht für günstig, Holland seinem Reich einzuverleiben oder glaubte dieser Vereinigung durch einen betrüglichen Vertrag, dessen genaue Beobachtung von Seiten des Königs so gut als unmöglich seyn sollte, einen Schein von Rechtmäßigkeit zu geben: er schloß daher am 16ten März eine Uebereinkunft, die, wie es hieß, allen Zwistigkeiten ein Ende machen sollte, aber einen beträchtlichen Theil von Hollands Grundgebiet abriß, und die gänzliche Vernichtung seiner politischen Selbstständigkeit beabsichtigte. Bei der Eröffnung der Versammlung des gesetzgebenden Corps im Dezbr. 1809 sagte Bonaparte: „Holland zwischen Frankreich und England belegen, wird auf gleiche Weise durch beide Mächte gedrückt; es ist indessen ein bloßer Auslauf der Flüsse meines Gebiets: es ist nothwendig Veränderungen zu machen, da die Sicherheit meiner Gränzen und das wohlverstandne Interesse beider Länder es auf eine gebietende Weise fordert." Aber noch weiter ging sein Minister der einheimischen Angelegenheiten, der um seinen Herrn in Ungerechtigkeit und Unverschämtheit gleichsam

zu überbieten, in seiner Rede vom 13ten Dezbr. nicht nur behauptete, daß Holland in der That ein Theil Frankreichs sey, sondern sogar hinzusetzte, daß das Land nach der besten Beschreibung, die man davon machen könne, als ein Niederschlag des Rheins, der Maas und der Schelde, ursprünglich französischer Flüsse, betrachtet werden müsse; und nachdem er das holländische Volk als Schleichhändler ausgeschrieen hatte, die dem großen System der französischen Politik beständig widerstrebten, endigt er mit dem Beschluß, es sey Zeit alles in seine natürliche Ordnung zurückzuführen *).

Ludwig, von den Vorbereitungen, die sein Bruder machte, um das Reich durch seine Kriegsschaaren zu überwältigen, benachrichtigt, hielt es nicht für rathsam, mit unnöthigem Blutvergießen einen unmöglichen Widerstand zu versuchen und beschloß endlich der Gewalt zu weichen. Am dritten July verließ er das Land, nachdem er schriftlich der Krone entsagt hatte: er übertrug sie seinem Sohne dem Großherzog von Berg unter der Vormundschaft seiner Mutter, der das Recht nach der zu Paris entworfnen Verfassung zukam. Aber schon am folgenden Tage zog, ungeachtet der bestimmten Erklärung des franz. Bothschafters vom 16ten Juny, daß sein Herr gar keine Absicht habe, Amsterdam zu besetzen, ein ansehnliches Kriegsheer unter General Oudinot in die Stadt ein: diese hatte den strengsten Befehl im Fall des Widerstands kein Mittel der Gewalt zu unterlassen, so daß die Kriegsschaaren sich vor dem Einzuge schon mit der Hoffnung der Plünderung, des Raubes und andrer Ausschweifungen schmeichelten: und die Bürger sahn voll Furcht und Angst ihrer Ankunft zu. Einige Tage hernach ward ein kaiserlicher Beschluß vom 9ten July bekannt gemacht, wodurch die Vereinigung Hollands mit Frankreich erklärt ward **). So weit ging die Verblen-

*) S. Moniteur v. 4ten u. 5ten Dez. 1809. —

**) In einem holländischen politischen Wochenblatt De Nederlander, Amsterdam 1814, 8. steht in der 15ten Nummer S. 110 ein Gespräch zwischen 2 Seeleuten, das die neueste holländische Geschichte in der Kürze auf eine symbolische Weise darstellt:

dung daß es Leute gab, die dieses Ereigniß für wünschenswerther hielten als die Unabhängigkeit, die doch scheinbar

---

es ist ächt holländisch und es ist erfreulich, daß die Franzosen doch diesen Volkswitz nicht genug und gar haben ausrotten können: Ja, Steuermann Jan! sagt der Bootsmann, laßt euch mal erzählen, wie ich seitdem umhergeschwärmt bin! ihr wißt, wie man seit einigen Jahren mit den Seeleuten gehaust hat: jeden Augenblick versetzen und wieder versetzen: so daß der Mensch kaum den Weg in's Schiff lernen konnte. Als ihr von der Revolution gingt, muste ich erst auf ein großes Schiff übergehn, mit einer sehr großen, erschrecklich verwirrten Equipage: es hieß, wenn ich recht behalten habe, der Repräsentant. Zum Glück dauerte es nicht lang: denn an einem guten Morgen kamen die Zimmerleute vom Werft an Bord; sie fanden daß Feuer zwischen den Knie- und Inhölzern war und nahmen den Boden ab. Alles Volk ging über auf die 7 Constitutionen, denn so hatten sie das Schiff der 7 Provinzen genannt, weil sie damals von Provinzen nichts mehr hören wollten: das Schiff fing an so mit der Zeit in Ordnung zu kommen, aber das schlimmste war, es kommandirte kein Admiral bei der Escadre und daher kam's, daß die Capitain's wohl bisweilen einander in die Hände geriethen. Als ich von den 7 Constitutionen fort mußte, ging es mir schlecht: ich kam auf ein betrübtes enges kleines Schiff hin, wo man sich kaum rühren konnte, und doch war die Frau des Capitain's immer an Bord mit eine Menge Haubenschachteln (Mützendosen) und allerlei wunderlichem Geschirr; das Schiff war zu klein, im See zu halten und wir litten Schiffbruch; ich kam mit genauer Noth davon: das Brickchen hieß der Uebergang.

Ich war kaum wieder den Texel hinein, als ich gleich auf einem funkelnagelneuen, Dienste nahm, der Krone. Das Schiff sah sich schön an: aber was war's?! Als wir in See kamen, ward es so verkehrt in Seegeln, daß es heute sechs Meilen in der Woche lief und morgen wollte es nicht vorn noch hinten hinaus; ich glaub es war zu neu. Zuletzt bin ich noch auf einem Achtziger gekommen: der hieß der große Schnauber; (Prahler) wir sind nur einmal damit in See gewesen; aber er war so leicht und so arg, daß wir mit genauer Noth mit Verlust aller Masten, das Schiff wieder hineinbringen konnten. Nun bin ich der ganz großen Schiffe müde, und habe Dienste auf dem Hulk die gute Erwartung genommen, wo's uns bis jetzt so so geht." Es kann an dieser Probe genug seyn: Ton und Manier sind aller-

noch unter der königl. Verwaltung übrig geblieben war; sie glaubten nun Kinder desselben Hauses geworden zu seyn und hofften als solche behandelt und mit mehrern Vortheilen begünstigt zu werden; sie bedachten nicht, daß das französische Volk selbst bereits lange unter dem Eisenscepter des Tyrannen geseufzt hatte, und daß wir als Stiefkinder ohne Zweifel noch einer weit ärgern Behandlung nicht nur von ihm, sondern auch von seinen eignen sogenannten Kindern ausgesetzt seyn würden, und daß ein Land, wie das unsrige, das nur durch den Geist seines Volks sich auf die Dauer behaupten kann, mit entschiedner Gewißheit die Zeit seines bevorstehenden Untergangs berechnen konnte.

Eine der ersten Früchte dieser Einverleibung, war die so lang gefürchtete und durch den König verzögerte Vernichtung von zwei Drittheilen der öffentlichen Schuld, wodurch bereits anfänglich viele Einwohner fast ihr ganzes Einkommen verlohren und viele ehmals vermögende Leute nur einen sehr beschränkten Unterhalt übrig behielten. Dies Unheil ward noch bedeutend vermehrt durch viele besondre Bankbrüche, die größtentheils daraus entstanden, und die die Zahl der Unglücklichen fast täglich vergrößerten: die unvermeidliche Folgen hievon waren große Einschränkungen in unzähligen Familien, die ehmals in Fülle lebten, und folglich wurden viele Dienstboten und andre weniger nöthige Arbeiter abgeschafft, wodurch die Armuth, die bereits durch den Stillstand des Handels und der Schiffahrt bis zu einer schrecklichen Höhe gestiegen war, allmählig dergestalt zu nahm, daß man selbst kaum in den Städten seines Lebens und seiner Güter sicher war. Die Abschaffung des Tabackshandels, der nicht nur vielen Familien ein hinreichendes Auskommen gewährte, sondern auch vielen Menschen aus der arbeitenden Klasse Erwerb und Unterhalt verschaffte; und jetzt dazu dienen sollte, um theils einen Haufen hungriger Fremdlinge zu nähren, theils den Schatz Bonapartes zu füllen, vermehrte nicht wenig die Zahl verarmter Einwohner. Eine zahllose Bande bewaffneter Zöllner,

---

dings platt, aber doch den Begriffen des Volks angemessen, das die große Wahrheit darin schon erkennen wird. R.

die bereits unter dem König die Häfen und Mündungen der Flüsse besetzt hielten, fingen nun an, sich wie hungrige Geyer durch das ganze Land zu verbreiten, um die geringen Ueberbleibsel des Handels völlig zu vernichten und sich durch die unverschämtesten Prellereien zu bereichern; sie hudelten überdies die Einwohner, bei der Versendung von Waaren und auf ihren Reisen von einem Ort zum andern so sehr, daß sie außer in Nothfällen ganz aufhörten; dadurch verlohr abermals ein Theil des Volks seinen Unterhalt und die Freuden des Lebens wurden täglich gemindert. Mit der Einführung fremder Gesetze ward die Landessprache, die den Einwohnern überall und zu allen Zeiten theuer und immer ein Gegenstand zärtlicher Sorgfalt gewesen war, allmählig nicht nur aus den öffentlichen Geschäften und Gerichtshöfen, sondern auch aus dem täglichen Verkehr verbannt, und würde bald nur noch unter den untern Ständen und hier und dort bei einzelnen Familien, die verständig genug waren, um einzusehn daß mit der Sprache auch die Sitten und der ganze Volkscharakter verloren gehn mußten, sich erhalten haben. Die Künste und Wissenschaften, denen mit großem Geräusch alle mögliche Beförderung und Glanz versprochen wurden, waren in der That den Zwecken der Herrschaft ganz dienstbar gemacht, die nur die Kriegskunst befördern konnte, während der freie Geist so ganz in Fesseln gelegt ward, daß die Wahrheit nicht mehr ohne Gefahr gesagt und nichts gedruckt werden durfte als was vorher zu Paris einer Prüfung unterworfen war: alles was nicht mit den Begriffen und Absichten des Herrschers übereinzustimmen schien, ward gestrichen und das so durchgesehne Werk oft seiner vornehmsten Schönheiten beraubt. Die freie Erziehung, die bis dahin in unsern Schulen Statt gefunden und so viele wahre Gelehrte hervorgebracht hatte, muste jetzt Einrichtungen weichen, die nur geist-willen- und sittenlose Werkzeuge der Tyrannei erziehen sollten. Die Auflagen auf die Lehrlinge der untern Schulen, um daraus die Kosten des höhern Unterrichts zu bestreiten, hatten die lateinischen Schulen bereits in den größten Verfall gebracht; die Zahl der besondern Lehrer, die für einen kleinen Lohn ihren mangelhaften Unterricht anboten, vermehrte sich täg-

lich *). Wer aber denkt nicht mit Abscheu an die erschreckliche und in doppelter Hinsicht ungerechte Ausschreibung zum Kriegsdienst, die nicht mit den Zeitpunkt der Einverleibung, sondern durch eine rückwirkende Kraft der Gesetze bereits eine geraume Zeit früher anfangen sollte und die Jugend nicht zur Sicherheit und Vertheidigung des Landes und gegen einen angreifenden Feind die Waffen zu ergreifen nöthigte, sondern sie nach weit entlegnen Gegenden rief, um für die chimärischen Entwürfe eines wahnsinnigen Tyrannen zur Schlachtbank geführt und einem Elende ausgesetzt zu werden, das viel erschrecklicher war als der Tod .Wer erinnert sich ohne Entsetzen der unmenschlichen Art, wie die Aufschreibungen, besonders im Departement der Südersee, durch einen allgemein verhaßten de Celles ausgeführt würden; der höhnenden und schimpflichen Begegnung, wenn ihm gegründete Ursachen der Ausnahme vorgestellt wurden, und vor Allem der höllischen Mittel, um die Wahrheit vorgeblicher Körpergebrechen zu prüfen? Um durch die sichtbaren Zufälle der fallenden Sucht, die mehrmals aus Angst entstanden, nicht betrogen zu werden, ließ er heißes Lack auf den bloßen Leib der Unglücklichen tröpfeln. Zu diesen allen kam die Unsicherheit der Person und des Eigenthums; ein unvorsichtiges Wort, eine abgepreßte Klage, die bloße Vermuthung oder Beschuldigung einer bösen Gesinnung gegen die Regierung reichte hin, um durch die Staatsinquisition in der Nacht der Ruhe entrissen und aus dem Schooß der Seinigen in den Kerker geführt zu werden.

Was war natürlicher, als daß ein Volk, das an die Freiheit des Denkens und Sprechens gewöhnt, und noch lange nicht genug getreten war um alle geistige Kraft ganz zu verlieren, bei jedem noch so schwachen Hoffnungsstrahl be-

---

*) Viele ehmals blühende Schulen gingen ganz unter: selbst die von Amsterdam hatte kaum halb so viele Zöglinge als ehmals. Um der Conscription zu entgehn, verließen viele junge Leute die Schule, eh sie den Cursus halb vollendet hatten und ergriffen die Theologie: viele Aeltern, deren Vermögensumstände kaum für die ersten Bedürfnisse zureichten, mußten es aufgeben, ihren Kindern eine gelehrte Bildung zu geben.

reit war, um seinen alten Muth zu erneuern und Versuche zur Abschüttelung seiner unerträglichen Fesseln zu machen? Kaum war der Koloß der bonapartischen Macht auf Moskaus Ebnen erschüttert, so sprach man im Vertrauen von einem Entwurf, alle alten Partien zu vergessen und das Haus Oranien wiederherzustellen. Ob damals bereits wirklich eine Vereinigung zu Stande gekommen ist, ist ungewiß: doch war damahls die Macht der Franzosen noch groß genug, um solche Versuche zu unterdrücken. Eine sogenannte Verschwörung, die im Februar zu Amsterdam entdeckt ward, scheint, so weit die Umstände davon bekannt worden, höchst ungeschickt angelegt gewesen zu seyn: nach den Untersuchungsacten über die unbedeutenden Personen, die darin verwickelt waren, war die ganze Unternehmung nur das thörigte Werk eines Glücksuchers oder der Entwurf ist nicht ganz an den Tag gekommen. Zwei der Angeklagten Aug. Maas und Thom. de Jong wurden zum Tode und vier andre zu einem fünfundzwanzigjährigen Gefängniß und einer Geldbuße verurtheilt. Unter den letzten war der jüdische Arzt de Lemon, der obgleich sein Character und seine Sitten ihn vor dem Verdacht an einer so elenden Verschwörung Theil gehabt zu haben, frei sprachen auf die bloße Anzeige des Maas, der als das Haupt angesehn ward, auf zwei Jahre zum Gefängniß verdammt und nach Hain in der Pikardie geschickt ward: im April 1814 nach dem Fall des Tyrannen wurde er ehrenvoll entlaßen. Der Aufstand der Bauern zu Alphen und andern umliegenden Dörfern, die mit gewafneter Hand die Stadt Leyden überfielen, aber bald darauf vertrieben wurden so wie eine ähnliche Empörung an der Zaan schienen wegen der großen Zahl der Anhänger, die der General Molitor allein in der letzten Gegend auf 8000 angab, bedeutender zu seyn; aber auch diese Versuche wurden schnell gedämpft und hatten nur traurige Folgen für die Theilnehmer: die Anführer wurden vor ein Kriegsrecht gestellt und mußten ihren edlen *) Eifer mit dem Tode

---

*) Unzeitigen sagt der Verf., aber über Thaten, die aus einem wahrhaft edlen Bewegungsgrund hervorgehn, darf man so

büßen. Auch Unschuldige wurden ergriffen und fortgeschleppt.

Die furchtbare Niederlage der Franzosen in Rußland und die Gesinnung der Einwohner, die sich immer mehr offenbarte, jagten der französischen Verwaltung Sorge und Furcht ein; in dem Pallast zu Amsterdam, wo sich der Generalgouverneur aufhielt, wurden Vorbereitungen getroffen, um Güter abzuschicken; auch die Frauen der vornehmsten Beamten reisten nach Frankreich ab: doch beides ward von höherer Hand nachdrücklich verboten.

Neue und unerhörte Mittel wurden angewandt, um die Heere zu ergänzen und Geld zusammenzubringen; auf Bonaparte's Befehl mußten die Städte, die Beamten sich anerbieten Reuter auf ihre Kosten auszurüsten: diese Anerbieten wurden in öffentlichen Blättern als Beweise der Anhänglichkeit an den Kaiser ausgerufen, obgleich der treue Wille so wenig Theil daran hatte, daß ein solches Anerbieten eines angesehenen Beamten bereits in der Zeitung stand, eh' dieser selbst noch wußte, daß er dazu verpflichtet werden sollte.

Die Söhne der vermögendsten und angesehnsten Einwohner des Landes über und selbst unter 18 Jahren wurden zuerst wieder mit dem verrätherischen Wort der Einladung aufgerufen, an der besondern Ehre, auf eigne Kosten ein Jahr lang zu Pferde als Ehrenwache des Kaisers zu dienen, Theil zu nehmen, mit dem schönklingenden Versprechen, daß sie sich dadurch schnell den Weg zu einem ausgezeichneten Range im Heer bahnen würden. Nur Wenige folgten diesem Rufe; bald zeigte sich aber sehr deutlich, daß freie Wahl hiebei nicht in Betrachtung kam. Man berief zu diesem Dienst nicht nur junge Leute, die bis dahin davon frei gewesen waren, sondern, und oft vorzugsweise solche, die sich durch einen Stellvertreter mit großen Kosten frei gekauft hatten, und nach dem Gesetz

---

nicht sprechen: der Mensch muß handeln, den Ausgang lenkt Gott: wer zu ängstlich die Möglichkeit und die Schwierigkeiten abwägt, wird nie etwas Großes ausrichten: auch das Wollen muß geehrt werden. R.

als wirklich im Heer befindlich betrachtet werden mußten. Selbst der Natur that man Gewalt an und ermahnte die Väter, sich jeder Verwendung für ihre Söhne zu enthalten, weil alle Bemühungen der Art nur nachtheilig seyn würden. Vergebens waren die Thränen der Mütter und der Wittwen: der Präfect d e C e l l e s fügte zu der Vergewaltigung noch übermüthigen Hohn: er empfing die aufgerufnen jungen Männer, die aus den ersten Häusern stammten, bei'm Frühstück auf dem Canape hingestreckt, verlachte alles was sie vorbrachten, als leere Ausflüchte und wieß ihnen die Thüre: diejenigen, die wegen körperlicher Fehler oder aus andern Gründen wirklich verschont wurden, mußten zu den Bewaffnungskosten große Summen entrichten. Nichts hatte die Gemüther so sehr empört, als diese neue und schreiende Ungerechtigkeit; mehrere Väter weigerten sich bestimmt ihre Söhne freiwillig anzubieten und das Geld zu ihrer Ausrüstung zu bezahlen; viele junge Männer erklärten geradezu, daß sie nicht gehn würden: doch die Väter wurden als Widerspenstige verhaftet, ja sogar gefänglich fortgeführt; und die Söhne wieder auf ihre eigne Kosten durch die bewaffnete Macht nach ihrem Bestimmungsort geschleppt, nicht um nach dem ersten Vorgeben, zu einer Ehrenwache des Kaisers zu dienen, sondern um als gemeine Soldaten das Heer anzufüllen. Um dieselbe Zeit entstand die Sage von einer neuen Art von Tyrannei, die eine noch größere Bestürzung verbreitete: es hieß nämlich, das die Töchter der begütertsten Einwohner aufgezeichnet und ohne eigne Wahl und ohne Zustimmung der Aeltern oder Vormünder gleichsam zur Belohnung an die tapfersten Offiziers verheirathet werden sollten. Dieser abscheuliche Entwurf kam aber nicht zur Ausführung.

(Die Fortsetzung im nächsten Heft.)

V.

Ueber den Namen Großbritannien

Im sechsten Kapitel des zweiten Buchs seiner μεγάλη Σύνταξις theilt Ptolemaeus die οἰκουμένη vom Aequator bis zum Nordpol in 38 Zonen oder sogenannte Klimata durch Parallelen, deren Lage er von der Dauer des längsten Tages abhängig macht. Zuerst nimmt er mit Einschluß des Aequators 25 Parallelen für viertelstündige Zunahme der Tageslänge von 12 bis 18 Stunden, dann 4 für halbstündige Zunahme bis 20 Stunden, ferner für die Tageslängen von 21, 22, 23 und 24 Stunden und endlich 5 für die Tageslängen von einem bis 6 Monat an. Für jede dieser Parallelen bestimmt er die Polhöhe, die Lage des Mittagsschattens und das Verhältniß desselben zum Gnomon an den Tagen der Nachtgleichen und Sonnenwenden. Bis zum Parallel von 21 Stunden, den er durch die unbekannten scythischen Völker laufen läßt, nennt er bei jedem einzelnen irgend ein darin gelegenes Land oder darin wohnendes Volk, wobei verschiedenes Eigenthümliche, von seiner Geographie Abweichende, vorkommt, was den Bearbeitern der alten Erdbescheibung, cellarius

d'Anville, Mannert entgangen ist. Das Merkwürdigste dieser Art sind die Benennungen Groß- und Kleinbritannien μεγάλη und μικρά Βρεττανία, die sich schwerlich bei irgend einem andern Alten finden möchten. Der 22ste Parallel, sagte er, unter welchen der längste Tag 17¼ Stunde dauert, geht unter 55 Grad Breite durch Brigantrum in Großbritannien (διά Βριγαντίου τῆς μεγάλης Βρεττανίας.) In seiner Geographie kommt kein Ort dieses Namens in Britannien vor, aber wohl das Volk Brigantes, das jedoch um ein paar Grad höher gegen Norden hinauf gesetzt wird. Tacitus nimmt ohne Zweifel dieses Brigantium des Ptolemäus, wenn er im 17ten Kapitel des Agricola von der civitas Brigantum spricht, qua' numerosissima totius provinciae perhibetur, der 23ste Parallel läuft unter 56 Grad Breite (mitten durch Großbritanien διά μέσης τῆς μεγάλη Βρεττανίας) und der 24ste unter 57 Grad durch Katuraktonine in Britannie (διά Καταρακτονίου Βρεττανίας.) Dieser Ort wird auch in der Geographie erwähnt, aber um einen Grad höher gegen Norden geschoben. der 25, 26 und 27ste Parallel nahe unter 139½ und 61 Grad breite durch das südliche, mittelere, und nördliche Großbritannien (διά τῶν νοτίων, διά τῶν μέσων und διά τῶν βορείων τῆς μικρᾶς Βρεττανίας.) Es fragte sich, was Ptolemäus hier unter Kleinbritannien verstehe, ob Schottland, das die Alten gewöhnlich nach dem vornehmsten darin wohnenden Volke Caledonia nannten, oder Irland! Ohne Zweifel das letztere. Dies erhellet theils daraus, daß er den Parallel von 56 Grad mitten durch Großbritannien zieht, was unter der Voraussetzung, daß Kleinbritannien Schottland ist, ganz unpassend sein würde; theils daraus, daß der Parallel von 58 Grad durch die südlichen Gegenden von Kleinbritanien gelegt wird, da doch die südlichsten Punkte Schottlands nach der Geographie nicht tiefer als 58 und einen halben Grad hinabreichen. Auch scheint es natürlicher, daß er von den beiden Britannischen Inseln die größere μεγάλη Βρεττανία, die kleinere μικρά nennt, als daß er unter diesen Namen den südlichen und nördlichen Theil der großen Insel verstanden haben sollte. Ob sie von ihm selbst gebildet sind oder den

Sprachgebrauch seiner Zeit für sich hatten, ist schwer zu entscheiden. Der älteste Schriftsteller, der Irlands gedenkt, Aristoteles, oder wer sonst der Verfasser des Buchs de Mundo sein mag, sagt c. 3: ausserhalb der Säulen des Herkules liegen die beiden νῆσοι μέγισται, Βρεττανικαὶ λεγόμεναι, Ἀλβιον καὶ Ἰέρνη. Strabo spricht nur von einer Βρεττανικη sc. νῆσος (l. IV. p. 199 Cas.) so wie die Römer seit Julius Cäsar und die spätern Griechen: Herodian, Dio Cassius und andere, unter Britannia, Βρεττανία, bloß die größere Insel verstehn. Neben dem Singular findet sich in ganz gleicher Bedeutung auch der Plural Britanniä, welcher sich, der Analogie des ebenfalls nicht ungewöhnlichen Galliae gemäß, auf die verschiedenen Theile bezieht, aus denen England als römische Provinz bestand, ich meine Britannia superior und inferior, und späterhin Britannia prima, secunda u. s. w. da aber doch ursprünglich, wie wir sehn, Großbritannien und Irland wirklich unter den Namen der britannischen Inseln zusammenbegriffen wurden, welches Plinius bestätigt, wenn er H. N. IV. c. 16 bemerkt, daß die Insel, die zu seiner Zeit Britannia hieß, ehemals, wo noch alle umherliegende Inseln den gemeinschaftlichen Namen Britanniae führten, Albion genannt wurde, so würde es von Ptolemäus keine unschickliche Neuerung gewesen sein, wenn er statt der Namen Albion und Jerne, deren er sich in seiner Geographie bedient, in seinem Almagest die Benennungen Groß- und Kleinbritannien zuerst gestempelt hätte. Merkwürdig sind sie auf jeden Fall mit Bezug auf den jetzt gebräuchlichen Namen Großbritannien und auf den Titel Rex Britanniarum, den der König von England seit der gänzlichen Vereinigung Irlands mit Großbritannien angenommen hat. In dem Juniusstück des Classical Iournal vom Jahr 1810 steht eine Rechtfertigung dieses Titels. Es wird hier auf das iter Britanniarum im Itinerarium des Antonin, auf den Vicarius Britanniarium, dessen die Notitia dignitatum utriusque Imperii gedenkt, und auf andere Fälle aufmerksam gemacht, wo sich der Plural Britanniae gebraucht findet, aber keine einzige Stelle angeführt, woraus hervorginge, daß derselbe auch

Irland begriffen habe. Viel passender würde das Groß- und Kleinbritannien der Ptolomäus erwähnt worden sein. Noch bemerke ich, daß in einigen Schriften des Mittelalters, z. B. in Sigebert's Chronicon, die Provinz Bretagne in Frankreich, die bekanntlich von einem zur Zeit des Einbruchs der Angelsachsen in England ausgewandert Haufen Britannier in Besitz genommen worden ist, Britannia minor genannt wird. Vermuthlich geschah es mit Hinsicht auf diese Benennung, daß Jakob I, als er den englischen Thron bestieg, sich den Titel eines Königs von Großbritannien beilegte; wenigstens finde ich nirgends erwähnt, daß er dadurch eine alte schon beim Ptolemäus vorkommende Benennung habe erneuern wollen.

Ideler.

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Drittes und viertes Heft.
März und April 1815.

I.

Bonaparte's Rückkehr.

Geschrieben in den ersten Tagen des Aprils 1815.

Natio comoeda est.

Es gehört unstreitig zu den merkwürdigsten und unerhörtesten Begebenheiten der Zeit, daß dieser geächtete, gebrandmarkte, mit den entsetzlichsten Schmähungen überhäufte Mensch der moralisch vernichtet zu seyn schien, in einem einzigen Augenblick den Thron der Bourbons niederstürzt, das ganze Werk so großer Anstrengungen und Aufopferungen durch sein bloßes Daseyn vernichtet, und auf's neue den ungeheuren Brand entzündet, der endlich gelöscht zu seyn schien. Kaum erscheint er an Frankreichs Küste und schon ist er wieder Gebieter: von allen Seiten strömen jubelnde Schaaren zu ihm: er ist der Held, der Beglücker; auch nicht der mindeste Widerstand zeigt sich; es tritt kein Einziger von den zehntausend Unsichtbaren auf, die seit mehr als 15 Jahren eine freilich immer im Verborgnen geblie-

bene Verschwörung gegen ihn gebildet haben wollen, um durch einen Pistolenschuß Europa und ihr Vaterland vor den neuen Leiden zu bewahren, womit der entsprungne Tiger das menschliche Geschlecht bedroht: keine Charlotte Corday erhebt sich, um die Brust einen Bösewichts zu durchbohren, gegen den der wahnsinnige Marat als ein Engel des Lichtes erscheint; alle Leiden seiner funfzehnjährigen Tyrannei sind vergessen: so gewöhnt ist das verruchte Volk der Geissel, daß es mit Entzücken den Dränger begrüßt, der sie auf's neue über seine Häupter schwingt!

Wie schlecht und verworfen man sich die Franzosen auch gedacht haben mag, so hat doch wohl Keiner geglaubt, daß sie die Schande bis zu einer solchen Höhe treiben würden, den Verruchtesten aller Sterblichen, dessen Leben nichts als eine Kette von Abscheulichkeiten, Betrug, Heuchelei, Raub, Mord und allen Lastern gewesen ist, das nach allen Seiten von ihnen selbst aufgedeckt ward, den sie so laut verabscheut haben, wieder an ihre Spitze zu stellen, ihm als ihren wahren und rechtmäßigen Beherrscher zu huldigen und mit frecher Stirne dem Urtheil der Zeitgenossen und der Nachwelt Hohn zu sprechen. Ihre Herzen sind immer bei ihm gewesen: er hat sie beherrscht wie sie es wünschten: und wenn uns irgend etwas über das Unheil trösten kann, das er noch verbreiten wird bis ihn die waltende Nemesis zerschmettert, so ist es die jetzt über jeden Zweifel erhobne Ueberzeugung, daß es nicht Bonaparte war, dessen Ehrgeiz die Welt verwüstete, sondern der Sinn und der Trieb in den Franzosen: es kann von nun an nicht mehr die Rede seyn von einem Kampf wider Napoleon Bonaparte, nur wider die Franzosen, durch die er wirkt und mächtig ist: es ist von ihnen selbst jetzt feierlich ausgesprochen, daß sie Ruhe, gesetzmäßige Freiheit, eine stille Wirksamkeit nicht mehr ertragen können: sie verlangen Krieg, Kriegsruhm, Raub, Herrschaft über fremde Völker: sie selbst wollen Sklaven seyn und andre Völker zu Sklaven machen. Alles was sie bis jetzt gethan und gesagt haben, war eine schändliche Lüge und Heuchelei: und es kostete den leichtfertigen Seelen nichts, am Morgen zu rufen: es lebe der König; und am Abend: der Kaiser: ihm, ihm gehören wir und wehe den Fürsten, die wider ihren Willen die Völker beherrschen

wollen! Die Franzosen schreckte die Aussicht nicht, daß seine Rückkehr die Losung zu einem fürchterlichen und unvermeidlichen Kriege sey: denn der war es eben, der ihnen fehlte: und gewiß werden sie wieder mit einer Art Enthusiasmus zu den Waffen greifen, sollte ihn auch nur die bloße Neuheit erzeugen.

Die Bourbons würden mit der größten Weisheit nicht im Stande gewesen seyn, das entartete Geschlecht zu befriedigen, zu dessen Herrschern sie gebohren sind: jeder Tadel ihrer Maaßregeln ist daher ungerecht, und was ihnen jetzt zum Vorwurf gereicht, mußte ihnen vor der neuen Katastrophe zum Lobe angerechnet werden: aber darüber war wohl kein Unbefangener in Zweifel, daß Schonung und Milde nicht die Mittel waren, ein Volk von Räubern *) zu gewinnen, und die ersten Schritte Bonaparte's zeigen uns, wie auch die Bourbons vielleicht hätten verfahren müssen, um ihren Thron zu sichern. Allerdings war die Lage des Königs von dem ersten Augenblick an bedenklich und schwierig; er war von Menschen umgeben, denen er nicht trauen durfte, und denen er Vertrauen beweisen mußte: es war daher kein Wunder, daß er von jeher verrathen war und diejenigen ihn zuerst verließen, die er vielleicht am meisten mit Gunstbezeugungen überhäuft hatte: allein das ließ sich voraussetzen, daß Bonaparte alle diejenigen, die durch ihn erhöht und mit Ehren und Würden ausgestattet waren, unauflöslich an sich geknüpft hatte; die neue Dynastie der Bourbons konnte nur auf einer gänzlichen Verachtung aller bonapartischen Einrichtungen, seiner Titel, seines Adels, der Ehrenlegion u. s. w. wurzeln: es mußte der der Versuch gemacht werden, da es keinen andern Ausweg gab, denen, die von ihm zu Herzögen, Grafen u. s. w. gemacht waren, Namen von altfranzösischen Besitzungen zu

*) J'ai entendu un homme, qui' s'était souillé par toutes sortes d'exagérations durant nos toubles, défendre les mesures atroces du gouvernement de Bonaparte, en disant. Que voulès vous faire avec une nation de brigands comme celle etc? Pichon dè l'état de la France sour la domination de Nap. Bonaparte. Pag. 335.

geben und sie auf diese Weise dem alten Adel einzuverleiben. Das Kriegsheer mußte ganz aufgelößt werden: so lange es bestand und von den unzähligen Gefangnen verstärkt ward, war an keine Ruhe zu denken; es schnaubten die Rückkehrenden nur Wuth und Rache, sie waren noch voll von den Hoffnungen, womit Bonaparte's Tiraden und Großsprechereien sie erfüllt hatten: sie konnten es nicht vergessen, daß 20 Jahre voll Siege 20 Jahre von Verbrechen und Greueln geworden waren: sie hörten nicht länger die hohlen Worte von dem größten Volk und seinem unüberwindlichen Adlern in ihren Ohren klingen und daher tönte es ihnen wie die Melodie aus einer bessern verlohrnen Welt, da ihr Bonaparte die alte Weise wieder anstimmte. Wie wünschenswerth würde es gewesen seyn, wenn die Gefangnen von allen Seiten nach den entferntesten Gegenden, nach Sibirien nach den Eilanden des Südmeers verpflanzt worden wären, wenn man ihnen erst nach Jahren in kleinen Massen die Rückkehr verstattet hätte! Die Franzosen werden mehr wie alle andre Völker von Formen, durch einen leeren und wesenlosen Schein beherrscht; warum hat man nicht auch Unterschriften des Volks gesammelt, um Bonaparte als einen Verräther und Bösewicht feierlich zu verbannen und die Bourbons anerkennen zu lassen? Man würde ihm dadurch die Behauptung unmöglich gemacht haben, womit er jetzt auftritt, daß die Wiedereinsetzung des königlichen Hauses gegen den Willen des Volks geschehn und also ungesetzmäßig sey: es würde nicht schwer gewesen seyn, eben so zahlreiche Listen zusammenzubringen als Bonaparte aufweisen konnte, da er sich die kaiserliche Krone aufsetzte.

Die neue Regierung schien jedoch auf den allgemeinen Abscheu gegen den Tyrannen rechnen zu können; denn auch Frankreich hatte das eiserne Joch gefühlt und wie oft haben sie uns vorgeheuchelt, sie wären unglücklicher gewesen als die übrige Welt, die von ihren räuberischen Banden durchstreift wurde! unzählige Stimmen hatten sich wider ihn erhoben und alles Unglück was seit 15 Jahren Franzosen über die Welt gebracht hatte, ward auf sein Haupt geworfen; die neue Regierung hatte freilich manche Gräuel die von ihm stammten, beibehalten: doch wie vieles war

gewonnen? Die Conscription, die schändlichen Bedrückungen des Handels, die gräßliche Inquisition der Polizei, der Gewissenszwang einer knechtischen Censur hörten auf: und der erneuerte Verkehr, die Hoffnung auf die Wiedererlangung der Colonien mußten zahlreiche Classen des Volks an die neue Ordnung der Dinge fesseln. Wären die Franzosen nicht ganz und gar ausgeartet, nicht alles Sinns für Tugend und Gerechtigkeit entblößt, so hätte ihnen die Rückkehr ihres alten Fürstenstammes auch um deswegen lieb und erwünscht seyn müssen, weil sie dadurch wieder an die Vergangenheit angeknüpft wurden und in einen geschichtlichen Zusammenhang mit der Vorzeit traten, der durch die Revolution gänzlich zerstöhrt war; nichts beweist mehr ihren gottlosen Sinn und ihre Gemüthlosigkeit als dieser abscheuliche Frevel, womit sie selbst ihre ganze Geschichte zu einem Gemälde von Schandthaten, und alle ihre Beherrscher und Helden zu Tyrannen, Bösewichtern und Schurken herabgewürdigt haben; aber bei dem Untergang aller edlen Gefühle bedeutete die Vorzeit nichts mehr: nur mit den Gräueln der Revolution und ihres Sohns Bonaparte sollte der Ruhm der Franzosen und das Daseyn wie die Geschichte des französischen Volks beginnen!

Unstreitig war die Lage der Franzosen seit dem Pariser Frieden besser und glücklicher als aller andern Völker um sie her: die Verhältnisse ihres Landes waren völlig entschieden und im Reinen, während in allen andern Ländern noch ein schreckender Zustand herrschte, während Deutschland namentlich noch mit Sehnsucht seiner Verfassung entgegenharrte, die Zwischenzeit von den heimlichen Anhängern des Korsen benutzt ward, um das Band der Einigkeit immer mehr aufzulösen, das Volk selbst zu entzweien und wo möglich für die neue Laufbahn ihres Herrn und Meisters vorzubereiten während die ewige Dauer vorläufiger Regierungen und Einrichtungen die Menschen mißmüthig machte und den Geist, der sich so herrlich gezeigt hatte, erschlaffte. Der Krieg hatte Frankreich weniger gedrückt als alle andre Gegenden, die von seinen Heeren seit 25 Jahren verwüstet und verödet waren; jene unermeßliche Rechnung, die ganz Europa machen konnte, ward durchstrichen, und die Finanzen Frankreichs waren, wie sie uns selbst mit bitterm

Spott vorwarfen, besser als aller andern Ländern: noch in den letzten Augenblicken sagte der Schatzminister dem König, daß er über 100 Millionen verfügen könne von denen Bonaparte jetzt einen guten Gebrauch zu machen wissen wird. Der Handel hatte bereits frisches Leben gewonnen: und die freie Ausfuhr des Weins und andrer Erzeugnisse in vielen Landschaften den Grund zu einem neuen Wohlstande gelegt. Was für Beschwerden könnten die Franzosen also wider die neue Regierung und ihren rechtmäßigen König haben, den sie mit einem eben so lauten Jubel begrüßten, wie jetzt den korsischen Räuber? Hat er sich irgend einen Eingriff in die Verfassung, irgend einen solchen Gewaltstrich erlaubt, wie auf allen Blättern der bonapartischen Regierung vorkommen? Vier Beschuldigungen sind es, so viel wir finden können, die Ludwig XVIII. zu Last gelegt werden *).

1. Er ist dankbar gegen den Prinzen Regenten von England oder vielmehr gegen das englische Volk: er hat gesagt, daß er der Tapferkeit der Britten nächst Gott die Wiederherstellung seines Hauses verdanke. Es ist war, England hat den vertriebnen französischen Prinzen, nachdem sie in ganz Europa keinen sichern Aufenthalt mehr vor den öffentlichen und geheimen Nachstellungen Bonaparte's fanden, länger als 12 Jahre einen großmüthigen Schutz und jede Unterstützung ertheilt: es ist wahr, daß ohne die Beharrlichkeit, die Tapferkeit, die ungeheuren Anstrengungen der Engländ-

---

*) Sie werden zum Theil in Bonaparte's Proclamationen ausgesprochen: man kennt sie aber schon aus Carnot's berufner Denkschrift an den König, einem eben so verruchten als seichten Aufsatz, der von Anfang bis zu Ende nichts weiter enthält als Erinnerungen aus der Encyclopädie und die herkömmlichen Tiraden der Zeitschriften aus der Revolution. Carnot ist ein echter Franzose, über dessen Gesinnung und Einsichten man nach jenem Memoire nicht länger in Zweifel seyn kann: nicht besser konnte diese Wahrheit bestätigt werden, als durch seine Erhebung zum Grafen und Minister des Innern, die von Bonaparte ausging! Wie soll man es erklären, daß so ganz gemüthlose und ungründliche Declamationen auch in Deutschland Lobredner und Bewunderer finden?

der, das Gebäude der bonapartischen Zwangsherrschaft unerschüttert geblieben seyn würde: allein es beleidigt den französischen Stolz, daß der König in einer, wie andre Franzosen sagen, edlen und rührenden Erklärung *) die Verbindlichkeiten eingesteht; er hätte vielmehr den Prinzen Regenten auffordern sollen, ihn als seinen Oberherrn zu erkennen und ihm die Huldigung zu leisten **).

2. Der König hat die natürlichen Gränzen Frankreichs aufgegeben: d. h. vorläufig in der Sprache der Gemäßigten, die jenseitigen Rheinländer, Belgien, Holland nach einem bekannten Rechtsgrundsatz als Niederschlag von französischen Strömen: Ludwig XVIII. hat die Früchte von zwanzigjährigen Triumphen absichtlich dahin gegeben, um den Ruhm der Braven zu verdunkeln, durch deren Blut sie errungen wurden! Der arme König! Um dem Volk zu gefallen, hätte er sogleich allen Mächten, die ihn unterstützt und nach Frankreich zurückgeführt hatten, den Krieg erklären müssen! Unaufhörlich prahlen die Franzosen von ihren zwanzigjährigen Siegen und Erfolgen und behaupten nicht besiegt zu seyn, obgleich ihr ganzes Land mit der Hauptstadt in den Händen ihrer Gegner war: haben die Verbündeten nicht ein weit größeres Recht auf die Thaten stolz zu seyn, die jenen in zwei Feldzügen alles entrissen, was sie in zwanzig Jahren zusammengeraubt hatten, und wahrlich nicht blos wie jene, durch muthiges Vertrauen auf Gott und treue Tapferkeit, sondern weit mehr durch List, Verrath, Betrug und andre wohlbekannte Künste der Art. Wo ist ein Ende für diese übermüthigen Ansprüche? Gesetzt man hätte ihnen ihre sogenannte natürliche Gränze gelassen, würde der französische Stolz nicht immer geschrieen haben: wer kann es ertragen, daß wir die Früchte unsrer funfzehnjährigen Siege eingebüßt haben, die schönen Länder längs der Nordsee bis zur Elbe, die schon auf dem Wege waren, sich ganz und gar französisch zu gestalten!!

---

*) Introduction a l'histoire de Buonaparte, par M. Nettement, Pag. 33.

**) Memoire adressé au Roi par Carnot. Pag. 29.

3. Der König hat den Ungeheuern und Bösewichtern, die durch die Revolution aus dem Nichts gehoben sind, verziehn: das ist nicht genug, er hätte sie als Patrioten, als Helden, die würdigsten Söhne des französischen Volks betrachten, ihnen die ersten Stellen ertheilen und sein besondres Vertrauen schenken sollen; sie haben gesündigt, aber sie sind Franzosen, und wissen daher von keiner Schuld: jede Verzeihung ist eine Beleidigung, die die Herzen erbittert. Ein Savary, ein Fouché, ein Davoust, ein Vandamme, ein Caulincourt und wie das Gelichter weiter heißt, wurden zurückgesetzt; das Königl. Haus konnte sich nicht so weit erniedrigen, mit dem Abschaum des menschlichen Geschlechts mit den Mördern Ludwigs XVIII., seiner Gemahlin, des Herzogs von Enghien vertraut und freundlich umzugehn: und diese Geringschätzung des Verdienstes beleidigt das französische Volk.

4. Unter der Herrschaft der Bourbons drohte der kriegerische Geist ganz zu verlöschen, der den Ruhm der Franzosen ausmacht; er war ihr Gott geworden: nur an ihm hingen die Gedanken der Tapfern, die durch ihre Wunden unfähig waren, den Heeren zu folgen: er begeisterte die Jugend: nach dem Frieden von Paris empfanden sie in ihrem Herzen eine Leere, wie ein Liebhaber, der den Gegenstand seiner Leidenschaft verlohren hat: alles was er sieht, was er hört erneuert seinen Schmerz! *) Die Unglücklichen! wer kann es ihnen verdenken, daß sie um diesen Glauben zu entgehn sich freudig an Bonaparte schließen, der ihnen das Glück ihres Lebens wiederzubringen verspricht! Was konnten die Bourbons thun, um einen wahren kriegerischen Geist zu erhalten oder vielmehr ihn zu erschaffen und ihm eine würdige Richtung zu geben? Sie mußten, wie es uns scheint, den Kriegern Liebe für das Vaterland, die Verfassung und das königliche Haus einzuflößen und den Geist der Raubsucht, des Uebermuths und der Gottlosigkeit auszurotten suchen, eine verständige Kriegszucht erhalten, kriegerisches Verdienst anerkennen, den Bildungsanstalten für künftige Befehlshaber ihre Sorgfalt widmen,

*) Carnot. Pag. 40.

und das Heer, das ganz und gar von dem Volke losgerissen und aller vaterländischen Gesinnung beraubt war, demselben wieder näher stellen. Dies ist aber nicht die Meinung der Franzosen: sie hätten den Krieg auf bonapartische Art verewigen müssen, um die Dotationen und Ausstattungen wieder zu erlangen, die Bonaparte von dem Eigenthum fremder Länder an sich gerissen und unter seine Helfershelfer und Diener vertheilt hatte.

Auf diese vier Punkte läuft im Wesentlichen alles hinaus, was die Franzosen ihrer neuen Regierung zu Last legen: es ist nicht die Rede von Bedrückungen, von einer sybaritischen Ueppigkeit, einer unsinnigen Verschwendung, irgend einem Eingriff in die bürgerliche Freiheit, dem schändlichsten Despotismus der Minister und der Polizei, kurz von allen Gräueln, wodurch sich die Regierungen verhäßt machten, weswegen wir glaubten, daß das Andenken an Herrschaft oder vielmehr die Räuberhauptmannschaft *) Bonaparte's auch noch bei den Franzosen im frischen Andenken seyn würde: es sind ganz eigne Ursachen, weswegen die Franzosen ihre angestammten Beherrscher, nachdem sie kein Jahr den Thron ihrer Väter eingenommen hatten, davon jagen und erklären, daß die neue Herrschaft des Friedens und der Ordnung für sie nicht passe.

Bonaparte war kaum zurückgekehrt als er seine Herrschaft auf dieselbe Weise fortsetzte, wie er sie verlassen hatte: er umgab sich mit den verruchtesten Buben, die die Revolution gebohren hatte, die ihm auf die feigste und schändlichste Weise ergeben waren: die Polizei, dieser große Hebel seiner Regierung und allem Ansehn nach seiner Zurückkunft, ward sogleich unter den würdigen Oberhäuptern Fouché und Savary hergestellt: die abgedroschne Komödie wird mit einigen neuen Decorationen, wie z. B. der abgeschmackten Erneuerung der Mayfelder, von deren Beschaffenheit er keinen Begriff hat, verziert, abermals aufgeführt; schon setzt er die bekannten Mittel der Lüge in Bewegung und spricht von der Ankunft und Krönung seiner Gemahlin und

---

*) Je ne dis pas du règne, mais des brigandages de Buonaparte. Nettement, Pag. 5.

seines Sohns, um dem Glauben zu erregen als begünstige Oestreich sein verwegnes Beginnen; er klingelt wieder mit den alten Schellen um die Ohren der Pariser, spricht von liberalen Ideen, wie immer, während er seine räuberischen Hände an die Besitzungen der Könige von Frankreich legt und die Freunde und Diener derselben verbannt. Im Anfang wird er natürlich den Milden und Großmüthigen spielen, aber wenn das Netz festgezogen ist, werden die Klauen schon hervorkommen: er hat ein neues furchtbares Mittel in seiner Gewalt, um sich des Diensteifers und der Treue aller derjenigen zu versichern, die er wiederfindet; sie sind ganz in seiner Gewalt: die Beschuldigung in der Prüfungszeit schlecht bestanden und den Bourbons gehuldigt zu haben, bietet einen unerschöpflichen Vorwand zu Proscriptionen dar. Zuerst wird eine allgemeine Vernichtung über alle Zeitungen, Schriften und Bücher ergehn, die während seiner Entfernung wider ihn erschienen sind: und wehe den Verfassern, Druckern und ihren Freunden! wird er es ertragen können, daß eine solche Masse von Abscheulichkeiten, urkundlich über ihn und seine verruchten Thaten unter dem Volk verbreitet ist, er, der mit einer argwöhnischen Aufmerksamkeit über jedes Wort wachte, der in jedem Namen eines Tyrannen eine Anspielung auf sich witterte? Freilich werden die Schmeichler ganz vergessen, daß sein ganzes Leben kein Geheimniß mehr ist und aller Welt vor Augen liegt; sie werden den Verräther, den Bundbrüchigen, den Mörder mit pomphaften Lobsprüchen und Beiwörtern überhäufen: es wird nicht an feilen Seelen fehlen, die eben so bereitwillig wie sie nach dem 30sten März auf ihn schimpften, ihre Federn gegen die Bourbons richten werden, um alles was in dem Betragen derselben Frommes, Würdiges oder Königliches war, zu verspotten und lächerlich zu machen. Vorläufig wird Bonaparte selbst aus dem Rüsthaus der Revolution noch einige verrostete Waffen hervorsuchen, um seine Banden mit Muth zu erfüllen und das Feuer einer vorübergehenden Begeisterung zu entzünden; er wird alles aufbieten, um jenen französischen Hochmuth, der das Volk in die Hölle gestürzt hat, möglichst zu entflammen und gegen die Mächte zu reizen, die zur Rache wider ihn heranziehn. Gegen

diese wird er sich friedfertig stellen, er wird seine Bereitwilligkeit erklären, mit den jetzigen Bedingungen zufrieden zu seyn, um den Franzosen wie immer vorzuspiegeln, als liege es nicht an ihm und Ihnen, daß der Friede nicht fortdaure, um nur ein helles Jahr Zeit zu gewinnen, um überall die alten Fäden anzuknüpfen, die treuen Seelen aufzusuchen, denen er als willkomner Retter erschienen ist. Doch die ganze Welt kennt ihn und weiß, daß er noch niemahls Wort gehalten und daß von einem Vertrage mit ihm keine Rede seyn kann. Aber wenn er auch allen Absichten seines Ehrgeizes und seiner Rache entsagen könnte, so liegt schon in der Natur seines Verhältnißes zu seinen Anhängern und den Franzosen, daß er mit ihnen auf Raubzüge ausgehen muß: sie verlangen von ihm die Erneuerung ihres Kriegesruhms, die Wiedereroberung der verlohrnen Landschaften, die Erhaltung des kriegerischen Geistes, und endlich Belohnungen, Gelegenheit reich zu werden, Dotationen u. s. w. Was hat er für Mittel diese Ansprüche zu befriedigen und befriedigt er sie nicht, muß er nicht fürchten, daß sich die ganze Wuth derjenigen, die ihn herbeigerufen haben, wider ihn selbst richten werde? Unzählige Schaaren werden sich um ihn drängen und von ihm ihr Glück erwarten: sein Verhängniß hat ihn angewiesen auf den Raub fremder Länder, um die schreckliche Rolle, die es ihn zugetheilt hat, auszuspielen.

In Frankreich selbst wird sich bald alles für ihn entscheiden, wenn nicht eine kräftige und schnelle äußere Hülfe die Königlichgesinnten unterstützt, wenn er Zeit gewinnt, allerlei neue Formen auszuführen und herzustellen, wodurch er seine ruchlosen Thaten als durch den Willen des Volks genehmigt und geheiligt darstellen kann. Bonaparte und seine Spießgesellen sind mit allen Mitteln des Vorraths, der Lust und des Schreckens nur zu sehr bekannt, wodurch sie die Einheit unter ihren Gegnern zerreißen und sie entkräften können: um seine Fahnen sammeln sich die wüthendsten, verwegensten, kühnsten Bösewichter, die sich von allen Banden losgerissen haben, denen die Namen Vaterland und Landsmannschaft eine Thorheit sind, die im echten Sinne einer Räuberbande sich blindlings der Leitung ihres Oberhauptes überlassen haben: jene Elenden, die zu

sagen pflegten: „wir sind keine Franzosen, wir sind nur Anführer bewaffneter Menschen, und wir würden auf Befehl Bonaparte's Paris verbrennen." *) — Es ist nicht der Abscheu vor einem Bürgerkriege, der die Franzosen so schnell vereinigt, (denn in welchem Lande hat er oft durch die elendesten Intriguen nichtswürdiger Höflinge und Weiber angezettelt so oft gewüthet als unter ihnen) die allgemeine Neigung versammelt die Mehrzahl um einen Führer, der den innigsten Gelüsten ihres Herzens Befriedigung verspricht. Es läßt sich erwarten, daß der bessere Theil des französischen Volks seiner feierlichen Eide und seines Vortheils eingedenk, sich besonders an den Küsten und im südlichsten Theil des Landes erheben und sich der Erneuerung der Tyrannei widersetzen wird, aber sich selbst überlassen werden diese Vertheidiger der Freiheit und der Verfassung bald denjenigen erliegen, denen noch alle Künste der Gewalt und der Hinterlist geläufig sind, wodurch sie weiland die Vendée zur Ruhe gebracht haben.

Hin und wieder erheben sich bereits Stimmen, die behaupten, man müsse die Franzosen sich selbst überlassen, sich nicht in ihre Angelegenheiten mischen und sie würden sich schon untereinander aufreiben. Die Kurzsichtigen! die Ruhe eines Sommers ist alles was Bonaparte wünscht und bedarf: man gönne sie ihm und im nächsten Jahre werden seine Schaaren sich in zerstöhrenden, unwiderstehlichen Strömen nach allen Seiten über Belgien, die Schweiz, Holland und Deutschland ergießen! Der Ehrgeiz, der ihn von Elba nach Paris gepeitscht, wird ihn unaufhörlich antreiben, die Schmach der Jahre 1812 bis 1814 durch neue Unternehmungen auszulöschen, und wie kann er es anders als wenn er in Wien und Berlin triumphirend einzieht? Vergebens deutet man warnend auf den Ausgang des Revolutionskrieges: die Empörung, sagt man, würde nie so große Fortschritte gemacht, nie einen so zerstöhrenden Umfang genommen haben, und die Franzosen würden vom inneren Kampf ermüdet, früher zur Ordnung zurückgekehrt

*) Worte eines berühmten Generals (Pichon) S. 108. auch das ewige Lied Davoust's und vieler Andern.

seyn wenn nicht die Einmischung fremder Mächte ihren Stolz empört hätte; es würden den schändlichen Demagogen die Mittel gefehlt haben, ihre grausamen und rasenden Entwürfe durchzusetzen: aber die Franzosen waren es, die den Krieg anfingen, und nur durch das lange Zaudern der andern Mächte, namentlich des deutschen Kaisers, wuchs die Revolution zu einer so furchtbaren Riesengestalt; schnelle, entscheidende Maaßregeln hätten sie im Keime erstickt. Endlich muß man nicht vergessen, daß damals der edelste und beste Theil des Volks für das Vaterland an den Gränzen focht, ohne sich um die Schändlichkeiten des Gesindels in Paris zu bekümmern: es wäre möglich gewesen, daß wenn die bessern Kräfte, denen die Herre einen würdigern Spielraum darboten, an den innern Angelegenheiten Theil genommen hätten, ein andrer Ausgang erfolgt seyn würde; aber jetzt findet grade das umgekehrte Verhältniß Statt; die am meisten entartete Masse des Volks, die sich dem Tyrannen mit Leib und Seele um schnöder Hoffnungen willen verkauft hat, bildet das Heer, und es läßt sich am ersten eine Gegenwirkung von den noch übrigen Wohlgesinnten, von denen, die die Erhaltung des Friedens aufrichtig wünschen, erwarten, wenn die Söldner des Wütherichs überall an den Grenzen vertheilt, die auswärtige Macht, die heranrückt bekämpfen müssen.

Andre meinen, es möchte sich aus dem Kampf zwischen den Bonapartisten und Bourbonisten eine dritte Partei erheben, die eine freie und republikanische Verfaßung einführen würde; sie schmeicheln sich mit dem Traum, als wenn hieraus das wahre Heil Frankreichs und die Ruhe der Welt hervorgehn würde. Bei diesen Gutmüthigen ist jede Lehre verlohren, die die Geschichte der französischen Revolution ausgegeben hat. Ohne Zweifel sind noch Zöglinge aus jener Zeit genug übrig, die das alte Spiel gern erneuern möchten; Carnot und Consorten werden die abgestandenen Grundsätze aus dem Meer der Vergeßenheit, die Reden und Aufrufen im Moniteur und den andern Mißgeburten der Zeit, hervorsuchen: es heißt aber nichts weiter als den ganzen unseligen, verruchten Kreislauf der Revolution von neuem durchzumachen, um auf demselben Punkte, mit einem neuen Bonaparte zu endigen;

25 Millionen Menschen, bei denen Hochmuth für Ehre, schändliche Habsucht für Verdienst, entwürdigender Genuß für Zweck des Lebens, Pralerei für Tugend, Raub für Kriegsruhm, Mäßigkeit für Schande, das Bedürfniß der Religion für Aberglauben gilt, können sie zu einem Volk freier Bürger werden?

Nur durch die gänzliche Verachtung Bonapartes und seiner Anhänger, kann Europa gerettet werden, die theuer-erworbnen Güter, seine Selbstständigkeit und Vereinigung sichern; auch in seiner Wiederkehr mögen wir die leitende Hand Gottes erkennen, der ihn absichtlich aufgespart zu haben schien, um die Völker aus dem verderblichen Wahn zu reißen, als sey schon durch seine Entfernung ein Uebel geheilt das so fest und tief gewurzelt war. Die Ehre und die Ruhe der Fürsten wie ihrer Völker sind an den Ausgang dieses neuen Kampfes geknüpft: so schwer und so hartnäckig er seyn mag, (denn Bonaparte wird seine Banden auf alle Weise zur Verzweiflung anzufeuern versuchen, ihnen keine andere Wahl als zwischen Sieg und Tod übrig laßen,) so läßt sich doch keinen Augenblick an dem Erfolg zweifeln. Die Mittel, die ihm sonst zu Gebote standen, wodurch er die Gemüther täuschen und entzweien konnte, sind bekannt und abgenutzt; Völker, die wider ihn und seine Schaaren die Waffen ergreifen, wißen wofür sie kämpfen und sie werden jetzt unzähliche Beleidigungen rächen können, die eine schlechtbelohnte Großmuth vergeßen ließ; nur von den Franzosen, ungereizt und unbeleidigt ist der neue Krieg entzündet, denn sie möchten den Brand gern über die halbe Erde verbreiten: mögen sie es seyn auf die der Jammer zurückfällt, werde ihr Land eine Einöde und das verrätherische Geschlecht von der Erde vertilgt, die es durch seine Gegenwart schändet. Nicht ungerecht darf das theure Blut so vieler Tapfern fließen, den der muthwillige Frevel der niedrigsten Selbstsucht herausgefordert hat: Selbsterhaltung und Gerechtigkeit fordert alle Völker und zunächst die Deutschen auf, jede Kraft und selbst die herrlichste Blüthe der Jugend diesem Kampf zu weihen, der eben so heilig ist als jener erste Freiheitskrieg, und nur Thoren oder Verräther können ihn als vermeidlich betrachten: alles andre muß vergeßen wer-

den, und jedes Mißvergnügen über getäuschte Erwartungen vor dem großen Gefühl der Errettung des Vaterlandes.

Deutschland durfte bei den obwaltenden Umständen und der Freiheit untergehn, sein Verhältniß gegen Frankreich noch immer nicht als entscheidend betrachten: aus dem neuen Kriege wird die Nothwendigkeit einer festen und sichern Verfaßung, einer starken und wahren Gränze immer mehr hervorgehn, weil nur dadurch die Ruhe und Sicherheit Europa's geschirmt werden kann. Eine neue Gelegenheit bietet sich dem deutschen Volke dar, um sich inniger an einander zu schließen: in dem Wetteifer an Treue und Tapferkeit wird jeder alte künstlich angezündete Zwist untergehn, der die Herzen entfremdete; in den gleichen unauslöschlichen und gemeinschaftlichen Haß gegen die Bonapartisten und Franzosen werden sie sich insgesammt erkennen: jetzt, wo es auf die Erhaltung unsers Volks und unsrer Ehre ankommt, muß das Geschwätz und Geschrei der Zungendrescher verstummen, die im Geheimen dem wiedergebohrnen Tyrannen verkauft, seine Entwürfe lange vorbereitet, den Muth zu lähmen, den Haß und die Zwietracht zu entzünden und selbst die Hoffnungen zu vergiften versucht haben. Deutschland kann seine neue Wehr- und Kriegsordnung ausbilden und vollständig erproben: es wird einleichtend werden, mit welchen frischen Lebenskräften das Vaterland noch ausgerüstet ist, und die größeren Deutschen Mächte werden beweisen, daß zunächst von ihnen und ihrer Leitung die Erhaltung alles deßen abhängt, was uns heilig ist, wodurch wir Deutsche sind und bleiben können. Die Theilnahme für die Sache des Vaterlandes wird mit frischer Kraft erwachen und die Bildung unsrer Verfaßung einen rascheren Gang nehmen, nicht mehr gehemt durch die Formen und Schwierigkeiten einer pedantischen Diplomatik: wir dürfen hoffen, daß über die Anordnung der Deutschen Angelegenheiten keine französischen Abgeordneten weiter zu Rath sitzen, ihre Entscheidung durch ihre Künste verzögern und der Entstehung einer großen und kräftigen deutschen Macht, die in Zukunft allen Ränken des Auslands unzugänglich ist, die möglichsten Hinderniße in den Weg legen wird. Wir dürfen hoffen, daß jede Spur französisch-Bonapartischer Einrichtungen, die man hier und dort noch beibehalten hat, alles, was

von ihn ausgegangen ist und an ihm erinnert, vertilgt werde: auch Frankreich wird aus diesen neuen Kriege den Vortheil davon tragen, daß man jetzt mit einem Schlage alle seine Helfeshelfer, seine Diener und Schergen, die sich sogleich zu ihm gesellt haben, wieder ausrotten und das Land von den Nichtswürdigen befreien können, die es verpesten, deren Leben nur in Mord, Raub und Verwüstung besteht. —

Das scheinbare Glück, das Bonapartes neueste Unternehmung gehabt, die Schlauheit womit er seine Flucht bewirkte und die Gutmüthigkeit seiner Wächter hinterging, und die neuen Theaterstreiche, wodurch er einen Eindruck auf die Gemüther zu machen sucht, werden genüg seyn um ihn in den Augen Vieler als einen großen Mann erscheinen zu laßen, sie werden sich freuen, daß der Tiefgefallne noch einmahl zum Vorschein kommt, daß sie noch einmahl Gelegenheit haben, in die alte Posaune zu stoßen, die ihren Klang verlohren hatte und daß sie wieder anfangen können, ihn laut zu bewundern. Aber dieser neue Versuch eines rasenden Ergeizes kann bei allen Verständigen und Gutgesinnten nur den Haß, den Abscheu und die Verachtung gegen den treulosen Bösewicht erhöhn, der eben so leichtsinnig mit seinem Eiden spielt, als er von jeher mit Allem Spott getrieben hat, was der Menschheit ehrwürdig war. Jene wilde Verwegenheit, jene barbarische Rücksichtlosigkeit ist ihm eigen, wodurch sich zu allen Zeiten große Räuber ausgezeichnet haben: aber ihn schmückt keine einzige Eigenschaft, die wir an einem wahren Helden, an einen großen Feldherren, einem würdigen Herrscher ehren und bewundern: welchen Begriff kann man sich von einem Kaiser machen, der bei einem Schauspieler in die Schule geht, um sich in den Stellungen unterrichten zu laßen die ein Held nehmen muß! Auf ewig ist jener Schein verschwunden, der anfangs manches blödere Auge verblendete: die Nachwelt wird Bonaparte's Namen nur in der Reihe großer Verbrecher erblicken, und ein schmerzvoller Tod seine verbrecherische Laufbahn endigen und ihn auch so den Bösewichtern zugesellen, denen er durch Gesinnungen und Thaten angehört.

F. Rühs

II.

Beitrag zu einem Sittengemälde von Rußisch-Litthauen.

Aus den Sitten eines Volks lassen sich zum Theil die Schicksale desselben erklären. Es scheint auf den ersten Blick höchst auffallend, daß eine Nation, wie die polnische, die in manchen Perioden sich tapfer und kriegerisch gezeigt hat, die im Ganzen kraftvolle und schöne Körper darstellt, der es eigentlich an Geistesfähigkeit durchaus nicht fehlt, die ein fruchtbares und an Hülfsmitteln so reiches Land bewohnt, in solche Ohnmacht versinken, und ihre politische Existenz endlich ganz verlieren konnte; allein die Verfaßung, und die Sitten des Volks, zum Theil freilich ein Resultat der Verfassung, erklären dieses auffallende Phänomen. Die Pohlen gehören zu den Nationen, deren inneres und häusliches Leben man eigentlich noch wenig kennt. In politischer Hinsicht sind sie dem Beobachter interessant genug gewesen, und wo sie auf dem Kriegstheater schwach erschienen, hatte fast immer ihre Verfassung die Schuld zu tragen; denn ihren Muth, und selbst ihre Energie, die je-

doch selten langer Dauer fähig ist, haben sie in manchen Zeiten glänzend bewiesen.

Ein treues Sittengemälde dieses Volks könnte also für den, dem das innere Leben einer Nation überhaupt, bedeutend erscheint, nicht ohne das höchste Interesse seyn. Der Verfasser kennt das eigentliche Pohlen gar nicht; er hat aber mehr als sieben Jahre in Russisch-Litthauen gelebt, und zwar in Verhältnissen, die es ihm möglich gemacht haben, manche interessante Seite der Bewohner dieses Landes aufzufaßen, und manche Bemerkung zu machen, die für den, der die polnische Nation auch in diesem Theile des ehemaligen Pohlens näher kennen zu lernen wünscht, nicht unwichtig seyn möchte. Er wagt es daher aus seinen gesammelten Bemerkungen einige Züge, die zu einem künftig zu entwerfenden Sittengemälde dienen können, herauszuheben; aber ein Ganzes zu liefern, traut er sich nicht zu, und überläßt dieses Geschäft gern einem Andern, der mehr und länger zu beobachten Gelegenheit hatte.

Allgemeine Schilderung des Landes und seiner Bewohner.

Russisch-Litthauen, ehemals ein Theil des Großherzogthums Litthauen, das seit Jagello mit Pohlen vereinigt, und seit Sigismund II sogar ein integrirender Theil des Pohlnischen Reichs war, ist ein im allgemeinen äußerst fruchtbares Land. Der Boden ist größten theils eben, und man findet nur wenige bergige Gegenden; eigentlich hohe Berge aber gar nicht. Herrliche Waldungen und reiche Felder und Wiesen schmücken das Land. Hin und wieder findet man noch große Sümpfe, die aber, bei größerer Industrie der Landeseinwohner, leicht urbar gemacht werden könnten. Der trefliche Kornboden liefert, selbst bei schlechter Bearbeitung, reichliche Früchte. Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Buchweizen, viel Hanf, Flachs und Leinsamen, Honig und Wachs, sind die Hauptproducte. Die Viehzucht, obgleich die Beschaffenheit des Landes sie außerordentlich begünstigt, wird unglaublich vernachläßigt.

Selbst der Ackerbau wird mit unverantwortlicher Trägheit und Nachläßigkeit betrieben. Im Innern des Landes könnte der erschwerte Absatz, wegen der Entfernung der nächsten Russischen Seehäfen, Riga und Liebau, Schuld daran seyn; aber selbst in der Nähe der kurländischen Gränze, wo dieses Hinderniß nicht statt findet, herscht deswegen doch nicht viel mehr Industrie. Für die Güte des Bodens spricht es übrigens, daß in vielen Gegenden, bei einer äußerst nachläßigen Bearbeitung, doch ein zehn bis zwölffacher Ertrag nur für eine mittelmäßige Ernte gilt. Das fruchtbare Land könnte daher, bei besserer Cultur, gewiß viermal so viel Einwohner ernähren, als es deren gegenwärtig hat. Welche Umstände aber einer bessern Cultur im Wege stehen, wird aus manchen der folgenden Bemerkungen erhellen; so viel ist gewiß, daß Indolenz und Dummheit immer eine Hauptrolle dabei spielen.

Litthauen hat wenige Städte, aber eine Menge kleiner, zum Theil höchst elender Marktflecken, die man dort dessenungeachtet auch mit dem Namen der Städte beehrt. Diese letztere sind größtentheils von Juden bewohnt. Die Bauern leben in Dörfern, von fünf bis zwanzig und mehreren Feuerstellen.

Die Einwohner des Landes bestehen aus Pohlen, Litthauern, Ausländern, besonders Deutschen, Russen und Juden. Die Pohlen bilden hauptsächlich den Adel des Landes; doch giebt es unter ihnen in den Städten auch, wiewohl wenige, Kaufleute und Handwerker, die übrigens nicht selten ursprünglich gleichfalls Edelleute sind. Außer dem polnischen Adel haben sich auch, angelockt durch die Güte des Bodens und dem verhältnißmäßig geringen Preis der Landgüter, viele kurländische und liefländische Edelleute, besonders nahe an der Gränze, angekauft. Diese genießen mit dem polnischen Adel gleiche Rechte.

Die Litthauer, die bis jetzt ihrer Landessprache treu geblieben sind, bestehn fast nur aus Bauern. Unter den adlichen Familien giebt es gewiß viele litthauischen Ursprungs; da sie aber allgemein die polnische Sprache und polnische Sitten angenommen haben, so sind sie jetzt nicht mehr von den National-Pohlen zu unterscheiden. Nahe an der kurländischen Gränze giebt es unter den Bauern

auch viele Letten, die aus Kurland und Livland dahin gezogen sind, theils zerstreut unter den Litthauern wohnen, theils aber auch ganze Dörfer einnehmen, übrigens ihre eigenthümliche Kleidung, und die protestantische Religion beibehalten haben.

Die Deutschen, außer den deutschen adelichen Gutsbesitzern, leben theils als Kaufleute und Handwerker in den Städten, theils treiben sie in den Flecken und auf dem Lande mancherlei Gewerbe. Die Pohlen, die überhaupt keine Beschäftigung lieben, treiben, wie schon bemerkt worden, nur selten Handwerke. Die Litthauer aber sind, als Leibeigne, von allen Gewerben, den Landbau ausgenommen, fast gänzlich ausgeschlossen.

Die Russen wohnen zum Theil als Kaufleute und Krämer in den Städten und größeren Flecken, zum Theil haben sie sich als Arbeitsleute ganz in Litthauen niedergelassen, oder kommen auch nur auf einige Zeit dahin, um mit ihren Erwerb nach ihrer Heimath zurück zu kehren.

Die letzte Classe der Einwohner bilden endlich die Juden, deren es in den Städten und Flecken sowohl, als auf dem Lande eine unglaubliche Menge giebt. Dieses sonderbare Volk, das sich hier, wo es in größere Gemeinheiten beisammen lebt, vielleicht am eigenthümlichsten erhalten hat, behauptet, wie weiter unten gezeigt werden soll, einen sehr entscheidenden Einfluß auf den Charakter und die Sitten der ursprünglichen Landeseinwohner, und selbst auf die Cultur des Landes. Die auffallende Vermehrung dieses Volks, und dagegen die geringe Progression der Volksmenge unter den übrigen Bewohnern, welche wohl hauptsächlich in dem Mangel an Industrie ihren Grund hat, hat fast schon das Verhältniß gestört, welches man zwischen den ursprünglichen Bewohnern eines Landes und einer eingewanderten Colonie erwarten sollte. Das Ausströmen dieser sonderbaren Colonisten in benachbarte Provinzen, welches seit der Unterwerfung unter dem russischen Scepter statt gefunden, hat im Lande selbst doch noch keine merkliche Verminderung derselben erzeugt.

Die Städte Litthauens, selbst die größern, sind mehrentheils unregelmäßig gebaut. Schmutz und Unordnung zeugen von der geringen Cultur des Volks, und von der

Gemeinschaft mit den Juden. Der Wohlstand der Einwohner, sowohl in den Städten, als auf dem Lande, ist bei weitem nicht so groß, als er bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Bodens, und bei den reichen Hülfsquellen, welche das Land darbietet, seyn könnte.

Die kleinen Städte und Flecken, welche größtentheils von Juden bewohnt werden, sind durchaus schlecht gebaut, und voll Koth und Schmutz. Unter den Flecken giebt es viele, die sich durch nichts von den Bauerdörfern auszeichnen, als daß doch die meisten Häuser, oder vielmehr Hütten, kleine Glasfenster, und einige auch Schornsteine haben, die man in den Dörfern gar nicht antrifft. Kleine Häuschen, von unbeschlagenen Balken aufgeschichtet, kaum fünfundzwanzig bis dreißig Fuß lang, mit einem Paar kleiner Fenster, die aus kleinen unregelmäßigen Glasstückchen zusammengesetzt sind, darüber ein schlechtes Dach von Stroh oder Brettern, und endlich ein Schornstein, der oft nur von Lehm, oder von Holz mit Lehm ausgeschlagen ist, bilden in solchen Flecken stattliche Wohnungen. Daß das Innere einem solchen Aeußern entspricht, versteht sich von selbst. Noch schlechter sind jedoch die Bauerwohnungen. Größtentheils ganz ohne Fenster, und nur mit sehr kleinen Luftlöchern versehen, die durch eine Klappe, oder einen Schieber geschlossen werden, entbehren sie des Lichtes gänzlich. Die Bestimmung dieser Oeffnungen ist eigentlich den Rauch hinauszulaßen, der oft die ganze Hütte vom Boden bis zur Decke erfüllt, da sie weder Schornstein noch Rauchfang hat. Diese armseligen beräucherten Dörfer, die eben so schmutzigen Flecken, geben dem Lande ein düsteres Ansehen, und man freut sich, wenn man auf einer Reise ein solches Bild menschlichen Elends hinter sich hat, und das Auge wieder durch die üppige Fülle der reichen Kornfelder und Wiesen, durch den kräftigen Wuchs der Waldungen erquickt wird.

Freilich findet man auch in dieser Hinsicht durchaus nicht das, was man von dem vortrefflichen Boden erwarten sollte. Der Landbau wird mit unglaublicher Nachläßigkeit betrieben. Es giebt Gegenden, wo man die Erde kaum wenige Zoll tief aufreißt, und ohne gehörige Zubereitung des Bodens sorglos die Saat hineinstreut. In niedrigen

und nassen Gegenden werden keine Gräben durch das Land gezogen. Die junge Saat wird nicht genug gehütet, und oft läßt man sie muthwillig von Vieh und Pferden zertreten, und von Schweinen durchwühlen. Doch es ist als ob der Boden keiner Sorgfalt bedürfte. Es trägt dennoch, und belohnt reichlich die geringe Mühe des trägen und sorglosen Landmanns. Natürlich ist diese Fruchtbarkeit nicht in allen Landstrichen gleich; sie findet sich aber doch wohl in dem größten Theile des Landes.

Nicht besser ist die Benutzung der Wiesen und Waldungen. Die Wiesen werden im Frühlinge abgeweidet, und auch nachher nicht sorgfältig genug gehütet. Weder ist man beim Heumachen, noch auch bei der Benutzung des Heus sorgsam genug. Dieses Land müßte ungemein zahlreiche Viehheerden ernähren können, wobei zugleich die Cultur der Felder und überhaupt der Ackerbau gewinnen würde; dennoch findet man fast in keinem Lande verhältnißmäßig so wenig Vieh, und auch das vorhandene ist klein und schlecht, weil man die Fütterungsmittel nicht gehörig benutzt, sie im Herbst und dem ersten Theile des Winters verschwendet, wofür denn am Ende des Winters und im Frühlinge das Vieh darben muß.

Die Waldungen werden ohne Ordnung benutzt. Das schönste Bauholz wird häufig zur Feuerung verbraucht, und von regelmäßiger Hölzung und Schonung der Wälder ist überhaupt nicht die Rede. Nirgends sind die Waldungen vermessen und in Schläge getheilt. Man fällt das Holz hin und wieder, wo und wann es einem gut dünkt. Die zahllosen Heerden von Ziegen, die in allen Flecken und Dörfern gehalten werden, zerstören den jungen Anwachs, und fügen den Wäldern unglaublichen Schaden zu. Diese leicht zu ernährenden und weniger Wartung bedürftigen Hausthiere sind bei den Litthauern, und noch mehr bei den Juden, besonders beliebt. Selbst im Winter läßt man sie frei herumschweifen und ihre Nahrung suchen. Geschähe es nicht aus Furcht vor den Wölfen, so würde man sie gewiß auch bei Nacht in keine Ställe bringen. Durch alle diese nachtheiligen Umstände haben die Waldungen in Litthauen ungemein abgenommen. Gegenden, die vormals meilenlange Wälder hatten, leiden jetzt schon drückenden

Holzmangel. Man sieht sich hin und wieder schon genöthigt, Birken und Espen zum Bauen zu brauchen. Diese Verminderung und Verwüstung der Waldungen könnte, wenn ihr nicht Einhalt geschieht, mit der Zeit ein bedeutendes Hinderniß zunehmender Bevölkerung werden.

Der Obstbau, der bei dem vortrefflichen Boden sehr gut gelingen müßte, wird im Ganzen nur wenig und mit eben der Nachläßigkeit, wie jeder andere Zweig des Landbaues, betrieben. Auch Gemüse, das dort herrlich gedeiht, und bei den häufigen Fasten der katholischen Landeseinwohner ein desto dringenderes Bedürfniß wäre, wird so wenig gebaut, und so schlecht für die Aufbewahrung desselben gesorgt, daß es gar nicht zu den für den Winter eingesammelten Vorräthen gerechnet werden kann. Selbst der Hunger, dieses sonst so kräftige Erregungsmittel, vermag es nicht, die Trägheit der Litthauer zu überwinden. Der gemeine Mann leidet daher zur Zeit der Fasten wirklich oft den drückendsten Mangel. Grütze, mit Wasser gekocht und blos mit Salz gewürzt, trocknes schwarzes Brod, welches oft nicht einmal aus reinem Roggenmehl gebacken, sondern auch wohl mit Gerste und Hafer vermischt ist, und Hanfmilch, die der litthausche Bauer überhaupt häufig zu genießen und seine Speisen damit anzurichten pflegt, machen fast die einzige Nahrung der ärmern Classe während der sieben Fastenwochen aus. Nur die Wohlhabendern erkaufen sich von den Geistlichen die Vergünstigung, Milch genießen zu dürfen. Oehl und Fische, diese wichtigen Hülfsquell anderer katholischen Länder, fehlen fast gänzlich, oder können doch nur von den Wohlhabenden benutzt werden. Manche Gattungen gemeinen Oehls, das doch ein besseres Surrogat als Hanfmilch wäre, könnten jedoch gewiß im Lande gewonnen werden, und die Fischereien könnten einen ungleich reicheren Ertrag liefern, wenn man sie gehörig zu benutzen verstände. Auch zerstört die verderbliche Gewohnheit, in fischreichen Teichen, Seen und Flüssen Flachs zu weichen, Millionen von Fischen. Die Litthauer kennen sehr gut die Nachtheile dieser Gewohnheit, und doch haben selbst die Verbote der Regierung sie nicht unterdrücken können. So groß ist in diesem Lande die Macht alten Herkommens, und einer durch die Vorurtheile der Väter geweiheten Sitte.

Im Allgemeinen ist die Landwirthschaft in den Gegenden an der kurländischen Gränze etwas besser, und das Beispiel der kurländischen Landwirthschaft, so unvollkommen auch diese noch ist, nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Auch sind an der Gränze viele Gutsbesitzer ursprünglich Kurländer oder Livländer. Aber von der andern Seite hat sich die Macht des Beispiels häufig genug auch bei diesen geäußert, und sie haben die bessere vaterländische Sitte verlassen, um sich der polnischen anzunähern.

Diese kurze Darstellung der schlechten Benutzung des Landes wird es erklärlich machen, warum bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Bodens, der Wohlstand keinesweges so allgemein ist, als man erwarten sollte. Einige Züge zur Schilderung der vorzüglichsten Classen der Einwohner, und einige Notizen über die gesetzliche und rechtliche Verfassung des Landes, werden diese Erscheinung noch deutlicher erklären.

Der Adel.

In keinem Lande der Welt vielleicht giebt es unter dem Adel, bei ursprünglicher Gleichheit der Rechte, so viele Abstufungen in Hinsicht des Vermögens und der Lebensart, als in Polen und Litthauen. Reiche fürstliche und gräfliche Familien, die zum Theil Güter besitzen, welche viele deutsche Fürstenthümer in sich fassen könnten, leben mit einer Pracht und einem Luxus, die selbst das größte Vermögen erschöpfen müßten. Glänzende Equipagen, eine zahllose Dienerschaft, die zum Theil selbst aus Edelleuten besteht, ein großes Gefolge von demüthigen Clienten, eine reich besetzte Tafel, mit einen Ueberfluß an Weinen und andern Getränken, eine fast ununterbrochne Folge von schwelgerischen Gastmälern, schmücken den Hof eines reichen polnischen Magnaten. Diese glänzende Aussenseite reicht dennoch oft nicht hin, den empörenden Schmutz und die verderbliche Unordnung im Innern des Hauses zu verberger Der Herr und die Dame des Hauses bekümmern sich wöhnlich um nichts. Der erstere lebt, seitdem das hören der freien Verfassung Pohlens den politischen fluß auf einen geringen Antheil an den Angelegenheit

Landes beschränkt hat, größtentheils in Schmausereien, Jagdparthien und beim Spiel, welches die Pohlen allgemein sehr lieben. Die Dame beschäftigt sich mit ihrem Putz, mit Spiel und Lustbarkeiten, nebenbei auch wohl mit Liebschaften. Das Hauswesen ist in den Händen von Hoffräulein und Haushofmeistern. Die größern Geschäfte des Herrn, die Verwaltung seiner Güter, die Führung seiner Processe und Geldgeschäfte, beruhen auf Commissären und Secretären. Diese sämmtliche] Dienerschaft benutzt die Sorglässigkeit der Herrschaft zu ihrem eigenen Vortheil. Nicht selten sieht man, indeß der Wohlstand einer großen Familie sinkt, ihre Hof-Officianten sich mit reicher Beute zurückziehen, und nach Verhältniß ein ähnliches Leben beginnen, als ihre vorige Herrschaft führte, welches denn oft wiederum auf ähnliche Art endigt. Sorglosigkeit, eine fast consequente Inconsequenz, Unbeständigkeit, Indolenz, und ein schwankender Flattersinn, sind Hauptzüge in dem Charakter der Pohlen. Dieser ist größtentheils, wenigstens weit mehr als die äußere Lage und Verhältnisse des Landes, die Quelle ihres politischen Unglücks gewesen. In eben dieser Quelle muß man aber auch die Ursach suchen, warum man weit weniger Wohlstand und häusliche Wohlfahrt und Glückseligkeit findet, als man in diesem von der Natur begünstigten Lande erwarten sollte. Das gierigste Haschen nach fremden Sitten, Moden und Gebräuchen, welches besonders den Großen eigen ist, hat diesen National-Charakter nicht auslöschen können; freilich ahmen sie auch am meisten der Nation nach, mit der sie in vieler Hinsicht am meisten Aehnlichkeit haben, nämlich den Franzosen. Es gilt bei den polnischen Großen für den Triumph der Erziehung, wenn der junge Pohle als vollkommener Franz[illegible] eint, daher man denn auch am liebsten französischen [illegible] die Bildung der Jugend anvertraut.

[illegible] gieb[illegible] ings unter den polnischen Großen [illegible] er [illegible] neter Bildung [illegible] Geschmacks, und [illegible] er [illegible] santen Liebens[illegible] keit, die sie auf [illegible] Länder [illegible] oder wenigstens [illegible]

[illegible] schließt [illegible] en Abstufungen, [illegible] es gering [illegible] ls. Auch unter

diesen giebt es Besitzer sehr großer Güter; andere aber besitzen auch nur wenige Hufen Landes. Die Begütertern mögen sich gern in Lebensart und Aufwand den Magnaten gleichstellen, und zerrütten dadurch nicht selten, so wie jene, ihre Vermögensumstände. Zahlreiche Diener und eine Menge oft schöner Pferde mag selbst der Minderbegüterte nicht gern entbehren, wenn auch seine übrige Lebensweise mit dieser Art des Luxus durchaus nicht übereinstimmt. Ueberhaupt verstehen sich die Pohlen sehr schlecht auf das Rechnen; daher das auffallende Mißverhältniß zwischen ihrem Vermögen und dem Aufwande, den sie zu machen pflegen. Die Stelle der höhern Hof-Officianten vertreten bei dem Landadel die Juden; diese sind seine allgemeine Geschäftsführer in allen Dingen, die nur irgend zum Commerz gehören, wiewohl selbst der höhere Adel jüdischer Factoren und Geschäftsträger selten ganz entbehren kann. Indolenz und Mangel an Gewandtheit in Commerzgeschäften sind der Grund, daß die Juden den Pohlen so unentbehrlich geworden sind. Natürlich würden bei eigener Umsicht und Thätigkeit ihre Geschäfte besser gehen, und der Vortheil, den jetzt die Juden von ihnen ziehen, in ihre eigene Casse fließen. Nun aber vertraut oft ein polnischer Edelmann seine ganze Wohlfahrt einem Juden an, und findet bald genug Veranlassung sein Vertrauen zu bereuen, ohne doch dadurch weder selbst gebessert zu werden, noch durch sein Beispiel andere zu warnen.

Neigung zur Schwelgerei theilt diese Classe des Adels mit den Magnaten, nur nimmt sie bei jenen oft schon einen sehr gemeinen Character an, und giebt ihren Sitten eine Roheit, die man kaum bei den gemeinsten Volksclassen suchen sollte. Ohne besondere Erinnerung wird indessen jeder erwarten, daß es auch in dieser Hinsicht ehrenvolle Ausnahmen giebt, und man auch unter dem Landadel bisweilen feine Sitten, gute Lebensart und Anstand antrift. Wenn übrigens bei den Pohlen von Mangel an Bildung und selbst von Rohheit die Rede ist, so darf man nicht immer voraussetzen, daß es ihnen deswegen durchaus an äußerer Politur, noch weniger an einer oft übertriebenen Höflichkeit mangele. Eine gewisse äußere Politur findet man vielmehr häufig bei völlig ungebildeten Personen;

nur erscheint sie oft ohne guten Geschmack und ohne richtiges Gefühl des Schicklichen. Uebertriebene Höflichkeit, ja Verläugnung alles Selbstgefühls, und Schmeichelei, besonders gegen Vornehmere und Reichere, und gegen das schöne Geschlecht, sind den Pohlen fast allgemein eigen. Natürlich entsteht dadurch bei den Vornehmen übermüthiger Hochmuth, und eine oft verächtliche Behandlung der Geringern. Je weniger überhaupt der Pohle mit seinem eigenen Vermögen hauszuhalten versteht, und je mehr sich der gemeinste Edelmann auf die Gleichheit seiner Adelsrechte mit den ersten Magnaten einbildet, desto größer ist dennoch seine Verehrung des Geldes und Ranges. Daher rührt denn auch die allgemeine Titelsucht unter den Pohlen. Die ehemalige polnische Regierung war sehr freigebig in Ertheilung von Titeln und Orden. Es wimmelt daher auch in Litthauen noch von Starosten, Rittern des St. Stanislausordens, Kammerherrn, königlichen Räthen und dergl. Personen, die nie Kriegsdienste gethan, oder wenigstens nur bei den Conföderationen eine kurze Rolle gespielt haben, lassen sich Generale und Obersten nennen, und selbst der gemeinste Landedelmann will wenigstens Capitain oder Rittmeister heissen. Diese Titel können freilich auch nicht leicht ausgehen, denn sie erben häufig von dem Vater auf den Sohn; ja selbst auf die weibliche Descendenz fort. Es klingt sonderbar genug, wenn man die Tochter eines Generals oder Kammerherrn, Fräulein Generalin, oder Fräulein Kammerherrin nennen hört.

Die geringere Classe des Landadels hat zum Theil noch die sonderbare polnische Nationaltracht beibehalten. Bei den Großen findet man sie nur noch äußerst selten. Ueberhaupt aber kommt sie immer mehr außer Gebrauch, und macht der französischen oder deutschen Kleidung Platz.

Der deutsche Adel, der sich, besonders an der Gränze, aus dem benachbarten Rußland und Livland nach Litthauen gezogen hat, unterscheidet sich durch die Beibehaltung der deutschen Sprache, zeichnet sich aber übrigens im Allgemeinen weder durch Bildung, noch durch eigenthümlichen Charakter vor den Pohlen aus. So viel hat die Macht des Beispiels in mehreren Generationen bewirkt. Er genießt mit dem pohlnischen Adel gleicher Rechte, beide aber be-

trachten einander mit Eifersucht, Stolz und gegenseitiger Verachtung.

Eine ganz eigene Classe des Adels machen endlich die sogenannten Bojaren aus. Diese sind Edelleute, die theils in ganzen Dörfern beisammen leben, theils auch ein abgesondertes kleines Landeigenthum besitzen, auf welchem sie selbst Ackerbau treiben, und allen Geschäften des Hauswesens in eigener Person vorstehen. Weder Wohnung noch Kleidung und Lebensart unterscheiden sie sehr von den Bauern. Die wichtigsten Unterscheidungszeichen sind persöhnliche Freiheit nnd ihre adelichen Rechte, insofern sie dieselben geltend machen können; denn nicht selten müssen sie sich von mächtigen und reichen Nachbarn schwere Bedrückungen gefallen lassen. Bei aller Armuth, bei allen Demüthigungen, die sie häufig zu erdulden haben, sind sie doch, wo sie es irgend dürfen, äußerst stolz auf ihre Rechte, und übermüthig. Die äußerste Rohheit, fast allgemeine Neigung zum Trunk, und gänzlicher Mangel an wahrem Ehrgefühl setzen sie zu den gemeinsten Volksklassen herab. Diejenigen unter ihnen, die kein eigenes Grundstück besitzen, oder nicht in Kriegsdienste getreten sind, dienen bei andern Edelleuten als Wirthschaftsbeamte, Hausofficianten, Bediente und Kutscher, und die Töchter als Kammerjungfern, Haushälterinnen und selbst in noch niedrigern Dienstverhältnissen. Die Zahl dieser Classe von Edelleuten ist unglaublich groß. Ehemals genossen sie bei den Landtagen und Reichstagen gleicher Rechte mit dem höhern Adel. Die russische Regierung hat sich, wegen der durch die leichte Verkäuflichkeit der Stimmen dieser Leute eingerißnen Mißbräuche, veranlaßt gesehen, diese Rechte zu beschränken, und nur denen, welche Besitzer größerer Grundstücke, oder eigentlicher Landgüter sind, den Zutritt zu den Landtagen und die Ausübung des Stimmenrechts zu gestatten. Diese Einschränkung hat die Mißbräuche bei den Wahlen vermindert, aber keinesweges aufgehoben, wie wir weiter untersuchen werden.

Die Geistlichkeit.

Bei einer Nation, bei der nur die erste Classe des er-

sten Standes einen gewissen Grad von Cultur besitzt, die aber überdieß größtentheils auch nur in Aeußerlichkeiten besteht, sollte man wenigstens bei der Geistlichkeit das Depositum höherer Bildung erwarten, von welchem aus allmählig Licht über das Ganze verbreitet werden könnte. Diese Erwartung findet man aber in Litthauen nicht befriedigt. Unter der höhern Geistlichkeit, den Bischöfen und Canonicis, die mehrentheils aus dem höhern Adel entsprossen sind, findet man freilich, wie unter diesem, bisweilen Männer von Bildung und feiner Politur, die aber doch ihre geistlichen Aemter nur zu oft als bloße Pfründen betrachten, und daher ihr Hirtenamt unverantwortlich vernachlässigen. Die Bischöfe genossen sonst ungeheurer Einkünfte, die aber jetzt beträchtlich vermindert sind. Sie suchen sich dadurch schadlos zu halten, daß sie eine Menge von Pfründen für sich behalten, und diese durch Vicarien verwalten lassen. Gleiche Vortheile gestatten sie ihren Günstlingen. Wie sehr die Verwaltung der geistlichen Aemter dabei leidet, läßt sich leicht denken. Auch findet man selbst unter den Canonicis sehr häufig Leute von auffallender Unwissenheit, Rohheit und Gemeinheit der Sitten. Da man von den Geistlichen durchaus keine gelehrte Bildung fordert, und sie in den Seminarien blos zu den kirchlichen Functionen mehr abgerichtet, als zu geistlichen Aemtern gebildet werden, da es selbst unter der höhern Geistlichkeit fast keine Gelehrte, und nur wenige äußerlich gebildete Männer giebt, so kann man sich leicht denken, auf welcher niedrigen Stufe die geringeren Geistlichen stehen müssen. Diese sind häufig Bauernsöhne, oder Söhne armer Bojaren, deren Erziehung gewöhnlich erst in einem Alter begonnen hat, in welchem es fast nicht mehr möglich ist, die Eindrücke roher Sitten und bäurischer Gemeinheit aus dem Gemüthe zu vertilgen. Was läßt sich aber erwarten, wenn auch die, die solche Jünglinge bilden sollen, aller Geistescultur, aller zartern Empfindung, und aller Bekanntschaft mit feinern Sitten ermangeln? Auf ein schlechtes, nicht durch classisches Studium, sondern blos durch Uebung erlerntes Latein (denn fast alle Pohlen sprechen lateinisch, wiewohl sehr schlecht), und Kenntniß der Kirchengebräuche und des Ritus, beschränkt sich daher die Gelehrsamkeit dieser Geistlichen, und

sie wird für hinlänglich erachtet, um ihnen die priesterliche Weihe zu ertheilen. Ihre Sitten tragen daher auch fast allgemein noch das Gepräge der gemeinen Umgebungen, in welchen sie ihre Jugend verlebt haben. Wie sollten sie dieses auch verlieren, da selbst ihre Bildungszeit in den klösterlichen Seminarien, weder ihren Geist zu erregen, noch ihr Herz zu rühren im Stande ist, und keine andern Züge des Lebens ihnen darbietet, als die der Rohheit und oft sogar gemeiner Brutalität. Rohe Gemeinheit der Sitten, dumpfe Unwissenheit, wiewohl oft mit Schlauheit gepaart, empörender Eigennutz, und eine vorherrschende Neigung zum Trunke, sind daher charakteristische Züge, die der Menschenfreund mit tiefem Schmerz an diesen Geistlichen nur zu häufig bemerkt. Was läßt sich nun für die geistige und sittliche Bildung des Volks von solchen Führern erwarten? besonders da es an Schulen und öffentlichen Anstalten der Erziehung und Bildung für das Volk gänzlich fehlt, und also diese geistlichen Führer die einzigen sind, von denen sich das erste Dämmern des Lichtes hoffen ließe. Es bedarf indessen kaum der Erinnerung, daß es auch in dieser Hinsicht einige, wiewohl seltene Ausnahmen giebt, die aber eben daher um so ehrenwerther erscheinen müssen.

Die Ausländer in Litthauen.

Da die pohlnische Nation ursprünglich nur aus zwei Ständen, aus Adel und Bauern besteht, und es auch früher gar keinen eigentlichen Bürgerstand gab, so hat sich dieser nur allmählig aus Ausländern, besonders aus Deutschen, gebildet. Die Pohlen verstehen sich im Allgemeinen weder auf den Handel, noch lieben sie die Beschäftigung mit Handwerken; die Hoffnung guten Erwerbs, oft reichen Gewinns, hat daher eine Menge Ausländer in dieses Land gelockt. Die Mehrzahl derselben besteht aus Deutschen, die, oder deren Voraltern, theils geradezu aus Deutschland dahin gekommen, theils aus den benachbarten Provinzen, Kurland und Livland oder auch aus Preußen, des leichtern Erwerbs wegen, nach Litthauen hinübergegangen sind. Nicht nur in den Städten giebt es eine Menge deutscher

Kaufleute, Künstler und Handwerker, sondern auch auf dem Lande zerstreut, besonders näher an der kurländischen Gränze, wohnen viele deutsche Handwerker. So sind z. B. fast alle Müller in ganz Litthauen Deutsche. Des deutschen Landadels an der kurländischen Gränze ist schon erwähnt worden. In der That könnten alle diese Ausländer, in ihren verschiedenen Gewerben, reichen Gewinn einerndten und sich eines beträchtlichen Wohlstandes erfreuen, wenn nicht die Landessitte auch auf sie so sehr eingewirkt hätte, so daß Trägheit, Unordnung in Geschäften, Neigung zur Schwelgerei und Trunkenheit auch unter ihnen ziemlich allgemein herrschend geworden sind. Der gänzliche Mangel an guten Schulen und Bildungsanstalten für diese Ausländer (es giebt deren freilich in den Städten, aber in sehr schlechter Verfassung), die Schwierigkeit, selbst für die Wohlhabendern, ihren Kindern eine zweckmäßige Privaterziehung zu geben, müssen freilich die Ausartung unter ihnen immer allgemeiner machen, und Veranlassung geben, daß sie weder ihre vortheilhafte Lage gehörig benutzen, noch auch für die Dauer sich in derselben behaupten können.

Franzosen, Italiener, Schweitzer findet man unter verschiedenen Gewerben in den Städten; erstere, so wie viele Französinnen, auch nicht selten als Erzieher und Erzieherinnen in den Häusern pohlnischer Großen.

Seitdem Litthauen dem russischen Scepter unterworfen ist, haben sich auch immer mehrere Russen, als Kaufleute, Hausirer und Arbeitsleute, in diesem Lande angesiedelt. Eine andere Classe von Fremdlingen, die Juden, ist merkwürdig genug, um ihr weiter unten einen besondern Abschnitt widmen zu müssen.

Die Bauern.

Die Bauern in Litthauen sind fast durchaus Leibeigene, und zwar entweder der Krone, oder Privateigenthümern zugehörig. Nur selten giebt es unter den eigentlichen Bauern (es ist schon angeführt worden, daß die sogenannten Bojaren sich in Wohnung, Kleidung und Lebensart nur wenig von den Bauern unterscheiden) freie Leute, und diese sind

größtentheils Fremdlinge aus Kurland und Livland, die dieses fruchtbare Land ihrem vaterländischen Boden, der von ihnen mehr Mühe und Arbeit fordert, vorgezogen haben. Zur Zeit der pohlnischen Regierung, vor der letzten Constitution, waren die Rechte des Erbherrn über seine Leibeigenen äußerst ausgedehnt, und weder der Körper derselben gegen schmähliche Mißhandlungen, noch auch selbst ihr Leben durch gesetzliche Einrichtungen gehörig gesichert. Der Gutsherr schaltete mit der freiesten Willkühr über seine leibeigenen Unterthanen und über ihr Eigenthum, verhängte nach Gutdünken und Laune Strafen für ihre wirklichen oder angeblichen Vergehungen, ohne in dieser Hinsicht der geringsten Rechenschaft unterworfen zu seyn, zahlte nur, im Fall er einen wirklichen Todschlag an einem seiner Unterthanen verübt hatte, eine unbedeutende Geldbuße, verkaufte und verschenkte sie in ganzen Familien oder auch einzeln, und verhandelte wohl gar einen und mehrere Menschen gegen ein Pferd, oder einen Jagdhund. Die Constitution von 1791 hob im ganzen pohlnischen Reiche die Leibeigenschaft auf; aber mit dem Falle dieser Constitution und der politischen Existens Pohlens, kehrten in Litthauen die alten Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Bauern zurück. Die russische Regierung hat bisher nur wenig zur Beschränkung dieser, die schrecklichsten Mißbräuche erzeugenden, Eigenthumsrechte der Erbherrn thun können. Doch hat sie wenigstens die Criminaljurisdiction der Gutsherrn unterdrückt, und den Verkauf einzelner Menschen und Familien, diesen schimpflichen Sklavenhandel, verboten, wiewohl dieses Verbot nicht eben immer genau respectirt wird.

Diese unmäßig ausgedehnten Rechte des Gutsherrn über seine Leibeigenen, die mannichfaltigen Bedrückungen, denen diese ausgesetzt sind, oder wenigstens, sobald es der Willkühr beliebt, ausgesetzt seyn können, das gänzliche Entbehren alles Unterrichts, und der Mangel an freiem und disponiblem Eigenthum für dieselben, haben in den Bauern einen Stumpfsinn erzeugt und genährt, der nur in mehreren Generationen verdrängt werden könnte. Der Bauer der die unermeßliche Ausdehnung der Rechte seines Herrn kennt und fürchtet, traut diesem selbst dann nicht, wenn er es auch wirklich gut mit ihm meint, strebt entweder gar nicht danach,

nach, sich ein Eigenthum zu erwerben, oder wagt es wenigstens nicht, seinen Wohlstand merken zu lassen, und hält jede Art von Betrug und Unterschleif gegen seinen Herrn für eine erlaubte Nothwehr. Da die Gesetze ihn nicht schützen, und er eben so wenig in den Sitten und der Moralität seines Herrn eine Schutzwehr seiner Menschenrechte sieht, so sucht er natürlich in Betrug und List die einzigen Mittel, um sich gegen die vielfachen Kränkungen, die er erdulden muß, einigermaaßen schadlos zu halten. Dieser geheime Krieg, den er gegen seine gewaltigen Unterdrücker führt, ist das einzige Erregungsmittel seiner Geisteskräfte, welche ohne diesen Kampf in noch tiefern Schlummer versinken müßten. Ein Glück für ihn ist es unter diesen Umständen, daß seine natürliche Geistesstumpfheit und der durch langwierige Unterdrückung erzeugte Sklavensinn es ihm bei weitem nicht möglich machen, das Empörende seiner Lage in ihrem ganzen Umfange zu fühlen. Wie schrecklich aber müßte sein Erwachen seyn, wenn ein plötzliches Erwachen aus einem solchen Zustande ohne vorbereitende Umstände möglich wäre!

Nicht immer rühren die Bedrückungen, welche der Bauer erdulden muß, unmittelbar von seinem Gutsherrn her, wiewohl dieser, wenn auch nicht aus Bosheit und Härte, doch aus Indolenz und Sorglosigkeit immer Veranlassung zu denselben giebt. Wir haben schon erzählt, wie geneigt der pohlnische Adel ist, seine Geschäfte fremder Leitung zu überlassen. Eben so macht er es denn auch mit der Verwaltung seiner Güter, welche, fast ohne Rechenschaft zu fordern, den Wirthschaftsbeamten überlassen wird, die zwar von Zeit zu Zeit ihre schriftlichen Rechnungen übergaben, in Hinsicht der eigentlichen Verwaltung aber ziemlich nach eigener Willkühr handeln dürfen. Der übertriebene Aufwand des Gutsherrn und das daraus entspringende Geldbedürfniß desselben, die Gierigkeit dieser gewöhnlich schlecht besoldeten Beamten, die in der Sorglosigkeit und Indolenz ihrer Herren ihre eigene Sicherheit finden, sind unerschöpfliche Quellen der Unterdrückung und des Elendes der unglücklichen Leibeigenen.

Die Leistungen, welche der Bauer seinem Gutsherrn schuldig ist, sind durch keine gesetzliche Anordnungen be-

stimmt, und hängen daher größtentheils von willkührlichen Forderungen desselben ab. Sein Eigenthum ist durch nichts gesichert, und man hört sogar nicht selten den Grundsatz aussprechen, daß der Leibeigene kein Eigenthum besitzen könne, sondern mit aller seiner Habe seinem Erbherrn angehöre. Daher fehlt es ihm denn auch durchaus an Industrie, und selbst den Landbau, sein eigenthümliches Geschäft, betreibt er mit empörender Nachläßigkeit. Wie kann es aber auch anders seyn, da sein dumpfer Sinn durch ein hartes Sklavenjoch niedergebeugt, jede Anregung von Außen fast unmöglich gemacht, da er selbst in seiner Wirthschaft weder durch das Beispiel seiner Obern ermuntert, noch in dringenden Fällen kräftig unterstützt wird, da die Gutsherrn sich nicht an dem Wohlstande ihrer Bauern erfreuen, sondern zufrieden sind, wenn diese nur ihre elende Existenz kümmerlich fristen, und nur soviel Kräfte behalten, um ihre schuldigen Frohndienste leisten zu können. Unglückliches Volk! wann wirst du dich endlich aus der tiefen Erniedrigung erheben, in welche du versunken bist? wann wird dein eigentliches Leben, ein Leben mit freier Kraftäußerung und mit der Befugniß, der Früchte deiner Anstrengung ohne Furcht und frohen Muthes zu genießen, endlich beginnen?

Einen traurigen Anblick gewähren die Wohnungen der litthauischen Bauern. Zehn, zwanzig und mehrere Hütten liegen in einer oder mehreren Gassen nebeneinander und bilden ein Dorf. Diese Hütten sollte man in der That kaum für menschliche Wohnungen halten. Ohne Fundament aus runden Balken anfgeschichtet, sind sie oft vom Sturm verschoben, und scheinen jeden Augenblick einstürzen zu wollen. Ein vom Winde zerrauftes schlechtes Strohdach schützt die Bewohner nur schwach gegen Regen und Schnee. Einen Rauchfang sucht man vergebens. Kleine Oeffnungen in den Wänden, die auch verschlossen werden können, vertreten die Stelle desselben, und dienen zugleich als Fenster. Wird der Ofen geheizt, oder auf dem Heerde Feuer gemacht, so ist die ganze Hütte von Rauch erfüllt, und die Bewohner können sich nur dadurch retten, daß sie sich entweder auf den Boden setzen, oder tief gebückt einhergehen. Durch diesen Rauch ist die ganze Stube durch-

aus schwarz, und alles, was nur eine Zeitlang in derselben gestanden hat, wird merklich geschwärzt. Die Kleider der Bauern sind so von Rauch durchzogen, daß sie den Geruch davon selbst in freier Luft lange bewahren. In einer solchen Rauchstube nun, die nie über vier bis fünf Klafter lang und verhältnißmäßig breit, oft aber auch kleiner, und nicht über sechs bis sieben Fuß hoch ist, wohnen oft zwei bis drei ganze Bauerfamilien, nebst einigen Knechten und Mägdchen, und nicht selten haben sogar diese Bewohner noch eine Judenfamilie in ihre Mitte aufgenommen, mit denen sie denn in Schmutz und Unsauberkeit wetteifern. Diese Menschenmenge schichtet sich in der engen Wohnung so gut es gehen will. Der Platz auf und hinter dem großen Ofen wird von einigen als Schlafstätte benutzt, und sogar als einer der besten Plätze betrachtet. Ja man verschmähet es nicht, selbst den Platz im Ofen zur Ruhestätte zu wählen. Doch nicht genug, daß schon jeder Winkel mit Menschen besetzt ist; auch friedliche Hausthiere müssen oft noch ihr Plätzchen neben den menschlichen Bewohnern finden. Ueber diesen schweben auf dazu angebrachten Stangen die Hühner, an ihrer Spitze der Wecker der Menschen, der Haushahn. Junge Kälber, Lämmer und Ziegen, die man gegen die Kälte schützen will, werden gastfrei in die Stube genommen, und einige Ferkel suchen grunzend nach Brosamen und andern Abfällen auf den Boden herum, und gesellen sich bei Nacht zu den übrigen Schläfern. Der Hunde und Katzen, die gleichfalls des Gastrechts genießen, darf kaum besonders gedacht werden. Von welcher Beschaffenheit, besonders in Winternächten, wo man der Kälte wegen die Stube sorgfältig geschlossen, und den ganzen Abend, statt des Lichtes, Holzspäne gebrannt hat, die Luft seyn müsse, wenn so viele athmende und ausdünstende Wesen in einer engen Wohnung verschlossen sind, läßt sich leicht denken. Auch muß natürlich eine so verderbte und dicke Luft auf die Gesundheit der Bewohner einen höchst nachtheiligen Einfluß haben, deren Farbe daher auch gewöhnlich bleich, oder vielmehr gelb ist. Nur selten sieht man unter den Bauern frische blühende Gesichter.

Ueberdem dient gewöhnlich diese von so vielen Menschen und Thieren bewohnte Stube zugleich zur Dreschtenne.

Ueber der Stube, in einer Höhe, in der ein Mensch von mittelmäßiger Größe kaum mehr aufrecht stehen kann, wird eine Lage von Stangen aufgestellt, und auf diese die Feldfrüchte, feucht wie sie vom Felde kommen, zum Trocknen gebracht. Sobald Rauch und Wärme nun dieses feuchte Getreide durchziehen, tröpfelt die Feuchtigkeit in die Stube hinab, auf die Häupter und Lagerstätten der Menschen, und ein unerträglicher feuchter Dampf erfüllt die ganze Wohnung. Die verderblichsten Wirkungen entstehen daraus für die Gesundheit der Bewohner. Krankheiten, durch die ungesunde Luft in diesen Wohnungen des Elendes erzeugt, können oft nicht geheilt werden, weil die Bedingung, unter welcher sie entstanden, nicht weggeräumt werden kann, und selbst die starken und abgehärteten Naturen der Bauern erliegen nicht selten diesen schädlichen Einflüssen. Besonders sind Krankheiten der Brust und der Augen in der Regel unheilbar, weil schlechte Luft, Rauch, und plötzlich wechselndes Licht und Dunkelheit diesen Uebeln immer neue Nahrung darbieten. Unter den Kindern, die überdem so weniger Wartung genießen, und mit unglaublicher Sorglosigkeit behandelt werden, richten Krankheiten oft entsetzliche Verheerungen an. Die Schutzblattern haben nur noch wenig Eingang gefunden, weil Vorurtheile, die dort Niemand zu bekämpfen unternimmt, und sorglose Gleichgültigkeit ihnen im Wege stehen. Man kann annehmen, daß unter hundert Kindern vielleicht kaum Eines geimpft wird. Es ist unglaublich, mit welcher Gleichgültigkeit der Bauer sein eigenes und der Seinigen Leben betrachtet. Da man ihm keine Sicherheit des Eigenthums gestattet, so scheint er auch selbst sein Leben nicht für sein Eigenthum zu halten, und verschmäht es daher, besondere Sorgfalt auf die Erhaltung desselben zu verwenden. Noch auffallender aber, und der klarste Beweis von der indolenten Sorglosigkeit der Gutsbesitzer, ist es, daß auch diese, die doch ihre Bauern als ein zu ihrer Nutzung bestimmtes Eigenthum betrachten, so wenig darauf bedacht sind, diese nützlichen Geschöpfe zu erhalten und zu bewahren. So lange der Bauer leibeigen ist, müßte der Gutsbesitzer nothwendig die Verpflichtung haben, für seine Gesundheit zu sorgen, und ihm ärztliche Hülfe zu schaffen. Dieser Pflicht erinnern sich aber die

Gutsbesitzer nur selten. Man findet in Districten von vielen Meilen keinen Arzt, und wo endlich einer vorhanden ist, muß seine Hülfe so theuer erkauft werden, daß sie nur wenigen zugänglich ist. Für seine Bauern wird natürlich der Gutsherr eine so kostbare Hülfe nicht suchen. Hin und wieder giebt es zwar Aerzte, die auf keine so große Belohnungen Anspruch machen; aber dieses sind denn oft auch Leute ohne alle Kenntniß, und die doch vielleicht von keiner Sache weniger verstehen, als gerade von der Heilkunde. Bisweilen werden auch von der Gutsherrschaft oder ihren Wirthschaftsbeamten an die kranken Bauern Arzeneimittel gegeben, aber gewöhnlich ganz ohne Beurtheilung der Krankheit und ohne Kenntniß der Arzeneien. So wird denn auch diese scheinbare Hülfe oft mehr schädlich als nützlich. Ueberdem üben, bei der geringen Wachsamkeit der medicinischen Polizei, alle Weiber, Schmiede, und herumziehende Quacksalber eine ärztliche Praxis aus, die nicht selten die nachtheiligsten Wirkungen hervorbringt. Auch fehlt es noch nicht ganz an sogenannten Besprechern, die durch das Hersagen gewisser Formulare und einige abergläubische Geberden, Krankheiten heilen zu können vorgeben. Die Geistlichen, anstatt diesen Uebeln entgegen zu arbeiten, tragen nur zu oft dazu bei, sie zu nähren, und curiren von ihrer Seite mit geweihten Wassern und Kräutern. Kurz Trägheit, Dummheit, Aberglaube, und Vorurtheile spielen in diesem Lande noch immer eine viel zu bedeutende Rolle, und sind über alle Stände viel zu sehr verbreitet, als daß sich so bald ein besserer Zustand für den Bauern erwarten ließe.

In eben diesen herrschenden Uebeln und dem ganzen Verhältnisse des Bauern ist denn auch allerdings der Grund zu suchen, warum er seine Landwirthschaft und sein Hauswesen mit solcher Nachläßigkeit betreibt, warum er dem vortrefflichen Boden so wenige Producte abgewinnt, mit dem Gewonnenen so wenig hauszuhalten versteht, und daher, bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Landes, oft dem drückendsten Mangel Preis gegeben ist. Ueberall sieht man die deutlichsten Spuren, daß den Bauern die beiden ersten Bedingungen einer glücklichen Existenz, persönliche

Freiheit und das Recht ein sicheres Eigenthum zu besitzen, mangeln.

Von der das Beste gewiß ernstlich wollenden russischen Regierung, und von dem persönlichen Charakter des jetzt regierenden Kaisers läßt es sich indessen erwarten, daß diese nothwendigen Bedingungen wahren Lebens endlich hergestellt, und auch der Bauer in den Genuß seiner ursprünglichen Menschenrechte wieder eingesetzt werden werde. Die großen Hindernisse, die diesem Act der Menschlichkeit im Wege stehen, haben dessen Ausführung, die lange schon das erhabene Gemüth des Kaisers beschäftigt, bisher verzögert; endlich aber wird doch der Augenblick kommen, der es ihm möglich macht, die Regungen seines Herzens mit der Staatskunst zu vereinigen, und mit ihm wird ein neuer Strahl des Lichts auch über dieses Volk anbrechen.

Was über den traurigen Zustand der leibeigenen Bauern gesagt worden ist, gilt natürlich nicht allgemein. Es giebt Gutsherrn, die auch ihre Leibeigenen mit edler Humanität behandeln, und sich ihrer väterlich annehmen; allein diese gehören immer noch zu den höchst seltenen Ausnahmen, und können daher unsere Schilderung nicht niederlegen.

Auffallend besser ist schon jetzt der Zustand der Bauern auf den der Krone gehörigen Gütern, oder sogenannten Starosteien. Diese Güter sind entweder gegen einen bestimmten Zins verpachtet, oder auch von der Krone als Pensionen auf Lebenszeit der Inhaber, oder auf gewisse Jahre verliehen. Die Abgaben und Dienstleistungen der Bauern sind genau bestimmt, und der Pächter oder Inhaber der Starostei darf von ihnen nicht mehr fordern, als sie zu leisten verbunden sind. Daher findet sich denn auch bei ihnen gewöhnlich mehr Industrie und bessere Wirthschaft, und oft genießen sie eines bedeutenden Wohlstandes. Freilich gestattet die schlechte Gerichtsverwaltung in Litthauen manche Ausnahmen von diesel Regel. Wenn der Inhaber einer Starostei die Bauern drückt und diese sich darüber beschweren, so werden sie leicht, wenn sie nicht durch Geld ihre Klagen unterstützen können und wollen, mit demselben abgewiesen, und dadurch noch größern Bedrückungen Preis gegeben.

Die Juden.

Einen höchst auffallenden und bedeutenden Einfluß behaupten die Juden in Litthauen. Durch ganz Pohlen, und so auch durch Litthauen, ist dieses sonderbare Volk in unglaublicher Menge verbreitet. In den Städten machen die Juden oft den dritten Theil der Einwohner aus, die kleinern Städte und Flecken sind größtentheils von ihnen bevölkert, und überall findet man sie auf dem Lande in mannigfaltigen Beschäftigungen und Gewerben. In den Städten leben sie als Kaufleute und Krämer, als Handwerker und Hausirer mit kleinen Waaren, mit alten Kleidern, und dgl. als Branntweinbrenner und Schenkwirthe, als Dolmetscher, Lohnbediente, Factoren u. s. w. Oft auch blos als Taschenspieler, Beutelschneider und Diebe. Es giebt kein Gewerbe, das so gering und wenig einträglich ist, daß der Jude es nicht treiben und dabei seinen Unterhalt gewinnen sollte. Nur selten aber findet man sie als Tagelöhner und Arbeitsleute, weil sie zwar keine Mühseligkeit, wohl aber angestrengte Arbeit scheuen, und daher auch unter den Handwerken nur diejenigen wählen, die leicht zu erlernen sind, und ein mehr unstätes und herumschweifendes Leben gestatten.

In den Marktflecken leben sie größtentheils vom Kleinhandel, vom Branntweinbrennen, und von Schenkwirthschaft. Eben so sind sie auch auf dem Lande die allgemeinen Branntweinbrenner und Schenkwirthe auf den Höfen und Dörfern. Es ist unglaublich, wie viel Brandwein von ihnen fabricirt, und im Lande consumirt wird. Die in Litthauen allgemein herrschende Neigung zur Trunkenheit begünstigt ihr Gewerbe, und wird daher von ihnen geflissentlich genährt. Die den Gütern gehörigen Schenken und Krüge sind fast überall an Juden verpachtet, und zwar gewöhnlich mit dem Rechte, daß sie selbst Branntwein brennen und Bier brauen dürfen. Die Pachtsumme ist oft so gering, daß sie in gar keinem Verhältniß mit dem zu ihrem häuslichen Bedürfniß, und zu ihrem Branntweinsbrande und ihrer Brauerei von dem Gute zu liefernden Holze steht. Der Gutsbesitzer, der den Branntweinsbrand, die Brauerei und Schenkerei mit weit größerem Vortheil für seine eigene

Rechnung betreiben lassen könnte, läßt aus bloßer Bequemlichkeit lieber seine Wälder verwüsten, um nur zu bestimmten Zeiten, ohne weitere Bemühung, eine kleine Summe baren Geldes zu bekommen. Der Jude, um nur desto größern Gewinn aus seiner Pachtung zu ziehen, ermuntert die Bauern auf jede Art zum Trinken, handelt zugleich mit allem, was sie zu ihrem Hauswesen bedürfen, mit Salz, Leder, Eisen und Eisenwaaren, und hundert andern Dingen, giebt ihnen Credit, borgt ihnen im Frühlinge, wenn sie Mangel leiden, auch wohl Korn, führt, da der Bauer weder schreiben noch rechnen kann, allein die Rechnung, und macht sich nach der Erndte, wo der Bauer einen Ueberfluß an Producten hat, die er alsdann nicht achtet, und sein Bedürfniß für die Dauer des Jahres nicht überschlägt, für den gegebenen Credit und die gehabte Bemühung reichlich bezahlt. Auf diese Art wird der Bauer durch die Sorglosigkeit fast mehr noch, als durch die Bedrückungen des Herrn zu Grunde gerichtet, aber zugleich auch der Wohlstand des letztern untergraben, und der Vortheil bleibt bloß auf Seiten des Juden. Und nicht genug, daß diese jüdischen Schenkwirthe und Pächter den Bauer aussaugen; außer ihnen ziehen noch eine Menge von Juden mit Branntwein und allerhand Waaren auf den Dörfern herum, und leben vom Schacher und Betruge. Die Juden scheinen den litthauischen Bauern völlig unentbehrlich zu seyn, und daher hat sich denn auch fast in jeder Bauerwohnung eine Judenfamile angesiedelt. Für die mannigfaltigen Betrügereien und Uebervortheilung rächt sich der Bauer durch eine verächtliche Behandlung des Juden, oft auch durch wirkliche Mißhandlungen. Der Jude erduldet alles, und legt jede Schmach, die ihm widerfährt, gleichsam auf Zinsen, um bei etwa eintretender Noth des Bauern desto größern Vortheil von ihm ziehen zu können. Diesem verderblichen Unwesen sehen die Gutsherrn nicht nur gleichgültig zu, sondern im Ganzen ist ihnen der Jude eben so nothwendig, als dem Bauer.

Juden sind die allgemeinen Factoren der kleinern und mittlern Gutsbesitzer; aber auch selbst der pohlnische Magnat kann nicht leicht eines jüdischen Factors völlig entbehren. Wenn der pohlnische Gutsbesitzer seine Producte nach

einer Stadt liefert, so ist es gewöhnlich ein Jude, der den Verkauf derselben, so wie den Einkauf der Waaren, die jener aus der Stadt bedarf, für ihn besorgt. Durch Juden wird der Kauf und Verkauf großer Landgüter geschlossen, mit ihnen werden die wichtigsten Contracte errichtet, ja ohne jüdische Makler wird selten ein wichtiges Geschäft zu Stande gebracht. Wie einträglich dieses Maklergeschäft für sie seyn müsse, kann man sich leicht vorstellen. Es giebt daher auch Juden, die ein ungeheures Vermögen besitzen. So oft sie sich auf bei den ihnen anvertrauten Geschäften Unterschleif, Uebervortheilung und jede Art des Betruges zu Schulden kommen lassen, und so mannichfaltige Mißhandlungen sie dagegen erleiden müssen, so schwächt dieses doch im Ganzen ihren Credit nicht im geringsten, und schreckt Niemand ab in ähnliche Verhältnisse mit ihnen zu treten. Die fast allgemeine Verachtung, in welcher sie stehen, der gänzliche Mangel bürgerlicher Ehre, die geringschätzende Behandlung, die man sich gegen sie erlaubt, oder wenigstens erlauben darf, ihre unordentliche, höchst schmutzige Lebensart stehen in dem auffallendsten Contrast mit der allgemeinen Gunst deren sie genießen, mit ihrer Unentbehrlichkeit und Einmischung in die größten und wichtigsten Geschäfte.

Daß diese Vortheile, deren die Juden sich erfreuen, nicht sowohl auf ihrer größeren Schlauheit (denn an dieser fehlt es eigentlich den Pohlen auch nicht), sondern hauptsächlich auf ihrer größeren Gewandheit und auf der unüberwindlichen Indolenz der Pohlen und Litthauer beruhen, davon kann man sich leicht überzeugen. So viel ist indessen gewiß, daß der Einfluß der Juden auf die Cultur des Landes und auf die Moralität der Einwohner höchst nachtheilig wirkt. Fänden die Pohlen und Litthauer in der Bereitwilligkeit der Juden zu jeder Art von Diensten und Geschäften nicht eine fortwährende Nahrung ihrer Trägheit und Sorglosigkeit, so würden sie sich wohl genöthigt sehen, manche Zweige der Industrie selbst zu cultiviren, und indem die daraus entspringende Vortheile ihnen selbst zuflößen, würden sie in dieser Belohnung ihrer Thätigkeit zugleich ein wichtiges Aufmunterungsmittel finden. Die Bequemlichkeit aber in allen ihren Geschäften und Bedürfnißen sich an

die Juden halten zu können, nährt den lethargischen Schlummer, in welchen sie versunken sind, und untergräbt zugleich ihren Wohlstand. Der Jude dagegen, jeder bürgerlichen Ehre beraubt, und der verächtlichsten Behandlung Preis gegeben, hält alles für erlaubt, was ihm Vortheil bringt. So leben diese Tausende orientalischer Fremdlinge auf Kosten des Landes, saugen an dem Mark desselben, und untergraben die Moralität eines Volks, das ohnehin noch auf einer so niedrigen Stufe geistiger und moralischer Cultur steht. Ihre häufige Dieberei und Diebshelerei, würden selbst der wachsamsten Polizei immer genug zu schaffen machen. Die feste Verbindung, in welcher sie unter einander stehen, die Hülfe, welche sie bei Diebstählen und Betrügereien einander gegenseitig leisten, ihre Schlauheit und oft vollendete Immoralität, würden sie zu noch gefährlichern Bürgern machen, wenn nicht eine fast unüberwindliche Feigheit sie auszeichnete. Diese ist die einzige Schranke, die sie verhindert, ihrer verderblichen Industrie eine gewaltsame Ausdehnung zu geben, und die sie nöthigt, sich mehr auf diejenigen Zweige unrechtmäßigen Erwerbs zu legen, die blos durch Schlauheit und List geübt werden können, als auf solche die mehr auf Muth und Gewalt beruhen.

Ein höchst merkwürdiges Volk sind übrigens diese Juden allerdings. Der Einfluß des Climas hat es in einer so langen Reihe von Generationen nicht vermogt, ihre eigenthümlichen orientalischen Physiognomien auszulöschen. Auch ohne die ausgezeichnete Kleidung, deren sie sich in Pohlen und Litthauen noch immer bedienen, ohne den langen Bart und das kleine schwarze Käppchen, würde man den Juden, fast ohne Ausnahme, unter Tausenden anderer Menschen erkennen. Selbst ihre Kleidung hat hier den orientalischen Character beibehalten. Ein langes, knapp anschließendes, schwarzes Untergewand mit silbernen Haken, darüber ein blos umgehängter langer und weiter schwarzer Talar, dessen Aermel los herabhängen, und der vorne gleichfalls durch eine silberne Spange zusammengehalten wird, Schuhe oder Pantoffeln, ein langer schwarzer oder röthlicher Bart, schwarzes oder röthliches krauses Haar, auf dem Kopfe ein kleines schwarzes Käppchen, und

über demselben ein großer, sehr breiter Hut, oder, in sonderbaren Contrast mit der orientalischen Kleidung, eine mit Fuchs- oder Marder-Fellen gefütterte und verbrämte schwarze Sammtmütze, bilden die eigenthümliche Kleidung der wohlhabendern Juden, von welcher sie sich nur selten entfernen. Eben so sind auch ihre Weiber ihrer Nationaltracht treu geblieben. Bei den ärmern Classen ist die Kleidung im Ganzen dieselbe, nur von schlechtern Stoffen, und durch Schmutz und Zerlumptheit verunstaltet. Ueberhaupt ist es nicht möglich, sich von dem Schmutz in welchem die Juden, selbst die wohlhabendern unter ihnen, leben, eine Vorstellung zu machen. Ihre Wohnungen bieten ein scheusliches Gemälde dar, vor welchem jeder etwas ekle Blick zurückschaudert. So unsauber die Litthauer auch sind, so sind sie doch, wo sie nicht gar zu sehr mit Juden vermischt, und mit ihnen in einer Wohnung zusammengedrängt leben, in Vergleichung mit diesen wahre Muster der Reinlichkeit. Viele Familien wohnen mit ihren zahlreichen Kindern (deren die Juden in der Regel sehr viele haben) in einer Stube, in welcher nicht nur jedes Plätzchen benutzt wird, sondern oft noch über einen Theil derselben in der Mitte der Höhe ein zweiter Boden errichtet ist, der gleichfalls andern zur Wohnung oder wenigstens zur Schlafstätte dient. Diese zahlreichen Bewohner einer einzigen Stube, in welcher oft noch einige Hausthiere Aufnahme gefunden haben, erlauben sich sämmtlich jede Art von Unsauberkeit; und Schmutz, Gestank und Ungeziefer foltern den unglücklichen Reisenden, den die Noth in eine solche Herberge einzukehren zwingt. Denn von dieser Beschaffenheit sind nicht selten die Wirthshäuser in Litthauen. Ohngeachtet dieses Schmutzes beobachten die Juden die im mosaischen Gesetz verordneten Reinigungsvorschriften, so wie überhaupt ihr moralisches Gesetz, mit einer scheinbar peinlichen Genauigkeit. Sie müssen sich zu verschiedenen Tageszeiten waschen, und thun es auch wirklich; aber welches Material sie dazu brauchen ist ihnen völlig gleichgültig. Am seltensten vielleicht nehmen sie reines Wasser dazu. Daher starren sie und ihre Kleidung von Unsauberkeit und Schmutz. Dieses gilt zum Theil selbst von den Wohlhabendern und Reichen, an deren Kleidung und in deren

Wohnung jüdische Pracht und jüdische Unsauberkeit gewöhnlich sehr nahe aneinander gränzen.

Bei allem dem sind die Juden selbst dem Fremden, der durch Pohlen und Litthauen reist, oder sich daselbst aufhalten muß, unentbehrlich. Wenn er die Landessprache nicht kennt, so dienen sie ihm als Dolmetscher, denn die Juden in Litthauen sprechen, fast ohne Ausnahme, deutsch, polnisch, litthauisch und russisch. Sie sind ferner zwar schlechte, aber doch auf dem Lande fast die einzigen Gastwirthe. In den Städten und auf dem Lande wissen sie überall Bescheid, und schaffen einem leicht alles herbei, was man bedarf. Der Fremde der sich in einer polnischen oder litthauschen Stadt aufhalten muß, thut daher im Ganzen doch sehr wohl, wenn er sich sogleich einen jüdischen Factor nimmt. Nur sey er auf seiner Hut, daß er nicht betrogen oder bestohlen werde.

Die russische Regierung hat die Nachtheile, die dem Lande aus der übermäßigen Menge der Juden erwachsen, sehr wohl erkannt, und es ist daher öfter schon davon die Rede gewesen, sie aus den russisch-polnischen Provinzen in andere weniger bevölkerte Gegenden des Reichs zu versetzen, sie daselbst als Colonisten anzusiedeln, und hauptsächlich zum Landbau zu gewöhnen. Obgleich man ihnen aber südliche und fruchtbare Gegenden anweisen wollte, und sie in diesen neuen Ansiedelungen zum Genuß aller bürgerlichen Rechte gelangt wären, und aus ihrer tiefen Erniedrigung sich hätten erheben können, so ist ihnen doch, wegen ihrer natürlichen Arbeitsscheu, diese Maßregel als so schrecklich erschienen, daß sie alles mögliche angewandt haben, um sie zu hintertreiben, welches ihnen denn auch bis jetzt noch immer gelungen ist. Doch mit einem fast gleichen Schmerz haben die Pohlen und Litthauer gefürchtet die Juden aus ihren Lande zu verlieren, und sich dadurch genöthigt zu sehen, eine Menge von Geschäften und Gewerben, welche jetzt durch jene besorgt werden, selbst übernehmen zu müssen. So groß ist der Einfluß der Indolenz bei einer Nation, der es weder an Körperkraft, noch auch ursprünglich an Lebhaftigkeit des Geistes fehlt, und die blos durch üble Gewohnheit in diesen Hang zur Un-

thätigkeit, und diese sorglose Vernachläßigung ihrer wahren Wohlfahrt versunken ist.

Etwas über die gerichtliche Verfassung Litthauens.

Der Verf. kennt die Sprache dieses Landes zu wenig, um eine genaue Characteristik der polnischen und litthauischen Gesetze und Gerichtsverfassung geben zu können. Er wird daher nur dasjenige mitzutheilen im Stande seyn, was er, ohne diese Kenntniß der Sprache, als Fremder zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die russische Regierung, welche überall die Grundsätze der Humanität befolgt, hat auch in Litthauen die alte Verfassung des Landes, insofern diese nur irgend mit der russischen Regierungsform vereinbar war, so wie die alten Landesgesetze bestätigt. Die Gerichtsverfassung und Proceßordnung ist daher dieselbe geblieben, und nur in zweifelhaften Fällen, wo die alten Gesetze eine Lücke lassen, oder wo neue Einrichtungen es nothwendig machen, wird nach Ukasen des Kaisers und Senats entschieden. Die ehemaligen Reichstage haben natürlich mit der Theilung des Reichs aufhören müssen, aber jede Provinz und jeder Kreis hält noch immer Landtage und Kreistage, auf welchen der Regierung Vorschläge zu zweckmäßigen, das Wohl des Landes betreffende Einrichtungen gemacht werden können, und auf welchen die Stellen bei den obern und niedern Gerichtsbehörden durch Wahl besetzt werden. Jede Provinz wählt einen Adelsmarschall, und jeder Kreis gleichfalls einen, welcher jenem untergeordnet ist. Alle diese Adelsmarschälle haben die Verpflichtung über die Rechte des Adels zu wachen, die das Gemeinwesen derselben betreffenden Geschäfte zu besorgen, und erforderlichen Falls höhern Orts Vorstellungen zu machen. Diese Vorsteher des Adels, so wie alle Richter bei den obern und niedern Behörden, werden jedesmal auf drei Jahre gewählt; jedoch können sie, nach Verlauf derselben, durch eine Wahl in ihren Stellen erhalten werden. Bei dieser Einrichtung liegt offenbar die Absicht zum Grunde, die Richter zu nöthigen, sich durch Gerechtigkeit, Treue und Eifer in Ausübung ihren Amtspflichten

des allgemeinen Vertrauens würdig zu machen, da ein schlechtes Betragen sie der Gefahr aussetzt, nicht nur nach Ablauf der drei Jahre ihre Stellen zu verlieren, sondern auch, nachdem sie in den Privatstand zurückgekehrt sind, wegen mancher Handlung ihres Richteramts zur Rechenschaft gezogen, oder andern Kränkungen ausgesetzt zu werden. Dennoch ist die Bestechlichkeit der Richter vielleicht nirgends so allgemein, als in Litthauen. Die Entscheidung des klarsten Rechtsstreites wird oft Jahre lang verzögert, und der gerechteste Proceß endlich verloren, wenn der Gegner nur Geld daran wenden kann, oder bedeutende Connexionen hat. Der Grund dieses Uebels liegt hauptsächlich in eben dieser Wahlfreiheit des Adels, und in der kurzen Dauer der richterlichen Aemter.

Die Landtage und Kreistage werden blos vom Adel gehalten, und auch nur aus diesem können die Richter gewählt werden. Bei diesen Adelsversammlungen hat jeder Edelmann, der ein auch noch so kleines Landgut besitzt, Sitz und Stimme. Da nun, wie wir oben erzählt haben, schon unter dem höhern Adel gebildete Personen nicht häufig sind, die mittlere Classe desselben schon fast allgemein aller wahren Bildung entbehrt, und nicht selten mit der letzten Classe in Rohheit und Gemeinheit wetteifert, so kann man es sich wirklich kaum denken, wie gemein und stürmisch es bei diesen Versammlungen zugeht. Die herrschende Neigung zum Trunke zeigt sich hier in ihrem ganzen Umfange. Die neben den Geschäften einfallenden Zwischenzeiten werden gewöhnlich mit Schmausereien und Trinkgelagen ausgefüllt. Mancher kann sogar während der Versammlung des Getränks nicht entbehren und stellt daher seine Flasche neben sich. In einer kleinen Kreisstadt wurde bei der Adelsversammlung, die, in Ermangelung, eines großen Saals, in der Kirche gehalten wurde, wie glaubwürdige Augenzeugen den Verfasser versichert haben, bei den Deliberationen häufig Wein, Bier und Brandwein getrunken und Taback geraucht. Die Candidaten, die sich um Richterstellen bewerben, können sich nicht besser empfehlen, als wenn sie reichlich tractiren. Man findet daher in ihren Wohnungen gewöhnlich den größten Theil des Tages über Speisen und Getränke für jeden, der davon

Gebrauch machen will, aufgestellt. Dieses ist ein sicheres Mittel sich beliebt zu machen, und Stimmen für sich zu gewinnen. Neben diesem gelten aber noch andere Mittel. Viele Stimmen werden ganz eigentlich erkauft; andere durch Versprechungen oder Drohungen gewonnen; wer einen bedeutenden Proceß hat, errichtet wohl gar einen Tractat mit dem zu wählenden Richter. Bisweilen freilich geben auch bloße Gunst, Verwandschaft und Freundschaft den Ausschlag bei den Wahlen. Am wenigsten aber wird immer auf das Rücksicht genommen, was eigentlich allein berücksichtigt werden müßte, auf Würdigkeit der Subjecte, auf ihre bekannte Rechtschaffenheit, Unbestechlichkeit und Thätigkeit. Ja, da jeder sich darauf gefaßt macht, in vorkommenden Rechtssachen, Bestechungen zu seinem Vortheil anzuwenden, so scheint man sogar an einem zu wählenden Richter nichts so sehr zu scheuen, als eine strenge Unbiegsamkeit. Daher werden nicht selten Personen, die während ihres Richteramts sich die gewaltsamsten Verdrehungen und Biegungen des Rechts haben zu Schulden kommen lassen, dennoch aufs neue gewählt, wenn etwa die Parthei, die sie sich dadurch verbunden haben, mächtiger und größer ist, als die von ihnen gekränkte. So gehen denn wirklich alle die Vortheile verloren, die aus der freien Wahl und aus der periodischen Erneuerung der Gerichtsbeamten entstehen könnten. Auch sind durch diese Mißbräuche die richterlichen Aemter so sehr in der öffentlichern Würdigung gesunken, daß nicht leicht einer der bessern sich um ein solches Amt bewirbt, zu dem er ohnehin nur durch unwürdige Mittel gelangen könnte, und selbst die Großen und Reichen lieber von der Bestechlichkeit der Richter Vortheil ziehen, als selbst diese mit so geringer bürgerlicher Ehre verbundenen Aemter bekleiden zu wollen.

Von einer solchen Besetzung der obrigkeitlichen Aemter lassen sich nun die Folgen leicht absehen. Die Richter, deren Immoralität und Gemeinheit zum Theil schon aus der Art, wie sie zu ihren Richterstellen gelangen, erhellet, die überdem schlecht besoldet und jedesmal nur auf drei Jahre des Besitzes ihrer Aemter gewiß sind, suchen von diesem kurzen Zeitraum möglichst zu vortheilen, wozu die allgemein herrschende Proceßsucht der Pohlen ihnen reichliche Gelegen-

heit darbietet. Wehe dem Fremden, der mit den Sitten dieses Landes unbekannt, oder zu stolz und zu redlich, um sie sich zu Nutze zu machen, sich genöthigt sieht, in Litthauen eine Rechtssache zu führen! Obgleich ein ausdrückliches Gesetz den Ausländer und Fremdling begünstigt, so wird er doch schwerlich den Ausgang seines Processes erleben. Die Fälle sind nicht selten, daß ein Proceß zehn und mehrere Jahre gewährt hat, und endlich mit dem Ermüden oder der gänzlichen Erschöpfung des gekränkten Theils aufhören mußte.

Der Verf. ist weder mit der Landessprache genugsam bekannt, noch hat er eine hinlängliche Kenntniß der Rechtswissenschaft, um über das gerichtliche Verfahren, so charakteristisch es auch für die Schilderung der Sitten des Volks seyn möchte, ausführlicher seyn zu können. Es wäre zu wünschen, daß ein Rechtskundiger, mit genauer Kenntniß der Sprache und der pohlnischen Gesetze und Observanzen ausgerüstet, diese Lücke auszufüllen übernähme. Nur über eine Art gerichtlicher Verhandlungen, die er zum Theil aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat, kann er nähere Auskunft geben: in dieser Art werden nicht unbedeutende Momente zur Beurtheilung der Gerechtigkeitspflege überhaupt enthalten seyn. Es ist dieses nämlich der sogenannte Exdivisionsproceß, besonders insofern er die Exdivision von Landgütern und liegenden Gründen betrift. Wenn z. B. der Besitzer eines Landgutes, auf dessen Gut Schulden ruhen, in den bestimmten Terminen die fälligen Zinsen, oder auch eingeforderten Capitalien nicht zu zahlen vermag, so können die Creditoren die Schuld einklagen, und es wird ihnen, wenn der Schuldner auch in den vom Gericht festgesetzten Terminen nicht zahlungsfähig ist, ein verhältnißmäßiger Antheil seines Landbesitzes als Pfand für die Schuldforderung angewiesen. Dieses Verhältniß wird aber, nach Gunst und Willkühr des Gerichts, oft so bestimmt, daß ein Creditor, für eine Schuldforderung von hundert Thalern, den Werth von tausend und mehreren Thalern als Pfand erhält. Sobald erst einer der Creditoren diese Art von Sicherheit erhalten hat, eilen die übrigen, gleichen Vortheil zu erringen, und die Operation wird von dem Gerichte fortgesetzt, bis entweder die Befriedigungsmasse erschöpft

schöpft ist, ohne daß alle Creditoren für ihre Forderungen gesichert sind, oder bis der Schuldner selbst erklärt, daß er zur Befriedigung seiner Creditoren sein ganzes Vermögen, zur Exdivision an dieselben, cedire. Alsdann wird vom Gericht eine Commission, unter der Benennung eines Exdivisionsgerichts, niedergesetzt. Zuvörderst müssen nun alle, die bereits ein Pfand zur Sicherheit für ihre Schuldforderung inne haben, solches zurückgeben, und es wird ein Curator über die ganze Vermögensmasse des Schuldners bestellt. Das Exdivisionsgericht etablirt sich auf dem Gute des Schuldners selbst, und lebt daselbst auf Kosten der Masse, oder vielmehr sämmtlicher Creditoren. Da lassen die Herrn Richter es sich denn recht wohl seyn. Mit einer zahlreichen Dienerschaft, mit einer Menge von Pferden und Hunden versammeln sie sich, geben Gesellschaften, Jagdparthien, und Schmausereien, genießen im Uebermaß besonders die für sie herbeigeschaften Getränke, reisen zwischenein nach Hause, und vergessen es nicht, manches von dem, was zu ihrer Bewirthung besorgt worden ist, als Wein, Branntwein, Zucker und Caffe, Taback u. dgl. mit nach Hause zu nehmen, und sind nur darauf bedacht, die Geschäfte möglichst in die Länge zu ziehen. Die Citationen an die Creditoren, um ihre Schuldforderungen und Ansprüche geltend zu machen, werden daher möglichst spät erlassen, und unter mancherlei Vorwänden wird die Entscheidung verzögert. Der Curator ist während dieser Zeit verpflichtet, für die Aufnahme und Bewirthung der Richter und der von ihnen gebetenen Gesellschaften zu sorgen, über die Ausgabe Rechnung zu führen, und diese Rechnungen dem Gerichte vorzulegen und von demselben vidimiren zu lassen. Nicht selten reichen die Einkünfte des Gutes oder der Güter des Schuldners zur Bestreitung dieser Ausgaben bei weitem nicht zu, und das Fehlende muß von der ganzen Exdivisionsmasse dazu geschlagen werden. Jeder Creditor, der sich nun mit seinen Forderungen meldet, muß zunächst bestimmte Procente von seiner ganzen Schuldforderung, als Honorar der Richter, in baarem Gelde vorausbezahlen, ehe er noch weiß, ob die Masse zu seiner Befriedigung hinreichen wird. Sobald nun die Richter auf diese Art gesichert sind, und möglichst lange auf Kosten der

Masse gezehrt haben, schreiten sie endlich zur Erdivision. Nun wird das Gut nicht etwa verkauft, und aus der Verkaufssumme die verhältnißmäßige Befriedigung der Creditoren vorgenommen, sondern das Gut selbst wird zerstückelt, und nach Maßgabe der Forderungen an die Creditoren vertheilt. Wem es gelungen ist, die Richter zu gewinnen, der fährt freilich am besten. Wer aber diese nothwendige Maßregel versäumt hat, erhält oft eine Entschädigung, die durchaus unzulänglich, und oft gänzlich unbrauchbar ist. Es ist unglaublich, welche Chikanen dabei statt finden. Der Verf. selbst erhielt bei einem solchen Erdivisionsproceß für eine Forderung, die er an den Besitzer eines großen Gutes hatte, drei kleine Grundstücke, die zusammengenommen vielleicht den Werth der Hälfte seiner Schuldforderung gehabt hätten; nun aber lagen diese drei Grundstücke so weit auseinander, und waren so von andern Besitzlichkeiten umschlossen, daß sie fast gar nicht benutzt werden konnten, und daß man ihm kaum ein Zehntheil des Werths, für den er sie erhalten hatte, dafür bot, so daß die Kosten, die er bei dem Proceß gehabt hatte, die Entschädigung überwogen. Auf einem andern Gute in der Nachbarschaft des Verf. erhielt, bei der Erdivision desselben, das herrschaftliche Wohngebäude fünf oder sechs Besitzer, und ein kleines bewohnbares Nebengebäude ward unter drei Creditoren vertheilt. Diese Vertheilungen veranlassen die sonderbarsten Collisionen, und sind eigentlich als eine reiche Aussaat neuer Proceße unter den auf diese Art entschädigten Creditoren zu betrachten. Einer der Creditoren auf dem erwähnten Güte hatte den Brunnen, der neben dem Wohngebäude befindlich war, erhalten, und wollte nun das Schöpfen des Wassers aus diesem seinem Eigenthume nicht gestatten. Zwei Creditoren hatten gemeinschaftlich einen Keller, aber nur der Eine hatte das Recht, den Schlüssel zu demselben zu führen, erhalten. Diese Züge erscheinen höchst lächerlich; sie sind aber charakteristisch für die Gerichtsverfassung von Litthauen, oder wenigstens für die Art, wie das Recht ausgeübt, und der Sinn der Gesetze verdreht wird. Denn ursprünglich war wohl dieses der Zweck des Gesetzes, welches die Erdivision der gesammten Vermögensmasse des Schuldners vorschreibt, daß die

Creditoren unmittelbare Sicherheit und Entschädigung für ihre Schuldforderung erhalten sollten. Wo aber einmal Verdrehungen des Gesetzes zur Sitte geworden sind, wo verjährte Mißbräuche selbst das Gefühl für Recht und Billigkeit abgestumpft haben, und wo die Moralität des Volks nicht die Immoralität der Gerichtsbehörden in Schranken hält, da müssen einen diese sonst auffallenden Erscheinungen nicht befremden. Uebrigens will der Verf. keinesweges behaupten, daß es nicht auch unter den Richtern in Litthauen Männer gebe, welche die Heiligkeit ihres Berufs erkennen und ihre Würde zu bewahren suchen; doch möchten diese so selten seyn, daß sie immer nur für eine ehrenwerthe Ausnahme von der Regel gelten können. Besser sind allerdings die obern Behörden in den Gouvernements-Städten schon aus dem Grunde, weil sie unter unmittelbarer Controlle der Regierung stehen.

Wir können diesen Abschnitt nicht beschließen, ohne noch der Advocaten besonders zu erwähnen. Diese sind in der Regel nicht eigentliche Juristen, wie in andern Ländern, sondern größtentheils ehemalige Officiere, Landedelleute, Beamte der untern Behörden u. dgl. Wer sich eine, oft nur sehr oberflächliche, Kenntniß der Landesgesetze erworben hat, dabei die Fähigkeit besitzt, sich geläufig auszudrücken, und allenfalls Stunden lang ununterbrochen zu sprechen, wem es dabei an List und Schlauheit, an Ränken und Dreistigkeit nicht fehlt, der hat die erforderlichen Eigenschaften, um Advocat zu werden. Diese Advocaten tragen vor Gericht alles mündlich vor, peroriren dabei mit der lautesten Stimme und den lächerlichsten Geberden, und suchen theils durch Geschrei, theils durch eine Menge von Rechtsausflüchten und Ränken ihre Gegner aus der Fassung zu bringen. Die Gerichtsbehörden selbst stehen nicht in genugsamer Achtung, um es verhindern zu können, daß die Advocaten verschiedener Partheien sich vor Gericht schimpfen, und sich einander von ihren Plätzen zu verdrängen suchen, wobei es bisweilen zu wirklichen Thätigkeiten kommt. Je gemeiner diese Ausleger und Vertheidiger des Rechts sind, desto gieriger saugen sie ihre Clienten aus. Nicht selten sieht man sie, die eben vor Gericht sich einander mit Schmähungen überhäuft haben, gleich darauf in größter

Einigkeit und Freundschaft, auf Kosten ihrer Clienten eine Flasche leeren. Selbst die Richter verschmähen gewöhnlich die Theilnahme an den von den Advocaten und Parthen veranstalteten Bacchanalien nicht, und besprechen bei Wein, Bier, und Branntwein die Verhandlung der nächsten Gerichtssitzung.

Diese schlechte und gewißenlose Handhabung des Rechts ist eines der größten Uebel, unter welchen dieses Land seufzt, und eine fortwährende Nahrung der Sittenverderbniß und Immoralität. Es ist der russischen Regierung bisher noch nicht gelungen, mit der Beibehaltung der alten Gesetze und Gerichtsverfassung, eine bessere Ausübung der Gerechtigkeitspflege zu vereinigen. In der That läßt sich auch diese, so wie die Vertilgung der übrigen von uns dargelegten Uebel, welche dieses Land drücken, und die Fortschritte einer bessern Cultur hemmen, nur von einer totalen Umformung und Regeneration des Volks und der Verfassung erwarten.

Dr. Karl Lüdder.

III.

Geschichte der Staatsumwälzung in Niederland im J. 1813.

Nach Herrmann Bosscha.

Erster Abschnitt.

Anfang der Umwälzung bis auf die Ankunft des Prinzen von Oranien.

[Fortsetzung.]

Kaum erscholl die Nachricht von dem übereilten Rückzug des französischen Heers an den Rhein und der Annäherung der Bundesgenossen, als die fast aufgegebne Hoffnung der Errettung und der erloschne Muth in den meisten Gemüthern wieder auflebten: während Andre nicht ohne Grund unsre Lage für höchst bedenklich hielten, denn aller Wahrscheinlichkeit nach mußte Bonaparte einen großen Werth auf die Behauptung dieser Länder legen und alles anwenden, um sie zu vertheidigen.

Der Generalgouverneur der holländischen Departements hatte schon im Anfang des Octobers, als die öffentlichen

Blätter noch immer Siege der Franzosen verkündigten, auf die Nachricht, daß Czernichef in Westphalen und selbst bis nach Kassel vorgedrungen sey, dem Kriegsminister seine Besorgniß angezeigt und über die geringe Kriegsmacht, die in diesen Departements vorhanden war, geklagt. Man suchte ihn durch die Versicherung zu beruhigen, daß die feindlichen Haufen aus Westphalen bereits wieder abgezogen wären; daß Czernichef gänzlich geschlagen sey und vom König von Westphalen verfolgt werde; daß die Schweizerschen Truppen, die auf Münster und Minden zögen, die Linien von der Weser und Ems verstärken und die nördlichen Departements sichern sollten; daß nach der Meinung des Kaisers, Holland zu weit entfernt vom Kriegsschauplatz liege, als daß der Feind, besonders in dieser Jahrszeit, etwas dagegen unternehmen könnte. Endlich ward der Gouverneur ernstlich ermahnt, sich vor falschen und beunruhigenden, durch bösen Willen verbreiteten Gerüchten in Acht zu nehmen, und Standhaftigkeit in der Behauptung seines Ansehns zu beweisen, besonders in den Departements, die die siebzehnte und die dreißigste Kriegsabtheilung *) ausmachten, und unvorzüglich diejenigen zu strafen, die auf irgend eine Weise wagen würden, die Ruhe zu stöhren. Ganz dasselbe ward zwei Tage später in einem neuen Briefe des Ministers wiederholt, mit der nähern Versicherung, daß die zu Wesel, Münster, Osnabrück, Minden und an der Linie der Weser zusammengezognen Truppen Holland decken würden; daß der Kaiser auf alle Fälle die Macht in den erwähnten Departements für hinreichend halte, einen jeden Angriff auf dieser Seite abzuwehren und durch ein verständiges und festes Betragen die Uebelgesinnten im Innern im Zaum zu halten; daß jedoch im Fall dem Gouverneur mehrere Truppen für Holland nöthig scheinen sollten, der General Merle, Befehlshaber in Wesel, beauftragt sey, entweder längs dem Rhein oder auf welchem Wege es sonst am besten geschehn könnte, so viele Truppen als er ohne Gefahr für Wesel und Münster entbehren könnte, nach

---

*) Darunter gehörten das jetzige Holland und Utrecht, Oberyssel, Gröningen und Ostfriesland.

Utrecht abzuschicken und daß er sich deswegen mit dem General Molitor vereinbaren möge. In der Nachschrift ward der Abfall Bayerns als eines falschen, von Czernichef ausgestreuten Gerüchts erwähnt. Zwei Briefe des Generals Merle vom 25sten und 27sten vereitelten die Aussicht auf seinen Beistand; er gebrauchte seine Macht höchst nöthig um einen so wichtigen Platz als Wesel und Münster, das der Feind bereits aus der Nähe bedrohe, zu sichern, und könnte durchaus keiner Truppen entbehren.

Am 2ten November berichtete der Kriegsminister, daß, auf Vorstellung des Generals Maurillon, Befehlshabers des Kriegsbauwesens in Holland, ein Entwurf gemacht sey, um die Festungswerke von Grönlngen zu zerstöhren: daß aber die Schwierigkeit der Sache und die großen dazu erforderlichen Kosten die Ausführung noch immer verzögert hätten, daß man aber bis Erwartung näherer Befehle vom Kaiser, den Ort aller Vertheidigungsmittel so viel als möglich berauben, also die Wasserwerke, Thore und Pallisaden zerstöhren und an mehrern Stellen die Festungswerke in den Graben stürzen müsse. Da eine so reiche Stadt immer von der Schleifung der Festungswerke, die ihren Handel hinderten und sie einer Belagerung aussetzten, Vortheil habe, könne es zum Theil durch Ausschreibung der nöthigen Arbeiter geschehn: doch müsse alles mit Vorsicht ausgeführt werden, um kein Murren unter den Einwohnern zu erregen. Der Gouverneur ward ersucht, die Sache durch sein Ansehn zu unterstützen und den Präfecten der nöthigen Befehle und Anweisungen zu ertheilen. Dieser Entwurf blieb jedoch unausgeführt. Am folgenden Tage benachrichtigte der Minister den Gouverneur, daß der Kaiser vornämlich wegen des Abfalls der Bayern beschlossen habe, sein Heer über den Rhein zurückzuziehn; daß aber der General St. Cyr, der sich zu Osnabrück befinde, von Davoust Befehl erhalten habe, Holland in Uebereinstimmung mit den Generalen Amey und Lauberdiere zu decken und den Feind abzuwehren, daß eine starke Abtheilung unter Befehl des Generals Rigaud aus Westphalen sich mit der Kriegsmacht unter St. Cyr, Amey und Lauberdiere bereits vereinigt haben müßte, ferner daß der Minister einen Vorschlag des Generals Molitor, 1500 Mann mit 6 Stücken zur Ver-

theidigung der Yssel und zur Sicherung des Landes gegen Streifpartheien nach der Seite von Deventer abzuschicken, gebilligt habe, daß dem Willen des Kaisers gemäß Befehl gegeben sey, um Delfzyl, Koeverden, Deventer, Naarden und Gorkum, zugleich auch Wesel, Jülich, Venloo und Grave in vollkommnen Vertheidigungsstand zu setzen und mit allen Bedürfnissen zu versehn, und fast alle Maaßregeln um Holland gegen jeden feindlichen Angriff zu schützen, genommen wären.

Auf die Nachricht daß General Lauberdiere Bremen verlassen habe, theilte der Generalgouverneur (29sten Dez.) dem Kriegsminister seine Besorgniß mit und stellte ihm vor, daß der Feind im Besitz von Bremen in Ostfriesland einfallen oder unter Lingen auf Deventer ziehn könnte; dieser Ort sey ohne hinreichende Besatzung um Widerstand zu leisten. Die Antwort, womit man ihn zu beruhigen suchte (4. Nov.) war nur eine Wiederholung der frühern Versicherungen: es ward noch hinzugesetzt daß der Kaiser beim Rückzuge an den Rhein den Entwurf habe eine Heersmacht auf der Seite von Wesel zu versammeln.

Die Vertheidigungsanstalten beschränkten sich auf die Festungen die eiligst mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen versehn wurden: hauptsächlich in der Absicht um bei einer günstigern Wendung des Kriegsglücks diese Länder desto leichter unterjochen zu können, und inzwischen den Geist des Aufruhrs, der sich je länger desto mehr zeigte, in Zaum zu halten. Zu Gröningen wurden mehrere Tage die drückendsten Forderungen gemacht, um Delfzyl und Koeverden mit feinen Bedürfnissen zu versehn, und der Präfect des Departements von der Süderfee, hatte bereits um Naarden und Gorkum zu versorgen, eine Erhöhung der directen Abgabe entworfen, aber der schnelle Wechsel der Dinge verhinderte die Ausführung. Die Gränzen wurden also entblößt gelassen und die Besatzungen der meisten Städte bestanden nur in der Natonalgarde, die nur zu sehr geneigt war, sich denen anzuschließen, in denen sie ihre Befreier erblickte. Die Festungen konnten in der Folge zu einer Geissel für die Einwohner derselben und die umliegenden Gegenden werden, die sie durch ihre wiederholten Streifereien und Ausfälle sehr verwüsteten, aber sie ver-

mochten nicht den Geist der in dem Volk erwachte auszulöschen.

Am 11ten Nov. erfuhr man zu Gröningen, daß Aurich vor 3 Tagen von den Russen besetzt sey, und daß die Kosacken sich auch in Ostfriesland gezeigt hätten. Hierauf wurden die Geschäftsstuben der Duanen *) und am folgenden Tage die allen andern französischen Behörden geschlossen; die Präfecten erhalten Befehl den französischen Beamten Pässe, aber nur über die Lemmer und Harlingen zu geben. Am 14ten berichtete der Oberpräfect van Assen, die Ankunft der Kosacken zu Meppel und Hoogeveen: hierauf verließen alle Franzosen, die noch zu Gröningen waren, eiligst die Stadt: nur durch den Eifer und die Ruhe der bewaffneten Bürgerschaft und das verständige Betragen ihrer Anführer ward allen Ausschweifungen bei dieser Gelegenheit vorgebeugt: und die abziehenden Franzosen kamen nebst ihren Habseligkeiten unbeschädigt davon **). Abends ging der Präfect, der Divisionsgeneral, die noch übrigen Schweizersoldaten, und die Gensd'armes ab. Die bewaffneten Bürgerschaaren erhielten Befehl die französischen Kokarden abzulegen: die französischen Wappen waren bereits früher von den Einwohnern abgenommen. Nach und nach trafen beträchtliche Kosackenabtheilungen ein und am 16ten verließ der Baron Rosin, der die russischen Truppen befehligte, bereits eine Verfügung, welche die Verwaltung den Präfecturräthen übertrug, alle übrige Beamte aufforderte in ih-

---

*) Um eine verruchte und abscheuliche Einrichtung zu bezeichnen, scheint es zweckmäßig das Wort Duanen zu behalten: überhaupt wäre es rathsam, für schlechte, unsittliche, lächerliche Dinge die französischen Ausdrücke und Bezeichnungen in der Sprache zu behalten. R.

**) Die Erhaltung der Ruhe ist allerdings löblich, aber es würde unstreitig die Sache viel schneller zur Entscheidung gebracht haben, wenn man den abziehenden Franzosen, die meist überall wohlbehalten mit dem Raube davon gingen, einige nachdrückliche Beweise von den Gesinnungen des Volks auf den Weg gegeben hätte: unverkennbar war es eine geheime Furcht, die diese schüchternen Maaßregeln eingab und die am Ende alles verdorben haben würde. R.

ren Stellen zu bleiben, und vorläufig die bestehende Ordnung in Kraft ließ und eine Angabe alles der französischen Regierung gehörigen Eigenthums vorschrieb. Das baare Geld aus den Kassen hatten die Franzosen mitgenommmen, und die Russen versuchten vergebens sie einzuholen und es ihnen abzujagen. Neun Schiffsknechte faßten den kühnen Entschluß einem Schiff nachzusetzen, waren 32 meist bewaffnete Duaniers mit 29 Weibern und Kindern und einer bedeutenden Geldsumme, die von einigen auch 80000 Gulden gesetzt ward, abziehn wollten: sie trafen das Schiff wirklich bei'm rothen Hahn, 3 Stunden von Gröningen, wagten aber noch keinen Angriff, sondern gingen bis Zoutkamp, wo sie Kosacken zu finden hofften. In dieser Erwartung getäuscht, beschlossen sie den ungleichen Kampf allein zu versuchen: die Duaniers befanden sich alle unten im Raum des Schiffs: Rolof Schenkel, der Anführer dieser Tapfern, sprang mit einer geladnen Pistole in der einen und einem Säbel in der andern Hand auf das Verdeck, öffnete eine Thüre und forderte die Franzosen mit drohenden Ton auf sich zu ergeben. Hierüber erschraken sie so sehr, daß sie sämmtlich ihre Waffen und auch das Geld auslieferten und sich nach Gröningen zurückführen ließen: sie boten den Siegern das Geld an, wenn sie das Schiff und sie selbst frei lassen wollten, allein dieser Antrag ward mit Verachtung abgewiesen.

Appingadam ward zwischen den 18ten und 19ten von den Franzosen verlassen, die nachdem sie große Forderungen daselbst gemacht und fast alle Lebensmittel mitgenommen hatten, in Delfzyl Sicherheit suchten. In Friesland reichte die Erscheinung einzelner Kosacken hin, das Land zu befreien: vorläufig blieb auch hier die alte Verfassung in Kraft.

Der Präfect des Departements der Mündungen der Yssel hatte bereits am 2ten Nov. dem Generalgouverneur in einem vertrauten Schreiben seine Unruhe angezeigt: er bemerkte, daß der Feind immer näher komme und man ihm kaum 300 Mann entgegenstellen könne, er äußerte seine Furcht vor einheimischen Bewegungen. Da er ohne Antwort blieb, so wurden seine Vorstellungen dringender, denn die Ankunft der französischen Beamten aus den vorliegenden

Departements, die die Flucht ergriffen hatten, vermehrte seine Verlegenheit. Man hätte zwar angefangen die Vorräthshäuser von Deventer zu füllen, aber bei dem Mangel an Soldaten sey an keinen Widerstand zu denken, und obgleich nicht dazu beauftragt habe er die Absendung der Kassen nach Amsterdam für gerathen gehalten: seine Maaßregeln wurden gebilligt.

Schon am 12ten lagerten sich einige Kosacken vor Zwoll und bemächtigten sich zweier Thore der Stadt: nach und nach erhielten sie Verstärkungen, mußten aber ihren Versuch am 17ten mit Fähren und Booten bei Katerveen über die Yssel zu gehn, aufgeben: sie erneuerten die Unternehmung 2 Tage später, unterstützt von 18 Artilleristen aus der Stadt unter Hrn. C. Janssen, die 2 Stücke vom Schloß die Gelder geholt hatten: sie vertrieben die französische Wache jenseits und bemächtigten sich Hattem's

Zu Kempen hatten sich bereits am 13ten Kosacken in der Stadt gezeigt, die nachdem sie einige Erfrischung genommen hatten, wieder abgezogen waren: bald folgte eine größere Zahl, de sich an der andern Seite der Yssel festsetzte. Inzwischen hatten sich ungefähr 100 Franzosen aus Deventer in die Stadt geworfen, um den Kosacken den Einzug zu verwehren: aber nachdem die letztern angefangen hatten, die Stadt zu beschießen, faßte die Bürgerschaft den Entschluß sich des französischen Befehlshabers zu bemächtigen. Die Franzosen, die ihn zu entsetzen suchten, wurden entwaffnet, die Wache am Fischthor überwältigt und die Brücke niedergelassen: die Kosacken zogen hierauf ein und machten die ganze Besatzung kriegsgefangen. Auf Deventer unternehmen sie bereits am 12ten einen Anfall, allein die Stadt war schon in einem zu guten Vertheidigungszustand, und konnte ohne kräftigere Belagerungsmittel nicht genommen werden. So waren also schon in der Mitte des Novembers außer Ostfriesland, Gröningen, Friesland, Overyssel und Drenthe, bis auf die 3 Festungen Delfzyl, Koeverden und Deventer durch die Waffen der verbündeten Mächte befreit.

Unterdessen reifte in einem andern Theile des Vaterlandes der lang gehegte Entwurf, statt leidend nach fremder Hülfe umzusehn, mit eigner Kraft so bald als

möglich das Joch der unerträglichen Tyrannei abzuwerfen, sich in die Würde eines freien und unabhängigen Volks herzustellen und als ein solches den Bundesgenoßen zu weiterer Bekämpfung des gemeinschaftlichen Feindes die Hand zu bieten. Die Theilnehmer dieses schwierigen Entwurfs hatten bereits öfter, bei Gelegenheiten der Volksbewegungen, die durch schreiende Ungerechtigkeiten oder gewaltthätige Handlungen verursacht wurden, über die Möglichkeit berathschlagt sie zu benutzen, aber die Betrachtung des gänzlichen Unvermögens einer solchen bewaffneten Macht gegenüber als meist noch immer in den holländischen Departements oder an den Gränzen vorhanden war, gebot eine unthätige Geduld. Das Einzige, was übrig blieb, war den Haß gegen Frankreich auf alle mögliche Weise anzuflammen und die Widersetzlichkeit auf jeden Fall so weit zu treiben, daß die Trabanten der Tyranney auch selbst wider ihren Willen genöthigt wurden, die äußersten Mittel zu ergreifen: auf diese Weise suchte man die Spannung der Gemüther auf's höchste und zu einem baldigen Ausbruch zu bringen.

Keine Gelegenheit schien günstiger hiezu als der Aufruf an die Söhne aus den vornehmsten Häusern die Ehrenwache Bonaparte's zu bilden; zu Leiden wurden verschiedene Studenten aufgefordert: sie fragten den Professor Kemper um Rath, der sie ermunterte sich durch Widerstand der unerhörten Gewalt zu entziehn: es kam bald dahin, daß die Präfecten entweder alles aufgaben oder das angefangene Werk mit Gewalt durchsetzen mußten: das letzte geschah, aber die Erbitterung stieg bis auf's äußerste. Wenn schon die Abholung der angesehnsten jungen Leute durch Gensd'armes zu Leiden und an andern Orten auch den Kaltblütigsten empörten, so sorgte die Gegenpartei, daß durch den öffentlichen Abschied, durch das Aufhalten der Gensd'armes bis auf den Mittag und durch ähnliche Mittel dies wilde Verfahren desto auffallender ward; die Drohungen des Präfecten im Departement der Mündungen von der Maaß, dem die Bemühungen des Professors nicht unbekannt bleiben konnten, gaben diesem die völlige Ueberzeugung, daß er sich in der Berechnung der Wirkungen nicht getäuscht hatte: aber diese Drohungen, begleitet

von einer Klage bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem Großmeister der Universität, stellten ihn selbst einer großen persönlichen Gefahr bloß, und nöthigten ihn, nachdem der Hauptzweck erreicht war, sich auf eine kurze Zeit aus Leiden zu entfernen.

Die Absendung der Kaßen und der Abzug der französischen Beamten uud Douaniers, die sich über Holland nach der Seite von Utrecht, wo die Hauptkriegesmacht versammelt ward, in Sicherheit begaben und die sichtbare Angst und Verlegenheit bei den Mitgliedern der französischen Verwaltung, erneuerte den Muth und die Hofnung der Einwohner: zwei Gerüchte die aber beide ungegründet waren, trugen hiezu bei. Nach dem ersten hatte Davoust Hamburg verlaßen müßen, und im Haag ward hinzugesetzt, daß ein General bereits in Amsterdam angekommen sey, um mit dem General-Gouvernör wegen der Uebergabe der holländischen Departements zu unterhandeln. Die Gemüther wurden durch diese Nachricht so sehr in Bewegung gesetzt, daß sich eine große Volksmenge am Abend des 9ten Nov. vor dem Rathhause versammelte und die öffentliche Bekanntmachung der Uebergabe des Landes an die Bundesgenoßen verlangte. Die Wache des Präfecten brachte jedoch durch schmeichelhafte Versprechungen die tobende Menge zur Ruhe. Eine zweite Sage erzählte von einer Revolution zu Paris, Bonaparte's Verhaftung, der, so wie einige hinzusetzten, bereits ermordet war: es wurden die geringsten Umstände, selbst die Rede der Theilnehmer wie man behauptet, aus dem Monitör angeführt. Bald erschien jedoch die ganze Erzählung als eine Lüge, die vielleicht ausgestreut ward, um einen Aufstand zu bewirken, und so groß anfangs die Freude gewesen war, so groß war die Niedergeschlagenheit, die an ihre Stelle trat.

Zu Amsterdam hatte man bis dahin keine Bewegung bemerkt. Ausser der bewaffneten Douaniers lag daselbst auch ein sogenanntes Strafbatallion, das auf 800 Mann geschätzt ward, nebst einigen Veteranen sämtlich unter dem General Molitor in Besitzung. Am 14ten Abends ward das Strafbatallion zu Wasser abgeführt: zugleich erhielten auch Douaniers Befehl zum Abzug, der auch unter großen

Zulauf des Volks, doch ohne alle Unordnung geschah. General Molitor verlegte in derselben Nacht sein Hauptquartir nach Utrecht. Der Generalgouvernör, der Präfect, der Generaldirector der Polizei und die übrigen Mitglieder der Verwaltung blieben noch in ihren Stellen: doch sah man ihrem Abzug mit jedem Augenblick entgegen, weil ihre Güter bereits vorausgeschickt waren. Die Bürger waren über diese Verkehrungen erfreut, die, die Absicht der Franzosen keinen kräftigen Wiederstand zu leisten verriethen und erwarteten mit Ruhe die Stunde der Erlösung: selbst der große Haufe erhielt sich zu allgemeiner Verwunderung bei dem Abzug der letzten fremden Soldaten und Douaniers aller Thätlichkeiten: aber am Abend des 15 Nov. verkündigte ein wildes Geschrei durch die Gassen den Anfang eines Aufruhrs. Volksschaaren, die jeder Augenblick vermehrt, mit Orangebändern verzierte, verbreiteten sich unter dem anhaltenden Ruf: Vivat Oranien und Oranien oben durch die Stadt. Die erste Wuth traf die ehemaligen Wachhäuser der verabscheuten Douaniers, welche obgleich ein Eigenthnm der Stadt den Flammen aufgeopfert wurden. Hierauf wurden die Schilder mit dem fronzösischen Adler herabgerissen und verbrannt: von vielen Häusern hatten die Bewohner sie jedoch bereits früher abgenommen. Die Nationalgarde, die jetzt die einzige Besatzung in der Stadt ausmachte und weder mit Pulver noch Blei versehn war, trat zwar schnell unter die Waffen, aber unterdeßen lagen die meisten Wachhäuser, die meist an den Außenseiten standen, in Asche. Der Anblick der Flamme erfüllte die Einwohner von Nordholland mit Angst und Schrecken, denn sie glaubten daß ganz Amsterdam in Feuer stehe. Die Häuser in der Nähe, die wegen eines ziemlich heftigen Windes in großer Gefahr waren, blieben zwar nicht ganz unbeschädigt, wurden aber durch schnelle Hülfe, die von den Brandstiftern selbst geleistet ward, gerettet. Der übrige Theil der Nacht war bestimmt, um die Kasernen und Packhäuser der Douanen und die Gebäude der Tabacksfaberik auf den Inseln Kattenburg, Wittenburg und Ostenburg zu plündern und zu verbrennen: aber die Ausführung dieses Entwurfs ward durch den Muth und den Eifer der bewaffneten Bürgerschaft und die Standhaftig-

keit ihres Befehlshabers des Herrn A. R. Falck, der einen größern Theil an der Leitung der Revolution gehabt hat, als bis jetzt bekannt geworden ist, verhindert: auch die Einwohner der Insel selbst unter der verständigen Anführung eines angesehenen Kaufmanns des Herrn van Voorthuizen wirkten kräftig zu Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung mit: selbst einige zurückgebliebene Douaniers wurden von der bewafneten Bürgerschaft gegen die Rache des aufgebrachten Haufens in Schutz genommen. Der Tumult hörte für die Nacht auf: doch hatten die Theilnehmer den festen Vorsatz ihre Anschläge am folgenden Tage auszuführen.

Der Generalgouvernör, der stets gewohnt war mit französischem Leichtsinn alle unangenehme Vorstellungen so viel möglich von sich zu entfernen und sich anfangs zu überreden suchte, daß das Ganze nur eine Freudensbezeugung sey, ward gegen Abend unruhiger und berief die vornehmsten Einwohner, in welche er das größte Vertrauen setzte, zu sich, um ihre Meinung über seine Lage zu vernehmen: unter denselben befanden sich die Advokaten M. C. van Hall und Jac. Wallraven, die ihm beide erklärten, daß sein längerer Aufenthalt gefährlich sey, ihn aber durch die Versicherung beruhigten, er habe bei seinen Abzuge nichts für sich zu fürchten. Am Morgen verließ er seinen Pallast, ohne im geringsten, auch nur durch Zeichen der Freude, beleidigt zu werden. Noch um Mitternacht hatte er den Herrn D. W. Elias, dem er mit Recht einen großen Einfluß auf das Volk zuschrieb, schriftlich ersucht, frühmorgens zu ihm zu kommen, und ihm dringend empfohlen, ja ihn beschworen, das Vertrauen, das er besitzt, zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung anzuwenden, und über die nöthigen Mittel sich gemeinschaftlich mit den Adjunct Maire zu berathen. Seinem Beispiel folgten an denselben Morgen der Präfect des Departements. Ich weiß nicht, ob ich es der Menschenliebe, oder der Furcht und Unentschlossenheit zuschreiben muß, daß dieser, der weit mehr Ursachen hatte bei seinem Abzug vor einer üblen Behandlung besorgt zu seyn, und deswegen auch die Nacht in beständiger Angst zugebracht hatte, öffentlich ganz ungehindert abreisen durfte: auch er hatte einige Augenblicke vor

seinem Abzuge den Herrn G. C. C. R. R. van Brienen, Befehlshaber der Nationalgarde mündlich beauftragt, alles zur Herstellung und Erhaltung der Ruhe anzuwenden.

Am folgenden Morgen brachen die Unruhen auf's neue aus: die Wachhäuser der Oktroyrbeamten und Polizei wurden verbrannt und man fuhr den ganzen Tag damit fort: die Wohnungen der französischen Beamten wurden geplündert: wüthend fiel ein zahlreicher Haufe über das Haus des Einnehmers der persönlichen Abgaben auf der Prinzengracht her: Papiere, Bücher, Hausgeräth wurden theils in's Wasser geworfen, theils verbrannt; es geschehe, hieß es, um sich wegen der vielen kostbaren englischen Waaren zu rächen, die kurz vorher auf Bonaparte's Befehl den Flammen Preis gegeben waren. Vergebens suchte die bewaffnete Bürgerschaft der Wuth durch sanftere Mittel Einhalt zu thun: sie sah sich endlich genöthigt unter den Haufen zu schießen, wodurch er zerstreut ward: auf den alten Torfmarkt wurden die Häuser des französischen Platzkommandanten und der Polizei angefallen, die beweglichen Güter herausgeholt und in's Feuer geworfen und die Wachhäuser vor denselben angezündet. Auch das Haus eines Polizeikommissairs auf dem Rokin ward inwendig ganz geplündert und würde wahrscheinlich ein Raub der Flammen geworden seyn, wenn nicht die bewaffnete Bürgerschaft es verhindert hätte. Das Werkhaus, das sogenannte Verbesserungshaus, das damals ein Staatsgefängniß war, und das Spinnhaus wurden durch einen Volks-Haufen überwältigt, die Gefangnen befreit und einige derselben auf einem Wagen umhergeführt. Ein andrer Haufe begab sich am Mittag nach dem sogenannten Jan Rodenpoortsthurm und setzte nicht nur die dort eingekerkerten Soldaten mit Gewalt in Freiheit, sondern plünderte zugleich die Wohnung des Kerkermeisters und steckte sie in Brand. Einige Weiber und Buben kletterten nach oben, zogen die Glocken und erfüllten die ganze Gegend umher mit Entsetzen, bis endlich durch das verständige Benehmen eines Brandmeisters der Haufe herabgetrieben und das Gebäude verschlossen ward.

Die gänzliche Auflösung aller Verwaltung machte die Lage der Stadt äußerst bedenklich: die vornehmsten Beam-

ten

hatten sie verlaßen: die Polizei wagte nicht mehr ihre Macht auszuüben und die Mitglieder derselben begnügten sich, sich in ihren Wohnungen mit Pistolen und andern Waffen gegen einen befürchteten Angriff zu versehn: auch war der Generaldirektor bereits abgegangen. Der Maire war zu Paris, wo er im Namen der dritten Hauptstadt des Reichs Bonaparte'n neue Versicherungen und Anerbietungen überbringen sollte. Sein Stellvertreter Herr P. P. Charlé hatte zwar eine Ermahnung an das Volk anschlagen lassen, die aber gar keinen Eindruck machte. Die Nothwendigkeit eine kräftige Regierung herzustellen, die im Stande wäre sich Achtung zu verschaffen und deren Mitglieder das Vertrauen der Bürger besäßen, veranlaßte die sämtlichen Offiziere der Nationalgarde, aus ihrer Mitte den Obersten van Brienen, den Oberstlieutnant Brants, den Kapitain A. R. Falck und die Lieutenants W. J. Luden und J. W. van Vollenhoven zur Errichtung einer ganz neuen Verwaltung mit hinreichender Vollmacht zu versehn. Die Beauftragten luden dem zu Folge im Namen der Nationalgarde, Nachmittags gegen 5 Uhr 24 Männer, die theils früher Mitglieder der Verwaltung der Stadt oder des Staats gewesen waren, theils andre ein, sich gegen 5 Uhr Nachmittags auf dem Rathhause einzufinden. Von allen ließ sich erwarten daß sie dem Volk angenehm seyn und durch verschiedne Verhältniße Einfluß genug haben würden, um die Gemüther zu beruhigen. Zwanzig der aufgeforderten Herrn erschienen und wurden versucht, die einstweilige Verwaltung zu übernehmen: die Gesetzmäßigkeit dieser Maaßregel schien durch den Auftrag des Generalgouverneurs an Herrn Elias und des Präfecten an den Herrn van Brienen, hinreichend begründet zu seyn. Der stellvertretende Maire Herr Charlé machte jedoch Schwierigkeit ihr beizutreten, wenn ihm nicht die Offiziere der Nationalgarde eine schriftliche Erklärung ausstellen wollten, daß sie ihn seines Amtes für entbunden hielten. Der Oberst von Brienen übernahm es, sie ihm zu verschaffen: von den Anwesenden glaubten vier hinreichende Gründe zu haben, um sich der Theilnahme an der neuen Staatsverwaltung zu entziehn; auch die vier ausgebliebenen Mitglieder weigerten sich die Er-

nennung anzunehmen: die übrigen *) erklärten sich bereit, doch mit der hinzugefügten Erklärung, daß sie sich dadurch nicht für gebunden hielten, um bei einer künftigen festen Ordnung der städtischen Verwaltung irgend einen Theil daran zu behalten. Hierauf erklärte der Oberst van Brienen, daß die Zwischenverwaltung gegründet sey.

Nachdem diese Einrichtung durch eine öffentliche Ankündigung bekannt gemacht und das Volk bei Strafe ermahnt worden war, sich in Zukunft aller Unregelmäßigkeiten zu enthalten, ging der neue Rath noch an demselben Abend bei Fackelschein in einem feierlichen Aufzuge, von einem Theil der bewafneten Bürgerschaft und einer großen Volksmenge begleitet durch die Stadt: ein lautes Jubelgeschrei schien die allgemeine Freude über das Ereigniß auszudrukken. Das Vertrauen auf die neue Obrigkeit verdoppelte nicht nur den Eifer der Nationalgarde und ihrer Anführer, sondern weckte auch den Muth der übrigen wohlgesinnten Bürger: viele erboten sich freiwillig, zur Wiederherstellung der Ruhe mitzuwirken: besonders nützlich bewieß sich zu diesem Zweck eine freiwillige Reuterschaar, die sich unter dem Herrn W. Willink bildete und bald bis auf mehr als 300 Mann anwuchs: viele andre Bürger und Studirenden gingen mehrere Nächte hintereinander durch die Stadt, um die Ordnung zu erhalten.

Am folgenden Tage zeigte die neue Verwaltungsbehörde in einem öffentlichen Anschlage den Hauptzweck, den sie beabsichtige und die Wahl des Herrn J. C. van der Hoop zu ihrem Vorsitzer an; in einem zweiten Aufruf wurden die Einwohner dringend aufgefordert, die städtischen Abgaben regelmäßig wie bisher zu entrichten, um allen Stokkungen im Geschäftsgang vorzubeugen. Die städtische Polizei ward wieder hergestellt, der Aufruhr ward besänftigt: und nur am 17ten ward noch ein Anfall auf das Lutherische

---

*) Es waren die Herrn J. C. van der Hoop, P. A. van Boetzelaar, D. W. Elias, P. B. Charlé, W. Boreel, C. van der Ondermeulen, J. van Loon Jansz: D. J van Lennep. H. van Slingeland, G. ten Sande, A. Mendes de Leon, J. A. Willink, J. J. May, P. A. Brugmans, J. D. Meyer, J. G. van de Poll, A. A. Deutz van Assendelft.

Waisenhaus unternommen, das seit einiger Zeit von den Franzosen zu einem Spital für Soldaten gebraucht ward, allein die Aufwiegler wurden von der bewaffneten Bürgerschaft auseinander getrieben: seitdem ward die Ruhe nicht wieder gestöhrt. Die Verwaltung bezeigte am 12ten den Bürgern, die zur Herstellung und Erhaltung derselben so kräftig beigetragen hatten, ihren Dank und drohte denjenigen, die sich grober Ausschweifungen schuldig machen würden, mit ernstlicher Bestrafung. Es ist nicht unwahrscheinlich daß dieser Aufruhr zuerst in der Absicht veranstaltet ward, um die Mitglieder der französischen Verwaltung, die sich noch in der Stadt befanden durch Furcht zu einer schnellen Abreise zu bewegen, und die allgemein gewünschte Umwälzung vorzubereiten: es ist entschieden, daß die Nachricht von den Vorfällen zu Amsterdam, sobald sie im Haag und anderswo bekannt ward, nicht wenig beitrug, um den Muth zu erhöhn.

Die städtische Verwaltung durfte die Gefahr nicht übersehn, worin die Stadt sich in diesem Augenblick, theils bei ihrem ganz wehrlosen Zustand, theils durch die Nähe einer bedeutenden Kriegsmacht befand, die Molitor in Utrecht und Naarden zu seiner Verfügung hatte; sie hielt es daher rathsam sich anfänglich blos auf die Erhaltung der Ruhe und Entscheidung der täglichen Angelegenheiten zu beschränken und sich aller Maaßregeln zu enthalten, die dem Feinde Veranlaßung geben konnten, Amsterdam auf die schreckliche Weise zu behandeln wie Hamburg. Deswegen wurden die vielen von andern Orten fliehenden Douaniers, mit ihren Weibern und Kindern, unter dem Geleit bewafneter Bürger, selbst ohne daß sie entwafnet wurden, durch die Stadt geführt, obgleich viele von ihnen diese Waffen hernach zum Verderben ihrer Erretter angewandt haben, und die Umwälzung ward zu Amsterdam erst am 25sten Nov. zu Stande gebracht.

Das Geürcht von dem Aufstande in der Hauptstadt, das bereits an demselben Abend da er ausbrach im Haag verbreitet war, die gewiße Nachricht von dem baldigen Abgang des Präfecten, und die freilich zu voreilige Sage von dem Uebergang der Verbündeten über die Yssel, veranlaßten den Herrn Gysbert Karl von Hogendorp

nebst einigen andern Freunden des Vaterlandes, den Zustand der Ungewisheit zu endigen und durch die Erneuerung der alten vaterländische Losung den Zweck einer bevorstehenden Veränderung auszusprechen. Die Söhne des Herrn von Hogendorp erschienen zuerst mit der orangenfarbenen Hutschleife geschmückt: ihr Beispiel wirkte wie ein elektrischer Schlag: des Morgens um 10 Uhr erblickte man überall solche Bänder und Hutschleifen, und die Straßen hallten von dem Geschrei wieder Oranien oben. Der Maire, Faber van Riemsdyk, ward schon am Morgen von einer unzähligen Volksmenge, die den französischen Adler abgerißen und sich vor dem Rathhause geschaart hatte, bestürmt, die oranische Fahne aufzustecken: er weigerte sich aber, weil der Präfekt und die übrige französische Verwaltung noch anwesend waren: doch nahmen noch drei Glieder der 1795 abgetretnen städtischen Regierung, die Altbürgermeister Sluyer, 't Hoen und Bachman, Männer die die Achtung und das Vertrauen der Bürger besaßen, Sitz auf dem Rathhause und bildeten eine Zwischenverwaltung: besonders ist es den Vorstellungen des Erstern zu danken, daß das Volk sich aller Gewaltthätigkeiten enthielt. Durch sie ward der Polizeicommissarius Ambt beauftragt, fortdauernd für die Bewahrung der Ruhe und Sicherheit zu sorgen. Der Präfekt, der nach seiner eignen Aeußerung den Holländern eine solche Ermannung nicht zugetraut hatte, erkannte bald die Gefahr eines längern Aufenthalts an einem Ort, wo er nicht weniger als sein Amtsgenoße in dem benachbarten Departement der Südersee, die Gemüther aller Bürger bis auf einige verächtliche Wesen, die in seinem Dienst standen, wider sich hatte. Man hatte auch nicht unterlaßen ihm, unter den Schein eines wohlgemeinten Rathes, durch geheime Abgesandte die Gefahr noch größer zu schildern: er beschloß daher noch an demselben Tage abzugehn. Noch vor seiner Abreise empfahl er verschiedenen Einwohnern auf's dringendste für die öffentliche Sicherheit zu sorgen und alle Maßregeln zu ergreifen, die die Umstände erfordern würden.

Der Graf Leopold van Limburg Stirum trat nach geschehner Verabredung mit dem Herrn van Hogendorp, und F. van der Duin van Maesdam als Gouvernör im Haag

auf: er steckte die oranische Fahne auf dem Thurm des Rathhauses auf und verkündigte im Namen des Prinzen von Oranien, daß bis zu seiner Ankunft eine vorläufige Verwaltung sogleich die Geschäfte übernehmen würde; zugleich wurden die guten Bürger aufgefordert für die Ruhe und Ordnung zu wachen, allen ward ein fröhlicher Tag auf Kosten der Stadt versprochen, und denen, die irgend eine Ausschweifung verüben würden, die schwerste Strafe gedroht. Noch stärker wurden die Absichten und Erwartungen derjenigen, die die Leitung der Angelegenheiten übernommen hatten, in einem gedruckten Blatt ausgesprochen, das ohne Namen erschien und überall in der Stadt angeschlagen ward. *) Die Herrn van der Duin van Maesdam, G. K. van Hogendorp, Repelaar van Driel, J. F. van Hogendorp, F. D. Changuion und F. J. de Jonge forderten auch an denselben Tage alle Glieder der Verwaltung von 1794 und 1795 zu einer Versammlung am folgenden Mittag auf.

Dies alles geschah während eine französische Besatzung von 600 Mann, die aus der Wache des Präfekten, Gensd'armes, Douaniers und sogenannten Etrangers bestand, mit 2 Feldstücken sich noch in der Stadt befanden, die, wenn es ihr nicht an Muth und Entschlossenheit gefehlt hätte, hinreichend im Stande war, die angefangene Veränderung zu hemmen und im Fall eines Widerstands ein blutiges Schicksal über die Stadt zu verhängen; aber die Furcht vor einem allgemeinen Aufruhr war so groß, daß die meisten mit sichtbarer Verlegenheit in den Straßen

---

*) Oranien oben. — Holland ist frei. — Die Bundesgenoßen ziehn auf Utrecht — die Engländer werden gerufen. — Die Franzosen flüchten auf allen Seiten. — Die See ist offen. — Der Handel lebt auf — alle Partheiung hat aufgehört. — Alles Erlittene ist vergeßen — und vergeben. — Alle Angesehne kommen in die Regierung — Die Regierung erklärt den Prinzen — zur hohen Obrigkeit. — Wir vereinigen uns mit den Bundsgenoßen. — Und zwingen den Feind zum Frieden. — Das Volk bekommt einen fröhlichen Tag. — Auf gemeine Kosten. — Ohne Plünderung oder Mißhandlung. — Jeder dankt Gott — die alten Zeiten kommen wieder. — Oranien oben.

umher irrten, und selbst die Soldaten von der Wache des Präfekten theils fortliefen, theils der Gegenpartei ihre Dienste anboten. Der französische Befehlshaber begab sich gegen Abend mit den Etrangers, die bei einander geblieben waren, nach dem Binnenhof: hier setzte er sich durch Hülfe seiner beiden Feldstücke in Sicherheit und erwartete, wie er sagte, die Befehle des Generals Molitor, den er von seiner Lage unterrichtet hatte. Am folgenden Morgen ließ er den Herrn van Olden Barneveld, genannt Witte Tullingh, Oberst der Nationalgarde, zu sich rufen und zeigte ihm an, daß er Befehl erhalten habe, den Haag zu verlaßen und auf Krimpen zu ziehn: er wünschte darüber mit den Gouverneur van Stirum zu sprechen. Dieser nahm keinen Augenblick Anstand den Ungehinderten Abzug der Besatzung mit ihren Waffen und Gepäck zu bewilligen, den man ohnehin nicht hindern konnte. Uebrigens dankte der Kommandant den gedachten Herrn für ihre eifrigen Bemühungen zur Erhaltung der Ruhe; auf sein Verlangen begleitete der Oberst, die Kriegesmacht bis Ryswik und erhielt bei der Trennung eine schriftliche Anstellung als Kommandant vom Haag worin des Grafen van Stirum gar nicht erwähnt war. Der Oberst, der sich bereits thätig für die Sache des Vaterlands erklärt hatte, beschloß jedoch von dieser Vollmacht keinen Gebrauch zu machen und richtete sich nach dem Befehl des Gouverneurs.

Man war zu weit gegangen, um sich bei einer unerwarteten Rückkehr der französischen Macht, durch das Vorgeben nur für Erhaltung der Ruhe besorgt gewesen zu seyn, rechtfertigen zu können: selbst wenn es gelungen wäre, die weiteren vorbereiteten Mittel zu einem gänzlichen Abfall ihrer Nachforschung zu entziehn: und da alle halbe Maaßregeln von nun an nur zum Verderb führen konnten, so ward die Vollendung des angefangenen Werk's zur gebieterischen Nothwendigkeit. Man beschloß den Prinzen von Oranien über das, was bis jetzt vorgefallen war und die weitern Beschlüße zu benachrichtigen: die Herrn Jacob Fagel und de Perponcher reisten nach London ab, von wo man die letzten Nachrichten von ihm erhalten hatte, in der Ungewißheit, ob er nicht vielleicht nach Deutschland abgegangen sey, ward auch der Dragonerhauptmann G. T. Wauthier mit einem Briefe abgesandt: zugleich ward er beauftragt,

in dem ersten Hauptquartier der Verbündeten, das er antreffen würde, die Vorfälle in Holland bekannt zu machen.

Die Versammlung, die am 18ten berufen war, sollte die Revolution im Innern vollenden: aber der Erfolg entsprach der Erwartung nicht: die meisten Aufgeforderten scheuten eine mögliche Veränderung der Dinge und wollten sich keiner Verantwortlichkeit aussetzen, während Andere höchstens von der Erhaltung der Ruhe hören wollten. Obgleich man bei der Berufung der Regierungs-Mitglieder aus den letzten Zeiten der Statthalterschaft nicht beabsichtigte, Männer von einer andern politischen Meinung auszuschließen, sondern nur darin ein Mittel zu finden glaubte, um einige unentschiedene Gemüther desto schneller zu beruhigen, so glaubten doch Manche eben hierin eine Wirkung des Parteigeistes zu sehn, der, so wie er früher die Quelle von allen Unfällen des Landes gewesen war, jetzt für den Erfolg der Umwälzung nicht nur schädlich, sondern selbst bei'm Gelingen derselben, verderblich werden müste. Es war daher nichts so nothwendig als diesen schädlichen Mißverstand zu entfernen und es ward ein zweiter Aufruf erlaßen, aus welchem deutlich hervorging, daß man nicht das Interesse irgend einer Partei, sondern nur die Erhaltung des Vaterlandes vor Augen habe.

Anfangs folgten die Soldaten ihrem Befehlshaber, der sie über Delft und Rotterdam nach der Seite von Gorkum führte, zwar ohne Widerstand, aber bei'm Uebergang über die Maaß erklärten sie Bonaparte's Fahnen nicht länger folgen zu wollen, sondern kehrten, nachdem sie ihren Befehlshaber verwundet oder in's Wasser geworfen hatten zurück. Etwa 200 von ihnen kamen im Haag an und waren bereit dem Hause Oranien zu dienen. Den Freunden der Revolution war dieser Antrag willkommen; aber in Bonaparte's Augen muste die Aufnahme dieser Ueberläufer ein neues Verbrechen seyn: die eifrigen Freunde der Revolution entlehnten aus diesem Umstande einen neuen Grund, den entscheidenden Schlag nicht länger zu verschieben. Unter denselben befand sich der Professor Kemper: bis jetzt hatte er sich nur unter der Mitwirkung der Herrn Heldewier, van Bommel und Kluit mit Vorbereitung der großen Veränderung zu Leiden beschäftigt, jetzt beschloß

er, sich auf eine Zeitlang allen andern Verhältnißen zu entziehn und sich ganz der großen Sache zu weihen, die ihm immer am Herzen gelegen hatte; doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er durch diesen Schritt nichts anders beabsichtige, als seinem Vaterland in der Stunde der Noth nach allen seinen Kräften zu dienen ohne daß er für die Zukunft eine Veränderung seiner Lage suche oder begehre. Aber nur die kleinere Zahl war von ähnlichen Gesinnungen beseelt: man beschloß indeßen den Ausgang der großen Versammlung zu erwarten, die am 20sten zusammen kommen sollte, doch verbanden sich die Herrn van der Duyn, van Maesdam, van Hogendorp, Graf van Limburg Stirum, Kemper und Changuion, gleich nach der Beendigung jener Versammlung, von der man bereits damals nichts als Verzögerung und Hinderniße voraussah, den Abfall von Frankreich öffentlich auszusprechen. Die Versammlung ward freilich zahlreicher besucht als man erwartete, aber die Mitglieder waren unentschlossen und wollten sich zu keinen entscheidenden Schritten entschließen: einige hielten es gerathen noch einige Tage zu warten, andre hatten keinen Auftrag, diese glaubten man müße sich auf die Erhaltung der Ruhe beschränken, die meisten fanden es bedenklich, den nahen und überlegenen Feind ohne Ursach zu reizen: die Stimme der Wenigen, die einen kühnern Schritt empfahlen, unter denen sich auch Fannius Scholten auszeichnete, fand kaum Gehör, vielweniger Eingang.

Ein Brief des Präfecten Straßart aus Gorkum, der einen Weg der Rückkehr und gänzlichen Vergessenheit anbot, zugleich aber die strengsten Strafen und das Herranrücken einer furchtbaren Kriegesmacht drohte, machten die Nothwendigkeit eines entscheidenden Entschlußes noch dringender. Das Schreiben blieb nicht ohne Eindruck und selbst der Muth derjenigen, die sich bereits erklärt hatten, war dieser Prüfung nicht gewachsen. Die standhaften Vertheidiger kühner Maaßregeln fanden aber eben in diesem Brief eine neue Bestätigung ihrer Ueberzeugung: denn unverkennbar verrieth sich die Furcht die dieses Mittel eingegeben hatte. Es entschlossen sich daher die Herrn van der Duyn van Maesdam und G. K. van Hogendorp sich im Namen des Prinzen von Oranien an die Spitze der Re-

gierung im Haag zu stellen: zuerst vereinigte sich mit ihnen Herr F. D. Changuion, als allgemeiner Secretär, statt des Herrn A. R. Falck, der von gleichem Eifer für die große Unternehmung beseelt, sich zur Uebernahme dieser Stelle willig erklärt hatte, sich aber damahls in wichtigen Absichten zu Amsterdam befand. Die Herrn Kemper und Fannius Scholten, übernahmen es, die vornehmsten holländischen Städte für die Revolution zu gewinnen: der erste ging deswegen wieder nach Leiden und der letzte nach Amsterdam. Am 21sten und 22sten Nov. ward das Volk durch Proclamationen von diesen Beschlüßen unterrichtet: dem Kaiser von Frankreich ward die Treue und der Gehorsam aufgekündigt; jeder der noch irgend einen Befehl der französischen Regierung befolgen würde, für einen Meuterer und Verräther des Vaterlands erklärt; endlich wurden alle Niederländer aufgefordert die Waffen zu ergreifen, um den Feind, der sich noch auf niederländischen Boden befand, zu vertreiben. *) Der Baron Sweerts de Landas ward zum Befehlshaber einer Kriegsmacht ernannt, die die feindlichen Schaaren zu Gorkum beobachten sollte: der Herr C. F. de Jonge erhielt den Auftrag mit einer andern Abtheilung, den General Molitor zu Utrecht in's Auge zu faßen: der erstere eilte mit einem Truppencorp's, das aus den Etrangers und Freiwilligen bestand, schon am folgenden Tage zur Vertheidigung der Maas, während Hr. de Jonge sich nach Leiden begab, begleitet von der ihm untergeordneten Nationalgarde, die jetzt den Namen der Oranischen Garde führte. Zum Oberbefehlshaber der bewafneten Macht in Holland ward der Graf von Limburg Stirum ernannt; dem Polizeicommißarius Ambt, der das Vertrauen der französischen Regierung besaß und dasselbe benußt hatte, um verschiedene gewaltsame Maaßregeln zu verhindern, ward die Leitung der polizeilichen Angelegenheiten übertragen.

Zu Leiden hatte bereits in der vorhergehenden Woche Maire Heldewier für nöthig gefunden sich mit einigen einsichtsvollen und geachteten Männern, namentlich den Herrn Joh. Gael, den Baron A. G. van Boetselaar, Hr. G. A. M. van Bommel und Herrn W. P. Kluyt

*) S. Beilage A.

zu einer Zwischenregierung zu vereinigen; es herrschte bei der Bürgerschaft und der Schützengesellschaft unter dem Befehl des Herrn Bruije ein reger Eifer für die gute Sache, der die Unentschlossenheit einiger Einzelnen gleichgültig machte: es fand daher die Anerkennung des Prinzen von Oranien und der neuen Verwaltung keine Schwierigkeit. Der General de Jonge brach am folgenden Tage mit den Haagern, die von einigen Leidenschen Freiwilligen und Studenten verstärkt waren, nach Woerden auf, um diesen Ort zu besetzen, theils weil man es für leichter hielt, denselben mit wenigen Truppen gegen einen Ueberfall zu decken als Leiden zu vertheidigen, und theils um den General Molitor die Verbindung mit dem Haag und Amsterdam abzuschneiden. Zu Amsterdam hingegen wirkte die Furcht wegen der Nähe des Generals Molitor zu allgemein, und die Bürger zögerten daher sich laut zu erklären. Unterdessen machte der Brief des Präfecten und die vielleicht zu sehr vervielfältigten Versuche auszulaufen und die Ankunft der erwarteten Engländer zu beschleunigen einen beunruhigenden Eindruck auf die Gemüther, aber eben dadurch wurden die Häupter angefeuert alles anzuwenden, um die Unternehmung durchzuführen, die nur durch Kühnheit und unerschütterliche Standhaftigkeit gelingen konnte. Die Herrn Kemper und Fannius Scholten wurden daher als Generalcommissarien der allgemeinen Verwaltung bevollmächtigt nach Amsterdam zu gehn, um dort eine Entscheidung zu bewirken. Unterwegs ließen sie auf den Dörfern die Ankündigung der allgemeinen Verwaltung und den Aufruf zur Bewaffnung vorlesen: der letztere hatte einen so guten Erfolg, daß schon an demselben Tage sich Freiwillige im Haag einstellten. Zu Amsterdam war die Lage der Dinge nur noch wenig verändert: sie beschlossen daher zuerst die Gemüther besonders zu erforschen, und zwar übernahm es Kemper mit den Häuptern der Kriegsmacht zu unterhandeln, während sein Gefährte sich an die Glieder der städtischen Zwischenregierung wandte. Der Schout by Nacht Verdooren, der General Kraaijenhof und der Oberst van Brienen erklärten sich sogleich bereit dem Prinzen und der allgemeinen Verwaltung den Eid der Treue abzulegen: und in derselben Nacht ward über dieVerthei-

digungsmittel berathschlagt. Aus einem aufgefangenen Brief des Kriegsministers an den General Molitor ging hervor, das man nicht im Stande sey, aus Frankreich Verstärkung nach Holland zu schicken; der damalige Inspector beim Wasserstaat, van der Plant, ehemals Generallieutnant in russischen Diensten, übernahm es, diese Nachricht sogleich nach dem nächsten russischen Hauptquartier zu überbringen, um die Ankunft der Verbündeten zu beschleunigen. Die städtische Verwaltung hatte noch keinen andern Entschluß gefaßt, als unerwartet am 24sten Nov. früh Morgens 200 Kosacken unter Major Baron von Marklay erschienen. Jetzt musten alle Bedenklichkeiten zurücktreten. Die Generalkommissarien und die drei vorhin erwähnten Befehlshaber begaben sich von den beiden von ihnen ernannten Secretären J. N. Marin und N. Taunay und dem Anführer der Kosacken begleitet, nach dem ehemaligen Prinzenhof, wo die städtische Regierung sich versammelte. Nachdem der Herr von Marklay ersucht war, auf einige Augenblicke in ein Nebenzimmer zu treten, zeigten sie der Versamlung ihre Absicht an: da sie ohne Schwierigkeit als Bevollmächtigte der allgemeinen Verwaltung anerkannt wurden, schlugen sie die Erneurung einer Comission vor, die sich mit ihnen nach dem alten Rathhause begeben sollte, um dort von der Tribune den Beschluß der allgemeinen Verwaltung zu verkündigen und die holländische Fahne aufzustecken. Dieser Vorschlag ward angenommen und der Zug ging gegen Mittag nach dem Rathhause, das als ein Kaiserlicher Pallast bis auf diesen Tag von Soldaten in Bonapartes Dienst besetzt war, doch hatte kurz vorher die Besatzung es durch einen Vertrag den Oberst van Brienen übergeben. Unter lautem Jubel von einer unzähligen Menge ward die Ankündigung verlesen: die holländische Fahne ward aufgepflanzt und bald wehte sie auch von den übrigen Thürmen. Die Komissarien hielten nun in dem Gasthof auf dem Krabbenmarkt, wo sie zuerst abgetreten waren, regelmäßige Sitzungen, übernahmen alle Zweige der Verwaltung, die sich zu Amsterdam befanden, und trafen die nöthigen Vertheidigungsanstalten: die Nachricht, daß Woerden ohne Widerstand besetzt war und daß der Befehlshaber des, auf den halben Wege nach Harlem angelegten und schwer einzunehmenden Forts, mit dem Herrn Rom, ehemals

Reuteroffizier, der den Kommissarien seine Dienste angeboten habe, einen Vertrag geschlossen hatte, wenn er keinen Entsatz bekomme am 29sten bis, zu welchem Tage er noch mit Lebensmitteln versehn sey, die Schanze zu übergeben, erhöhte nicht wenig den Muth und den Eifer. Am 25sten erschien eine Bekanntmachung, worin das vorsichtige Betragen das die städtische Verwaltung bis dahin beobachtet hatte, gebilligt, aber auch das Zweckmäßige kräftigerer Maaßregeln entwickelt ward: der Bürgerschaft ward die Zusage ertheilt, daß für die Sicherheit der Stadt auf die bestmöglichste Weise gesorgt sey, sie ward aber ernstlich aufgefordert, die Vertheidigung durch freiwillige Beiträge zu unterstützen: es würde hiezu durch die Ausstellung von Kästen an mehrern Stellen der Stadt, wie auch im Haag geschehn war, eine bequeme Gelegenheit gegeben.

Der französische Admiral und Seepräfect Truguet, zeigte am 24sten dem jetzigen Schout by Nacht und Befehlshaber der Seemacht im Bezirk von Amsterdam, G. Verdooren, der in der unglücklichen Seeschlacht bei Kamper-Duni im J. 1797 das Kriegsschiff Delft befehligte, an, daß er durch den Drang der Umstände genöthigt sey Amsterdam zu verlassen und sich in das Hauptquartier des Generals Molitor zu begeben, und ihm daher seine bisherigen Geschäfte übergebe: er befahl ihm für alles auf's beste zu sorgen und mit den Admiral Verhuel auf dem Helder sich in Verbindung zu setzen. Der Schout by Nacht schrieb aber gleich nach Empfang des Briefs an den Seeminister, daß er mit Freuden die Ereignisse sehe, die seinem Vaterlande die Hoffnung gäben, bald seine Unabhängigkeit wieder zu erwerben; daß er daher entschlossen sey, den Diensten Bonaparte's zu entsagen und zur Herstellung seines Vaterlandes mitzuwirken. Ihm ward durch die Generalkommissarien die Anordnung der Seesachen im ersten Bezirk von Holland zu Amsterdam übertragen; zwei Tage hernach ernannte ihn die allgemeine Verwaltung zum Admiral der Südersee mit dem Auftrag alle nöthige Vertheidigungsmittel vorzukehren, alle Ausschreibungen an Waffen, Mannschaft u. s. w. zu machen und darauf Scheine selbst oder durch einen Bevollmächtigten auszustellen, die von der Regierung eingelößt werden sollten. Der bisherige Generaldirektor der Festungen Kraijenhoff, der ebenfalls dem Kriegs-

minister seinen Uebertritt in die Dienste des Prinzen von Oranien anzeigte, erhielt unter dem Namen Gouverneur von Amsterdam die ganze Leitung der Vertheidigungsanstalten zu Lande; alle Kriegsleute, die in frühern Zeiten dem Staat zu Wasser oder zu Lande gedient hatten, wurden aufgefordert, auf's neue die Waffen zu ergreifen: besonders ward geübten Artilleristen sogleich eine nützliche Bestimmung versprochen. Acht uud zwanzig Kanonen wurden von dem Admiral abgegeben und an den Stadtthoren aufgepflanzt: ein Artilleriecapitain G. P. Versteeg, der seinen Abschied erhalten hatte, bot freiwillig seine Dienste an und leitete die Veranstaltungen, die hinreichend schienen, um die Franzosen von einer Unternehmung abzuschrecken.

Nachdem der Admiral sämmtliche Beamte der Admiralität für die jetzige Verwaltung und den Prinzen von Oranien vereidigt hatte, ward sogleich eine Werbung von ihnen veranstaltet, wodurch in 16 Tagen 600 Mann zusammenkamen und zugleich ward zum Schutz der Südersee eine Anzahl kleiner Fahrzeuge ausgerüstet. Die Nationalgarde zu Amsterdam ward mit einem fünften Bataillon vermehrt, wozu alle Bürger ohne Unterschied der Jahre, die im Stande waren, die Waffen zu tragen, aufgerufen wurden: die entweder wegen Alter oder körperlicher Fehler unfähig waren, erhielten Gelegenheit durch einen Stellvertreter für die allgemeine Sicherheit mitzuwirken. —

Bereits am 17ten Nov. gingen viele Wagen durch Dortrecht nach Brabant: viele Douaniers und Gensd'armen und vornehme Beamte, z. B. der Generalgouverneur, der Generaldirektor der Polizei und andre angesehne Leute begaben sich durch die Stadt nach Gorkum: hierauf verließen die Franzosen dieselbe, so daß am 19ten kein Franzose mehr vorhanden war. Jeder schmückte sich jetzt mit orangefarbnen Bändern und die aufgelößte französische Regierung ward durch eine Zwischenverwaltung ersetzt, doch ward die Freude nicht wenig durch die Nachricht gestöhrt, daß die Douaniers und Gensd'arme's, deren Zug über Papendracht nach Gorkum noch immer fortdauerte, sich dort festsetzten und daß die bewaffnete Macht durch die junge Mannschaft aus der Nationalgarde von Brabant und bewaffnete Matrosen von der Flotte zu Antwerpen verstärkt werde; man schloß hieraus, daß es noch nicht die Absicht des Feindes sey, Holland ganz

zur äumen. Man nahm also so viel möglich die nöthige Vorsorge, um nicht ganz unerwartet überfallen zu werden: da man erfuhr daß zu Krimpen wichtige, für Dortrecht bestimmte Papiere durch Gensdarmen aufgehoben waren, wurden sogleich die Fähren und die Schouten nach der Stadt geholt, an das Riesdykfche Thor und die Walevest Wachen von der Nationalgarde gestellt, Befehl zur Untersuchung aller vorbeifahrenden Schiffe ertheilt und die Bürgerwache auf dem Rathhause erhielt scharfe Patronen. Die holländische Flagge, die am folgenden Tage von den Thürmen, öffentlichen Gebäuden und Schiffen wehte, schien zwar anzudeuten, daß man vor einer Rückkehr der Franzosen nicht sehr besorgt sey, allen die Nachricht, daß sich von der Gorkumschen Besatzung, die auf 4000 Mann angegeben ward, bereits ein starker Vorposten zu Hardinksveld befinde und daß noch eine große Anzahl Matrosen aus Antwerpen im Anzuge sey, machte die Unruhe je länger desto größer. An demselben Tage ward noch ein Pulverschiff, das von Hellevoetsluis kam und für Gorkum bestimmt war, durch die Dortrechter angehalten: eine Maaßregel, die so rathsam sie auch sonst seyn mochte, doch bei der gefürchteten Zurückkunft des Feindes nur böse Folgen voraussehn ließ. Schon am 21sten hatte sich die Lage der Dinge sehr verschlimmert; früh wurden die holländischen Flagen eingenommen. Der Präfect Straßart hatte in der Nacht dem Unterpräfecten von Dortrecht eine Forderung von 200000 Franken zu Lebensmitteln für die Festung überschickt, die gleichmäßig von der Bürgerschaft aufgebracht und höchstens am 24sten geliefert werden sollten. Die Umstände der Stadt, die gar kein Geschütz und andre Kriegsbedürfnisse nur von geringer Menge besaß und überall von feindliche Besatzungen zu Gertruidenburg, Willemstad, Hellevoetsluis und Briel umringt war, ließen keine Wahl übrig und in der Hoffnung den gefürchteten Besuch dadurch zu entfernen, entschloß man sich die Forderung zu erfüllen. Dieser Entschluß ward zu Gorkum angezeigt: die Bürger hofften dadurch die Gefahr für den Augenblick entfernt zu haben, aber am Morgen des folgenden Tages um 5 Uhr wurden sie durch Kanonen und Haubitzen schrecklich aus der Ruhe geweckt. Vierhundert Douaniers und Brabanter waren in der Nacht mit einem Mörser und Sechspfünder zu Papen-

recht angekommen, hatten das Geschütz auf dem Veerdam aufgeführt und ein Boot mit einigen Douaniers hinübergeschickt, um sich in der Stille der Fähre zu bemächtigen. Als sie entdeckt und nach ihrer Absicht gefragt waren, verlangten sie die Uebergabe der Fähre, die ihnen ohne höhere Erlaubniß verweigert ward. Aus dem Boot fiel darauf ein Flintenschuß und sogleich begann das Geschütz auf die Stadt zu spielen. Die Gründe, die am vorigen Tage zur Nachgiebigkeit riethen, befahlen auch heute sich in die Umstände zu schicken; der Befehlshaber der Nationalgarde M. Beelarts, der grade in der Nähe war, hatte Muth genug in einem Boot nach Papendrecht hinüber zu gehn und nach seiner Ankunft hörte das Schießen auf. Ihm folgten bald einige Glieder der Verwaltung: die Franzosen erklärten, daß sie nur die Erhaltung der Ruhe und der Reichsgesetze beabsichtigten, doch kam man überein, daß sie erst mit dem Tage in die Stadt ziehn sollten; *) die Bürger wurden hievon benachrichtigt und aufgefordert, die Oranienzeichen abzulegen und sich still und friedlich zu betragen. Die französische Flagge ward wieder aufgesteckt und alle Bürger die die Waffen ergriffen hatten, außer der Nationalgarde erhielten Befehl nach Hause zu gehn. Die Franzosen zogen darauf ruhig hinein und schaarten sich mit ihrem Geschütz auf dem Platz vor dem Rathhaus: die Anführer gingen in die Versammlung der Regierung. Außer der frühern Forderung wurden noch Arzneimittel verlangt, die ebenfalls binnen 2 Tagen geliefert werden sollten: zugleich sprachen sie auch von einem geheimen Auftrag, der eine große Unruhe verursachte. Unterdessen verbreitete sich noch an demselben Abend das Gerücht von einer nahen Hülfe aus Rotterdam, das am folgenden Morgen noch mehr ver-

---

*) Es ist auffallend, daß eine Stadt von 18000 Einwohnern, die auch wenn die Sturmglocken gezogen wären, auf Unterstützung von der umliegenden Gegend rechnen konnte, sich von einen Haufen von 400 elenden Kriegsknechten, die offenbar in der größten Furcht waren, so geduldig hudeln und plündern ließ: der Geist des holländischen Volks erscheint überall angeschüchtert, furchtsam, unentschlossen. Wie ganz anders handelte die edle Kühnheit ihrer unverzagten Väter! R.

stärkt ward: die Bürger ermannten sich und die Franzosen wurden von Schrecken ergriffen: sie versammelten sich ohne die Trommel zu rühren in größter Verwirrung: die Anführer vergaßen alle ihre Forderungen und geheimnißvollen Bedrohungen und verlangten nur einen ungehinderten Abzug unter dem Versprechen, nie die Waffen wider die Stadt zu führen: ja sie rühmten das gute Betragen der Verwaltung, wodurch die Ruhe erhalten war, und machten nun auch kein Geheimniß aus ihrem Auftrage mehr, daß sie unter gewissen Umständen mehrere genannte Personen aufheben und wegführen sollten. Ihr Antrag ward bewilligt, doch wurden sie nur mit Mühe gegen die Mißhandlungen des erbitterten Volks gesichert. Spät am Abend kamen einige hundert Freiwillige, die zum Corps des Generals Sweerts de Landas gehörten, aus Rotterdam an. Ein Theil besetzte sogleich Papendrecht: in der Nacht trafen auch 2 Kanonenboote ein, die zwischen der Stadt und Papendrecht eine Stellung nahmen.

Die holländische Flagge ward wieder aufgesteckt und dem französischen Befehlshaber zu Gießendam ward angezeigt daß man die Ausschreibuugen größtentheils am bestimmten Tage liefern und die Herbeischaffung des Fehlenden möglichst beschleunigen würde. Aber grade am 24sten ward frühmorgens ein neuer und furchtbarer Anfall auf Dordrecht unternommen: die Mannschaft zu Papendrecht war nach einigem Widerstande, wobei sie aber nicht zweckmäßig von den beiden Kanonenböten unterstützt ward, gezwungen sich nach Ablassendem zurückzuziehn, worauf der Feind sein Geschütz sogleich auf der Fähre gegen die Stadt aufpflanzte. In diesen bedenklichen Augenblick ging ein Boot nach einem kurzen Gefecht (es ist ungewiß aus welchen Gründen) ab, und kehrte längs der alten Maaß zurück; das andre nahm aber eine Stellung der Fähre grade gegenüber, an den Rietiekschen Haupt; der Feind beschoß die Stadt sehr heftig mit Kanonen und Haubitzen während ganzer 2 Stunden; das Feuer ward von dem Kanonenbote anhaltend beantwortet. In der Stadt herrschte ungeachtet alle nöthige Vorsorge getroffen war, große Unruhe und Verwirrung, weil mehrere Häuser bedeutend beschädigt wurden. Das Kanonenboot hatte nur noch einen Schuß übrig: in diesem Augen-

genblick verlangte Einer, der die Sache besser als die übrigen verstand, die Erlaubniß, das Stück zu richten. Es ward zugleich ein Brecheisen, das zufällig vorhanden war, hineingeladen, und der Kanonier zielte so gut, daß 7 Franzosen fielen: sie wurden dadurch so in Schrecken gesetzt, daß sie mit einem Verlust von etwa 30 Todten und Verwundeten die Flucht ergriffen. Gleich darauf zogen einige freiwillige Dodtrechter und Rotterdammer unter Befehl eines Rotterdammer Lieutnants über den Fluß und machten einige Gefangne. Man fing an oberhalb Papendrecht in dem Damm Verhaue zu machen und eine Schanze anzulegen: am andern Tage kehrten die Freiwilligen mit etwa 20 Kriegsgefangnen nach Rotterdam zurück. Die Dodtrechter, die sich jetzt wieder selbst überlassen waren, unterließen nicht die best möglichsten Anstalten zu treffen, um solchen Besuchen für die Zukunft vorzubeugen. Es bewafneten sich noch mehrere Bürger: zu Papendrecht und längs dem ganzen Eiland wurden Wachen ausgestellt und durch Boten zu Pferde ward eine regelmäßige Benachrichtigung eingeleitet, wobei die Mitwirkung der Bauern von ausgezeichnetem Nutzen war. *) Hundert und zwanzig Freiwillige aus Schiedam vereinigten sich mit den dodtrechtschen Bürgern zu Papendrecht, zugleich kam noch ein Kanonenboot an und man bemächtigte sich eines Fahrzeuges mit Gewehren, Kriegsvorrath und Lebensmitteln, das nach Gorkum bestimmt war. In der Stadt und der umliegenden Gegend wurden mehrere Franzosen, die sich verborgen hatten und andre verdächtige Personen verhaftet. Der Lieutnant A. Vygh zog am 29 spät Abends mit einer ziemlich starken Zahl freiwilliger Schützen aus, um eine feindliche Schanze an der äußern Schleuse zu überrumpeln: von den Dörfern Gravendeel und Stryen

*) Auch die Preußen haben im holländischen Feldzug, besonders bei den Vorposten, die Dienste der Bauern öfters mit Erfolg benutzt: es hätte durch eine zweckmäßige Benutzung der Landleute, die gewiß den besten Willen hatten, viel ausgerichtet werden können.

ward er mit 60 Freiwilligen verstärkt: allein der Posten war bereits in derselben Nacht durch die Bauern von Beijerland durch Ueberfall eingenommen, die dabei 40 Franzosen gefangen und 11 Stück Geschütz erbeutet hatten. Aber noch am letzten dieses Monats machten die Franzosen einen heftigen und unerwarteten Anfall auf Dodtrecht; sie hatten die Besatzung von Papendrecht vertrieben, wurden aber durch die Kanonenboote und die Schanze vor dem Rusdickschen Thor so gut empfangen, daß sie bald zum Abzuge genöthigt wurden und seitdem keinen Versuch auf die Stadt mehr wagten. Für die Dörfer zwischen der Stadt und Gorkum hatten diese Angriffe traurige Folgen und die Einwohner von Giessendem, Sliedrecht und Papendrecht haben bei'm An- und Abzug der Franzosen durch Plünderey, Raub und Mißhandlung, besonders von den Douaniers, die der Großmuth der Holländer ihr Leben verdankten, sehr gelitten.

Sobald man in Woerden die Nachricht von den Vorfällen zu Amsterdam erfuhr und hörte, daß selbst zu Alphen bereits die Oranische Flagge von den Thürmen wehte, wurden auch hier alle Gemüther bewegt; die Ruhe ward aber durch die Versicherung des Maires erhalten, daß am folgenden Tage eine Veränderung der Verwaltung geschehn sollte, die auch unter dem Jubelgeschrei Oranien oben! wirklich zu Stande kam. Der französische Befehlshaber, der nur 60 Mann bei sich hatte war am Abend vorher in der Stille nach Utrecht gegangen, um Verstärkungen zu hohlen: am folgenden Tage mitten in der allgemeinen Freude kehrte er mit 120 Mann zurück: er begnügte sich aber die holländische Flagge fortnehmen, die Taue an den Glocken verbrennen zu laßen und einige Bedürfniße von den Bürgern zu fordern, die sie ohne Widerstand aufbrachten: er ließ eine kleine Zahl Soldaten zurück, die nicht verhindern konnte, daß „Oranien oben" wieder angestimmt ward, und kehrte nach Utrecht zurück. So war die Lage der Dinge als die Oranische Garde unter dem General Jonge gegen die Stadt anrückte. Ein Offizier der grade von Woerden kam, berichtete, daß nur 28 Franzosen in der Stadt waren, die leicht umringt und zu Gefangnen gemacht werden könnten: der General ließ jedoch die Besat-

zung auffordern, die Stadt mit ihren Waffen und Gepäck zu räumen; die erste Aufforderung ward abgeschlagen; als aber die Truppen mit ihren beiden Kanonen gegen das Leydensche Thor hinrückten, verließen die Franzosen in übereilter Flucht die Stadt und die Holländer rückten hinein. Aber kaum hatten die Truppen, die nichts besorgen zu dürfen glaubten, sich der Ruhe überlaßen, als sie durch das Schießen des angreifenden Feindes aufgeweckt wurden: die 24 Mann, die unter dem Lieutnant Mirandolle mit einem Feldstück das Fort Oranien besetzt hatten, wurden schnell zur Flucht nach der Stadt genöthigt: ihre Heergesellen *) versammelten sich in der möglichsten Eile und besetzten den Wall zwischen dem Utrechtschen und Leidenschen Thor und leisteten einen tapfern Widerstand, der eines beßern Ausgangs verdient hätte: aber die Stadt war in gar keinen Vertheidigungszustande, die Thore konnten nicht gehörig verschloßen, die Brücken nicht aufgezogen werden: bald drangen die Feinde ein, von 2 Seiten wurden die muthigen Vertheidiger angegriffen und es blieb ihnen nichts übrig, als durch die eiligste Flucht ihre Rettung zu suchen: viele wurden jedoch gefangen: unter ihnen auch der Oberst Tellingh, der ungeachtet seiner Wunden unter rohen Mißhandlungen nach Utrecht geschleppt ward und blutig und gebunden vor den Secretär des Präfecten zur Verantwortung gestellt ward: er ward hierauf nach Frankreich geführt und kehrte erst nach dem Sturz des Tyrannen zurück. Woerden sah sich jetzt allen Greueln ausgesetzt, wozu die französische Barbarei sich in einer erstürmten Stadt nur irgend berechtigt halten konnte; 24 Einwohner des kleinen Orts wurden auf eine grausame Weise ermordet und etwa 50 schwer oder leicht verwundet. Diese mit so vielen Gräueln begleitete Rückkehr der Franzosen scheint nur Rache beabsichtigt zu haben: denn schon nach drei Tagen zogen sie mit ihren blutigen Raube wieder ab. Das Schicksal der unglücklichen Woerdener fand allgemeine Theilnahme; Leiden veranstaltete sogleich eine Sammlung und diesem Bei-

---

*) Ein Ausdruck der mir edler scheint als das Holländische Spießbrüder. R.

spiel folgten bald andre vornehme Städte, Gemeinen und Personen.

Die Nachricht von diesem erschrecklichen Ereigniß, das bald nach allen Seiten hin erscholl, erweckte großen Mißmuth: andre beunruhigende Umstände kamen hinzu, und überall entstand die äußerste Besorgniß. Die allgemeine Verwaltung im Haag und die Generalkommißarien zu Amsterdam, erkannten die schädlichen Folgen dieser zunehmenden Muthlosigkeit und mußten überdieß ein Mißtrauen gegen die Regierung befürchten; sie unterließen nichts, was die verzagten Gemüther aufrichten konnte, und ihre Beschlüße zeigten deutlich, daß sie sich troß den bedenklichen Umständen nicht scheuten das begonnene Werk zu vollenden. Mit der größten Eil ward jede günstige Zeitung, bald von naher Hülfe von außen, bald von dem Abzuge der Franzosen, aus den Festungen bekannt gemacht, obgleich sie oft zu voreilig waren. Im Haag, wo die Unruhe und das Mißtrauen besonders nach der Abreise einiger Herrn nach England mehr und mehr zunahmen, machte die Erscheinung eines Engländers des Herrn Ch. Grant, der blos in Handelsangelegenheiten herübergekommen war, am 26sten eine gute Wirkung: er brachte nicht nur die Nachricht von der großen Freude, die die Ankunft der Herrn Fagel und Perponcher in England verursacht habe, sondern auch von den Vorbereitungen mit, die zur kräftigsten Unterstützung der Holländer gemacht wurden. Da er hörte, daß die Erscheinung eines englischen Offiziers als ein erwünschtes und sicherwirkendes Mittel betrachtet wurde, die Gemüther zu beruhigen, so legte er die Uniform als Freiwilliger an, die er grade bei sich hatte: wo er sich zeigte, begrüßte ihn das Zujauchzen der entzückten Hagner. Auf Verlangen des Herrn Hogendorp ging er noch denselben Tag nach Rotterdam, um einen Brief an den General de Landas zu überbringen. Hier erweckte seine Ankunft desto größere Freude, da grade an diesem Tage die Verkündigung der allgemeinen Verwaltung vorlesen war, wobei der Vizeadmiral Kikkert in einer recht altholländischen Rede seine Gefühle ausgesprochen hatte.

Zu Amsterdam waren die Douaniers und französischen Soldaten, die zwischen dieser Stadt und Utrecht an der

Vecht sich aufgestellt hatten, und dort viele Gewaltthätigkeiten verübten, zur Nacht in das Haus des Notarius Struik van Bergen, an der Diemerbrücke eingedrungen, um den Besitzer aufzuheben, der aber abwesend war; die Kosacken, die außerhalb des Muiderthors lagen, trieben die Räuber in die Flucht, die jedoch zwei Reuter, die an der Diemerbrübe die Wache hielten, mit sich fort führten, sie aber auf General Molitor's Befehl wieder entlassen musten. Seit dem Vorfall von Woerden *) nahm die Unruhe immer mehr zu; von Leiden waren die ungünstigsten Nachrichten im Umlauf: das Gerücht, daß die Franzosen dort wären und auf den Haag aurückten, hatte einen solchen Schreck verbreitet, daß viele bereits Unterhandlungen mit General Molitor vorschlugen, der, wie Andre versicherten, Vorkehrungen zu einem Anfall auf Amsterdam machte. Die zurückgebliebenen Franzosen, denen das alles nicht unbemerkt blieb, fingen an, die Köpfe empor zu heben und es war höchst nöthig Vorsichtsmaaßregeln zu ergreifen. Die Generalkommißarien verordneten zuerst, daß in allen öffentlichen Verfügungen, in denen sonst die Worte gebraucht wurden, im Namen des Kaisers, in Zukunft den Ausdruck im Namen des Souveräns gesetzt werden sollten: und alle Franzosen, die in der Stadt betroffen wurden, wurden, jedoch nur Sicherheitshalber, in Verhaft genommen, weil man verdächtige Zusammenkünfte unter ihnen entdeckt hatte; General Kraizenhoff ward zugleich beauftragt, alle Arten von Waffen aufzeichnen zu lassen um im Nothfall sie einzufordern. Anerbietungen von allen Seiten und auch besonders von den Juden gaben den Generalkommißarien hierbei hinreichende Sicherheit, daß es ihnen im Fall der Gefahr an Händen zur Vertheidigung nicht fehlen würde. Aber eine furchtbare Nachricht aus Leiden und

---

*) Diese Begebenheit hätte auf ein kräftiges Volk ganz anders wirken müssen. Man hätte erwarten sollen, daß der Eifer, und das Gefühl der Rache durch ein solches Beispiel auf's lebhafteste angefeuert worden wären: so geschah es in Spanien: die Franzosen suchten gern durch einige Beispiele, wie das was sie zu Woerden gaben, die Völker einzuschüchtern und in Holland gelang der alte Kniff vortreflich. R.

wiederholte Bestätigungen von den feindlichen Absichten Molitor's, machten den Zustand zu Amsterdam immer betrübter und die Ansichten der Verzagten, die zu Unterhandlungen riethen, wurden immer allgemeiner. Kemper hatte seine Gattin und Kinder zu Leiden zurückgelassen: die Abreise oder das Bleiben derselben ward als das sicherste Zeichen betrachtet, woraus man die wahre Lage der Dinge beurtheilen konnte: jede persönliche Rücksicht vergessend, forderte er die Seinigen nicht auf, die Stadt zu verlassen: sondern ihr fortdauernder Aufenthalt müßte zur Bekräftigung der Ermunterungen dienen, die der Verwaltung der Stadt ertheilt ward.

Herr Kemper übertrug seinem Gefährten auf einen Tag die alleinige Leitung der Angelegenheiten im Haag: er stellte dem Major Marklay die Lage der Dinge vor und ersuchte ihn, ihm einige Kosacken nach Leiden mitzugeben: es schien aber gefährlich, Kosacken über Alphen nach Leiden zu schicken auf einem Wege, der durch ein Paar Feldstücke bequem gegen eine Reuterei ohne Geschütz gesichert werden konnte. Endlich kamen sie überein, daß Herr Kemper mit 50 Kosacken versuchen sollte, über Halbweg-Staerlen zu zu gehn: sollte es aber mißlingen, vor der Rückkehr der nach der Seite von Bodegraven abgeschickten Eilboten nichts weiter unternehmen. Der Befehlshaber des Forts auf Halbweg weigerte sich aber vor der bestimmten Zeit, Truppen durchzulassen, und eine wohlbesetzte Batterie mit Vierundzwanzigpfündern, die den Weg bestrich, machte es unmöglich an Gewalt zu denken. Unterdessen brachten die Boten die Nachricht, daß von der Besatzung zu Woerden keine Gefahr für Leiden zu fürchten sey und dem Zug über Alphen nichts im Wege stehe. Herr Kempers persönliche Anwesenheit ward jetzt weniger nothwendig und Herr Ram ward daher mit den Kosacken nach Südholland abgeschickt, wo ihre Ankunft als ein Zeichen von der nahen Ankunft der Verbündeten äußerst gewünscht ward.

Unter den Bürgern von Amsterdam herrschte die größte Niedergeschlagenheit: besonders zeigte sie sich am Sonnabend, da die Thore verschlossen blieben und die Werbetrommel gerührt ward: in Utrecht hieß es, wären die Pferde schon an die Kanonen gespannt und Schiffe in Be-

schlag genommen, um Soldaten nach Amsterdam zu führen. Einen Hofnungsstrahl warf in diese allgemeine Verzweiflung ein eigenhändiger Brief des Prinzen von Oranien an den Herrn Hogendorp, der in der Nacht eingelaufen war, worin er seine Freude über die Ereigniße bezeugte, die ergriffnen Maaßregeln billigte, die bestimteste Versicherung von naher Hülfe aus England gab und seine Absichten ankündigte, in wenig Tagen selbst herüber zu kommen.

Zu Rotterdam wurden bereits am 13ten Nov. da die Gensd'armen abzogen und die übrigen Franzosen ihre Furcht deutlich verriethen, Orangenbänder verkauft und getragen: der französische Polizeicommißarius traf jedoch kräftige Maaßregeln dagegen. Der holländische Schauspieler Rosenwald, der mit einem orangefarbnen Bande einen Abend auf der Bühne erschien, ward in der Nacht aus seinem Bett aufgehoben und nach Breda geführt: allein die beunruhigenden Nachrichten von allen Seiten, der immer zunehmende Durchzug von Wagen mit Frauen und Gütern, veranlaßte alle französische Beamte und Douaniers am folgenden Donnerstag die Stadt zu verlassen. Nun stieg die Freude des Volk's auf's höchste, überall sah man oranschefarben Bänder und Schleifen und jubelnde Schaaren durchzogen die Stadt. Der Maire C. J. Blankenheim ersuchte verschiedne Bürger sich zu bewafnen und dadurch ward die Ruhe erhalten: und es wurden nur einige französische Wappenschilder abgerissen, und zwei kleine Zollhäuser zerstöhrt. Am 19ten ward eine ordentliche einstweilige Verwaltung unter den Vorsitz des Herrn J. T. van Hogendorp niedergesetzt. Nun wurde auch die holländische Flagge die bereits von den Schiffen wehte, auf dem Dome und anderen öffentlichen Gebäuden aufgepflanzt. Die besoldete Wache, die noch im Dienst Bonapartes stand, ward entlassen: viele leisteten sogleich den Prinzen von Oranien ihren Eid.

Der General Sweerts de Landas befahl gleich nach seiner Ankunft die Ausrüstung einiger Kanonenboote um auf der Maaß gebraucht zu werden. Der Kauffahrercapitain Hendrikßen erbot sich über eins den Befehl zu führen und zugleich die Schleuse mit versenkten Schiffen zu

verstopfen, um dadurch die zahlreiche Schiffsmacht zu Helvoetssluis zu hindern, durch dieselbe die Maas oder Merve hinaufzufahren und einen Anfall auf Rotterdam, Schieden, Vlaardingen, Maassluis und Dordrecht zu unternehmen. Der Vorschlag ward gebilligt. Capitain Hendrikſen fand in einem der Schiffe, die er zur Ausführung seiner Absicht in Beschlag nehmen wollte, einige Kisten, die einem Polizeikommissär in Leiden gehörten, und bemächtigte sich desselben nach einigem Widerstande. Das Fahrzeug ward nach der Hovlkade gebracht und eine Bürgerwache dabei gestellt, damit die Koffer herausgenommen und Ballast hinein gefüllt wurde. Unterdessen wurden Versuche gemacht, die Kisten heimlich fortzuhohlen: die Wache widersetzte sich diesen Versuch und gerieth auf die Vermuthung, das Douaniers in dem Schiffe verborgen wären, um die Stadt zu überraschen. Das Gerücht verbreitete sich schnell, es ward Lerm geschlagen, das Volk lief zusammen; keine Bemühungen waren im Stande, es zu beruhigen, und mehrer Personen, die für Douaniers angesehn wurden, wurden thätlich gemißhandelt. Man hatte wirklich ein Einverständniß mit den Franzosen entdeckt, und mehrer verdächtige Franzosen und Holländer wurden verhaftet: man bemächtigte sich verschiedner französischer Güter, doch wurden noch einige Kisten mit Geld, die Capitain Hendrikſen angehalten hatte, ohne daß man weiß auf welche Art, den Franzosen zu geschickt: sie fielen jedoch hernach den Kosacken in die Hände. Am 26sten ward die Ankündigung der allgemeinen Verwaltung verlesen: auch Rotterdam entsagte nun der Verbindung mit Frankreich: der Viceadmiral A. Kikkert, dem der Oberbefehl zur Vertheidigung der Maas übertragen war, trat noch denselben Tag mit einem kräftigen Aufruf seine Stelle an.

Andre bedeutende holländische Städte hatten bereits früher in Hinsicht ihrer Verwaltung den Zeitumständen gemäße Veränderungen getroffen; zu Goude waren bereits vier Mitglieder des alten Raths in der letzten Zeit der Statthalterschaft zu einer einstweiligen Verwaltung aufgerufen: dasselbe war zu Harlem geschehn und zu Edam ward auch die Bekanntmachung des Grafen von Limburg Styrum mit vielen Feierlichkeiten verlesen. Nun wehten

in ganz Holland von den Thürmen die holländischen Fahnen und alle Einwohner waren mit orangefarbnen Zeichen geschmückt.

Die Nachricht, daß ein russisches mit Geschütz versehnes Corps unter dem Fürsten Narischkin sich bereits bis Amersfort genaht habe und von dort auf Amsterdam gehn werde, veranlaßte die allgemeine Verwaltung, am 26sten zu der Anzeige, daß man von jetzt an den Krieg auch angriffsweise führen wolle; sie beschloß ihre Kräfte mit den Bundsgenossen, die theils schon angekommen wären, theils noch erwartet würden, zu vereinigen, und zu Wasser und zu Lande nach Gorkum zu ziehn, um den Feind über die Flüsse zu werfen, ihn abzuschneiden oder gefangen zu nehmen.

Die ganze franz. Macht bestand aus sogenannten Etrangers, d. h. fremden Soldaten, meist Deutschen, die gefangen gewesen waren und bei den Franzosen Dienste genommen hatten, aus Jägern und Pupillen, die aus der Waisenhäusern genommen waren, lauter geübten Soldaten, die mit Geschütz versehn waren: ihre Zahl mochte etwa 3000 Mann betragen *). Diese Truppen standen unter Molitor zu Utrecht und von hier wurden von Zeit zu Zeit Abtheilungen nach den benachbarten Orten abgesandt. In Utrecht suchten die Franzosen die Einwohner durch die Zurückhaltung der öffentlichen Blätter so viel als möglich in Unwissenheit zu erhalten: allein der Durchzug so vieler höhern und niedern franz. Beamten, die unverkennbare Furcht auf ihren Gesichtern und die hohen Frachtgelder, die sie anboten, gaben ein weites Feld zu Vermuthungen und Gerüchten. Am 16ten zeigte der Maire auf Befehl des Generals den Bürgern an, daß die Besatzung sich vielleicht auf eine kurze Zeit aus der Stadt entfernen würde und ermahnte sie für die Erhaltung der Ruhe zu sorgen. Es folgten zugleich strengere Maaßregeln: ein Hutmacher, der orangefarbene Bänder und Schleifen zum Kauf ausstellte, ward sogleich gefänglich abgeführt: es erschien eine scharfe Verordnung gegen jede Versammlung von mehr als 5 Personen, gegen

*) Konnte aber eine so geringe Zahl Städte wie Amsterdam, Rotterdam, ein ganzes Land in Furcht setzen? R.

den Verkauf oder das Tragen der orangefarbnen Zeichen, gegen jedes aufrührerische Geschrei, das Singen aufrührerischer Lieder, wie gegen jeden Versuch, sich den Befehlen des Kaisers oder seinen Bevollmächtigten zu widersetzen. Zugleich ward ein Ausschuß aus den verständigsten und reichsten Bürgern ernannt, um gemeinschaftlich mit dem Kommandanten der Nationalgarde für die Ruhe zu sorgen und dafür verantwortlich zu seyn. Stadt Wachen, bisweilen von 30 Mann, durchzogen die Straßen und trieben mit wilder Rohheit jede kleine Versammlung auseinander: einer der sogenannten Pupillen glaubt von einem dreizehnjährigen Waisenknaben, der mit seinem Gefährten vor dem Waisenhause spielte, ausgelacht zu werden und stieß ihn sogleich nieder: ein kurzes Gefängniß war die ganze Strafe für diese Schandthat. Unterdessen wurden große Vorbereitungen gemacht, um, wie es hieß, die Revolution in Amsterdam zu unterdrücken; verschiedne Tage hintereinander wurden Fahrzeuge und Fähren zur Ueberfahrt von Soldaten in Bereitschaft gehalten: an allen Fähren über den Rhein, der Lek und die Waal, wurde Nachricht eingezogen, wie viel Truppen in einer bestimmten Zeit hinübergeführt werden könnten, während man zugleich Verstärkungen zu erwarten schien: die Vorposten wurden bis nach Loenen ausgesetzt und alles schien einen Angriff auf Amsterdam zu verkündigen.

Der Junker R. van der Capellen, der eben in Utrecht angekommen war, ward sogleich aufgehoben und in ein sichres Gefängniß gebracht: man beschuldigte ihn, daß er versucht habe die Soldaten zum Abfall zu bewegen: dieser Vorfall erregte in Utrecht große Sorge: doch das freilich ungegründete Gerücht, daß der Seepräfect Truguet und ein Adjutant Molitor's zu Amsterdam verhaftet wären, um als Geisseln zu dienen, scheint die Franzosen von den gewöhnlichen Hinrichtungen abgeschreckt zu haben *). Am

*) Truguet fiel zu Rotterdam in die Hände der Kosacken, die ihm alles Seinige fortnahmen: er hat hernach doch durch die Sorge der Polizei nach Auftrag des Prinzen von Oranien, einen großen Theil seiner verlohrnen Sachen wieder erhalten.

24sten ward befohlen, daß nach 6 Uhr sich bei Gefängnißstrafe Niemand auf der Gasse sollte sehn lassen: nur die öffentlichen Beamten wurden ausgenommen, denen eine Sicherheitskarte ertheilt ward: auch ward den Einwohnern verboten sich im Fall der Feind nahen sollte, auf der Straße sehn zu lassen und befohlen sobald Lärm geschlagen würde, die Buden zu schließen und die Häuser zu erleuchten. Diese Verordnung erschien an dem traurigen Tage der Plünderung Woerdens. Ein Theil der Besatzung, die am Tage vorher durch ein Bataillon Jäger verstärkt war, zog in der Nacht zwischen dem 23sten und 24sten unerwartet nach jener Stadt aus: der Ueberrest etwa 2500 Mann stand auf der Voerburg aufgestellt, um auf den ersten Wink den Ausgerückten zu Hülfe zu kommen. Molitor selbst machte sich an der Spitze von 30 Reutern auf den Weg, kehrte aber nachdem er unweit von der Stadt Nachricht von dem glücklichen Erfolg der Unternehmung erhielt, zurück. Das schreckliche Loos Woerdens ward bald bekannt, man sah die Kriegsgefangnen einbringen und nicht lange hernach kann ein Theil der Soldaten mit der Beute und dem Blut der wehrlosen Einwohner besudelt, zurück: sie wurden als Sieger mit kriegerischer Musik eingeholt. Der Raub ward öffentlich und größtentheils durch Juden aufgekauft. Die Utrechter besorgten ein ähnliches Schicksal: es waren Gerüchte im Umlauf, daß die zurückgebliebnen Soldaten, die keinen Theil an der Beute gehabt hatten hierüber mißvergnügt, die Plünderung der Stadt verlangten: der General beruhigte zwar die Anführer der Bürgergarde auf ihre Vorstellung hierüber, aber die Gemüther bleiben voll Sorge und jeder beschäftigte sich in der Stille, seine beste Habe in Sicherheit zu bringen.

Am 24sten spät Abends wurden die Herrn Ram, Siegendonck und van Golstein durch die Polizeibeamten gewaltsam aus ihren Häusern geholt: der letzte ward freilich seiner schwächlichen Gesundheit wegen gleich entlassen, aber statt seiner, Herr Buddingh fortgeschleppt, der ihm zu Hülfe geeilt war: einige andre wurden gesucht, aber von den ihrigen glücklich verborgen und so ward zuletzt Herr de Perponcher von Wolphartsdick ergriffen, um die bestimmte Zahl voll zu machen. Die Geisseln wurden erst nach Gor-

kum geschickt und in das gemeine Gefängniß geworfen, hernach aber nach Paris gebracht. Auch hier wurden sie hart, gleich gemeine Verbrechen behandelt, bis sie im folgenden Frühling durch Vermittlung des ehmaligen Königs von Holland aus dem Kerker befreit und nur verpflichtet wurden, die Stadt nicht zu verlassen: erst nach dem Sturz der Tyrannei kehrten sie in ihre Heimath zurück.

Mitten in der Furcht, der diese Maaßregeln und die ausgesprengten Gerüchte der Franzosen von anrückenden Verstärkungen beständig Nahrung gaben, ward man am Morgen des 29sten nicht wenig durch die unerwartete und höchsterfreuliche Entdeckung überrascht, daß Molitor in der Nacht vorher die ausgestellten Vorposten von Woerden längs der Vecht und nach der Seite von Amersfort eingezogen und diese Nacht mit der ganzen Besatzung und Allen, die zur französischen Verwaltung gehörten, in der Stille Utrecht verlassen habe. Daß dies mit Ordnung und ohne alle Gewaltthätigkeiten geschah, wird dem General von den Eingebohrnen zum Verdienst angerechnet. Der Maire machte darauf bekannt, daß ihm Molitor in einem Schreiben angezeigt habe, er werde auf eine Zeitlang die Stadt verlassen und sich in einer kurzen Entfernung aufstellen: er dankte der bewaffneten Bürgerschaft für ihren Eifer und ihr ward die Erhaltung der öffentlichen Ruhe empfolen. Es versammelten sich sogleich die Nationalgarden und verschiedne andre Bürger, und ein Theil, der zu Pferde war, durchritt die Stadt, um alle Ausschweifungen zu verhindern: einige Züchtlinge, die die Verwirrung benutzend, entsprungen waren, wurden bald wieder zur Ordnung zurückgeführt. Der Oberst der Bürgergarde gab das Beispiel und alle Mitglieder rissen die Adler von ihren Mützen und steckten die orange Schleife auf; dies geschah von allen Einwohnern und ganz Utrecht überjauchzte diese unerwartete Erlösung.

Denselben Morgen gegen 11 Uhr kam ein Vortrab von Kosacken, um die Stadt zu besetzen: sie gingen sogleich nach der Vaart, wo ein kleines Scharmützel vorfiel: am folgenden Tage rückte der Fürst Narischkin an der Spitze von 2000 Kosacken ein: zugleich erschien der Oberst van der Bosch, Adjutant des Generals Krayenhof mit einigen Soldaten aus Amsterdam, der mit Bewilligung des russischen

Befehlshabers einrückte und die Stadt in Namen des Prinzen von Oranien in Besitz nahm. Eine neue Verwaltung sowohl für die Stadt als die Gegend ward angeordent, deren Mitglieder im Namen des Prinzen von dem Obersten feierlich vereidigt wurden.

Der Graf von Limburg Stirum hatte den ehemaligen holländischen Consul Hrn. Fr. Schwarzmann beauftragt, die in der Nordsee kreüzende englische Flotte aufzusuchen und dem Befehlshaber mündlich die Lage der Dinge und besonders den Mangel an Waffen und Kriegsbedürfnissen vorzustellen. Er traf endlich den Admiral Ferrier an den Bänken von Holleslepbay und bewog ihn durch seine Vorstellungen, einen Theil seiner Schiffe nach der holländischen Küste zu schicken: es wurden am 29sten eine ziemliche Anzahl englischer Seesoldaten bei Scheveningen an's Land gesetzt, die sogleich nach dem Haag aufbrachen und durch ihre Ankunft die allgemeinste Freude verbreiteten. An demselben Tage trafen auch in Amsterdam 1300 Kosacken ein, denen in den ersten Tagen Fußvolk folgen sollte. Der Befehl die zurückgebliebnen Franzosen zu verhaften, ward Veranlassung zu Unordnungen: viele wurden durch den gerechten Haß gegen ihre Peiniger angetrieben, nicht nur die wirklichen Franzosen, sondern selbst ihre Landsleute, die in Bonaparte's Diensten gestanden hatten, überall aufzuspüren und unter groben Mißhandlungen in's Gefängniß zu schleppen: die Generalkommissarien forderten die städtische Verwaltung auf, Maaßregeln gegen diese Ausschweifungen zu treffen. Alle in der Stadt befindlichen Franzosen wurden aufgefordert, binnen 24 Stunden sich auf dem Rathhause zu melden: und die Einwohner, bei denen sich Franzoson aufhielten, eine schriftliche Anzeige davon zu thun. Jeder Franzose, der sich nicht meldete oder falsche Angaben machte, sollte für verdächtig gehalten und sogleich verhaftet werden. Eine besondre Commission ward beauftragt, zu bestimmen, welche Franzosen verdächtig wären und gegen diese Sicherheitsmaßregeln zu ergreifen, die übrigen aber mit Sicherheitskarten zn versehn: endlich wurden alle Einwohner ersucht wenn ihnen bekannt sey, daß sich Franzosen gegen diese Verfügungen in der Stadt aufhielten, davon sogleich eine Anzeige zu machen. Zugleich wurden alle Wachen be-

auftragt alle Versammlungen des Volks unter dem Vorwand Franzosen nachzuspüren oder aufzuheben sogleich auseinander zu treiben.

Zütphen, das außer der Nationalgarde, die aber nichts sehnlicher wünschte als einen andern Gebrauch von ihren Waffen zu machen, nur eine geringe Besatzung, meist Douaniers, hatte, war bereits seit einigen Tagen von Kosacken umringt, und zu wiederholten Mahlen vergebens aufgefordert; am 24sten Nov. zeigte sich Morgens eine bedeutende Kriegsmacht aus preußischer Reuterei und Jägern bestehend vor der Stadt, die am Mittag durch andre Truppen mit 6 Stücken verstärkt ward. Die Stadt ward mit Kugeln und Haubitzen beschossen, aber der französische Befehlshaber weigerte noch immer die Uebergabe: die Bürger aufgebracht über diesen unnützen Widerstand, ermannten sich: der Maire Opten Noort, von andern Bürgern begleitet, zwang den Befehlshaber die Thore zu öffnen. Die unerwartete Uebergabe verursachte freilich im Anfang einige Verwirrung und Unruhe, aber die preiswürdige Kriegszucht der Sieger hinderte alle Ausschweifungen. Die Bürger beeiferten sich die einrückenden Soldaten, die sich auf etwa 4000 Mann Rueterei und Fußvolk beliefen, und die den ganzen Tag noch keine Nahrung bekommen hatten, zu erquicken. Die Freude war allgemein: die holländischen Fahnen wehten von den Thürmen, dem Anführer der Krieger ward ein Ball gegeben, und die Häuser wurden von selbst erleuchtet. Die Ankündigung der allgemeinen Verwaltung ward öffentlich bekannt gemacht und die Bürger wurden aufgerufen, freiwillig die Waffen gegen den allgemeinen Feind zu ergreifen. Die Nationalgarde, die dem Dienst Bonaparte's entsagte, nannte sich Orange-Garde.

Die Nachricht, daß die Kosacken über die Yssel gegangen und sich über die Veluwe verbreitet hatten, jagte den Franzosen in Doesburg und Arnheim einen solchen Schrecken ein daß die Beamten ihre Güter theils eiligst verkauften, theils fortschickten und ihre Familien nach Nimwegen und weiter zurückgehn ließen. Die sehr schwache Besatzung von Arnheim, die nur aus der Wache des Präfecten und der Nationalgarde, die hier wie überall gesinnt war, bestand, war kurz vorher durch etwa 200 Etrangers verstärkt worden: 80

Mann wurden nach Doesburg geschickt. Aber kaum zeigten sich in der Nacht zwischen dem 18ten und 19ten einige leichte Reuter vor der letzten Stadt, als die Besatzung zu ihnen überlief und Doesburg fiel in die Hände der Bundsgenossen; General Amey ward hiedurch veranlaßt, sogleich die Fremden, die sich unter der Besatzung von Arnheim befanden und meist Preußen waren, zu entwaffnen und nach Utrecht zu schicken. Zugleich traf er Maaßregeln Doesburg zu entsetzen: er war unterdessen mit einigen Gensdarmen und einem Bataillon Douaniers, die von Wesel über Nimwegen von den Kosacken ununterbrochen verfolgt angekommen waren, verstärkt worden: am Abend des 22sten schickte er diese Mannschaft nach Doesburg ab. Die Preußen zogen sich nach Doelichfen zurück und überließen den Ort den Franzosen: allein durch eine beträchtliche Zahl leichter Reuter verstärkt, kamen sie noch denselben Tag zurück: überfielen unerwartet die Feinde, die sich sorglos der Freude und dem Trunk überlassen hatten und jagten sie eilig in die Flucht. Da der Uebergang über die Brücke verhindert war, glückte es nur 20 Douaniers sich durch Schwimmen zu retten: die übrigen und unter ihnen der Befehlshaber selbst, fielen und ertranken oder wurden verwundet und gefangen genommen. General Amey, der eine neue Verstärkung von 2 Bataillons Fußvolk erhalten hatte, beschloß abermals einen Versuch zu machen, Doesburg wieder zu nehmen, allein die Mannschaft, die am 23sten Abend dahin geschickt ward, stieß am andern Morgen hinter dem Dorf Velp auf einen Haufen preußischer Jäger und Reuter, die 2 Feldstücken und einen Mörser mit sich führten, und ward so gut empfangen, daß sie sich eiligst über Klarenbenk mit einem bedeutenden Verlust bis nach der Stadt und den Schanzen außerhalb des Rheinthors zurückziehen muste. Diese Flucht und einige Granaten, die nicht ohne Schaden in die Stadt fielen, erregten große Besorgniß und Verwirrung, aber durch den Eifer der Nationalgarde ward die Ruhe erhalten .Die Brücke vor dem Velper-S. Johanns und Sabelthor wurden zerstöhrt und die Unterhändler unverrichteter Sache zurückgeschickt. Die beiden folgende Tage blieb alles auf die alte Weise: doch zeigten sich die Preußen immer in der Nähe und ihre Jäger schoßen bisweilen auf die französischen Posten auf den Wällen.

Am 27sten Abends hieß es, daß Macdonald mit seinem Gefolge und 2 Reuterabtheilungen von Nimwegen sein Hauptquartier nach Arnim verlegen würde. Der Marschall traf am folgenden Morgen ein, ging aber, nachdem er die Vertheidigungsanstalten untersucht hatte, noch denselben Tag zurück: man schloß daraus, daß er Arnheim, dessen Festungswerke zum Theil auf Befehl des Königs von Holland geschleift worden waren, nicht für sicher genug hielt: doch erhielt die Besatzung einige Verstärkungen, wodurch sie überhaupt bis auf 3400 Mann gebracht werden mochte: überdies standen noch einige Bataillons zwischen Arnheim und Nimwegen, deren Stärke man aber nicht angeben konnte. Noch am Abend des Tags ging General Bülow über den Rhein und die Preußen besetzten das Dorf Oesterlek und die Drilsche und Leksche Fähre: nun erhielten die noch übrigen französischen Beamten Erlaubniß nach Grave abzugehn. Um Mittag machten die Franzosen aus dem Lager vor dem Rheinthor einen Ausfall, um die Stellung ihrer Feinde zu erkundschaften, wurde aber mit beträchtlichem Verlust zurückgeworfen. Es blieb ruhig auf den folgenden Tag, den letzten November. Während die Bürger sich noch immer mit einer Uebereinkunft schmeichelten, erfuhr man gegen Mittag, daß ein zahlreiches Heer der Verbündeten von allen Seiten anrückte, um die Stadt und die Verschanzungen vor dem Rheinthor zu erstürmen: der Donner des Geschützes kam immer näher und Jeder suchte sich und die Seinigen so gut als möglich in den Kellern zu sichern: bald war das Feuern aus den Kanonen und dem kleinen Gewehr in der Nähe der Stadt und auf den Wällen erschrecklich. An einigen Stellen zündeten die Granaten, doch ward der Brand bald gelöscht. Anderthalb Stunden wüthete ein entsetzlicher Kampf: endlich wurden die Thore überwältigt, die Mauern auf Leitern erstiegen. Die Franzosen, unter dem Flehen um Gnade von Straße zu Straße verfolgt, versuchten durch das Rheinthor zu entkommen, wurden aber meist niedergemacht oder gefangen.

Die Bürger kamen jetzt aus ihren Schlupfwinkeln hervor und eilten die Sieger als Freunde zu begrüßen; durch die Vorsorge des Generals Bülow und seiner Befehlshaber, ward die Ordnung bald wieder hergestellt und die

Einwohner wurden vor Plünderung geschützt. Nur zwei Bürger kamen um: der eine war der Altingenieurmajor van Hoof: ein Soldat fiel ihn auf der Straße an und verlangte seine Uhr: er ergriff die Flucht nach einem Hause; schon war er hinein, als eine Kugel, die hineingeschossen ward, ihn niederstreckte: mehrere Häuser waren beträchtlich beschädigt. Die Nationalgarde ward zwar anfangs entwaffnet und kriegsgefangen gemacht, erhielt aber bald ihre Freiheit, und bezog darauf als ein Theil der Bürgerschaft die Wache, um die Ruhe in der Stadt zu erhalten.

Die Franzosen hatten die Rheinbrücke von unten mit brennbaren Stoffen versehn, um sie anzuzünden und dadurch ihren Abzug im Nothfall zu decken. Dieser Entwurf ward auch zum Theil ausgeführt, aber durch den Eifer der Preußen und die Hülfe der Brückenknechte ward dies kostbare Eigenthum der Stadt noch zu rechter Zeit erhalten. Die Reuterei verfolgte die fliehenden Franzosen: noch viele wurden getödtet oder gefangen. Diejenigen, denen es glückte über die Waal zu kommen ließen die Gierbrücke vor Nimwegen sogleich nieder. In dem eroberten Lager vor dem Rheinthor und auf dem Deich von Nimwegen fand man am andern Tage eine Menge Todter und Verwundeter: und die Häuser an dem alten Kraan waren mit Leichen, Sterbenden und Verwundeten, die nicht hatten verbunden werden können, angefüllt. Die Kriegsgefangnen wurden bald hernach nach Deutschland geschickt.

Das ganze Heer des Generals Bülow ward nach der Verstärkung, die am 30sten von Münster her hinzugestoßen war, auf 18000 oder 20000 Mann geschätzt: in der Stadt selbst blieben in der folgenden Nacht ungefähr 12000 Mann. Der größte Theil derselben mit dem Feldherrn selbst, ging am folgenden Tage nach Utrecht. Nachdem die Bürger zuerst für die Bedürfnisse ihrer Befreier gesorgt hatten, unterließen sie nicht die Pflichten der christlichen Menschenliebe gegen die französischen Verwundeten und Gefangnen auszuüben. Dem bisherigen Maire, Herrn van Eck, wurde vorläufig unter dem Namen eines Burgemeisters die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten aufgetragen.

Entscheidend für die Revolution war der Uebergang

des Generals Bülow über die Yssel: dadurch ward die Räumung von Utrecht zunächst veranlaßt. Nach der Schlacht bei Leipzig war die Lage Hollands noch immer sehr gefährlich: hätten nicht die schlechten Wege einen Eilboten aufgehalten, so würde ein Theil von Bonaparte's Heersmacht über Kassel an den Rhein und Davoust Befehl erhalten haben, sich nach Holland zu werfen: wäre dies geschehn, so konnte Holland Fuß für Fuß den Bundsgenossen streitig gemacht werden, und der Untergang des Landes war gewiß. Als der Aufstand zu Amsterdam ausbrach, war die Lage noch so bedenklich, daß Gen. Bülow keinen Befehl hatte, über die Yssel zu gehn. Die Franzosen gaben vor, diesen Fluß vertheidigen zu wollen, und das Heer unter Macdonald sey dazu bestimmt. Zum Glück fiel den Urhebern der holländischen Revolution ein Brief des Präfecten von Colberg an den Präfecten der Südersee, de Celles, in die Hände, der den klarsten Beweis von dem traurigen Zustand des französischen Heers am Rhein enthielt. Dieser Brief ward eiligst dem General Bülow zugesandt, der, von dem schlechten Zustand der französischen Kriegsmacht überzeugt, den Entschluß faßte, weiter zu gehn, als sein Auftrag ihm eigentlich vorschrieb *).

X. Proclamation der vorläufigen oranischen Regierung.

Der Augenblick ist gekommen, in dem wir wieder in die Reihe der Völker eintreten: der Triumph der Bundsgenossen hat den Hochmuth unsers Unterdrückers erniedrigt und seine Riesenmacht zertrümmert.

Müde das Joch zu ziehn, worunter man uns so schändlich gebeugt hat, fühlt jeder Niederländer in diesem feierli-

*) So weit geht der bis jetzt erschienene erste Theil des Originals: die Fortsetzung liefern wir, sobald der zweite Theil in unsern Händen seyn wird. R.

chen Augenblick seinen Muth entflammen. Volksfreiheit und Unabhängigkeit ist die Losung eines Jeden: Oranien, der allgemeine Punkt der Vereinigung für alle, die auf den Namen Niederländer stolz sind. Wir genügten dem Wunsche aller unsrer Bundsgenossen, als wir in Erwartung der Ankunft S. H. des Herrn Prinzen von Oranien uns heute an die Spitze der Regierung stellten: wir übernahmen diese Bürde im Vertrauen auf die Hülfe der göttlichen Vorsehung, deren Hand die jetzige Erlösung unsres verspotteten Vaterlandes so sichtbar leitet: aber wir thaten es auch im Vertrauen auf den Beistand, auf die Hülfe aller Niederländer, die ohne Erinnerung an alles Vergangene, ohne Unterschied des Ranges und Standes, ohne Unterschied der religiösen Ueberzeugung mit uns das Bedürfniß fühlen, noch einmal das Vaterland zu erneuern, das den Elementen, den Philipp's, der Alba's abgewonnen, so herrlich von dem Muth unsrer Vorväter zeugte, aber mit Schmach und Schande zu lange besudelt ward.

Von diesem Augenblick sind unsre Ketten abgeworfen, keine Fremdlinge sollen uns länger beherrschen: alle Verbindung des Zwanges und sklavischer Unterwürfigkeit mit dem gemeinen Feinde Europa's, dem Zerstöhrer der Ruhe, der Wohlfarth und der Unabhängigkeit der Völker entsagen wir unwiderruflich und auf immer.

Im Namen S. H. des Herrn Prinzen von Oranien, der die hohe Regierung der Niederlande antritt, enlassen wir alle unsere Landesgenossen, in welcher Beziehung es sey, in dem ganzen ehemaligen Gebiet der vereinigten Landschaften des Eides der Treue und des Gehorsams, den sie dem Kaiser der Franzosen geleistet haben und von dem Augenblick dieser Bekanntmachung erklären wir alle diejenigen die wegen ihrer Verbindung mit der französischen Regierung oder aus Unterwürfigkeit gegen die Verwaltung, irgend einen Befehl derselben erfüllen oder der Regierung ihrer Beamten oder Bevollmächtigten Gehorsam beweisen oder Correspondenz mit ihnen unterhalten für Rebellen gegen die gesetzmäßige Volksregierung und Verräther des Vaterlandes. Alle Beziehungen mit unsern Unterdrückern, deren Hohn und Verachtung jedes Angesicht undjedes Herz in Glut setzt, sind von heute an vernichtet: aber dies ist nicht genug.

Niederländer! wir rufen euch auf, um auch einträchtig

um die Fahnen zu reihen, die wir aufgepflanzt haben; wir rufen euch auf als Männer zu den Waffen zu greifen, und den Feind, der uns noch auf unserm Boden zu trotzen scheint, aber bereits vor unsrer Vereinigung zittert, von unsern Gränzen zu vertreiben.

Jeder von uns gedenke an die Thaten unsrer Väter, als der unsterbliche Wilhelm der Erste Hollands Muth zu lichten Flammen entzündete und möge das Beispiel der Völker Spaniens, die nach dem bedenklichsten Streit mit der Aufopferung von Gut und Blut das verhaßte Joch zerbrochen haben und jetzt die herrlichste Morgenröthe der Erlösung und des Segens anbrechen sehen, möge dies Beispiel uns lehren, daß der Ausgang nicht fehlen kann.

Wir haben überall Männer von erprobter Kriegserfahrung mit der Sorge für eure Bewaffnung beauftragt: sie sollen euch in der Gefahr vorangehn, die bei der Annäherung der Bundsgenossen zu unsrer Befreiung nicht lange dauern kann.

Ordnung und Kriegszucht müssen unser Heere bezeichnen, sie sind unzertrennlich vom wahren Muth.

Wir werden sorgen, daß es unsern Streitern an nichts gebreche: daß ihr Vertrauen nicht wanke; der Gott Niederlands streitet für uns.

Aber sollen wir unsre Rüstungen zur Bewaffnung und Vertheidigung unsres freien Bodens ruhig fortsetzen, sollen die täglichen Ausgaben der einheimischen Verwaltung im Gange bleiben, so müssen auch die Abgaben regelmäßig entrichtet werden. Wir brauchen die Niederländer nicht an ihre theure Verpflichtung zu erinnern: ihnen sagen, daß wir die Schätze des Landes zum Besten des Landes fordern, ist genug, um uns des Wohlwollens Aller in diesem entscheidenden Augenblick zu versichern. Ein jeder beeifre sich also von heute an, seine Schuld abzutragen und den öffentlichen Schatz zu unterstützen.

Alle Auflagen müssen vorläufig und bis daß durch die hohe Regierung gesetzlich darüber verfügt wird, auf demselben Fuße wie bis jetzt erhoben werden. Jeder, der die Erhebung der Abgaben zu hindern oder sie zu verkürzen sucht, ladet die Schande auf sich ein Feind des Vaterlandes zu

seyn, und wir werden ein solches Betragen gewiß nicht ungestraft dulden.

Wir befehlen, daß alle holländischen Beamte auf ihren Stellen bleiben sollen und wir stellen sie in der Ausübung ihrer Amtsverrichtungen unter den Schutz aller rechtschaffnen Niederländer.

Wir gebieten und bevollmächtigen solche Beamte, die durch die Abreise ihrer Vorgesetzten die Sachen ihrer Verwaltung in diesen Augenblick ohne gehörige Leitung sehn, den Ersten im Range in ihrem Departement, Arrondissement oder Aufenthaltsort als ihr Oberhaupt zu gehorchen und wir machen zugleich den letztern für alle Nachtheile verantwortlich, die durch sein Zögern oder Säumen bei'm Mangel an Vorkehrungen aus einem längern Stillstand der Verwaltung und Aufschub der Einnahme entstehn können.

Wir vertrauen ferner auf den Geist der Ordnung, der die Niederländer bezeichnet: wir rechnen darauf, daß in allen Fächern der Verwaltung, besonders auch in dem der Gerechtigkeitspflege, jeder in der treuen und ununterbrochnen Erfüllung seiner Pflichten, übereinstimmend mit den Gesetzen, die jetzt in Kraft sind, fortfahren werde.

Wir gebieten und beauftragen alle Departements, städtische und örtliche Obrigkeiten, diese Verordnung überall, wo es gebräuchlich ist, abkündigen und anschlagen zu lassen.

Beilagen.

1. Note des Herrn Schimmelpenninck auf dem Congreß zu Amiens.
(Aus dem Französischen.)

Der 16te Artikel des Vertrags vom Haag enthält, daß beim allgemeinen Frieden die französische Republik, der Republik der vereinigten Staaten von den eroberten und bei Frankreich gebliebnen Ländern, Gebiete abtreten wird, deren Oberfläche den durch den 12ten Artikel vorbehaltnen gleichkommt; diese Gebiete sollen in der für die Abrundung der gegenseitigen Gränzen vortheilhaftesten Lage gewählt werden.

Der Wunsch die Interessen der beiden Republiken zu vereinigen und soviel von ihr abhängt, das Ende dieser Unterhandlung zu beschleunigen, veranlaßt die Batavische Regierung zum Theil den glänzenden Hofnungen zu entsagen, wozu dieser Artikel sie berechtigen könnte; sie glaubt einen auffallenden Beweis von ihrer Mäßigung abzulegen, indem sie sich auf folgende Forderungen beschränkt: 1) Die Herstellung des ehmaligen holländischen Flanderns; 2) einen Theil Gelderns und Kleve's, der begränzt wird durch eine von Kranendonk, das der batavischen Republik gehört, über Ordingen bis an und über den Rhein gezogene Linie; 3) daß die Gränze der batavischen Republik von Osten durch die Ems gebildet werde von ihrer Mündung bis an den Rhein und die jetzigen Gränzen der Republik über die Landstraße, die vom Rhein über Gildehuis nach Delden geht, 4) daß die Verhandlung zwischen den beiden Republiken vom 5 Jan. 1800, deren sämmtliche Verpflichtungen die batavische Republik von ihrer Seite bereits erfüllt hat, nach der Unterzeichnung des Vertrags völlig in Kraft trete und daß folglich das ganze, in die batavische Republik eingeschlossene Land Sevenaar, das gemeinlich unter dem Namen Liemers bekannt ist, sogleich mit ihr vereinigt werde, so wie die Stadt Hussen und ihr Gebiet, mit Einschluß von Malburgen, Hulhuisen und einigen im Lande Kuik belegnen Dörfern. 5) Daß dieser Verhandlung zufolge alle Fürsten des Reichs, die ehmals Lehne oder irgend einige Rechte auf batavischen Gebiet hatten, namentlich der Kurfürst von der Pfalz, die Häuser Sulzbach und Salm, ihren Ansprüchen bestimmt und ohne Einschränkung entsagen, 6) daß Kraft des ersten Artikels des Vertrags vom Haag, England verpflichtet werde, feierlich von der Verbürgung der Statthalterschaft abzustehn, die es in den Vertrage mit Preußen übernommen hat. 7) Daß zur Erfüllung des 21sten Artikels des Haager Tractats Frankreich seine guten Dienste bei den Höfen von Wien und London anwende, um den batavischen Bürgern zu den Summen zu verhelfen, die sie ihnen schuldig sind. 8) Endlich daß die batavische Republik, so wie die französische, die freie Rheinschiffahrt erhalte.

Die französische Regierung wird ohne Zweifel bemer-

ken, daß alle diese Forderungen natürlich und nothwendig aus den schon bestehenden Veränderungen zwischen den beiden Staaten hervorgehn: sie wird ohne Zweifel auch einsehn, daß Gründe der Convenienz, gegründet auf Gleichheit der Sitten, der Gebräuche und Gewohnheiten der Bewohner des ehmaligen Flanderns, und ihre außerordentliche Neigung für ihr altes Vaterland, mehr als politische oder merkantilische Rücksichten, die Zurückforderung dieses kleinen Gebiets veranlaßt haben, das für die französische Republik, die durch ihre Siege so herrlich ausgestattet ist, ohnehin nur ein geringes Interesse hat.

Die batavische Regierung würde keine andre Wünsche zu äußern haben, wenn nicht eine weise Vorsicht und das Gefühl ihrer eignen Würde, ihr nicht gebieterisch die Pflicht auflegten vom ersten Consul die Aufhebung der Artikel 4, 13, und 14 des Vertrags vom Haag zu fordern. Diese Artikel sind nur das gezwungene Resultat außerordentlicher und vorübergehender Umstände, und müssen in dem Augenblick aufhören, wo der Bewegungsgrund der sie eingab, nicht mehr vorhanden ist: der eine dieser Artikel beeinträchtigt offenbar die Ruhe Hollands, die andern zerstöhren seine Unabhängigkeit, verwunden den Stolz des Volks und setzen die Holländer beständigen Streitigkeiten aus. Der vierte Artikel lautet folgendermaaßen: das Angriffs- und Vertheidigungsbündniß zwischen den beiden Staaten soll gegen England immer Statt finden, sobald wie eine der beiden Republiken mit demselben in Krieg seyn wird.

Die batavische Regierung muß sich mit Freimüthigkeit über diesen Artikel erklären. Zu lange verwickelten ein unzeitiger Ehrgeiz und eine falsche Politik die Holländer in die Kriege der großen Mächte: der Ruhm einer vorzüglich handelnden Republik besteht in der Treue, womit sie ihre Verbindlichkeiten erfüllt, in der Erweiterung und Behauptung ihres Credits, wie ihrer Redlichkeit und der Sittlichkeit des Privatlebens. Wohlwollend gegen alle Völker, zeigt sie sich eifersüchtig auf die Freundschaft und die Achtung Aller: und wenn der Krieg einige Gegenden der Erde verheert, müssen ihre Schiffe furchtlos die Meere durchschneiden und den durch diese Geißel verheerten Ländern nur als wohl-

thätige und tröstende Genien erscheinen *); ein rechtschafnes System der Neutralität ist also das einzige, das die batavische Republik jetzt annehmen kann.

Geschaffen durch den Handel **) kann sie nur durch ihn erhalten werden: auch knüpft sie an ihn die einzige Hofnung, die ihr bleibt. Nur durch die betriebsame und tägliche Wirksamkeit ihrer Bewohner ist dieses auf der Charte freilich kleine, aber in den Augen der Philosophen besonders wichtige Land, vielleicht dem Abgrunde entrissen, wohin es sein Boden, sein Himmelsstrich und alle Elemente unaufhörlich zurückstürzen wollen. Genöthigt täglich gegen so furchtbare Feinde zu kämpfen, kann Holland sich ohne die größte Gefahr durch Angriffsbündnisse neuen Kämpfen aussetzen, die es nicht veranlaßt hat? die Klugheit schreibt ihm gebieterisch vor, sich nicht in die Streitigkeiten zu mischen, die Europa erschüttern. Die Weisheit verbietet ihm durch politische Verträge an Kriegen Theil zu nehmen, deren Bewegungsgründe ihm fremd seyn können. Seine geographische Lage, sein geringer Umfang, seine unbedeutende Bevölkerung, seine unzureichenden Hülfsquellen, alles endlich legt ihm noch bestimmter als anderen Staaten die Pflicht und die Nothwendigkeit auf, mit allen Mächten in Frieden zu leben und zu allen Zeiten gegen jede derselben die strengste Neutralität zu beobachten. Sind seine wahren Feinde, nicht blos diejenigen, die es verhindern wollen, die Wohlthaten dieser Neutralität friedlich zu genießen? Muß es in irgend einer Lage und unter irgend einem Vorwande die Waffen ergreifen, ohne gradezu bedroht oder angegriffen zu seyn? Ohne Zweifel haben die Unglücksfälle dieses Kriegs ihm das Recht erworben, nach einem guten System der Neutralität zu streben und sich unerschütterlich fest daran zu halten. Holland kann nicht die Anmaßung haben, eine Rolle in den größten Angelegenheiten Europa's zu spielen, es kann sich auf irgend eines Drit-

---

*) NB. gegen gute und genügende Bezahlung. M.

**) Diesen schrecklichen Ausdruck habe ich in dem Vorwort berührt. M.

ten Kosten weder bereichern noch vergrößern wollen. *) Die Arbeit macht seine ganze Stärke und Macht; wem kann es bei solchen Grundsätzen verdächtig seyn? Sind diese Grundsätze nicht im Gegentheil die Bürge seiner Ruhe? Müssen sie ihm nicht die Achtung und Gunst aller Völker verschaffen? überdies was kann die französische Republik für militärische Vortheile aus ihrem Schutz- und Trutzbündniß mit der batavischen Republik ableiten? Frankreich, durch seine Natur berufen auf dem Ozean, wenn die Umstände es dazu nöthigen, alle die Wunder zu erneuern, die es auf dem festen Lande gehäuft hat, wird es jemahls die Seekräfte Hollands wirklich nöthig haben? könnten einige batavische Schiffe die Kräfte der französischen Seemacht sehr vermehren? Können die Vortheile, die man von diesen Schiffen ziehn könnte, mit denen verglichen werden, die Frankreich durch die Neutralität der batavischen Republik erhalten wird? Werden nicht die neuen Departements von Frankreich durch diese Neutralität vertheidigt werden? wird nicht diese Neutralität Frankreich unerschöpfliche Hülfsmittel aller Art sichern? Werden nicht alsdann seine Häfen vorzugsweise und mit allem Eifer der Freundschaft beständig durch die Holländer versorgt werden? Zeigen nicht Unterstützungen dieser Art, die für eine kriegführende Macht so wesentlich sind, einen unmittelbarern und gewissern Nutzen als die Vereinigung eines Holländischen Geschwaders mit den Flotten Frankreichs? Beweist nicht die Erfahrung unsrer Tage, daß ehe Holland in diesen Krieg verwickelt war, seine Kaufleute alle Seestädte Frankreichs mit ihren Bedürfnißen versahn? Sind nicht seit dem Augenblick, wo die Holländer einen thätigen Antheil an diesem Krieg genommen haben, ihre persönlichen Hülfsquellen erschöpft worden? Würde Frankreich so viele Entbehrungen erfahren, so lästige Ankäufe geschlossen haben, wenn die Flagge seiner Bundesgenossen frei gewesen wäre? Aus dem Gesichtspunkt der commerciellen Hülfs-

---

*) Nur sollte doch dem armen Deutschland etwas abgezwackt werden.

R.

quellen muß die französische Regierung den Nutzen ihrer Verbindung mit Holland betrachten. *) Wahrlich, wenn die Mäßigung, der Heroismus, die Weisheit und das Genie immer die Reiche beherrschten, wenn so viele Tugenden eben so lange die Erde ehrten, als sie in der Geschichte leben werden, würde die batavische Republik keine Ursache haben über den Artikel unruhig zu seyn, gegen den sie Einwendungen macht: aber die großen Männer sterben, man bewundert ihr Beispiel, aber es wird nicht immer befolgt. Der erste Consul weiß mehr als irgend ein Andrer im Staate die Richtigkeit dieser Bemerkungen zu würdigen; seine Politik ist zu aufgeklärt, um nicht die unermeßlichen Vortheile vorherzusehn, die Frankreich in schwierigen Zeiten aus Holland ziehn kann. Das wohl verstandne Interesse beider Republiken erfordert also die Unterdrückung des 4ten Artikels des Haager Vertrags. Der Unterzeichnete ist beauftragt, sie auf's dringendste zu fordern.

Die Artikel 13 und 14 des Vertrags vom Haag, gegen welche der unterzeichnete Gesandte ebenfalls reclamiren soll, lauten:

Art. 13. In der Stadt und dem Hafen Vließingen soll sowohl im Kriege als Frieden ausschließend französische Besatzung seyn, bis darüber zwischen den beiden Völkern eine Vereinbarung getroffen ist.

Art. 14. Der Hafen Vließingen soll den beiden Völkern mit aller Freiheit gemeinschaftlich seyn; der Gebrauch desselben soll einer Vorschrift unterworfen werden, nach Uebereinkunft zwischen den unterhandelnden Theilen und die als Supplement dem gegenwärtigen Vertrage angehängt wird.

Der Unterzeichnete hält es für unnöthig, hier die zahlreichen Unannehmlichkeiten, die peinlichen Streitigkeiten, selbst die Unglücksfälle aufzuzählen, wozu dieser gemeinschaftliche Gebrauch, so lange er besteht, Veranlaßung gewesen ist;

---

*) Aber kann man es den Engländern verdenken, wenn sie in einem Kriege mit Frankreich eine solche Neutralität, die nach dieser Schilderung seinen Feinden nützlicher war, als eine unmittelbare Theilnahme, nicht anerkannten? R.

sie sind die unvermeidliche Wirkung eines Zustands der Dinge der nicht natürlich ist, und der mit den Grundsätzen einer weisen, freien und aufgeklärten Verwaltung nicht übereinstimmt. Die Verfasser des Vertrags hatten selbst vorausgesehn, daß dieser gemeinschaftliche Gebrauch, der in der Ausführung so viele Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten zeigte, unfehlbar die Veranlassung und der Grund zu den ernsthaftesten Streitigkeiten werden würde und hatten hernach durch den fünften Grundartikel festgesetzt, daß sie durch Schiedsrichter geschlichtet werden sollten. Die Erfahrung hat ihre Furcht nur zu sehr bestätigt: die batavische Regierung hat, nachdem sie in mehreren Noten hintereinander alle Gründe, die ihr das Recht und die Billigkeit darboten, erschöpft hatte, um zu beweisen, daß diese Ordnung der Dinge mit der Ruhe des Volks und dem wahren Interesse der beiden Völker unverträglich sey, nachdem sie sich vergebens an die Gerechtigkeit der französischen Regierung gewandt hatte, sich genöthigt gesehn, selbst den schiedsrichterlichen Anspruch zu verlangen. Aber diese Forderung, obgleich nach den Bestimmungen des Vertrags, hatte keine Folgen: aber selbst dieser Umstand bestätigte die Hofnungen, die die batavische Regierung über die Absichten des ersten Consuls in dieser Hinsicht fassen mußte: sie glaubte in seinem Schweigen den Wunsch zu erkennen, sich für die Epoche des Friedens den Genuß einer großmüthigen und erhabnen Handlung aufzusparen, die durch das doppelte Band des Interesses und der Erkenntlichkeit das holländische Volk ihm ewig verpflichten wird.

So überwiegende Betrachtungen können dem ersten Consul nicht gleichgültig seyn; alles Große, Erhabene und Edele ist in seiner Seele; auch die Holländer schmeicheln sich, daß er einigen Werth darauf legen wird, ihre Unruhe zu stillen, und daß er durch Abschaffung der Artikel 13 und 14 im Vertrag vom Haag ganz Europa beweisen wird, daß Frankreich nicht vergebens ihre Freiheit und Unabhängigkeit verbürgt hat.

Bei der Festsetzung des dritten vorläufigen Artikels haben Frankreich und England gewiß nicht die Absicht gehabt, sich das Recht vorzubehalten am Vorgebirge der guten Hofnung anzulegen ohne zu den Unterhaltungskosten, die dieser

Hafen erfordert, beizutragen: es wird also zweckmäßig seyn, daß die unterhandelnden Theile unter sich einen gleichförmigen Tariff festsetzen, der die Aus- und Eingangsrechte festsetzt, die die Schiffe der beiden Völker am Cap bezahlen sollen.

Nachdem der Unterzeichnete die Wünsche und Hofnungen seines Landes auseinandergesetzt hat, glaubt er die Aufmerksamkeit des Französ. Ministers auf die allgemein gefühlte Nothwendigkeit lenken zu müssen, durch einen den beiden Völkern gleich vortheilhaften Handelsvertrag die Bande ihrer Vereinigung fester zu ziehn. Der Handel aber von allen Zwange befreit, muß die Wunden des Krieges heilen: man kann also nicht genug eilen, um zwischen den Franzosen und Holländern jene innigen Verhältnisse zu gründen, die, indem sie zur Entwickelung ihrer Betriebsamkeit beitragen, den Wohlstand und das Glück bei ihnen befestigen müssen.

---

2. Instruction für die Abgeordneten, entworfen in der großen Besogen gehalten auf dem Hause im Busch d. 10 April 1806.

Art. 1. Zu folge des Protocolls der Verhandlungen in der Großbesogen auf dem Hause im Busch, am 10 April 1806 wird der gedachten Commission der doppelte Auftrag ertheilt:

Erstlich, den Kaiser auf eine gemäßigte und passende Weise mit dem überredenden Ton der Wahrheit und dem wahren Gefühl, das dem Freunde seines Vaterlandes eigen ist, den Eindruck vorzustellen, den der bloße Gedanke an die Veränderung in unsrer Verwaltung beabsichtigt, auf das batavische Volk gemacht hat; das tiefe Gefühl, das es bei ihr erweckt hat, das so natürlich und achtbar bei einem Volk ist, das nachdrückliche Beweise gegeben hat, wie theuer ihm die Fortdauer seiner bürgerlichen und religiösen Rechte und Freiheiten, seiner Volksgewohnheiten und Sitten ist; das Vertrauen, daß ein so großer Fürst als der mächtige Napoleon, dieß Gefühl bei einem Volk nicht mißkennen kann, das sein größtes Glück in diesen ihren Vorrechten findet und darin die einzige Quelle seines künftigen Wohlstandes sieht, daß er das Volk selbst deswegen dann noch hochschätzen muß, wenn auch die Voraussetzung ungegründet und die Vorstellungen vergebens wären; — und

ferner auf die überzeugendste Weise dem Kaiser vorzustellen, daß seine Absicht durch eine Veränderung der Regierungsform in Holland die Identität unsres politischen Systems mit dem des französischen Reichs auf immer zu versichern, auf die vollkommenste und kräftigste Weise durch andre Mittel, die mit dem Charakter des Volks völlig in Uebereinstimmung gebracht werden kann, sich bewirken läßt, zu deren Anwendung die Regierung in allen Hinsichten sich bereit und geneigt finden lassen wird; wie durch eine Vermittelungsacte oder durch Verträge von aller Art, die die Identität der Politik auf unerschütterlichen Gründen befestigen können.

Und zum andern, wenn bei allen dem dieser nähere Versuch bei dem Kaiser keinen Eingang finden, sondern er seinen Willen durchsetzen sollte, die Herrschaft über die batavische Republik in erblicher Würde dem Prinzen Ludwig aufzutragen, alsdann entweder von ihm selbst oder seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten auf die vorsichtigste und delikateste *) Art, nach der Entwickelung seiner Ideen über die Bürgschaft zu forschen, bei welcher das batavische Volk zu Folge der Gesinnung, die der Kaiser dem Viceadmiral und Staatssecretair wiederholt zu erkennen gegeben hat, auch bei einer solchen Veränderung der Regierungsform aller der Vorrechte versichert seyn kann, worauf es einen so hohen Werth setzt, und die zugleich den Grund darbieten muß für die Aussichten der Wohlfahrt und des Gedeihens, wozu er nach seiner Erklärung Holland erheben will; und daß bei dieser Entwickelung eigentlich die Gelegenheit gefunden werden muß, um dem Kaiser die großen Gegenstände vor Augen zu stellen, die mit der selbständigen Fortdauer des batavischen Volks in so genauer Verbindung stehn, und auf deren unbegränzte Versicherung einstimmig der höchste Preis gesetzt wird, nämlich: Verbürgung der Volkseigenthümlichkeit, die Ganzheit des Gebiets, Erhaltung der Landessprache, beständige Freiheit des Gottesdienstes, unabhängige Verwaltung der Gerechtigkeit, die Beibehaltung der alten bürgerlichen Rechte und Freiheiten, eine un-

---

*) Auch das holländische Original braucht das Wort delicat.

gehinderte innere Verwaltung, die ausschließend durch Landeseinsassen ausgeübt wird; Versicherung der Nationalschuld, die Ausschließung fremden Kriegsvolks: Erleichterung in den Finanzen, Aussichten auf eine billige Gleichstellung in den verschiednen Handelsbeziehungen mit dem französischen Reich; und ferner alles was in einer unmittelbaren Verbindung mit unserer inneren Unabhängigkeit steht oder dazu beitragen kann, den ungünstigen Eindruck auszulöschen, denn der Beschluß des Kaisers auf das Volk gemacht hat; — um hernach das Resultat dieser Entwickelung und die Angabe der Bedingungen, die der Kaiser vorschlagen wird, dem Rathpensionär zur Mittheilung an die Großbesogen zu überbringen, und zu erwägen, ob das Resultat von so günstiger Art ist, daß es ein Gegenstand der Volkswahl werden kann, oder ob die Regierung beschließen muß, es lieber bei den geschehenen Vorstellungen beruhen zu lassen, als die Hand zu einer Veränderung in der Verfassung zu bieten, voraus so viele Uebel würden hervorgehn können.

Art. 2. Die Commission soll sich bei diesem wichtigen Gegenstande ganz an dasjenige halten, was der vorige Artikel darüber vorschreibt und im Allgemeinen solchen Regeln folgen, als aufrichtige Vaterlandsliebe, verbunden mit der Vorsicht, die aus der Kenntniß der Umstände Europa's im Allgemeinen und ihres Vaterlandes im Besondern entstehn muß, und die bei der Commission nicht fehlen kann, ihr in einer für ihre Landsgenossen so wichtigen Angelegenheit zum Nutzen derselben an die Hand geben wird. Art. 3. In Hinsicht des ersten Theils ihres doppelten Auftrags soll die Commission bestimmt im Auge haben.

1) Daß die nähern, ihrer Sorge anvertrauten Vorstellungen durch sie persönlich oder wenn sie gegen Vermuthen dazu keine Gelegenheit haben sollte, schriftlich dem Kaiser gemacht werden sollen. Sie soll deswegen durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten um eine besondre Audienz anhalten und diesem Minister allein eröffnen, daß sie durch die batavische Regierung ausdrücklich beauftragt sey, um die Gefühle der Notabeln des Volks über die Begierde des Kaisers zur Veränderung in der Regierungsform der Republik, dem Kaiser selbst vorzulegen.

2) Daß die nähern Vorstellungen dem Kaiser mit dem

Stolz (Fierheid) gemacht werden, der dem Charakter des holländischen Volks eigen und das Kennzeichen der Wahrheit ist, aber zugleich mit der Mäßigung in Ton und Ausdrücken, die aus der Erinnerung an die Macht des französischen Kaisers, den thätigen Einfluß, den er auf unser Loos ausüben kann, und die Unmöglichkeit, worin unser Volk sich befindet, seinem Willen, wenn er einmahl entschieden ist, zu widerstreben, fließen muß. — Die Commission muß sich daher zur Regel dabei machen, ihre Vorstellungen so einzurichten, daß weit entfernt den Kaiser dadurch im Geringsten zur Unzufriedenheit zu reizen, sie ihm desto größere Hochachtung gegen ein Volk einflößen müssen, das obgleich an Ausdehnung klein und an Kräften schwach, doch groß ist an Tugend und Freiherzigkeit *).

3) Daß die nähern Vorstellungen größtentheils aus den Gründen und Motiven entlehnt werden können, die ausführlich in der Instruction, die der Rathpensionär am 15ten Febr. den Viceadmiral und Staatssecretair für das Seewesen über diesen Gegenstand ertheilt hat und auf welche, da sie in den Händen des gedachten Gliedes der Commission ist, hiedurch verwiesen wird, daß sie diesen noch andre hinzufügen kann, die sie für die zweckmäßigsten halten mag und die hinreichend in der Anhänglichkeit des Volks an seine gottesdienstlichen und bürgerlichen Freiheiten, an seine Sprache, Gewohnheiten, Sitten-Gesetze und Sitten gefunden werden.

4) Daß am Schluß der nähern Vorstellungen an den Kaiser die Mittel, mit Kraft und Deutlichkeit entwickelt werden müssen, wodurch sein Verlangen, die Identität der politischen Verhältnisse zwischen seinem Reich und unserm Lande für auf immer zu versichern auf eine Weise, die mit dem Charakter des holländischen Vols übereinstimmt, erreicht werden kann und die vollständig und deutlich dem Kaiser vorgestellt werden muß, daß diese Mittel dem Verlangen nach mehr entsprechend werden befunden werden, als eine neue Regierungsform, und daß die holländische Nation für

*) Ich weiß kein andres Wort um das holländische Rondborstigheid (Rundbrüstigkeit) auszudrücken.

Frankreich dadurch viel nützlicher seyn wird, als sie unter der Oberherrschaft eines fremden Fürsten für dasselbe seyn könnte. Die Commission muß bei der Entwickelung der Mittel besonders auf die unläugbare Sicherheit eines wirklichen Einflusses auf die Politik der holländischen Republik bestehen, die der französische Kaiser in dem feierlichen Beitritt dieses Gemeinwesens als souveraines Mitglied in den großen Bund von Mächten, den er gründen zu wollen scheint, und in seiner feierlichen Anerkennung als Oberherrns dieses Bundes finden wird.

5) Daß wenn die näheren Vorstellungen die gewünschte Wirkung haben sollten, und der Kaiser einwilligt, die Erreichung seiner Absichten in andern Mitteln zu suchen, die Commission bevollmächtigt ist, um mit der Person oder den Personen, die der Kaiser ernennen wird, zu unterhandeln und unter näherer Bestätigung eine solche Acte oder solchen Vertrag zu schließen, als ihr dazu nützlich erscheinen, und mit der innern Unabhängigkeit des Staats sich in Uebereinstimmung bringen lassen wird.

6) Daß wenn die nähern Vorstellungen keine Veränderung in der Absicht des franz. Kaisers auf unser Land bewirken können, die Commission besonders Sorge tragen soll, seinen Willen in dieser Hinsicht auf alle mögliche Weise so constatiren zu lassen, daß darüber weder bei dem gegenwärtigen Geschlecht noch bei der Nachkommenschaft irgend ein Zweifel übrig bleiben kann, und daß die Commission also nicht zur Ausführung des zweiten Theils des ihnen anvertrauten Auftrags übergehn muß, als nachdem vollkommen deutlich ist, daß sie nur gezwungen sich dazu entschlossen hat.

Art. 4. In Beziehung auf den zweiten Theil des doppelten Auftrags muß die Commission entschieden im Auge behalten:

1) Daß sie, da sie sich nie befugt halten darf noch kann, in Hinsicht auf die Einführung einer neuen Regierungsform in Holland, übereinstimmend mit der Absicht des Kaisers, mit ihm oder seinen Ministern in irgend eine Unterhandlung zu treten, sie nur zur Erfüllung ihres zweiten Auftrags übergehend sich darauf beschränken muß, sich in den Stand zu setzen, daß sie der holländischen Regierung eine ganze und

und vollständige Entwickelung von der Absicht der Kaisers überbriugen kann, so daß die Regierung nach der Zurückkunft der Commission im Stande ist, sie in ihrem ganzen Umfange zu betrachten und zu beurtheilen: und daß darüber nicht der mindeste Zweifel oder die geringste Zweideutigkeit übrig bleibt.

2. Daß die Commission die französische Regierung selbst, durch die darüber zu haltenden Conferenzen fühlen lassen muß, daß die letzte Entscheidung über die Ideen des Kaisers, wonach sie zu fragen beauftragt ist, immer nur von dem holländischen Volk abhängt.

Art. 5. Die Commission soll während ihres Aufenthalts in Paris regelmäßig und unmittelbar mit dem Rathpensionär correspondiren, um ihn in ununterbrochner Kenntniß von allen ihren Verrichtungen und dem Zustand der Angelegenheiten zu erhalten.

Art. 6. Die Commission soll nach vollbrachtem Auftrage so früh als möglich die Rückreise nach dem Haag antreten und dem Rathpensionär einen vollkommenen und schriftlichen Bericht von ihren Verrichtungen und der befundnen Lage der Dinge abstatten.

So geschehn und verabschiedet d. 9ten April 1806.

Durch mich

R. Schimmelpenninck
Rathpensionär.

IV.

Ueber die Forderungen Hamburgs an Frankreich.

Ein Nachtrag zu der Abhandlung über den deutschen Handel, im November und Dezemberheft 1814.

In der angedeuteten Abhandlung ist auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht worden, die hansischen Städte als Gemeinstädte des deutschen Vaterlandes zu betrachten, denen dasselbe eine besondre Rücksicht und Unterstützung schuldig ist: es ist auch ferner versucht worden, das wahre Verhältniß zu zeigen, worin sie zu ganz Deutschland stehn. Hamburg ist für uns Alle ein Opfer geworden, aber leider! hat das schreckliche Schicksal des ersten deutschen Handelsorts nur eine sehr laue Theilnahme erregt; Niemand hat sich seiner angenommmmen und schon sieht man wiederum, daß jede kleine Macht es nach Belieben behandeln kann. Wir wollen die Gräuel nicht wiederholen, die hier von den Franzosen verübt sind und diejenigen nicht anklagen, die das Verderben dieser Stadt verschuldet haben: die Geschichte

hat gerichtet. Die Franzosen sind gleich bei der Hand für alles, was sie gemeinschaftlich gethan haben, irgend einen Sündenbock Preis zu geben: damit, meinen sie, sey es abgethan, die Uebrigen wären rein gewaschen und könnten die alte Laufbahn von neuem fortsetzen. Alles was in Hamburg Schändliches und Verruchtes geschah, ist dem Marschall Davoust aufgebürdet, der durchaus seine Pflicht gegen seinen Herrn erfüllt, nur im Geist desselben gehandelt und also Ursache hat, über die Zurücksetzungen zu klagen, die er erdulden muß. Was hat er gethan? Er hat auf die weiße Fahne geschossen, die Fonds der Hamburger Bank genommen, und den französischen Namen verhaßt gemacht! Gegen alle diese Anklagen hat er sich vollständig gerechtfertigt: und insonderheit ist die letzte durchaus leer, abgeschmackt und lächerlich, denn der Abscheu gegen den französischen Namen war überall nicht blos in Hamburg oder Deutschland, auch in Portugal, Spanien, Holland, Rußland derselbe; einige Handlungen der Wuth und Grausamkeit mehr oder weniger machte bei der unermeßlichen Summe keinen Unterschied. Nur Deutschland, und zunächst Hamburg, hat ein Recht ihn anzuklagen, und da er der unmittelbaren Rache entgangen ist, sein Andenken dem Fluch der Nachwelt zu übergeben, nach einer alten löblichen Sitte in Deutschland *), bei einem jährlichen Buß- und Dankfest die Geschichte der Drangsale und der Dränger aufzufrischen und allenfalls auf irgend einer Stelle, wo eine ausgezeichnete Greuelthat geschehn ist, ein Denkmal der Schande und des Abscheu's aufzuführen. Es giebt Dinge, worüber man nicht nachsichtig und schonend seyn muß: in der neuesten Schrift über die hamburgischen Angelegenheiten **) hat uns daher der feierliche Gerichtsstu-

---

*) Es giebt wohl keine Stadt in Deutschland, wo nicht zum Andenken an besondre Ereignisse und Nöthen kirchliche Feste gefeiert werden, die als ein Hauptmittel auf die Gemüther zu wirken und sie an die Führungen Gottes lebhaft zu erinnern, einer besondern Aufmerksamkeit werth sind.

**) Antwort auf das Memoire des Herrn Marschalls Davoust, seine Verwaltung und Vertheidigung Hamburgs betreffend. Mit 41 Beilagen. Deutschland 1815.

benton, der weder kalt noch warm ist, höchlich mißfallen, und sie kann wegen der nüchternen Darstellung gar keinen Eindruck machen. Dem Herrn Marsall wird gar noch die Schonung gegen die Waisen angerechnet, für die er so menschlich sorgte: vermuthlich damit alle Alten das Loos derselben beneiden und ihre Kinder glücklich preisen sollten, wenn sie sich erst dieser französischen Vorsorge zu erfreuen hätten: so wie es den zurückbehaltnen Hamburgern als ein Glück angekündigt wird, wenn sie in den abscheulichen Hospitälern angestellt wurden, weil sie doch zur Sättigung schwarzes Brot erhielten!! Oder wollte er vielleicht einem künftigen Operndichter, der les triomphes de Davoust bearbeiten wollte, Gelegenheit geben, eine recht rührende Scene auf dem Theater darzustellen? uns klingen schon die Couplets in den Ohren, wo die Unschuld Kränze der Dankbarkeit in den Lorbeer des Siegs flicht! In Fällen dieser Art ist Mäßigung sehr übel angebracht: wir Deutschen sollten doch bedenken, daß, wenn es auf die zierlichen Redensarten ankommt, wir mit unsern Erbfeinden nimmermehr auskommen; sie werden uns daran beständig übertreffen und sich noch obendrein höchlich verwundern, daß wir nicht damit zufrieden sind. Die Hamburger haben die Erfahrung gemacht, und wissen nun, was sie von der Großmuth und Gerechtigkeit der königlichen Regierung, die sie in Anspruch genommen, erwarten dürfen.

Der Graf Jaucourt hat den Deputirten der Hamburger Bank-Interessenten schon am 24sten Oct. v. J. eine Antwort ertheilt, die äußerst merkwürdig ist und man kann zweifeln, ob sich größerer Hohn für die Deutschen erdenken läßt, als sie enthält: die Bank ward weggenommen, um die der Stadt von Bonaparte aufgelegte Contribution zu decken. Es versteht sich, daß diese bezahlt werden muß: wie Schade, daß Sr. Majestät der Kaiser vergessen hat über das ganze rebellische Deutschland eine Contribution von 1000 Millionen auszuschreiben: man würde denn ja die schönsten Nachrechnungen haben machen können! Die franz. Regierung wird sich auf die Bezahlung nicht einlassen, aber sie will aus besondrer Gnade, um den Grundsatz der Unverletzlichkeit eines dem gesammten Handel Eu-

ropens *) so nützlichen Instituts zu schützen in eine Liquidation einwilligen, insofern die zu der Ergänzung der Contribution der Stadt Hamburg weggenommenen Fonds derselben, diese Contribution übersteigen sollten. Dies ist in der That ein herrlicher Trost: denn an baarem Gelde hat die Stadt jene 46 Millionen nicht bezahlt. Frankreich erscheint also noch sehr großmüthig, wenn es nur das Fehlende nicht noch einfordert. Mit schönen Redensarten ist man übrigens nicht sparsam: den Leuten, die um ihr Geld gekommen sind, wird der Trost des Ueberstandnen und die Bürgschaft der Zukunft angewiesen: überdies sind alle Entschädigungsforderungen gegenseitig aufgehoben und in Hinsicht der Hamburger Bank kann keine Ausnahme gemacht werden. Die Hamburger können diesen Bescheid mit goldnen Buchstaben auf eine Tafel graben und an der Bank anbringen, damit die Beeinträchtigten, die schönen Tiraden täglich vor Augen haben und sich daran erholen mögen. Da sich Niemand der Hamburger annimmt und alle hochfliegende Hofnungen von deutscher Einheit, von kräftiger Vertretung der Schwachen phantastische Träume sind, so werden jene Forderungen wohl gestrichen werden müssen, denn es ist nicht zu erwarten, daß Hamburg freiwillig auf allen Verkehr mit Frankreich Verzicht leisten und sich selbst sein Recht zu schaffen suchen wird. Frankreich hat die Bankinteressenten an Hamburg verwiesen; und stellt also den schönen Rechtsgrundsatz auf: A ist mir schuldig und kann oder will nicht bezahlen: B hat Geld und ist schwächer als wir: wir nehmen ihm das seinige, und er mag sehn, wie er es von A wiedererhält. Dies war überhaupt die alte Maxime des bonapartischen Staatsrechts: um England zu schaden, plünderte er Holland, fing er Kriege mit Deutschland und der ganzen übrigen Welt an. Unglückliches Deutschland: wann wirst Du aus Deinem Schlummer erwachen? Jene der Bank geraubte Summe ist besonders nach Abzug dessen was in Dännemark an verschiedne Communen und andre Theilnehmer gezahlt ist, an und für sich von keiner großen Bedeutung, am wenigsten

*) D. i. Frankreichs.

für Frankreich, daß sich ja selbst seiner herrlichen Finanzen triumphirend rühmt. Wir sind auch überzeugt, daß der König nach seinem persönlichen Edelmuth gern eine Schuld erstatten würde, deren Rechtmäßigkeit so anerkannt ist: aber wir glauben in der Weigerung einen Beweis zu finden, daß der alte Geist, der zunächst durch den von der Revolution ausgegangnen Uebermuth gebohren ward, auch die neue Regierung noch nicht verlassen hat und sie abhält, eine Forderung der klarsten Gerechtigkeit zu erfüllen. Es ist bekannt, wie man sich auf die Bezahlung dieser heiligen Schuld verließ: und die Ansprüche der Bankinteressenten hatten sogar im Verkehr noch einen Preis.

Jetzt nach der neuen Umänderung der Dinge in Frankreich erhält die Sache eine andre Gestalt: die Franzosen haben unmittelbar ihre Billigung der bonapartischen Gewaltherrschaft erklärt, Bonaparte der, wie es mehr als wahrscheinlich ist, sich nur auf eine kurze Zeit mit der Versicherung seiner Getreuen entfernte, ihn unverzüglich zurückzurufen, steht wieder an der Spitze, und Davoust ist zu verdienten Ehren gekommen. Die Franzosen stehn also zu der übrigen Welt ganz und gar wieder in demselben Verhältniß wie vor dem Pariser Frieden: alle alte Forderungen und Ansprüche treten also wieder in Kraft. Es ist kein Zweifel, daß in allen Gemüthern nur der Wunsch und die Hoffnung lebt, daß die Rache jetzt diejenigen ergreifen wird, die das Unheil verschuldet und seit so vielen Jahren den Fluch und die Seufzer der Erde auf sich geladen haben: die Eigenthümer der Hamburger Bank mögen also mit Recht erwarten, daß die Erstattung des Raubes mit dem Schwerte beigetrieben werden werde: und wenn dieser Gegenstand an und für sich von keiner Wichtigkeit ist, so muß man ihn doch auch nicht vergessen und ihn in das Schuldenregister gehörigen Orts aufnehmen. Auch der Trost des Ueberstandnen und die Bürgschaft der Zukunft sind zu Wasser geworden und die armen Bankinteressenten dürfen sich jetzt wohl eines reelleren Trostes erfreuen.

Fr. Rühs.

V.

Canada. *)

Nach Hugh Gray und John Lambert.

Clima und Witterung.

Es giebt in Canada nur zwei Jahreszeiten; kaum hat die Erde ihren Wintermantel abgelegt, so fängt man an die Sonnenhitze zu fühlen: und obgleich das Wetter im

*) Dieser Aufsatz ist eine zweckmäßige Bearbeitung der Letters from Canada written duringa-residence there in the years 1806, 1807 and 1808: shewing the present state of Canada its productions, trade, commercial importance and political relations, illustrative of the laws, the manners of the people and the peculiarities of the country and climate; exhibiting also the commercial importance of nova Scotia, New Brunswick and Cape Breton and their increasing ability, in conjunction with Canada to furnish the necessary supplies of lumber and provisions to our Westindia islands. By Hugh Gray. London 1809, 406. S. gr. 8. mit einer Charte. Der Verf. theilt allerdings vile interessante Beobachtungen und Nachrichten, nur auf eine

September mild und angenehm ist, so ist es doch sommerhafter als in mildern Himmelsstrichen. Die Wachsthumszeit der Pflanzen scheint sehr verlängert zu seyn, bis sie mit einem Mahl durch die Rückkehr der Winters überrascht werden, ohne daß man viel vom Herbstwetter empfindet. Es friert im October, aber die Sonne bleibt während des Tages leidlich warm. Im November wird die Kälte täglich strenger: der Schnee beginnt zu fallen: Vorkehrungen für den Winter werden getroffen, Oefen gesetzt, die Fenster dichtgemacht und Pelze und Winterkleider hervorgesucht. Nun folgt ein Schneegestöber auf das andre, bis das ganze Land mit Schnee bedeckt ist. Weil der Schnee sich in Haufen ansammelt, wo er das geringste Hinderniß findet, so nehmen die Canadier bei'm Anfang des Winters alle ihre Zäune weg: es bleiben nur die Pfosten stehn und der Schnee kann sich also gleichmäßiger nach allen Seiten verbreiten: ohne diese Vorsicht würden die Landstraßen oft ganz unwegsam seyn. Der Wind jagt den Schnee mit einer unglaublichen Geschwindigkeit, besonders wenn er aus Nordosten weht. Dies dauert bis gegen die Mitte des Dezembers, dann verschwinden die Wolken; auf die rauhen, furchtbaren Schneestürme folgt eine schöne, helle, kalte Luft. Der Himmel wird heiter und nimmt eine helle Azurfarbe an, die mit geringer Veränderung bis zum März fortdauert.

äußerst weitläuftige und ermüdende Weise mit. Er hat nach der jetzt beliebten Buchmacherei seiner Landsleute, um einen dicken Band herauszubringen, ganze Seiten mit den alltäglichsten Betrachtungen und Wiederholungen angefüllt: überdies herrscht durchaus keine Ordnung in dem Werke. Ich habe daher alle diese unnützen allgemeinen Betrachtungen ausgeschieden und das Ganze in einem gewissen Zusammenhang gebracht. Zugleich habe ich John Lamberts Reise, Travels through Canada and the unised States of North America in the years 1806, 1807 and 1808 in two volumes. Second edition 1814. m. K. gr. 8. genau verglichen. Auch dieser Reisende hat eine sehr flache Manier: da er und Gray zu gleicher Zeit in Canada waren, stimmen ihre Nachrichten oft wörtlich mit einander überein: für die Aufrichtigkeit beider ist diese Uebereinstimmung ein gutes Zeichen.

R.

Während des Sommers wimmeln die canadischen Wälder von Rebhühnern, Waldhühnern und unzähligen Singvögeln: die Seen und Flüsse von Enten, Gänsen, Schnepfen u. s. w. einige sieht man den ganzen Sommer, andre ziehn nur durch auf ihren Reisen nach nördlichern Gegenden; aber sobald der Winter eintrit sind alle Vögel wie verschwunden; selbst die Krähe entfernt sich. Das Fichtenrebhuhn, so genannt weil es von gewissen Theilen der Fichte lebt, wonach das Fleisch sehr stark schmeckt, bleibt zwar, wird aber selten gesehn. Hin und wieder findet man einen Hasen, aber man erkennt ihn nicht oft, weil er so weiß ist wie der Schnee: manche andre Thiere scheinen, wie der Bär, während des Winters zu schlafen.

Der Canadier legt den Hut und die rothe Mütze ab: sucht eine Pelzmütze, einen Pelzmantel und Pelzhandschuhe hervor und trägt wollne Strümpfe über und unter den Stiefeln. Fuhrwerke mit Rädern können bei dem tiefen Schnee nicht länger gebraucht werden; man bedient sich einer Art Schlitten, die in Canada eine Cariole heißt, und über den Schnee fährt ohne tief einzusinken: er steht auf zwei sogenannten Läufern, wie man hier sagt, oder Schlittenbäumen die an Gestalt einem Paar eiserner Schlittschuhe gleichen und sich auf dieselbe Weise und zu demselben Zweck nach vorn erheben. Die Cariole sthet gemeiniglich 9 bis 12 Zoll über dem Schnee, einige, die, Hoch-Läufer heißen, etwa 18 Zoll. Die Bildung des Kastens ist nach der Laune des Eigners verschieden: bisweilen gleicht er einem Phaeton, bisweilen einem Vis a Vis, und bisweilen einer Familienkutsche oder Kalesche: kurz mit dem Wort Cariole bezeichnet man alle im Winter üblichen Wagen von dem Marktkarren bis zur Staatscarosse: die meisten sind leichte, offne Fuhrwerke, die von einem Pferde gezogen werden. Der Schnee wird wenn er einige Zeit getreten ist, fest genug, das Pferd zu tragen und leistet dem Schlitten sehr geringen Widerstand. Einige lieben das Cariolenfahren sehr: aber die Unebenheiten, die durch Fuhrwerke in dem Schnee gebildet sind, machen es sehr unangenehm; die Franzosen nennen diese Löcher sehr treffend Cahots (von cahoter) denn man empfindet dieselbe Erschütterung als wenn man über ein Feld mit tiefen Furchen und hohen schmalen Rükken fährt: es ist fast dieselbe Bewegung als wenn man

in einem Boot gegen eine große Welle rudert. Der Fuhrmann steht gemeinhin vorn, obgleich ein Sitz für ihn angebracht ist; zwischen ihm und dem Pferde ist eine hohe Scheidewand, die ihm bis an die Brust reicht und zugleich verhindert, daß kein Schnee oder Schmutz in die Cariole spritze. Die Pferde sind mit Schellen versehn. Es giebt auch bedeckte Cariolen, an der Seite mit Thüren und vorn mit Glasfenstern: man bedient sich ihrer aber nur um in Abendgesellschaften oder auf Bälle zu fahren, denn das Hauptvergnügen des Schlittenfahrens besteht darin, zu sehn und gesehn zu werden. — In Canada sowohl als in einigen Landschaften von Nordamerika ist es Gebrauch auf der rechten Seite des Weges zu fahren, was einem Engländer wunderlich vorkommt; warum, weiß ich nicht; aber im Winter springt der Kutscher oft von der rechten Seite ab, um die Cariole an Stellen, wo der Weg eng und der Schnee uneben ist, vor dem Umfallen zu schützen: jetzt sind förmliche Verordnungen vorhanden, wodurch es befohlen wird, auf der rechten Seite des Weges zu fahren.

Die Canadier wissen sich übrigens recht gut gegen die Strenge des Winters zu schützen. Sie kleiden sich sehr warm: die Luft ist im Winter gemeiniglich trocken, da durch den scharfen Frost die wäßrichten Theile als Reif abgesetzt werden und die Einwirkung der Kälte nicht so furchtbar ist als sie es in einem feuchteren Clima bei gleichem Stande des Wärmemessers seyn würde. Erwärmt in den Zimmern ist der Einfluß der trocknen Luft so groß, daß die Felder in den Thüren sich zusammenziehen und aus den Rahmen fallen und der Rahmen selbst sich so zusammenzieht, daß der Riegel seine Haltung verliert. Die Wirkungen dieser trocknen Luft sind denen des Sirocco nicht unähnlich, der denselben Einfluß auf das Geräth hat. Man fühlt in heißen Zimmern auch eben die unangenehme Empfindung auf der Haut, die trocken und gespannt wird, man darf aber nur die Thüre öfnen, und frische Luft einlassen, um sich davon zu befreien. Das kälteste Wetter ist gemeiniglich im Januar, die Mitteltemperatur im Dez. und Jan. 20° Fahrenh. unter dem Gefrierpunkt: Mehrere Tage stand das Thermometer auf 60° unter demselben. Die Einwohner behaupten, daß die Winter milder sind und jetzt weniger Schnee fällt als

ehemals, und daß der Sommer heißer ist. Dieß ließe sich aus dem verbesserten Zustand des Landes, den gelichteten Waldungen, dem allgemeinen Anbau, der vermehrten Bevölkerung und dem großen Zuwachs an Vieh erklären: allein wenn man meteorologische Beobachtungen vergleicht, so scheint wenigstens in den letzten 60 Jahren keine so große Veränderung Statt gefunden zu haben, als man nach den obigen Umständen erwarten sollte. *) Es scheint allerdings, daß durch den erweiterten Anbau das Clima sich zwar einigermaßen verändert, aber nicht verbessert hat: daß die Winter noch eben so kalt, und die Sommer eben so heiß sind, als vor der Colonisation: daß aber das Wetter veränderlicher und unbeständiger geworden ist: indessen ist das Land noch neu und der angebaute Theil steht in keinem Verhältniß zu den unermeßlichen Wildnissen, die noch vorhanden sind. Gegen den Anfang des Dezembers sind alle kleinen Flüsse völlig zugefroren: alle Wege und Felder bilden eine gleichmäßige Schneeebene. Die Landleute, die die Bahn machen, nehmen den gradesten Weg nach dem Ort, wohin sie wollen; an jeder Seite werden zur Bezeichnung Zweige gesteckt, die man balises nennt. Am liebsten folgen sie dem Lauf eines Stroms, weil die Oberfläche ebner ist als die der Felder: es liegt auch weniger Schnee auf den Flüssen, denn sie frieren nicht eher als bis eine beträchtliche Menge Schnee die Erde bedeckt. Auch der Lauf des großen St. Lorenzstroms wird durch den Winter gefesselt. Er friert einige Meilen oberhalb Quebec völlig zu und dient bisweilen als Weg nach Montreal: selten friert er Quebec gegenüber oder in den Becken zwischen der Stadt und der Insel Orleans. Da der Fluß sich hier verengt, nimmt der Strom zu und die Ebbe und Flut sind so heftig, daß die schwimmenden Eismassen gemeiniglich in Bewegung erhalten werden. Friert der Fluß Quebec gegenüber, so entsteht nach der Landessprache ein Pont weil er für die

*) Lambert hat I, S. 115. eine Vergleichung einer Reihe von Wetterbeobachtungen von 1745 und 1806 angestellt, woraus hervorgeht, daß der Winter von 1806 viel strenger war, als der von 1745.

Einwohner unterhalb Quebec eine Art Brücke bildet, die dann Lebensmittel und Holz in großer Menge zur Stadt bringen, wodurch diese Bedürfnisse sehr im Preise fallen. Es müssen viele Umstände zusammen kommen, wenn ein Pont entstehn soll: gerathen viele große Eismassen in Berührung und füllen sie den ganzen Raum zwischen den beiden Ufern aus, so werden sie stehend. Ereignet es sich zur Ebbezeit und bei stillem Wetter, so fügt der Frost das Ganze zusammen und es wird fest, ehe die Fluth es zerstöhrt; nach einigen Tagen ist das Eis gemeiniglich stark genug, um jedem Eindruck, den es erhalten mag, zu widerstehn, bis es von der Sonnenwärme im April aufgelöst wird. Es geschieht sehr selten, daß der Fluß bei Quebec sich setzt und dann entsteht immer eine Art Freude in der Stadt. Die unermeßliche spiegelglatte Eisfläche wimmelt von Menschen zu deren Bequemlichkeit Buden aufgerichtet werden. Dort erblickt man eine Menge von Schlittschuhläufern, hier Cariolen, die nach allen Seiten eilen: bisweilen werden Wettfahrten mit diesen Fuhrwerken angestellt, die über das Eis zu fliegen scheinen. Die Bewohner unterhalb Quebec müssen sonst in Kanoos über den Fluß schiffen, was kostbar und beschwerlich ist: diese Fahrzeuge bestehn aus grossen ausgehöhlten Stämmen von Ulmbäumen die von Aussen einige Aehnlichkeit mit einem Boot haben: einige sind sehr groß und tragen leicht 15 bis 20 Menschen nebst großen Vorräthen an Lebensmitteln, die größern Arten sind aus 2 Bäumen verfertigt, die gehörig gestaltet, ausgehohlt und in der Mitte zusammengefügt sind: die Fuge wird kalfatert und getheert, der Boden und die Seiten werden noch mit Querhölzern (thwarts) stärker gemacht. Um mitten im Winter mit diesen Kähnen herüber zu kommen, wird die Zeit gewählt wo das Wasser hoch ist,*) weil dann die großen Eismassen beinahe fest sind, das Boot wird in's Wasser gezogen, wo eine Oefnung ist: die Leute sind mit Tauen, Bootshaken, und Rudern versehn. Kommen sie zu einer Eisfläche so springen sie hinauf, ziehn den Kahn nach sich schleppen ihn nach der

*) Lambert sagt das Gegentheil: slacktide.

andern Seite des Eisfeldes und machen es wie vorher gesagt, bis sie das Ufer erreichen. Man sieht zu gleicher Zeit oft 20 bis 30 die diese Versuche machen und kann nicht umhin für sie zu zittern, wenn man die Boote zwischen zwei ungeheueren Eismassen schweben sieht, die gegeneinander anrücken. Allein die Canadier wissen sich mit vieler Geschicklichkeit aus der augenscheinlichen Gefahr heraus zu winden: sie springen auf die erste Eisscholle, mit der sie in Berührung kommmen und ziehn den Kahn nach sich. Die französischen Canadier bedienen sich keiner andern als diese hölzernen Kanots.

Um einen Canadischen Winter in seiner ganzen Majestät zu sehn und in all seiner Strenge zu fühlen, muß man nothwendig eine Reise in die verschiednen Theile des Landes machen. Ich bin über den See Champlain, der 120 Engl. Meilen lang ist, auf dem Eise gereist. Nachdem ich mich mit einem guten Pferde und Cariol, einem Vorrath von Lebensmitteln und gebranntem Wasser versehn und überdies die nöthigen Vorsichtsmaaßregeln gegen die Strenge des Klimas genommen hatte, verließ ich Quebec an einem der kältesten Morgen, die ich erlebt habe. Der Wind wehte frisch aus Nordwesten: die Sonne schien hell, und glänzte auf dem trocknen, durchsichtigen Schnee, den der Wind in die Luft wirbelte und der in kleinen Krystallen, mir einen Regen von Nadelspitzen in's Gesicht trieb. Die stechende Empfindung, die daraus entsprang, ließ mich die Schärfe der Kälte empfinden. Ich hatte über meine Kleidung einen sehr großen doppelten Mantel, eine Mütze und Halstuch von Pelz und einen sehr großen Muff, worin ich oft mein Gesicht verbergen mußte, wenn der Wind scharf wehte. Troß aller dieser Einhüllung, kann man sich doch kaum warm erhalten.

Auf einer Reise von einigen Umfang muß man eine Cariole gebrauchen: will man aber aus Noth oder zum Vergnügen den gebahnten Weg verlassen, oder in die Wälder oder über die Aecker fahren, so bedient man sich sogenannter Schneeschuhe; sie bestehn aus einer Art von Netzwerk, das in einen Rahmen befestigt ist und sind fast wie ein papierner Drache gestaltet; sie sind etwa 2 Fuß lang und 12 Zoll breit und nehmen daher so viel von der Ober-

fläche des Schnees ein, daß man nur einige Zoll tief einsinkt. Die Soldaten sind alle mit Schneeschuhen versehn und marschiren mit denselben aus, um sich für den Fall eines Winterfeldzugs daran zu gewöhnen. Aus demselben Grunde lagern sie bisweilen zwischen dem Schnee. *)

Ein gutes canadisches Pferd zieht mit unglaublicher Eile eine Cariole über das Eis. Man hat Beispiele, daß 2 Personen in 12 Stunden mit einem Pferde nicht weniger als 90 (englische) Meilen zurückgelegt haben: doch muß der Weg glatt und hart seyn, was gewöhnlich der Fall ist, wenn strenger Frost auf Thauwetter folgt.

Das canadische Pferd ist äußerst abgehärtet: am besten geht es im Trott: es ist an schlechte Behandlung und schwere Arbeit gewöhnt, und das willigste Geschöpf von der Welt, wie die Jockey's sagen, denn es ist immer zum Ziehn fertig. Die Pferde kommen im kältesten Wetter vom Lande nach Quebec und man läßt sie ohne Decken Stunden lang in freier Luft stehn, während die Eigenthümer ihre Geschäfte abmachen oder im Wirthshause trinken: und es scheint ihnen nicht zu schaden. Im Winter erhält das canadische Pferd, wie alle andre vierfüßigen Thiere des Landes, einen Zuwachs an Haar, wodurch es vor der Kälte geschützt wird. Die Canadier brauchen nie eine Striegel. Sind die Pferde an einem kalten Tage durch starkes Fahren erhitzt, so scheint sich an jedes Haar eine Art Eiszapfen anzusetzen, und von der Nase hängen Eiszapfen von 2 bis 3 Zoll Länge herab.

Vor meiner Reise war einige Tage hindurch viel Schnee gefallen, so daß die Wege für schnelle Reisen schlecht geeignet waren. Ich machte selten mehr als 30 bis 40 Meilen des Tages. Das ganze Land war jetzt ein ununterbrochnes Schneefeld, dessen Einförmigkeit durch kein belebtes Wesen,

---

*) Ganz ähnlich sind die Skider deren man sich in höhern Norwegen und Lappland und anderswo im europäischen Norden bedient. Das Bedürfniß, aus ähnlichen klimatischen und örtlichen Bedingungen hervorgegangen, führt so die verschiedensten Völker zu denselben Gebräuchen und Erfindungen.

M.

keine Schiffe oder andre Gegenstände, als höchstens durch einen eingehüllten Reisenden, der vorübereilte um möglichst schnell einen Schutzort zu finden, unterbrochen wurde. Weil der St. Lorenzstrom so voll unebner Eismassen war, nahmen wir den Sommerweg bis zum Fluß du Loup, wo wir verschiedne Meilen eine angenehme Bahn frei von Cahots hatten. Vom du Loup bis zum Maskinonga ist eine kurze Entfernung, und wir folgten eine ziemliche Strecke den Lauf des letztern bis an den St. Lorenz, auf welchem wir einen guten Weg bis nach Berthier fanden, eine der am besten angebauten und schönsten Niederlassungen in Canada. Im S. Lorenz, Berthier gegenüber, sind verschiedne Inseln von beträchtlicher Größe, die an sehr gutem Holz Ueberfluß haben und eine reiche Viehweide gewähren.

Die Landleute bringen ihre Zeit im Winter sehr mäßig zu. Ihre einzige Sorge scheint auf die Erwärmung gerichtet, und ihre vornehmste Beschäftigung ist Holz zu fällen und nach Hause zu bringen. Bisweilen machen sie eine Reise nach Montreal oder Quebec um einige überflüssige Lebensmittel, die sie haben mögen, abzusetzen, und einige Bequemlichkeiten des Lebens dafür einzutauschen, d. h. ihre Rumflaschen anzufüllen und ihren Vorrath an Schnupf- und Rauchtaback und Pfeifen zu ergänzen. Die Anwohner des St. Lorenzflusses beschäftigen sich bisweilen mit dem Fischfang: es steigt im Winter eine Art kleiner Stockfische, die bei den Canadern petite Morue und bei den Engländern Tommy Cod heißen, in großer Menge den Fluß herauf. Um sie zu fangen werden Löcher in das Eis gehauen und Netze oder Angeln hinabgelassen. Man fängt deren zwischen Quebek und den Dreiflüssen eine unermeßliche Menge. Man sieht sie in großen Haufen aufgethürmt und durch den Frost vor dem Verderben bewahrt. Die canadischen Pferde fressen sie: auch wird in vielen Gegenden, wo kein hinreichender Absatz ist, andres Vieh damit gefüttert. Bei Quebek fängt man sie mit Angeln. Es wird ein Loch in das Eis gemacht und ein Häuschen darüber aufgeführt, das groß genug ist ein Dutzend Menschen und einen Ofen zu fassen. Die Aermeren suchen sich durch große Eisstücke einen Schutz gegen die Kälte zu schaffen. Mitternacht ist die beste Zeit zum Fischen: weil die Fische alsdann besser als

am Tage anbeißen. Ein starkes Licht wird nahe zu dem Loche gesetzt, das die Fische bald in großen Schaaren um dasselbe versammelt; sie werden daher so schnell gefangen als man sie heraufziehn kann. Auf dem Fluß St. Charles sind viele solche Häuser errichtet; sie haben in einer dunkeln Nacht ein sonderbares Ansehn, besonders die aus Eis erbauten, da die Durchsichtigkeit desselben ihnen das Ansehn von Laternen giebt. Werden die Fische nicht beschädigt so leben sie, wenn man sie nach mehrern Tagen in kaltes Wasser setzt, wieder auf: zur Fangzeit werden sie in einen Korb geworfen und sind in 2 oder 3 Minuten steif gefroren: wie lange sie in diesem Zustand verharren können, kann ich nicht bestimmen: wenn sie 8 Tage in dem gefrornen Zustand gewesen waren, ist es mir nie gelungen sie wieder in's Leben zu bringen.

Zwischen den vereinigten Staaten und Canada findet ein beständiger Verkehr Statt; die Amerikanerr kommen besonders oft nach Montreal und bringen Lebensmittel und verschiedne Arten frischer Waaren, gemeiniglich in Schlitten, die der canadischen Cariole gleichen, nur mit dem Unterschiede, daß sie auf Hochläufern stehn, und größer und bequemer sind. Die Hochläufer haben den großen Vorzug, daß sie keine Cahots bilden.

Ich schaffte mir einen sogenannten Janki- (amerikanischen) Schlitten an und verließ Montreal an einem sehr kalten, trüben Morgen. Unsere erste Rast war von Montreal quer über den St. Lorenz bis Laprairie, etwa 9 Meilen weit. Auf dem Fluß waren eine Menge von Bahnen, da von allen Gegenden Schlitten mit Holz u. s. w. nach Montreal kommen; ich zählte blos auf dieser Seite des Flusses 200 bis 300 Schlitten. Unter diesen Umständen, war es bei dem trüben Wetter kein Wunder, daß unser Kutscher sich verirrte: statt hinüber zu fahren, waren wir hinauf gefahren, und nahe bei den Fällen, etwas unterhalb der Gegend, die von einem indianischen Stamm den Caghuawagha, bewohnt wird, in beträchtlicher Entfernung von Montreal. Wir mußten umkehren; in etwa noch 2 Stunden kamen wir zu Laprairie an. Jenseits dieses Orts gelangten wir bald in einen dichten Wald, durch welchen ein Weg bis an die amerikanische Gränze ausgehauen ist:

und der sich bis dicht an den Champlainsee ausdehnt. Dies ist die vornehmste Verbindung auf dieser Seite zwischen Canada und den vereinigten Staaten. Das Land ist auf viele Meilen eben und ganz mit großen Bäumen, vornehmlich Fichten, bedeckt: da sich keine Kreuzwege zeigen, ist es also eine Art von Paß, der mit sehr wenigen Leuten vertheidigt werden kann. Die Nähe Montreals bei den vereinigten Staaten veranlaßt die Soldaten bisweilen auszureißen: um dies zu verhindern, sind einige Invaliden in dem Walde aufgestellt, die in Blockhäusern eben nicht sehr behaglich leben. Es giebt noch einen andern Weg über St. John, den die Ausreißer aber wegen der Besatzung des Forts vermeiden. Als wir uns der Gränze näherten sahn wir einige Niederlassungen von der Art, die die Amerikaner einen Pitsch *) nennen. Sie fällen einige Bäume, machen ein Balkenhaus, und säen etwas Korn: in den folgenden Jahren fahren sie fort bis eine Art Meierei entsteht. Statt die Bäume zu fällen, beringen die Amerikaner sie oft nur, wie sie sagen: sie machen nämlich einen Einschnitt rings in die Rinde und bald hernach vergeht der Baum. In der Nähe des Sees sahn wir verschiedne Pottaschmanufakturen: an demselben fanden wir ein Wirthshaus, wo wir während der Nacht anhielten. Am folgenden Tage wehte und schneite es bis gegen Mittag: da jede Spur dadurch verwischt und unser Führer nicht ganz genau mit den Landzeichen und den Gegenden bekannt war, durften wir nicht wagen, abzugehn. Der See ist 120 Meilen lang, aber selten über 10 bis 15 Meilen breit: der Schiffer, wie im Winter der Fuhrmann, richtet sich nach den vielen Eilanden und Landspitzen. Sobald das Wetter besser geworden war, gingen wir ab und nahmen einen Wegweiser, bis wir entweder einen Begleiter oder eine sichre Bahn finden würden. Das Reisen auf dem Champlain ist immer sehr gefährlich: man kann aber diesen Weg vermeiden, wenn man einen Umweg nimmt. Es ist sehr

*) Vermuthlich von to pitch, aufschlagen, z. B. ein Zelt, Lager.

gewöhnlich, daß die Pferde und Menschen mit dem Schlitten an Stellen einbrechen, wo das Wasser einige 100 Fuß tief ist; man entdeckt die Gefahr nicht eher, als bis die Pferde einbrechen und den Schlitten nach sich ziehn: zum Glück sind die schwachen Stellen nicht sehr groß. Der Reisende sucht so schnell als möglich aus dem Schlitten zu kommen, und das Eis ist gewöhnlich stark genug um einen Menschen zu tragen; man sucht sogleich die Pferde zu retten, denn von selbst können sie nicht herauskommen: durch ihre Bemühungen und Anstrengungen beschädigen sie sich nur und sinken immer tiefer ein. Die Pferde, die man zu einer solchen Reise auf dem See gebraucht, haben immer einen Strick mit einer Schlinge um den Hals. Sobald das Eis bricht und die Pferde in's Wasser sinken, springen der Kutscher und die Reisenden aus dem Schlitten ergreifen die Stricke, ziehn mit aller Gewalt, und würgen in wenigen Secunden die Pferde; sobald dieß geschehn ist, erheben sie sich im Wasser, treiben auf eine Seite und werden auf das feste Eis gezogen; die Schlinge wird gelößt, die Thiere erhohlen sich und in einigen Minuten stehn sie wieder auf ihren Füßen. Man hat diese Operation an einem Tage oft 2 oder 3 Mal an denselben Pferden vorgenommen, denn wenn der Frühling naht, werden die schwachen Stellen auf dem See sehr zahlreich, und Leuten, die genöthigt sind, ihn oft zu befahrren, begegnet häufig ein Unglück: doch gelingt der Versuch nicht immer; bisweilen sinken Schlitten und Pferde ein, und bisweilen auch die Leute, wenn sie sich nicht zeitig genug losmachen können. Diese verrätherischen Stellen sind später gefroren als das übrige Eis.

Eine andre Quelle der Gefahr entspringt aus den großen Rissen und den Oeffnungen, die von einer Seite des Sees bis zur andern laufen: einige sind wenigstens 6 Fuß breit: wir waren noch nicht lange gefahren, als wir zu einer solchen Stelle kamen; das Eis erhob sich mehrere Fuß und hieraus ließ sich auf das Daseyn einer Oeffnung in der Entfernung schließen. Etwa 8 oder 10 Meilen von diesem Ort trieb der Kutscher die Pferde zur größten Eile an: ich wußte nicht warum, aber in einigen Minuten sah ich die Oeffnung etwa 5 Fuß breit; in einem Augenblick waren

wir an derselben; es war unmöglich die Pferde aufzuhalten: der Fuhrmann hatte ohne uns zu fragen seinen Entschluß gefaßt: die Pferde machten einen Sprung, setzten hinüber und zogen den Schlitten mit sich. Die Erschütterung war jedoch so groß, daß die Läufer am Schlitten zerbrachen und wir waren in Gefahr aus der Cariole in den Schlund geschleudert zu werden: ich war jedoch glücklich genug, meinen Sitz zu behaupten. Durch Hülfe einiger Stricke machten wir unsern Schaden wieder gut und setzten unsre Reise fort. Wir kamen noch zu verschiednen andern Spalten, da sie aber nicht über einen oder zwei Fuß breit waren, so setzten wir ohne Gefahr oder Unfall hinüber. Wo das Eis von Schnee frei war, (ein sehr häufiger Fall) konnte ich sehn, daß die Dicke etwa einen Fuß betrug; es machte aber ein knarrendes Geräusch und schien dem Gewicht des Schlittens und der Pferde nachzugeben, was eben nicht sehr angenehme Empfindungen verursachte. Es giebt viele Inseln auf dem See, wo man Wirthshäuser, Lebensmittel und alle Bedürfnisse findet.

Der Winter ist oft so strenge, daß der Stand des Wärmemessers 40 Grad unter 0 ist, fällt und das Quecksilber gefriert. Der Landmann muß dann all sein Vieh im Stall ausfüttern: daher werden die Rinder, Schaafe, selbst das Federvieh, das zur Verzehrung bestimmt ist, gleich bei'm Eintritt des Frostes geschlachtet: daß Fleisch wird eine kurze Zeit der Luft ausgesetzt und friert so hart wie Eis: packt man es in diesen Zustand in Gefäßen unter Schnee, so ist es noch nach 4 oder 5 Monaten vollkommen gut und frisch. Um aufzuthauen wird das gefrorne Fleisch etwa 12 Stunden in kaltes Wasser gelegt, welches das Eis auszieht; warmes Wasser würde es verderben. Auf diese Weise wurden auch Fische bewahrt. Der Fischmarkt ist im Winter wohl versehn: die Nordamerikaner kommen aus Entfernungen von 420 Meilen, selbst von Boston, nach Montreal. Lebensmittel aller Art sind im Winter wohlfeiler als im Sommer: die Zufuhr kommt aus einem weiteren Bezirk; da die Einwohner nichts zu thun haben, und Flüsse und See gefroren sind, so bringen sie alle Arten von Fleisch und Geflügel zu Markte, das, weil es hart gefroren ist, von der langen Reise nicht leidet. Gutes Ochsen und Hammel

fleisch kostet das Pfund 3 bis 4 Pence, das Paar guter fetter Hühner 20 P. bis 2 Sch., Truter 2 Sch., bis 2 Sch. 6 P. das Stück: Gänse und Enten nach Verhältniß; im Winter sind die Kosten der Haushaltung in Hinsicht auf diese Gegenstände nicht groß. Im Sommer kann man das Fleisch in den Städten nur von den Schlächtern erhalten und der Preis steigt beträchtlich: doch ist es auch in der Regel besser als dasjenige, was vom Lande gebracht wird; wegen der großen Hitze ist es unmöglich es aus irgend einer weiten Entfernung herbeizubringen. Dagegen ist das Brennholz sehr theuer: in Quebec kostet der Bedarf einer Familie eben so viel als in London: es ist vorauszusehen, daß je mehr die Waldungen abnehmen, der Preis desto höher steigen wird. Im Sommer wird eine unermeßliche Menge Brennholz auf Flößen nach Quebec und Montreal hinabgebracht. Das Holz wird in Kloben gespalten und auf einem Floß aufgesetzt, das in gewisse Fächer von bestimmter Größe abgetheilt ist, die von denen jedes eine Klafter enthält. Im Winter wird es vom Lande in Schlitten gebracht und entweder Klafter- oder Fächerweise verkauft. Kohlen hat man in Canada noch nicht gefunden, obgleich sie in der Nähe von Quebec vorhanden seyn sollen: auf Cap Breton finden sie sich in großer Menge. Gegenwärtig kauft man sie zu Quebec sehr wohlfeil, denn viele Schiffe aus Schottland und Nordenland bringen sie als Ballast mit. Das Maaß (Chaldron=2000 Pf.) kostet oft nicht mehr als 17 Sh. Selbst die beste Art (Kennel Coal) die man selbst in vielen Gegenden von England nur mit Mühe bekommt, wird für 36 Sch. (9 Rthl.) das Maaß verkauft, was nicht über die Hälfte des Preises ist, wofür im Winter Newcastlesche Kohlen in der Nähe von London verkauft werden. Dies rührt zum Theil von dem Vorurtheil gegen die Kohlen her; man behauptet, daß sie unangenehm riechen und im Ofen nicht so gut sind als Holz.

Wenn das Wetter sehr kalt ist und besonders wenn ein schneidender Wind hinzu kommt, ist es sehr gewöhnlich, daß den Leuten die Glieder erfrieren und kein Winter vergeht, wo nicht einige Schildwachen dies Unglück haben: dieß geschieht besonders in der Nacht, da Andre den An-

fang des Uebels nicht sehn, und der Leidende selbst ihn nicht fühlt. Merkt Jemand an einem Vorübergehenden die Zeichen des Frostes, so nimmt er ohne Weiteres eine Hand voll Schnee und reibt die angegriffne Stelle: geschieht dies zu rechter Zeit, so wird der Umlauf des Bluts wieder hergestellt.

Während der strengsten Kälte im Januar, findet fast alle Jahre eine große und plötzliche Veränderung Statt die einen oder zwei Tage dauert. Von dem strengsten Frost, wo der Wärmemesser 60 Grad unter dem Gefrierpunkt zeigte, ward es plötzlich so warm, daß er auf 3° über denselben stieg. Ein so großer und plötzlicher Wechsel verursacht sehr unangenehme Empfindungen. Die Oefen und Winterkleider werden höchst lästig, und doch darf man es nicht wagen sie abzulegen, weil man jeden Augenblick die Rückkehr der kalten Witterung erwarten muß: bisweilen dauert das Thauwetter zum großen Nachtheil der Gesundheit 10 — 14 Tage fort: die Straßen stehn unter Wasser und das Reisen wird beinahe unmöglich: die Wintervorräthe thauen auf und verderben entweder gänzlich oder leiden doch sehr. Es wäre leicht diesem letzten Uebel vorzubeugen, aber ungeachtet die Einwohner jährlich die unangenehme Erfahrung machen, denken sie nicht daran, durch einen bessern Verwahrungsort ihre Lebenmittel zu sichern.

Bisweilen werden während dieser Zeit die Bäume vom Stamm bis zu dem kleinsten Zweige ganz mit reinem Eise überzogen, was die Canadier verglas nennen. Die Zweige werden zuletzt so mit Eis beladen, daß sie nur mit Schwierigkeit das Gewicht derselben tragen können; wenn ein Sturm kommt brechen sie ab und der Schaden den dadurch die Bäume aller Art leiden ist unermeßlich.

Die Canadier halten ihre Zimmer sehr warm und gehen selbst, wenn dieselben äußerst erhitzt sind, unmittelbar in die kalte Luft, ohne irgend einen Nachtheil davon zu empfinden. Die Wände der Häuser sind auf der Aussenseite gewöhnlich übertüncht, um die Steine vor der Nässe und dem zerstöhrenden Einflusse des Frostes zu bewahren: indessen ist es schwer einen Anstrich zu finden, der aushält, besonders wenn er dem östlichen Winde ausgesetzt ist, der in einem Winter fast jede Tünche zerstöhrt. Kürzlich hat

man jedoch eine sehr harte und dauerhafte Mischung erfunden: indem man einige Pfund Muskovadzucker zu einem Scheffel Kalk fügt; sie ist sehr gut zum ersten Anwurf.

Die Canadier bedienen sich, um leichte Lasten zu ziehn, sehr der Hunde: man sieht oft einen einzigen Hund einen Karren oder einen Schlitten ziehn, der mit mehr als 200 Pfund beladen ist. Im Winter steht überdies noch der Kutscher auf dem Schlitten, und wird, wenn ein sanfter Abhang vorhanden ist, mit großer Eile herabgezogen. Die Hunde sind weder sehr groß noch von irgend einer besondern Art; die Fleischer gebrauchen sie, um ihren Kunden Fleisch zu bringen: auch müssen sie Wasser vom Fluß holen: kurz man gebraucht sie zu allen häuslichen Verrichtungen, wo eine mäßige Last fortgeschaft werden soll. Sie sind mit einem vollständigen Geschirr versehn und bisweilen werden zwei oder drei an denselben Schlitten oder Karren gespannt, die zum Theil von Kindern gelenkt worden *).

Der canadische Winter läßt sich in drei Theile absondern; zwei Monathe im Anfang fällt der Schnee und der Frost wird täglich strenger: in den beiden folgenden Monathen herrscht der Winter mit ganzer Strenge: in den beiden letzten Monathen verschwindet allmählig der Schnee und der Strom bricht das Eis. Im Februar wird der Einfluß der Sonne wenig gefühlt: im März empfindet man ihre Kraft: während dieses Monats ist das Wetter im Ganzen sehr schön: der Frost ist stark genug, um die Wege hart und gut zu erhalten: der Himmel ist rein: die Sonne scheint hell und es ist angenehm, eine kleine Lustreise von einigen Meilen zu machen. Im April wird der Einfluß der Sonne immer fühlbarer: in der ersten Woche des May's ist der Schnee fast verschwunden: das Eis in den Seen und Strömen geht auf, durch die Vermehrung des Wassers und durch den geschmolznen Schnee, und fließt in den großen St. Lorenzstrom hinab, wo es in ungeheu-

*) Lambert bemerkt, daß die Hunde jetzt nicht mehr sehr im Gebrauch sind.

ren Massen sich anhäuft und mit der Fluth auf und abgetrieben wird. Von Ufer zu Ufer ist dieser Fluß ganz von unermeßlichen Eismassen und Feldern verstopft: einige haben 4 bis 500 Ellen im Durchmesser. Die Fluth schiebt sie übereinander, zerbricht sie in kleinere Stücke und erhebt sie in abschüssigen und wunderbaren Gestalten beträchtlich über die Oberfläche. Diese Masse beweglichen Eises erfüllt das ganze Becken und den Fluß so weit das Auge reicht. Die Ankunft des ersten Schiffes wird als ein glückliche Ereigniß begrüßt: alle Classen der Einwohner nehmen daran Theil. Es ist indeß mühsam und gefährlich, sich einen Weg durch das Treibeis zu suchen: zum Glück ist dieß aber durch die Kraft der Sonne bereits so weich und durchwärmt, daß die Wirkung nicht so groß ist, wenn es an das Schiff stößt.

Gegen das Ende des Jahrs wird die Gefahr an der Küste zu scheitern durch die herrschenden Stürme mit Schneegestöber sehr vermehrt; sie verhindern die Motrosen die Küste und Landzeichen zu erkennen: die Kälte ist so strenge, daß die Leute sie nicht ertragen können; das Thauwerk wird mit Eis überzogen, so daß es nicht durch die Rollen laufen kann und die Segel frieren so fest, daß man das Schiff nicht zu regieren im Stande ist; überdies setzt sich so viel Eis um das Steuer, daß es unbeweglich wird. Viele Schiffe gehn durch diese Umstände verlohren. Es ist auch sehr gefährlich noch spät von Quebec auszulaufen, denn das Eis vermehrt sich so schnell in einer Nacht, daß die Schiffahrt auf dem Fluß, die am Tage frei ist, am nächsten Morgen unmöglich wird.

Kaum fühlt man den Einfluß des Aprils als die Vögel zurückkehren; etwa gegen den 10ten May ist die Vegetation schon sehr stark; der Schnee ist fast geschmolzen, der Frost hinreichend aus der Erde, und die Arbeiten des Landmanns nehmen ihren Anfang; dieß geschieht unerwartet, denn der Frost dringt nicht so tief in den Boden als man nach der Strenge und der langen Dauer der Kälte vermuthen sollte.

Die Monate März und April sind im Allgemeinen sehr heiß und die Macht der Sonne wird durch die Re-

flexion des Schnees und Eises beträchtlich erhöht: die Einwohner werden eben dadurch in diesen Monathen gelber als in irgend einer andern Jahrszeit durch die Sonne. Es ist ebenfalls den Augen so schädlich, daß die Canadier genöthigt sind an ihren Hüten grüne Florschirme zu tragen. Die Bäume erhalten ihre grünen Blätter in weniger als 3 Wochen.

Die Monathe May und Junius sind oft naß, und dieß oft zu großen Schaden der Landwirthschaft: denn diese Witterung dauert bisweilen bis zu der Mitte des Junius, eh die Saat bestellt ist, fort, obgleich in der Regel aller Weizen gegen den 20sten May in der Erde ist: einige Leute behaupten, daß es dem Clima von Canada am angemessensten sey, spät zu säen, weil der Boden Zeit gehabt habe die Sonnenwärme, nachdem der Schnee geschmolzen ist, aufzunehmen: doch ist die Praxis des canadischen Landmanns mit dieser Theorie nicht übereinstimmend. Gewitter sind nicht häufig, wenn sie aber vorkommen, sind sie heftig und verursachen gewöhnlich Schaden.

Eine der größten Plagen in Canada sind die Fliegen. Die Beschwerde, die sie in den Monathen Junius, Julius, August verursachen, übersteigt alle Beschreibung. Man muß das Zimmer ganz verdunkeln, wenn man ruhig bleiben will, und kann weder lesen noch schreiben, weil ihre schmerzhaften Stiche beständig stöhren. Geht man aus, so sind im Schlitten die Musquiten, Sandfliegen und andres Ungeziefer noch lästiger und gefährlicher, und im Freien kann man sich wegen der ausserordentlichen Hitze der Sonne nicht lange aufhalten. Diese Unbequemlichkeiten verhindern, daß man die schönsten Monathe des Jahrs nicht gehörig genießen kann.

Die lange Dauer des Winters in Canada ist allerdings ein Umstand, der den Fortschritt des Wohlstandes und den Wachsthum des Handels verzögern muß. Es giebt Personen, die behaupten, daß die Canadier deswegen nie ein großes zahlreiches und gewerbtreibendes Volk werden können: aber diese Meinung scheint das Beispiel Rußlands zu widerlegen, das doch in dem Lauf eines Jahrhunderts groß, volkreich und betriebsam geworden, ungeachtet es nach ei-

nen 15jährigen Durchschnitt beinahe 5 Monathe von der übrigen Welt abgeschnitten ist *)

Könnte der Landmann, der Feldarbeiter und alle, die in freier Luft arbeiten, das ganze Jahr hindurch Beschäftigung finden, so würde nicht ein großer Theil des Volks gezwungen seyn von sechsmonathlicher Arbeit zwölf Monathe zu leben: sie müssen deswegen doppelten Lohn erhalten. Das Tagelohn beträgt 4, 5 bis 6 Schillinge (Sterling) nach Beschaffenheit der Arbeit und des Arbeiters. Dies müßige Winterleben macht überhaupt träge und langsam und sie arbeiten daher auch im Sommer nicht so viel als Leute, die an eine beständige Thätigkeit gewöhnt sind. Die untern Classen scheinen sich übrigens eben so gut zu kleiden und eben so bequem zn leben, als dieselben Stände in irgend einem europäischen Lande.

---

*) Dieser Vergleich zwischen Rußland und Canada ist völlig schielend; Rußland ist mächtig geworden, nicht durch seine eigene Betriebsamkeit, sondern zunächst durch unermeßliche Eroberungen; dadurch ist ein ungeheurer innerer Handel begründet, der durch Wassercommunicationen begünstigt wird: für den äußern Handel ist es, am Ende Europa's, auch viel günstiger belegen als Canada: jene fünfmonathliche Sperrung gilt auch nur von der Newa, nicht von den südlichen Häfen an der Ostsee und am schwarzen Meer: überdies treibt Rußland auch einen großen Landhandel. Schon aus diesen Gründen, vieler andern zu geschweigen, paßt Hrn. Gray's Vergleich gar nicht. Ueberhaupt ist die ganze Behauptung viel zu allgemein: ein betriebsames Handelsvolk in dem Sinne, wie die Engländer es sind, können die Canadier nicht werden: aber zahlreicher und wohlhabender als gegenwärtig allerdings.

R.

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Bericht über Schwedens äussere und innere Verhältnisse, dem Reichstage vorgelegt.

Gegeben auf dem Königlichen Schlosse zu Stockholm, den 6 März. 1815. *)

I.

Die merkwürdigen Jahre, welche verflossen sind, seitdem der König die Stände des Schwedischen Reichs vor seinem Throne versammelt sah, waren so reich an großen und ungewöhn-

*) Bekanntlich wird auf den schwedischen Reichstagen ein allgemeiner Bericht über den Zustand des Reichs den Ständen von der Regierung vorgelegt; diese Staatsschriften müssen natürlich immer sehr einseitig ausfallen, aber für die Statistik sind sie doch von Wichtigkeit: wir eilen daher auch den neuesten Bericht mitzutheilen, der dem noch dauernden Reichstage vorgelegt ist. Ueber verschiedne Gegenstände der schwedischen und norwegischen Staatskunde werden wir besondre Abhandlungen liefern. Wir bemerken, daß wir den folgenden Aufsatz nach einer vermuthlich in Stralsund veranstalteten Uebersetzung, die auf 31 S. 4 gedruckt ist, liefern wird, die äußerst vernachlässigt ist: wir haben so gut es sich in

lichen Ereignissen, daß die Geschichte das Andenken derselben für ewige Zeit aufbewahren wird. Beispiellos dürfen wir ohne Zweifel die in diesem kurzen Zeitraum bewirkte, eben so wohlthätige als schnelle, Veränderung in den Europäischen Angelegenheiten nennen. Von einem Throne, errichtet durch siegreiche Waffen, und umgeben von königlichen Thronen seiner Vasallen, herrschte vom Niemen bis zum Tajo, vom Sunde bis zu den äussersten Grenzen Calabriens, ein Mann, ausgerüstet mit ungewöhnlicher Kraft. Rußland, geschützt durch seine Macht; Schweden, durch seine isolirte Lage; England, durch seinen Volksgeist und seine hundert auf dem Ocean errungenen Siege; die Spanische Halbinsel endlich durch den Muth ihrer Söhne — waren nunmehro die einzigen Länder, woselbst die Herrschaft der französischen Adler noch nicht begründet war, und die Machtgebote ihres Führers, entweder in blutigen Schlachten, oder nur aus der Ferne vernommen wurden. Wie lange aber hätte wohl dieser Ueberrest Europäischer Freiheit dem Vordringen des glücklichen Uebermuths Widerstand zu leisten vermocht, wenn der große, Besorgniß erregende Angriff Napoleons im Juni 1812 gegen Rußland, das Ziel seiner Berechnungen nicht verfehlt hätte? Selbst der geringste Zweifel an den Fortschritten des Allherrschers, auch nur in vertraulichen Kreisen geäussert, war mit persöhnlicher Gefahr verbunden, oder ward zum fanatischen Hirngespinnst gestempelt; und die unterjochten Nationen schienen durch eigene Aufopferungen alles beitragen zu wollen, um das Gebiet des Despotismus zu erweitern, gleichsam als hofften sie, daß der der Sklaverei minder schädlich seyn werde, wenn jedermann erst die Fesseln trüge.

Aber eine höhere Macht hatte es anders beschlossen. Das Blut sollte nicht verlohren seyn, welches für den heiligen Zweck geflossen, durch eine gerechtere Vertheilung, der Kräfte der Staaten die Erhaltung des

---

Ermangelung des Orlginals thun ließ, die durchaus undeutsche und barbarische Schreibart zu verbessern gesucht: obgleich manche Härten nicht weggeschafft werden konnten.

R.

Schwächern zu sichern: die Cultur der Völker, die Gesetze, welche sie sich selbst gegeben, die Staatsformen, welche aus dem Schooße mehrerer Jahrhunderte hervorgegangen, sollten nicht den Verschiedenheiten des Climas und der Sitten zum Trotz, in ein nur durch das Schwerdt gebildetes, und nur auf beständige Siege berechnetes, lebloses Ganze zusammenschmelzen. Aus Ländern wo die Natur ihre Gaben karg spendet und wo die Nationalkraft noch nicht unter dem Einflusse gesellschaftlicher Verfeinerung erschlafft war, sollte ein kriegerisches Volk hervorbrechen, welches, verbündet mit den Elementen und der Verzweiflung, den Beherrscher des Südens von der Moskwa bis an die Seine zurückzudrängen vermochte. Gestern vernahm das unterjochte Europa die Kunde von Napoleons Triumphzügen; heute schon sah es die Wirkung des göttlichen Strafgerichts über seine Heere. Allmählig erwachte der Geist der Selbstständigkeit unter den Völkern; die edlen Söhne Preußens huben bittend ihre Hände zum Throne eines geliebten Königs empor, nicht um durch einen Frieden, wie er etwa Sklaven bewilligt wird, der Gefahr zu entgehn, sondern um Schwerdter und Anführer gegen den Unterdrücker zu fordern. Nachdem diese heilige Flamme, schnell in ihrem Laufe wie der Blitz, sich über alle Stände, über alle Völker Deutschlands ergossen, und neue Nahrung, neue Pflege erhalten durch den mächtigen Beitritt Oestreichs, durch die großen Aufopferungen und Siege des stolzen Englands; so wurde unserm Welttheile endlich die Aussicht zur Befreiung eröffnet, deren Erfüllung unsern Tagen vorbehalten war. Schweden, dem Napoleon durch den Einbruch in Pommern Furcht und Schrecken einzuflößen versuchte, wagte in einer Periode, da noch alles unterwürfig sich bezeigte, die Stimme der Freiheit und Unabhängigkeit zu erheben. Seine Lage beim Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland und Frankreich mußte nothwendig äusserst bedenklich werden. Einerseits suchte die Französische Regierung das Reich zum Angriffskriege gegen Rußland zu bewegen; anderseits erlaubte nicht die Vorsicht, den trügerischen Versprechungen Napoleons ein Ohr zu leihen. Großbrittanien, dessen schonendes Verfahren gegen den Schwedischen Handel, während eines gezwungenen Kriegszustandes der König nicht genug preisen

kann, hatte ein Recht, über das politische System Schwedens eine bestimmte Aufklärung zu fordern.

Während dieses Bruches zwischen den Hauptmächten Europas, würde man durch den Versuch eine vollkommene Neutralität zu behaupten, sich nur einer doppelten Gefahr ausgesetzt haben. Eine Wahl, eine Entscheidung mußte also Statt finden, und wie wichtig mußte dieselbe nicht sowohl das gegenwärtige als das künftige für das Wohl Schwedens seyn!

Seit dem das Reich durch einen unglücklichen Krieg ein Drittheil seines Gebietes verloren, hatte es keine sichere Bürgschaft seines Bestandes als selbstständiger Staat. Auch hatte während des Krieges Dänemark das Reich angegriffen: ein wesentlicher Theil seiner Verluste konnte also dieser Macht zugeschrieben werden. Sie wurden noch vermehrt durch Störungen und Beeinträchtigungen des Schwedischen Handels, auf welchen ein gegen einen dritten Staat gerichtetes Vertheidigungs System angewendet wurde. Ein solcher Zustand mußte also aufhören. Zwischen Gebirgsrükken und dem Ocean eingeschlossen, hätte Schweden seine Streitkräfte, bei der Vertheidigung gegen einen möglichen Angriff des Feindes, immer zersplittern müssen. Die Vereinigung mit Norwegen war daher unumgänglich die wahre Basis der Schwedischen Politik, und der höchste Gegenstand seines Strebens.

Welcher Bewohner dieser Halbinsel, die vermittelst einer durch ein rauhes Clima vertheidigten Strecke Landes mit dem Europäischen Continent zusammenhängt, mußte sich nicht, wenn er einen Blick auf die Landkarte warf, fragen: warum wird dieses Gebiet von zwei Völkern, und sogar von zwei oft feindselig gegen einander gestimmten Völkern bewohnt? Wenn mit dieser bloß geographischen Rücksicht die noch wichtigeren auf die gemeinschaftliche Herkunft, Religion, Sprache, Liebe zur Unabhängigkeit und National-Eigenthümlichkeit überhaupt, verbunden wurden; so konnte der Vorurtheilsfreie nur den einzigen Wunsch hegen, sich mit dem ihm so nahe verwandten Volke jenseits des Gebirgsrückens zu vereinigen, um die Ufer der Halbinsel brüderlich zu vertheidigen, und so

zum ungetrennten Genuß der Selbstständigkeit innerhalb der Grenze derselben zu gelangen.

Dieser Hauptzweck Schwedens würde jedoch ohne Zweifel noch lange nicht erreicht worden seyn, wenn nicht die göttliche Vorsehung dem König und dem Reiche einen Fürsten geschenkt hätte, welcher an der Vorbereitung grosser Ereignisse, denen Europa sein neues Leben zu danken hat, selbst Theil genommen. Von dem Augenblick an, da er den ehrsüchtigen Beherrscher Frankreichs verließ, wußte er auch den Umfang derjenigen neuen Pflichten zu ermessen, die ihm durch das Vertrauen des Königs und des Schwedischen Volkes waren auferlegt worden; Er brachte nach Schweden die Lehre der Selbstständigkeit und des Widerstandes mit; und, indem sein Auge, ruhig und ungetäuscht, das wahre Interesse des Reichs auffaßte, so verstand er die Kunst, durch Ueberzeugung und den Nachdruck ächter Kraft sogar die National-Vorurtheile zu dem großen Resultate hinzuleiten, welches wir so lange vergebens gewünscht hatten.

Hätte Schweden bei den Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Rußland sich noch des Besitzes der im Friedensschlusse zu Fredrikshamn verlorenen Länder erfreut, so würde es, zur Theilnahme an dem Streite aufgefordert, nicht nöthig gehabt haben, einen Preis seines Beitritts zu bestimmen, sondern hätte seinen Entschluß nur von dem Ueberwägen möglicher Gefahr gegen möglichen Ruhm und Erfolg abhängen lassen. Jetzt hingegen mußte die Regierung auf eine andre Weise denken und handeln, und diese Pflicht blieb nicht unerfüllt. In hundert Jahren hatte Schweden steten Verlust erlitten; immer waren die in Deutschland geführten Kriege unglücklich gewesen. Der König konnte also seinen Sohn und den größern Theil der Schwedischen Kriegsmacht in bedeutende, drohende Gefahren nicht dahingegeben, ohne zum voraus dem Reiche solche Bedingungen gesichert zu haben, die, selbst wenn die Unternehmung nicht nach Wunsch ausfiele, den Versuch an sich dennoch in der Meinung der Nation rechtfertigen, und sie überzeugen konnten, daß man ihr Interesse nicht vernachläßigt habe, indem man für das Allgemeinere der Europäischen Nation, an entlegenen Ufern, ins Feld zog.

Diesen sämmtlichen Veranlassungen zufolge, wurde ein Bündniß zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Kronprinzen, im April 1812 geschlossen, und durch die Zusammenkunft in Abo, im August desselbigen Jahres, noch inniger befestigt: ein Bündniß, welchem gemäß die Garantie Rußlands in Hinsicht einer Vereinigung des Königreichs Norwegen mit Schweden bewilligt, und eine thätige Mitwirkung zu diesem Zwecke versprochen wurde; wobei ausdrücklich bestimmt war, daß die Vereinigung vor dem übergange der Schwedischen Armeen nach Deutschland zu Stande kommen sollte. Eine Armee von 35,000 Mann Russischer Truppen wurde unter den Befehl des Kronprinzen gestellt, und hievon die gegen Norwegen anzuwendende Zahl bestimmt.

Schweden, welches schon im August 1812 seine Armee versammelt hatte, um, vereinigt mit den Russischen Truppen, seinen eingegangenen Verpflichtungen das nöthige Gewicht zu geben, wurde bald von diesen Vorsatz durch die Kriegsvorfälle, welche Napoleon nach Moskau führten, zurückgebracht. Das Russische Hülfscorps wurde nun der Disposition des Kaisers Alexander überlassen, und trug, unter dem Befehl des Generals Grafen Wittgenstein, ganz vorzüglich zum Unglück Napoleons bei. Der Krieg Schwedens wurde bis zum Frühling ausgesetzt, während des Winters erdfnete man indeß neue Unterhandlungen mit England, welches zwar schon mit Schweden Frieden gemacht, aber keine Verpflichtungen in Bezug auf Norwegen übernommen hatte. Eine solche Verpflichtung jedoch, welche abseiten des Großbritanischen Hofes die Garantie des Besitzes von Norwegen, und das Versprechen eines Beistandes zur See zur Erreichung dieses Zweckes, enthielt, wurde bald darauf, bey der im März 1813 geknüpften Allianz, eine Folge der Schwedischer Seits eingegangenen Bedingung, sein Heer auf den Continent hinnüber zu führen, um daselbst an dem Kriege Theil zu nehmen, und solchergestalt der Vereinigung mit Norwegen einen Platz unter den Ereignissen zweiter Ordnung anzuweisen. Auch mit Preußen wurde im April ein Tractat nach den nämlichen Grundsätzen abgeschlossen; so, daß beim wirklichen Ausbruch des Kriegs gegen Frankreich die Vereinigung Norwe-

gens mit Schweden von Rußland, England und Preußen garantirt war.

Die Kriegsvorfälle, die hierauf Deutschland binnen dreier Monate befreiten, und, siegreich, in blutigen und ruhmvollen Schlachten, von der schlesischen Grenze bis an den Rhein die Französischen Adler zurückdrängten, sind zu allgemein bekannt, als daß es hier eine Aufzählung derselben bedürfte.

Nachdem der Kronprinz die Lorbeern, welche diese merkwürdige Periode ewig auszeichnen werden, mit den Alliirten Schwedens getheilt, wendete er seine Blicke gegen den Norden, um daselbst den Lohn, nach welchem er einzig strebte, zu erringen. Der Friedensschluß zu Kiel wurde eine Frucht des Feldzugs, und diesem zufolge die Vereinigung Norwegens mit Schweden anerkannt und bestätigt, sowohl in dem mit dem Oesterreichischen Hofe im Februar 1814 abgeschlossenen Allianz-Tractat, als in dem darauf zwischen Schweden und Frankreich den 30. May unterzeichneten Frieden. Da die Schwedische Armee der Erwartung des Vaterlands entsprochen, eilte sie aus Holstein nach dem Rhein zurück, um den Weltfrieden zu beschleunigen, wurde aber in ihren Lauf gehemmt durch den unerwarteten Widerstand, der, von dem Statthalter Norwegens geweckt, alle Hoffnungen der Zukunft zu vernichten drohete.

Der König hatte, in seinen ersten Proclamationen an das Norwegische Volk, diesem in Hinsicht der auf dasselbe anzuwendenden politischen Systems eine genügende Bürgschaft gestellt. Kein Einwohner Schwedens konnte oder durfte vermuthen, daß diejenigen Rechte, welche der König nun geltend machen würde, von den der Schwedischen Staatsverfassung, zu Grunde liegenden Grundsätzen abweichen könnten. Diese aber hätten die Einführung eines verhaßten Despotismus in Norwegen nie gestatten können, weil er auch der Freiheit Schwedens gefährlich gewesen seyn, und durch die beständige Veranlassung, die Rechte beider Nationen zu vergleichen, früher oder später dieselben von einander entfernt haben wurde. In dem Gesetze Schwedens hatten also die Norweger die enschiedenste Sicherheit auf ihr eigenes, und, lebhaft durchdrungen von dem Gefühl dessen, was Schweden zu fordern und Norwegen zu hoffen berechtigt war, so

wie

wie mit ruhigen Bewußtseyn der reinsten Absichten, kann der König versichern, daß gerade jeder brave Schwede sich als der treueste Bundesgenosse der Norweger bewährt haben würde, wenn es wirklich die Absicht gewesen wäre, die Letztern einer verabscheuungswürdigen Unterjochung Preis zu geben und sie sich wieder dieselbe empört hätten.

Der König überließ sich lange der schönen Hoffnung, ohne Blutvergießen ein Volk zu gewinnen, dessen Glück zu befestigen, sein einziger Zweck war. Endlich mußte man jedoch zu den Waffen greifen, da die Absicht des Königs fortdauernd verkannt, auch mit Vorsatz verborgen gehalten, und solchergestalt alle Versuche, eine freundschaftliche Uebereinkunft herbeizuführen, vereitelt wurden.

Der König theilte selbst, eben so wie der Kronprinz und der Herzog von Südermanland, die Gefahr des Kriegs mit der Schwedischen Armee und den Flotten, nicht um des Glanzes neuer Lorbeern willen, sondern um näher zu seyn, wenn sich eine Gelegenheit zum Frieden und zur Versicherung darbieten sollte. Daß alle schrecklichen Folgen dieses unglücklichen einheimischen Krieges von dem König und dem Kronprinzen gehörig beherziget wurden, und daß Allerhöchstdieselben, sobald die erste friedliche Gesinnung sich äußerte, die Waffen unverzüglich ruhen ließen, welche nie eine andere Bestimmung haben dürfen, als, vereinigt mit denen der Norweger, eine gemeinschaftliche Selbstständigkeit zu vertheidigen, — hievon zeugt die zu Moß, den 14. August im vorigen Jahre, abgeschlossenen Convention, und die Beschaffenheit der Grundsätze, nach welchen sie entworfen ward.

Der König hatte durch dieselbe sich das Recht vorbehalten, mit der großen Versammlung des Norwegischen Reichs über die zu begründende Vereinigung mit Schweden, vermittelst zu diesem Zweck zu ernennender Bevollmächtigten, zu unterhandeln. Das Grund-Gesetz des Königreichs Norwegen, über dessen Entwurf man zufolge der genannten Unterhandlung übereingekommen, und welches man bestätigt hatte, wurd von des Königs Majestät angenommen, mit Vorbehalt des constitutionellen Rechts der Schwedischen Reichs-Städte in Beziehung auf alle solche Punkte, welche

in der Schwedischen Regierungsform Aenderungen oder Modificationen veranlassen könnten; unter welchem Vorbehalt der König auch den 10 November dieses Grund-Gesetz bestätigt und beschworen hatte.

Der König hat beschlossen, seine Allergnädigste Proposition in dieser Angelegenheit den Reichsständen vorzulegen; und, innigst gerührt bei Betrachtung der Gnade der göttlichen Vorsehung, welche über dieses uralte Reich gewacht, und nach einer Zeit der Prüfungen und des Leidens einen neuen heitern Tag über den Norden heraufgeführt, fühlt er, sich tief überzeugt, daß die jetzt so glücklich zu Stande gekommene Vereinigung der beiden Reiche Scandinaviens durch gegenseitige Liebe und gegenseitiges Vertrauen wider alle Umwandlungen der Zeit und des Glücks werde gesichert seyn. Kein anderer Lorbeer ist auf der Scandinavischen Insel würdig, das Haupt des Kriegers zu zieren, als der gegen Feinde errungene, die unsern Strand zu betreten sich erkühnen möchten. Der Nutzen der Vereinigung der beiden Reiche, die allmählig reifende Ueberzeugung von dem Werth beider Völker, wird einst das Andenken des in einheimischem Zwiste vergossenen Blutes tilgen. Möge es ein versöhnendes Opfer für den langen hundertjährigen Haß seyn, der die beiden nordischen Nationen getrennt hat! Mögen auf den Gefilden, wo der Donner der Schlachten erscholl, friedlichgesinnte Brüder sich begegnen, beseelt von dem Gefühl verwirklichter Hoffnungen!

2.

Der König wird jetzt die Aufmerksamkeit der Reichs-Stände, von den großen Zeitereignissen und den auswärtigen Angelegenheiten des Staates, auf dasjenige, was für die innere Reichs-Verwaltung geschehen ist, hinleiten.

Liturgie und Kirchen-Verfassung. Da das Bedürfniß eines neuen Kirchen-Gesangbuchs laut geworden,

so erhielt, wie bekannt ist, ein aus gebildeten und gelehrten Mitgliedern geistlichen und weltlichen Standes zusammengesetzter Ausschuß unter dem Vorsitz des Erzbischoffs, Befehl, die zu neuen Kirchen-Gesängen eingelieferten Sammlungen zu prüfen, zu verbessern, und, wo es nöthig, umzuarbeiten und zu vermehren: dieser Ausschuß ist in seinen Arbeiten nunmehro so weit gediehen, daß, unter Königlicher Genehmigung, der Entwurf eines neuen Gesangbuches gedruckt worden ist, mit der Aufforderung an Alle, die es wollen, ihre Bemerkungen einzusenden *). Der König hat sodann auch dem nämlichen Ausschuß aufgetragen, das Evangelien-Buch, zu dem Zweck einer größern Uebereinstimmung mit dem neuen Kirchen-Handbuch, einer Untersuchung zu unterwerfen. Im Jahr 1813 ist auf Befehl Sr. Königl. Majestät eine Sammlung solcher Publicationen und Verordnungen herausgegeben worden, die das Kirchen-Gesetz von 1686 ändern oder erläutern, und noch zur Vorschrift dienen. Auch haben dazu berufene Personen von gehöriger Sachkenntniß eine Sammlung ausgearbeitet, welche die früher ans Licht getretenen, jährlich von den Kanzeln abzulesenden, Sammlungen und Verordnungen, fortsetzt und berichtigt. Den 28. October 1812 ist eine Verordnung erlassen worden, welche bestimmt, was der Geistlichkeit in Hinsicht der Kopfsteuerlisten obliegt, auch was in Hinsicht der Verhörs-Bücher und der Prediger-Atteste zu beobachten ist. Den 29. April 1813 sind durch ein Königliches Schreiben an das Kammer-Collegium, das Staats-Com-

---

*) Seit Gustav III ist man in Schweden beschäftigt, theils in den Liturgie, theils in den christlichen Lehr- und Andachtsbüchern allerlei Aenderungen vorzunehmen: selbst die neue Bibelübersetzung ist endlich zu Stande gekommen. Am mißlichsten scheint es mit einer Verbesserung der Gesangbücher, denn jene wahrhaft fromme und religiöse Begeisterung, von denen so viele alte Kernlieder durch und durch angeweht sind, ist in der neuern Zeit wirklich, wenn nicht ganz erloschen, doch viel seltner: die neuen Kirchengesänge sind meist mehr gemacht als empfunden: daher wäre auch für Schweden wünschenswerth, von den trefflichen Alten so viel als möglich beizubehalten.

R.

toir und das Kammer-Gericht, so auch durch Circulare an die Landshauptleute und die Consistorien, die Grundsätze angegeben, nach welchen das den Predigern, unter den Benennungen: Ersatz und auf unbestimmte Zeit bewilligtes Vergleichungs-Korn (Wederlags- und Behaglig Tids-och Förlänings-Spanmal,) zugestandene Getraide bestimmt, auch überhaupt die Einziehung oder die Beibehaltung der letztgenannten Gattung geprüft werden soll. Durch Anwendung derselben ist mehreres unter diese Rubrik fallende Getraide theils schon eingezogen, theils als beim Abgang des jetzigen Innehabers zum Einreichen geeignet erklärt worden.

Da die Reichs-Stände eine erschöpfende Nachweisung dieses Getraides im ganzen Lands gewünscht, so ist unter dem nächstvorhergenannten Dato, zugleich der Befehl an die Landshauptleute und Consistorien ergangen, für jedes Bischofs-Stift vollständige Angaben einzureichen, und zwar begleitet von Acten und hinlänglichen Auseinandersetzungen in Betreff der ersten Entstehung und der fernern Fortdauer des Getraides. Diese Angaben erfordern viel Mühe und Zeit; nichtsdestoweniger sind einige schon eingesendet, und der Prüfung des Kammer-Collegii überliefert worden. Bevor sämmtliche Berichte eingelaufen, können sie den Reichs-Ständen nicht vorgelegt werden. Der König fährt inzwischen fort, alle hieher gehörige einzelne Fragen zu untersuchen und zu entscheiden, so jedoch, daß diese Entscheidungen in Bezug auf das mehrerwähnte Getraide nur für die Zeit des gegenwärtigen Innehabers gelten sollen. Zufolge der von dem geistlichen Stande in Bohuslän eingangenen Stipulationen, ist der König in den Stand gesetzt worden, unter Dato des 23sten Septembers 1812, die Verpachtung der Annex- und Mensal-Höfe jenes Standes in genannter Provinz anzubefehlen. In dem Königl. Circular-Schreiben vom 16. Juni 1813 an sämmtliche Consistorien des Reichs ist das Nöthige in Hinsicht der Prüfungen der Prediger und Pfarrer, und der hierüber auszufertigenden Zeugnisse bestimmt worden. Das Verfahren bei Annahme der Feldprediger ist darauf besonders angeordnet worden; so wie ein Circular den 17. März 1813 über den Dienst der

in adelichen Familien u. s. w. anzustellenden Haus-Prediger ergangen.

In Betreff der Gesundheits-Pflege und des Medizinal-Wesens sind folgende Verordnungen erlassen: Den 27. Januar 1813 hat der König dem bisherigen Collegium medicum eine neue Einrichtung, und, dieser entsprechend, den Namen eines Gesundheits-Collegiums ertheilt.

Den 6. May 1812 wurde ein provisorisches Königl. Reglement der, auf unterthäniges Ansuchen der Reichs-Stände, bei den Universitäten eingerichteten medico-theologischen Stipendien ausgefertigt. Der König hat ebenfalls zu verordnen geruhet, daß alles, was bei den bewilligten Stipendien erspart werden könnte, theils an den wirklichen Unterricht, theils an eine Erweiterung der clinischen Institute der beiden Academien gewendet werden soll. Von denen, die diese Stipendien genießen, haben mehrere an dem activen Dienst bei den Feld-Kranken-Häusern Theil genommen *). Den 3. März 1813 haben Se. Königl.

*) Auf den Vorschlag eines Stockholmer Arztes, Dr. Trafvenfeldt, beschloß der Reichstag von 1809 durch öffentliche Unterstützung die Studirenden der Theologie zu ermuntern, zugleich medizinische Einsichten und Fertigkeiten zu erwerben, um dem Volk auch dadurch nützlich zu werden. Allerdings scheint man darin zu weit gegangen und gewissermaßen der Pfuscherei Thür und Thor geöffnet zu haben. Wäre jene Forderung bloß so gemeint, daß ein Prediger sich einige allgemeine diätetische und physische Kenntnisse erwerben soll, um gelegentlich seinen Pfarrkindern einen guten Rath, eine Warnung zu ertheilen, so läßt sich nichts dagegen einwenden; soll aber der Geistliche, wie es in Schweden beabsichtigt wird, zugleich zum praktischen Arzt oder, nach dem Ausdruck eines berühmten deutschen Arztes, zum ärztlichen Routinier gebildet werden, so scheint uns ein solches Geschäft weder mit der Bestimmung nach der Würde des geistlichen Standes verträglich und muß der wahren Wirksamkeit desselben nothwendig schaden. Der Mangel an Aerzten ist in einem Lande, das ein gesundes Clima hat, dessen Bewohner mäßig, arbeitssam, und von unverdorbnen Sitten sind, auch kein so großes Unglück: fast scheint es, daß durch die Vervielfältigung der Aerzte auch die Krankheiten sich vervielfältigt haben. R.

Majestät gnädigst den Befehl zur Erweiterung des Lazareths in Lund erlassen, so wie zur Errichtung eines clinischen Instituts daselbst, zu welchen Zwecken die zu der, auf Verlangen der Reichs-Stände eingezogenen Ablöhnung der Kirchen-Inspectoren bestimmten Summen angewendet worden sind; auch hat sich dieses Institut bisher eines ausgezeichneten Gedeihens zu erfreuen gehabt.

In den Circular-Schreiben vom 10. Juni 1812 und vom 25. August 1813 an sämmtliche Landshauptleute, Consistorien und das Gesundsheits-Collegium ist eine Vorschrift über das Verfahren bei ansteckenden Krankheiten ertheilt worden; zugleich hat der König eine von dem Gesundheits-Collegium über diesen Gegenstand verfaßte Anweisung, die bei Vorkommenheiten von den Kanzeln mitgetheilt werden soll, bestätigt. Da die auf den Medizinal-Etat bisher angewiesenen Mittel zur Heilung allgemeiner Krankheiten und zur Bestreitung der Ausgaben der Heilungs-Anstalten überhaupt sehr unbedeutend gewesen; so hat der König den 28. März 1814, über die 10,000 Rthl. Banco verfügt womit auf dem Reichstag in Stockholm die Reichs-Stände, den Medizinal-Fond durch einige damals zu erwartende, nunmehr aber eingetroffene, Besparungen vermehrt haben. Bei dieser Gelegenheit hat der König auch die Grundsätze dargelegt, nach welchen alle zum Medizinal-Wesen gehörige Mittel angewendet, und über diese Anwendung Rechenschaft abgelegt werden soll. Neue Anstellungen von Provinzial-Aerzten haben, nach Maaßgabe des Bedürfnisses im Lande, Statt gefunden. Den 31. März 1813 hat der König ein Reglement des Veterinair-Instituts zu Skara ausfertigen lassen, und erwartet einen Bericht des Gesundheits-Collegiums über den Zustand der Medizinal-Fonds am Schluß des Jahres 1814, um die erforderlichen Anstalten zur Erweiterung des Unterrichts in der Veterinair-Wissenschaft treffen zu können. Der König hat auch das Reglement und die Instruction eines durch die Freigebigkeit eines Privatmannes, in Süderland und Daga Härad, errichteten Instituts für Thierärzte bestätigt. Ein Gegenstand der vorzüglichsten Sorgfalt ist die Beförderung der so wichtigen Vaccination gewesen. Den 8. Juli 1812 in ward einem Circular an die Bischöfe und Consistorien, die Annahme von

Vaccinatoren und Vaccinations-Vorstehern in jedem Kirchsprengel, mit dem was ferner hieher gehört, befohlen. Auch hat der König die Freude gehabt, durch eingegangene Berichte der Beamten und der Consistorien zu erfahren, daß der Allergnädigsten Willensmeinung fast überall ist nachgelebt worden, oder bald wird nachgelebt werden. Um dem Mangel an Vaccinations-Stoff vorzubeugen, sind 10 Depots der Vaccine in den Provinzen eingerichtet, und wird noch ausserdem in Stockholm für einen solchen Vorrath an genanntem Stoffe stets gesorgt, daß das Gesundheits-Collegium allen Requisitionen aus den Provinzen ohne Aufschub Genüge zu leisten vermag.

Die bisher nur Aerzten bewilligten Prämien für Vaccinations-Bemühungen werden jetzt fernerhin nur solchen Nicht-Aerzten, die sich durch Vaccination ausgezeichnet haben, gegeben werden; auch soll ein Theil der sonst zu Prämien verwandten Mittel zu Medaillen gebraucht werden, welche unter diejenigen, die mit Eifer und Nutzen vaccinirt haben, sollten vertheilt werden. Den verschiedentlich erlassenen Befehlen in Betreff der in den Kirchspielen anzustellenden examinirten Hebammen ist an mehrern Orten Gehorsam geleistet worden, an andern aber sind Hindernisse eingetreten, wodurch der König bewogen worden ist, Aufschub zu gestatten, doch sind die Landshauptleute und Consistorien aufgefordert, dieser wichtigen Angelegenheit die ganze ihr gebührende Sorgfalt und Thätigkeit zu widmen. Nach allen diesen Maaßregeln, glaubte der König, daß nun der rechte Zeitpunkt vorhanden sey, ein neues Vaccinations-Reglement, so wie auch eine Verordnung zu erlassen, durch welche es einem Jeden zur Pflicht gemacht wird, seine Kinder vacciniren zu lassen, so wie alles anzuwenden, um der Blattern-Ansteckung und der Verbreitung derselben entgegen zu wirken; und haben auch die zweckdienlichen Vorbereitungen hiezu schon Statt gefunden.

Die Erziehung und der Unterricht im Reiche sind stets Gegenstände der Sorgfalt des Königs gewesen. Für die Academie Upsala ist im Jahr 1813 ein neuer Etat ausgefertigt worden. Da der Kanzleyrath Norberg durch sein Testament einen Fond von 16,666 Rthl. Banco zur Besoldung für einen Professor in der Französischen, Englischen

und Deutschen Sprache bei der Akademie in Lund bestimmt hatte, so ist vom König die Errichtung einer solchen Professur in den lebenden Sprachen befohlen worden. Desgleichen hat der König die Lehrstelle des Professors Retzius in drei, nämlich eine für die Chemie, eine für die Naturgeschichte und eine für die Oeconomie und Botanik zu theilen, so wie endlich auch neue Professuren in der Griechischen Sprache, der Astronomie und der Physik zu stiften geruhet.

Den 9. October 1812 erschien eine Königl. Verordnung um die Forderungen in Hinsicht der Kenntnisse derer, welche sich der juristischen Laufbahn und dem Kameral-Wesen widmen wollen, zu erhöhen, und die mit ihnen vorzunehmenden Prüfungen zu schärfen. Um zur Erwerbung gründlicher Kenntnisse aufzumuntern, hat der König auch den Doctoren, Licentiaten und Candidaten der Rechtswissenschaft gewisse Vorzüge bei den Beförderungen bewilligt, worüber Circulare den 3. Februar 1812 an die Hofgerichte, die Academie-Kanzler und den Justiz-Kanzler ergangen sind.

Auf Veranlassung des Schreibens der Reichs-Stände an den König vom 3. April 1810, worin die unterthänigste Bitte vorgetragen war, daß er geruhen möchte, durch Männer von Kenntniß und Erfahrung den gegenwärtigen Zustand des Schulwesens untersuchen zu lassen, damit die hieher gehörigen Institute eine der jetzigen Aufklärung besser entsprechende Einrichtung erhalten möchten, hat er den 29. Januar befohlen, einen Ausschuß zusammen zu berufen, der alle von den Reichs-Ständen eingereichte Vorschläge prüfen, und dabei dasjenige, was die Erziehung und das Schulwesen betrifft, beachten soll, damit er sich über die nöthig befundenen Aenderungen und Verbesserungen zu äußern im Stande sey, mit mehrerem hierauf sich Beziehenden, welches etwa noch besonders dem Ausschuß wird aufgetragen werden. Auf dem Reichstage in Oerebro 1812 erklärten die Reichs-Stände in einem Schreiben vom 29. Juli, daß sie mit der lebhaftesten Freude vernommen, daß dieser erste Schritt geschehn sey; äußerten hierüber ihre alle unterthänigste Dankbarkeit; und trugen die Bitte vor, es möchte der König die Bekanntmachung der Instruction des

Ausschusses, und alle in dieser die Nation so sehr interessirenden Angelegenheit abgegebenen Aeusserungen, mit einem Worte, der Protocolle des Ausschusses, so wie sie verfaßt, zu befehlen geruhn. In Berücksichtigung dieses Wunsches hat der König durch ein Schreiben vom 5. August 1812 und vom 5. März 1813 in dieser Sache das nöthige verfügt. Sowohl hiedurch, als theils durch Geld-Zuschüsse, die der König dem Ausschuß zugestanden, theils durch eine Unterstützung, die der Kronprinz aus eigenen Mitteln zu gewähren geruhet hat, ist es dem Ausschuß möglich geworden, seine Verhandlungen herauszugeben. Zufolge des von demselben unter dem Vorsitz des Staats-Secretairs für den Cultus und die Erziehung, dem König überreichten Entwurfs, hatte der König durch ein Schreiben vom 9. December 1813 die Schulordnung vom Jahre 1807 bis auf weitere Verfügung bestätigt, wobei jedoch es den Ephoren unbenommen bleibt, gewisse nöthige und nützliche vorläufige Vorkehrungen zur Verbesserung der Lehr-Institute zu treffen, nach dem von dem Ausschuß zu diesem Behuf eingereichten Plan, und mit der Verbindlichkeit, denselben hievon zu benachrichtigen *).

Um eine genauere Untersuchung nnd Prüfung der zuletzt ausgefertigten Schul-Ordnung zu befördern, hat der Ausschuß die Einrichtung getroffen, theils daß einzeln zu entwerfende Pläne einer neuen Schul-Ordnung ihr mitgetheilt und vorgelegt; theils daß, unter Königlicher Genehmigung, alle zur Sache gehörige Notizen, die ihm bei sei-

---

*) Die hiehergehörigen Schriften sind: Försök til en framställning af allmänna lärowarkets narwarende tillständ i Swerige af Gustav Abraham Silverstolpe, utlätanden deröfwer af C. U. Broocmann, Joh. Aström oct Carl von Rosenstein jämte Rector Silverstolpe's dera gifna förklaringar. Stockholm 1813. 176. S. 8. und Berättelse af Königl. Upfostrings-comitén. Första häftet. Stockh. 1813. 61. S. uud 13 Bogen Beilagen. 8. Wir werden diese Schriften in einem Aufsatz über den Zustand des Unterrichts und der Erziehung in Schweden und Norwegen benutzen.

nen Untersuchungen und künftigen Geschäften zum Leitfaden dienen können, durch die Consistorien eingefordert werden. Er hat zu diesem Zwecke Fragen aufgesetzt, deren Beantwortung sowohl von den Consistorien im Allgemeinen, als auch insbesondere von den Vorstehern aller einzelnen Erziehungs- und Lehr-Institute, so wie endlich von den Pastoren auf dem Lande zu erhalten wünschte, bis zum 5ten Mai 1814. Diese Antworten sind auch richtig eingegangen, und eine reiche Quelle künftiger Thätigkeit. Einer Empfehlung des Ausschlusses zufolge, hat der König durch ein Schreiben vom 5ten Mai 1813 zu verordnen geruhet, daß eine gymnastische Lehr-Anstalt in der Hauptstadt errichtet werde, als Central-Institut zur Bildung geschickter Lehrer in der Gymnastik, bei welcher Gelegenheit der König dem Stifter, Ling, 500 Reichsthaler als jährliches Gehalt 100 Reichsthaler als Miethe, und einmal für immer 400 Reichsthaler zur Bestreitung der Ausgaben für die anzuschaffende Werkzeuge und mechanischen Vorkehrungen, bewilligt hat. Der Ausschuß hat unter dem 14. März 1814 dem König den Plan eines Reglements vorgelegt, welcher in der Hauptsache schon sich der Allerhöchsten Sanction zu erfreuen gehabt, so daß das Institut solchemnach bereits in Thätigkeit getreten ist. *) Der König hat bei mehreren Gelegenheiten den Ausschuß aufgefordert, sich über gewisse zum allgemeinen Unterricht und zur Erziehung gehörige Gegenstände zn äussern, und unter andern auf den Vorschlag, bei den Gymnasien des Reichs die siebente Lectors-Stelle wieder einzurichten, Rücksicht genommen; so daß einem Königlichen Schreiben vom 17. August 1814 gemäß, solches

*) Der Fechtmeister bei der Universität Lund, Ling, führte die Turnübungen zuerst in Schweden bei der Erziehung ein: er begab sich während der Ferien nach den benachbarten Orten, um Liebhaber in den Turnkünsten zu unterrichten. In Gothenburg war schon seit 1810 bei dem dortigen Gymnasium ein kleiner Turnplatz mit verschiednen Bäumen zum Klettern u. s. w. eingerichtet: jetzt sind sie in Schweden eine Angelegenheit des Staats und des Volks geworden, und es läßt sich erwarten, daß sie ganz allgemein werden werden.

R.

in Linköping, Härnösand und Gothenburg schon zu Stande gekommen ist; während daß die Entscheidung der Frage in Bezug auf die übrigen Gymnasien noch anderweitige Aufklärung über manche Local-Umstände voraussetzt. Ausser allen diesen auf Allergnädigsten Befehl von dem Ausschuß ergriffenen Maaßregeln, hat die aufmerksame Thätigkeit einzelner Mitglieder eine genauere Beziehung mehrerer der innerhalb ihres Wirkungskreises vorkommenden Aufgaben veranlaßt; z. B. eine provisorische Wahl derjenigen Lehrmethoden, die, in Uebereinstimmung mit dem Zeitgeiste, am zweckdienlichsten, und am meisten dazu geeignet seyn möchten, um sowohl die Lehrinstitute als auch die Lehrbücher auf eine ihnen entsprechende Art einzurichten; der beste Ausweg, gute und wohlfeile Lehrbücher zu erhalten, ein provisorisch entworfener Plan nöthiger Vorkehrungen, um die Erfordernisse des öffentlichen Unterrichts zu realisiren, wovon die Grundlegung einer neuen Schul-Ordnung unzertrennlich ist u. s. w. Was diese letztere Angelegenheit betrifft, so ist der Ausschuß jetzt damit beschäftigt, die von den Consistorien eingesendeten Notizen in einen solchen Zusammenhang zu bringen, daß sie auf die nützlichste Weise bei dem künftig auszuarbeitenden Entwurf der neuen Schul-Ordnung können angewendet werden. Die unablässigen Bemühungen des Ausschusses, nebst der Bereitwilligkeit, die ihm von allen Seiten entgegen gekommen ist, haben ihn schneller, als er selbst zu hoffen wagte, dem Ziele nahe gebracht. Für die Schulen in Norköping und Westerwik sind neue Reglements bestimmt und bestätigt worden; auch hat der König jederzeit die an manchen Orten eingerichteten Land-Schulen genehmigt. Eine Vereinigung des Unterrichts ärmerer Kinder mit der Armen-Pflege überhaupt ist auch dem Erziehungs-Ausschuß vorgeschlagen worden.

Der musikalischen Akademie sind neue Gesetze, und eine ausgedehntere Aufsicht über den Musik-Unterricht, der künftig sowohl wissenschaftlich als künstlerisch seyn muß, ertheilt worden. Die Zahl der Lehrer ist daher auf vier gebracht. Der, unentgeldlich von den Zöglingen zu benutzende, Unterricht hat seit dem Herbst Statt gefunden, und für diesen Anfang ist ein Fond von besondern Mitteln der

Academie eröffnet worden. Auch die patriotische Gesellschaft hat neue Gesetze erhalten.

Nach Maaßgabe des Schreibens der Reichs-Stände auf dem Reichstage in Orebro, den 14. October 1810, über die Verwaltung der zum Hwittfeldtschen Stipendium gehörigen Güter, hat der König nicht nur Aufklärung eingefordert, sondern auch, bei dem nahen Ablauf des bisherigen Pacht-Termins, nach vorhergegangener gehörigen Einleitung, entschieden, daß die Güter selbst öffentlich an den Meistbietenden von neuem verpachtet, die Höfe davon getrennt, und die Inhaber verpflichtet seyn sollen, anstatt der von ihnen bisher zu leistenden Tagewerke, eine gewisse jährliche Abgabe an den Fond des Stipendiums eine grössere Einnahme zu.

Armenpflege. Der Ausschuß, welcher auf Verlangen der Reichs-Stände berufen, eine allgemeine Verfassung der Armenpflege im ganzen Lande, die nach allen Verschiedenheiten und speciellen Bedürfnissen der einzelnen Oerter zweckmäßig modificirt sey, zum nächsten ordentlichen Reichstag auszuarbeiten, hat bisher nur die umständlicheren Berichte einsammeln können, worauf, nach der von den Reichs-Ständen geäusserten Ansicht, eine solche Verfassung begründet werden muß. Aus allen Gouvernements sind diese Berichte noch nicht eingesendet worden, da die noch fehlenden aber, auf ergangene Erinnerung, bald zu erwarten sind, so kann der Ausschuß an sein eigentliches Geschäft, das in Hinsicht der zu befolgenden Grundsätze leicht und einfach ausfallen dürfte, Hand anlegen *) Der

---

*) Es scheint allerdings auf den ersten Anblick sehr vortheilhaft, das Armenwesen nach allgemeinen Principien einzurichten: dennoch liegt es in der Natur der Sache, daß es den einzelnen Gemeinden überlassen bleiben muß: es muß nicht so sehr von Beamten, sondern vielmehr durch das Wohlwollen der Mitbürger geleitet werden: alle Armenpflege, die wahrhaft nützlich seyn soll, kann nur von der genauesten Kenntniß eines jeden einzelnen Individuums ausgehn, dessen sie sich annimmt: sie muß auch möglichst frei und unabhängig seyn: und selbst schon der erschwerte Geschäftsgang, sobald in das Armenwesen die gewöhnliche Art der Verwaltung angeführt würde, muß darauf nachtheilig wirken.
R.

König hat inzwischen eine ununterbrochne Aufmerksamkeit allem, was sich auf die Armenpflege des Reichs bezieht, zu widmen geruhet. Durch das Königl. Schreiben vom 18. März 1812, und mehrere darauf folgende, sind die allgemeine Armen-Pflege in Stockholm und die drei dortigen Istitute für Nothleidende, das große Kinder-Erziehungshaus und das Hospital und Zuchthaus auf Danwik, unter Eine Aufsicht und Eine Verwaltung, deren nützlich fortschreitende Thätigkeit der König mit Beifall vernommen, gesetzt worden. Uebrigens haben auch in den Provinzen verschiedne Anstalten zur Armen-Pflege, so wie die Reglements derselben, vom König eine vorläufige, bis zur wirklichen Herausgabe der allgemeinen Verordnung über die Armen-Pflege geltende Bestätigung erhalten. Ein Reglement des Corrections-Hauses in Oerebro ist ausgefertigt worden; in Upsala und Hernösand sind Arbeits- und Corrections-Häuser eingerichtet, und das erstere schon mit einem Reglement versehen. Die nunmehr hinreichend geprüften Entwürfe der Reglements für die Institute der Armenpflege und der Arbeits-Häuser iu Carlscrona und Carlshamm werden unverzüglich bestätigt werden.

Justizwesen. Aus den von dem Justiz-Kanzler-Amt abgestatteten Berichten hat der König ersehen, daß die Arbeiten der Hofgerichte des Reichs mit Nachdruck und Umsicht sind gefördert worden: daß die unbedeutende Bilanz beim Schluß des Jahes im schwedischen Hofgerichte durch die Beschaffenheit der eingekommenen Sachen selbst, und die dabei nöthigen vorbereitenden Maaßregeln verschiedner Gattung verursacht worden; so wie hingegen die grössere Bilanz bei dem gothischen Hofgericht eine unvermeidliche Folge der Menge der dort anhängig gemachten Processe gewesen, als welches sich hinlänglich durch die Anzahl derjenigen bewährt, die dem König von dort aus vorgelegt werden. Der König ist gewilligt, während dieses Reichstags noch, den Reichs-Ständen fernerhin bemerkbar zu machen, wie nothwendig es seyn wird, eine gleichere Vertheilung der Jurisdictionen der Hofgerichte zu veranstalten, und so eine schnellere Beendigung der Rechtssachen bei dem gothischen Hofgericht möglich zu machen. Nicht ohne Theilnahme und Trauer hat der König vernommen, wie den in

höhern und niedern Aemtern bei den Hofgerichten angestellten Personen, so wie der Mehrzahl aller derjenigen, die in baarem Gelde salarirt sind, während daß sie ihren Pflichten Zeit und Kräfte aufopfern, durch die zunehmende Theuerung ein nicht geringes Leiden und größere Verluste zugestoßen; es hat nicht in der Macht des Königs gestanden, den gerechten Wünschen und Klagen derselben zu entsprechen. Obgleich der König mit Wohlgefallen bemerkt hat, daß die Anzahl der Criminalfälle augenscheinlich geringer geworden, seitdem durch die aufgehobene Brandweinbrennerei der Zugang an dieser Waare sich vermindert hat; so sind nichtsdestoweniger diejenigen Vorkehrungen gegen das Laster der Trunkenheit, die von dem König abgehangen haben, und von den Reichs-Ständen gewünscht wurden, getroffen, und Er zweifelt nicht, daß solche, unterstützt durch den Eifer der competenten Personen, und durch die wachsende Aufklärung des Publikums, zum gewünschten Ziele führen werden. Wie übrigens das Recht gehandhabt, und, bei Vorkommenheiten, bestimmte Fragen in Hinsicht der richtigen Deutung des Gesetzes von den König entschieden worden, solches muß den Reichs-Ständen durch die ihnen von ihrem Bevollmächtigten in den Justiz-Angelegenheiten (Iustitiae-Ombudsman) instructionsmäßig zu machenden Mittheilungen bekannt seyn; und ist es dem König ganz vorzüglich angenehm gewesen, bei einigen Gelegenheiten, da ganze Gemeinden der ehrlichen Schwedischen Landleute den wahren Sinn des Verordnungen mißverstanden, und sich dadurch einer Strafe ausgesetzt hatten, den üblen Folgen noch vorbeugen, oder die Forderungen des Gesetzes mildern zu können, wovon die Protocolle, die nach Vorschrift des Grundgesetzes, dem Constitutions-Ausschuß der Reichs-Stände werden vorgelegt werden, ein Zeugniß ablegen mögen. Der vom König zur Ausarbeitung eines neuen Civil- und Criminal-Gesetzes verordnete Ausschuß hat während der seit dem letzten Reichstage verflossenen Periode seine Arbeiten fortgesetzt. Diese konnten zwar nicht ununterbrochen, mit gleichzeitiger Anwendung auf alle Bücher des Gesetzes vorwärts schreiten, da ein Mitglied des Ausschusses gestorben ist, und einige andere auf ihr Verlangen entlassen worden, um zu ihren Amts- oder Dienstverrichtungen zurückzukehren;

gleichwohl sind Entwürfe mehrerer jener Abtheilungen des Gesetzbuches ausgearbeitet, und eine derselben schon unter der Presse; um, zugleich mit dem Protocoll des Ausschusses und einer Nachweisung der befolgten Grundsätze, der nähern Prüfung des Publikums unterworfen zu werden; so wie ein zweiter Theil zum nämlichen Zweck in Kurzem fertig werden wird. Ausser allem diesem ist noch dem König gemeldet worden, daß die Mitglieder des Ausschusses bereit sind, bald mancherlei Veränderungen in Hinsicht der Anzahl und der Organisation der gerichtlichen Behörden, so wie auch der Einrichtung neuer Zucht- und Corrections-Häuser, als zur Verbesserung des Gesetzes, und zur Sicherung und Beschleunigung des Rechtsganges unentbehrlich, allerunterthänigst vorzuschlagen.

Landbau. Da die Erfahrung gezeigt hat, wie sehr der Ackerbau und die Landwirthschaft durch die Aufhebung der Gemeinheiten, welche schon Statt gefunden, gewonnen haben, so ist zur Beförderung dieser Auseinandersetzungen aller Gemeinheiten, wo keine gültige Hindernisse können angeführt werden, eine erneuerte Königl. Verordnung in Bezug auf die Theilungen in Schonen und in Skaraborgs-Län ergangen, und zur Erleichterung und Hülfe für die den Ort verlassenden Angeseßne, die früher gemachten Bestimmungen, nämlich für Schonen 10,000 Rthlr. jährlich, und für Skaraborgs-Län 6000 Rthlr., beibehalten. Der König hat gleich durch Bewilligung gewisser Vortheile für diejenigen, welche Gebäude von Lehm errichten, diese Bauart in solchen Districten aufzumuntern gesucht, wo es entweder an Steinen gänzlich mangelt, oder dieselben doch nicht ohne zu große Kosten herbeigeschafft werden konnten. Um in bedeutendem Maaße den Wohlstand auf Oeland zu befördern, sind mehrere Anstalten zur Abtheilung und künftigen Urbarmachung der dortigen unbedeutenden Ländereyen befohlen und schon ins Werk gesetzt, auch zur Beschleunigung der Sache Mittel von dem König angewiesen worden Eine Untersuchung über ein ergiebiges Torfmoor iu Ostgothland ist von den König verordnet: es ist der sogenannte Dagsmasse, welcher für Rechnung der hohen Krone cultivirt werden soll. Für die Stutereien auf den Domain-Höfen zu Strömsholm, Dahlby und Flyinge sind auch

Maaßregeln ergriffen, welche, in Verhältniß für diese wichtigen Einrichtungen eröffneten Zugänge, zum beabsichtigten Zweck führen müssen. Zur Vermeidung mannigfaltiger Schäden und Veranlassungen zum Zwist durch eine weniger genaue Bestimmung dessen, was als gesetzliche Einzäunung und Befriedigung gelten darf, hat der König auch hierüber eine allgemeine Verordnung zu erlassen geruhet.

Gewerbe. Der König hat eine Revision der von Zeit zu Zeit ergangenen Publicationen in Hinsicht der Besichtigung und der Verwerfung (Wräkning) des Roheisens, des Stangeneisens und der Manufactur-Schmiedearbeit veranstaltet; und, diese wichtige Angelegenheit noch ferner beherzigend, damit jeder Nachlässigkeit bei der Zubereitung des Eisens, so wie dem Verkauf und der Exportation mangelhafter und unbrauchbarer Eisen-Waaren möge vorgebeugt werden, vermittelst einer neuen Verordnung über die Eisenwerke im Reiche, alles nach den Forderungen der gegenwärtigen Zeit in dieser Sache nothwendige und nützliche anbefohlen.

Der Ausschuß, welcher in Gemäßheit des von den Reichs-Ständen beim Reichstag 1812 geäußerten Wunsches, sich damit beschäftigen soll, dem Zeitgeist genauer entsprechende öconomische Errichtungen zu prüfen oder zu entwerfen, nämlich als eine Vorbereitungs-Anstalt zu künftigen, etwa nothwendig befundenen Veränderungen und Verbesserungen der bürgerlichen und öconomischen Verwaltungs-Werke, hat doch nicht vermocht, zum vollendeten Ganzen die Aufklärungen und Pläne zusammenzufügen und auszubilden, die immer nur in Abhängigkeit von Zeitumständen und von den anderweitigen Berufsgeschäften der Mitglieder des Ausschusses eingesammelt werden konnten; die Aufmerksamkeit des Königs begleitet inzwischen ohne Unterlaß diese höchst wichtige Angelegenheit.

Kriegswesen. Seit dem letzten Reichstag ist der größere Theil der Kriegsmacht in activem Dienst gewesen, sowohl innerhalb als außerhalb der Grenzen des Reichs, und der König hat eine ununterbrochene Sorgfalt auf die Herbeischaffung der Bedürfnisse des Heers gewendet. Eine specielle Entwickelung aller auf den Krieg Bezug habenden Gegenstände, einschließlich der gegenwärtigen Lage des

Kriegs-Fonds an Schulden und Forderungen, wird, nebst Plänen zu Anordnungen in Betreff dieses und jenes hierher gehörigen Artikels, wie der König solche am zweckdienlichsten befindet, und nach Maaßgabe der nothwendig werdenden Theilnahme der Reichs-Stände, diesen letztern vorgelegt werden.

Eine Folge dieses ununterbrochenen Kriegszustandes ist inzwischen gewesen, daß die vorher mehr oder weniger vollendeten allgemeinen Anordnungen in den einzelnen Verwaltungs-Zweigen des Vertheidigungs-Wesens, sowohl was die Landarmee als was die Flotten betrifft, nicht gänzlich ausgeführt, andre hingegen, deren Nothwendigkeit man auch eingesehn und anerkannt hat, bis auf ruhigere Zeiten überhaupt sind aufgeschoben worden. Nichtsdestoweniger, da die militärische Stärke des Reichs, in Gemäßheit der übereinstimmenden Beschlüsse des Königs und der Stände bei den Reichstagen 1810 und 1812, denjenigen wichtigen Veränderungen unterworfen wurde, welche die äußeren Verhältnisse und die innere Lage des Reichs heischten, sind auch alle nöthige Maaßregeln, um solches zu realisiren, getroffen worden. Der König bedient sich dieser Gelegenheit, um Sein besonderes Wohlgefallen an der Treue und Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben, womit die Unterthanen bei jeder Gelegenheit Seinen aufrichtigen und wohlwollenden Absichten entgegengekommen sind. Wie sehr das Reich durch diese Einigkeit im Entschluß und diese kräftige Mitwirkung bei der Ausführung gewonnen, ist offenbar: so wie die diesen Zeitpunkt vorausgegangenen Erschütterungen gar deutlich die Folg eines entgegengesetzten Verfahrens dargethan haben. Diese Lehre in Hinsicht der beiden so verschiednen Handlungsweisen, und der Ursachen derselben, welche der Nachwelt zu Gute kommt, muß uns das sicherste Unterpfand seyn, daß dergleichen gegenseitige Hülfsleistungen und Bestrebungen, welche den uralten Ruhm und die neugebohrne Stärke des Staates aufrecht erhalten haben, und solche allein vor den Untergang bewahren können, immer Statt finden werden. Die allgemeine Bewehrungs-Einrichtung, und Vergrößerung der eingetheilten Armee durch die Extra-Rotirung, haben die Nothwendigkeit einer veränderten Organisation

und Vertheilung der eingetheilten Regimenter herbeigeführt, worüber der König den 23sten März 1813 verfügt hat, ohne jedoch die Hauptgrundsätze des Eintheilungs-Werkes im geringsten zu verrücken. Als hievon unzertrennlich, ist auch zum Theil die wirkliche Ausführung, oder, was das übrige betrifft, wenigstens eine zur Entscheidung leitende Untersuchung der vollständigern Organisation des Inspections- und Brigade-Befehls innerhalb der Armee, nach Verhältniß localer Umstände und der gegenwärtigen Lage des Reichs, von dem König veranstaltet worden, als wodurch die Instruction, die Dienstpflichtigkeit und die Controlle, in allen ihren verschiednen Zweigen, wird vollkommener befördert werden können. Mit dieser Angelegenheit steht in naher Verbindung die Revue-Paßevolance-Einrichtung, die der König vorgeschlagen, und die Stände durch ihren Beschluß auf dem Reichstage 1812 angenommen haben; und die nunmehr, nach dem, einem Königlichen Befehl zu folge ausgearbeiteten, Plan, welchem die gehörigen Untersuchungen an Ort und Stelle vorangegangen, auf eine nachdrückliche Weise die Verwirklichung des beabsichtigten Nutzens befördern wird. Zur rechten Zeit ist für die Bekleidung der Armee gesorgt worden. So lange der Krieg ausserordentliche Bedürfnisse verursachte, konnte sie durch einheimische Fabrikate nicht befridigt werden. Nachdem aber dieser Zustand aufgehört, hat der König der Verschreibung ausländischer Manufactur-Arbeiten zu diesem Zweck wieder Einhalt gethan, damit der Kunstfleiß der Eingebornen eines Hülfsmittels nicht verlustig gehe, welches der Absatz für die Bedürfnisse der Kriegsmacht ihm darbieten kann. Die Gewehr-Fabriken sind ohne Unterbrechung im Gange gewesen, und die hieher gehörigen Einrichtungen der Krone erweitert worden. Die Pulvermühlen wurden unterhalten, und mit dem nöthigen Material versehen.

Die Flotte ist auf alle Weise berücksichtigt, und so weit es die Mittel gestatteten, ihre Stärke vermehrt worden.

Das Kriegs-Medicinal-Wesen ist bedeutend verbessert; und die Kranken-Pflege hat während des Kriegs sich ausgezeichnet: jenes, so wie diese, wird aber noch mehr im Einzelnen organisirt, auch die Gehalte derjenigen Studi-

renden sollen erhöht werden, die sich diesem Dienste widmen, wozu Quellen durch die bei dem letzten Reichstag gefaßten nützlichen Beschlüsse der Reichsstände eröffnet sind. Das Salpeter-Gewerbe im Lande hat der König aufs kräftigste zu unterstützen und aufzumuntern; gesucht wozu ebenfalls die Beschlüsse der Reichs-Stände bei dem letzten Reichstage dem König noch ferner Gelegenheit gegeben habe. Er auch Willens dem Oekonomie Ausschuß der Reichs-Stände einen vollständigen Bericht über alles, was diesen bedeutenden Nahrungszweig betrifft, einhändigen zu lassen, wo die daraus künftig zu hoffende Vortheile für das Land werden an den Tag gelegt werden. Einer ganz besondern Aufmerksamkeit des Königs sind die wohlthätigen Opfer würdig befunden die fast ohne Ausnahme alle Einwohner Schwedens gebracht haben, um den Kriegern, nebst ihren Familien, Hülfe zu leisten, die ihr Leben uud ihr Blut nicht sparten als es die Rechte der Völker, so wie die Selbstständigkeit und die Vertheidigung des Vaterlandes galt: mit der innigsten Freude läßt der König diesen schönen Zügen mitbürgerlicher Tugend und ächter Menschenliebe Gerechtigkeit widerfahren. Der Krieger, aus dessen Brust die Furcht vor Armuth und Mangel in einer Zeit, wenn Wunden oder Kränklichkeit die Arbeit unmöglich machen, getilgt ist, fühlt sich um so mehr an seine Pflicht gefesselt, und es entsteht auch auf diesem Wege eine für die Vertheidigung des Staates ersprießliche Wirkung. Der König wird alle einzelne Fonds, welche zu diesem Zweck theils von Altersher schon vorhanden gewesen, theils durch Beiträge, die zur Vertheidigung des Königs und des Kronprinzen gestellt worden, in der gegenwärtigen Zeit zu Stande gekommen, unter Eine Verwaltung setzen; und Er hat alle Veranlassung, zu hoffen, daß die Thätigkeit dieser Verwaltung ihrer Absicht entsprechen werde.

Uebrigens ist alles, was in den verschiedenen Zweigen der Kriegs-Verwaltung vorgekommen, in gewöhnlicher Ordnung ausgefertigt worden.

Eine eigene Commission hat die Extra-Rotirung in Schonen untersucht und modificirt, bei welcher Gelegenheit mehrere Mitglieder aus den geachtetsten Gutsbesitzern der Provinz sich durch ihren Eifer, ihre Redlichkeit und Sorg-

falt ausgezeichnet haben. Diese Verrichtungen sind nun zwar noch nicht völlig beendigt, die Vollständigkeit der Arbeit wird dagegen so bedeutend werden, daß der König den Entschluß gefaßt hat, die von der Commission angewendeten Grundsätze als Haupt-Richtschnur für die im ganzen Reiche zu bestimmenden Modificationen der Rotirung anzunehmen; worüber der König während dieses Reichstags noch besondere Mittheilungen an die Reichs-Stände werden gelangen lassen.

Der König hat der Angelegenheit der abzustattenden Rechenschaft (Redogörelse-Werket) über die Kosten der letzten Kriege eine so günstige Richtung zum ordentlichen und baldigen Abschluß, so wie zur nöthigen Revision, zu geben gesucht, als es nur irgend die Natur der Sache hat gestatten wollen. Die Untersuchung der Berechnungen der Kriegskosten in den Jahren 1808 und 1809 ist abgeschlossen, über welchen Gegenstand die Reichs-Stände durch ihre eigenen Bevollmächtigten hinreichendes Licht erhalten werden. Der König wird übrigens Anlaß finden, in Seiner Proposition, betreffend den Zustand und die Bedürfnisse des Staats-Werkes, die gegenwärtigen Verhältnisse der Reichs-Vertheidigungs-Werkes zu Lande und zu Wasser näher zu entwickeln. Dasselbe erhält durch die Vereinigung Schwedens mit Norwegen zugleich eine neue Stärke und eine veränderte Form. Die Zeitumstände fordern ausserdem wichtige Anordnungen in mehreren Zweigen. Der Unterbefehl ist im allgemeinen nicht hinreichend besoldet, und für den Unterhalt der geworbenen Armee sind große Erhöhungen der Ausgaben in fast allen Theilen nothwendig. Der König hofft jedoch, daß, unter Beistand der reifen Beprüfung und thätigen Theilnahme der Reichs-Stände, Auswege hiezu werden eröffnet werden, ohne daß man unmittelbar zu fernern Besteuerungs-Lasten schreiten müßte. Alles dieses wird von den Reichs-Ständen in nähere Ueberlegung genommen werden.

F i n a n z e n. So wie in den übrigen, so auch in den finanziellen, Verwaltungs-Zweigen sind, in weit aussehenden und nicht selten beunruhigenden Zeiten die Bedürfnisse des Staates befriedigt, und größtentheils erfreuliche Resultate erreicht worden. Der König hat es mit

Beifall erkannt, daß die Reichs-Stände durch ihre bei bei dem Reichstage 1812 getroffenen Anstalten für die Mittel und die Möglichkeit dazu in nicht geringem Maaße gesorgt, und um desto mehr sich hiedurch des Dankes werth gemacht haben, da sie die Forderung des Zeitmoments, so wie auch dasjenige, was die Regierung hat leisten können und leisten wollen, richtig gewürdigt haben. Der König behält sich inzwischen vor, darzuthun, daß Er nicht nur möglichst vortheilhaft diese Mittel anzuwenden, sondern auch neue herbeizuschaffen, und dem Reich Hülfsquellen zu eröffnen gewußt, ohne welche jene zum beabsichtigten Zweck nicht hingereicht hätten. Noch während des Laufs des Reichstages in Oerebro mußte für den Zugang an Getraide für einen billigen Preis Sorge getragen werden: eine Angelegenheit, die mehr als gewöhnliche Umsicht und große Mittel erforderte, da das Verhältniß zu der verunglückten Erndte des vorhergegangenen Jahres erst spät bekannt geworden. An die Bedürftigen in den Provinzen wurde während dieses Jahres ein Quantum Getraide zum Belauf von 606,043 Rthlrn. vertheilt; und die Vorschüsse des Magazin-Fonds im Jahre 1812, wenn man das seit 1811 noch Ausstehende mitzählt, machten eine Summe von 376,466 Rthlrn. aus, wovon den letzten December 1812 noch 294,590 Rthlr. unliquidirt geblieben.

Beim Schluß des Reichstags schien die damals bald zu erwartende Erndte frohere Aussichten in dieser Angelegenheit zu geben. Allein, zufolge eines derjenigen Naturereignisse, die der Mensch nicht voraussehn kann, ward ein großer Theil des Jahres-Einschnitts, und zwar gerade diejenige Gattung desselben, welche in den unfruchtbarsten Landschaften die wichtigste ist, auf einmal beschädigt, und der Frost einiger Nächte verrichtete sowohl die Mühen mehrerer Monate, als die Zugänge des nächsten Jahres. Hievon konnte man jedoch nicht eher benachrichtigt werden, als das Verhältniß selbst genauer bekannt, und die Jahrszeit schon weit vorgerückt war. Meldungen in Betreff der gesteigerten Noth, und Ansuchungen um Getraide-Versendungen in die Provinzen, konnten erst in dem Augenblick anlangen, da die Schiffahrt des laufenden Jahres sich ihrem Ende näherte, und man befürchten mußte, daß sogar die

die nachdrücklichsten Bemühungen in Bezug hierauf verloren seyn würden. Die Sorgfalt des Königs und der kräftige Beistand des Kronprinzen erschufen gleichwohl unerwartete Hülfsmittel, und die politische Lage eröfnete Auswege zur Befriedigung einheimischer Bedürfnisse; Mehl und Korn kam aus den Russischen Häfen, Einverschreibungen und Einfuhr von Getraide wurden aufgemuntert und bewerkstelligt, und die hohe Krone veranstaltete in größter Eile Vertheilung ihrer Vorräthe. Auf diese Weise sind, vom Herbst 1812 bis zum Herbst 1813, durch Vorkehrungen der Magazins-Verwaltung theils vertheilt, theils verkauft: 94,597 Tonnen Getraide von verschiedener Art, und 169,825 Lpf. Mehl, zusammen betragend eine Summe von 1,058,514 Rthlrn, und (mit Einschluß dessen, was, zum Belauf von 83,024 Rthlrn., noch ferner für das Jahr 1814 unentbehrlich geworden,) sind die aus den Händen der Magazins-Direction während dieser beiden Jahre geflossenen Hülfsleistungen bis zu der Summe von 1,141,539 Rthlrn. gestiegen.

Unerachtet der drohenden Aussichten am Ende des Jahres 1812 kann der König nach allen übereinstimmenden Berichten, sich überzeugt halten, daß, wenn auch in den entlegendsten Districten, zufolge der Schwierigkeiten beim Transport, die Noth drückend gewesen, dennoch kein Schwedischer Unterthan durch Nahrungsmangel umgekommen sey. Um dieses möglich zu machen, waren bedeutende Aufforderungen unvermeidlich: der Fond und die Zugänge der Magazins-Direction sind erschöpft worden, und der König hat nicht nur im dringendsten Augenblick unverzüglich den Magazins-Fond mit 100,000 Rthlrn. aus der Barthelemys-Casse vermehrt, sondern auch außerdem von Zeit zu Zeit aus verschiedenen Quellen, so wie namentlich aus dem Kriegs-Fond, die Magazins-Direction unterstützt; so, daß der Fond derselben, welcher nach dem Krieg 1808, für seine geleisteten Vorschüsse 1,163,531 Rthlr. zu fordern hatte, die jedoch ohne allen Ersatz beim Reichstage 1809 nur abgeschrieben wurden, während der drei letzten Jahre, theils an Getraide- und Mehl-Lieferungen, theils zum Behuf nöthigen Getraide-Ankaufs, theils endlich an baarem Geld, eine Un-

terstützung erhalten, die, summarisch genommen, sich etwa auf 1,300,000 Rthlr. beläuft; wovon jedoch ein Theil als Ersatz für dasjenige, was die Magazins-Einrichtung zur Bestreitung der Bedürfnisse der Armee geliefert hat, wird berechnet werden. Die Entscheidung der Frage aber, was hiebei als Forderung, und was als Schuld der Magazins-Einrichtung in die Berechnung könne und solle aufgenommen werden, hängt von einer eigenen, künftig vorzunehmenden Liquidation, ab. Die letzten 200,000 Rthlr., die im verflossenen Herbst aus dem Kriegs-Fond für die Magazins-Einrichtung bestimmt wurden, sollten dazu angewendet werden, um den Landmann gegen eine andre Art von Verlust, in dem Fall einer gesegneteren Erndte, nämlich durch das plötzliche unverhältnißmäßige Fallen der Getraide-Preise zu sichern.

Die Schulden, welche die Einwohner der Statthalterschaft durch die ihnen gereichte Hülfe sich zugezogen, konnten nur allmählig getilgt werden; und, da der König genöthigt gewesen, theils die Zahlungs-Termine zu verlängern, theils in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen einen Abtrag in natura zu genehmigen; so hat diese den Landes-Einwohnern angediehene Erleichterung nicht ohne Aufopferung von einem Theile der Vortheile der Magazins-Einrichtung Statt finden können. Es stimmte jedoch mit den Absichten des Königs und mit dem Wohl des Ganzen mehr überein, daß eine öffentliche Einrichtung diese Verluste trägt, als daß ein strenges Beitreiben der Rückzahlungen das Leiden verlängert, welchem durch die dargereichte Unterstützung sollte abgeholfen werden.

Ausser diesen durch die innere Lage des Reichs veranlaßten Bemühungen mußte der König auch auf Zugänge und Mittel bedacht seyn, um demjenigen Genüge zu leisten, was die auswärtigen Staats-Verhältnisse erforderlich machten.

Die Rüstungen, welche bald nach beendigtem Reichstage 1812 vorgenommen werden mußten, verursachten ungewöhnliche Ausgaben, und die durch Veranstaltung der Reichs-Stände im Reichs-Schulden-Comtoir vorgefundenen Mittel mußten bei dieser Gelegenheit zum Theil in Anspruch genommen, das übrige aber aus fremden Hülfs

quellen geschöpft werden. Die nämlichen Bedürfnisse und die nämlichen Auswege kamen während der Feldzüge des darauf folgenden, so wie des zuletzt verflossenen Jahres in Frage. Es ist und bleibt aber merkwürdig, daß der jetzt beendigte Krieg sich vor dem vorigen eben so sehr durch geringere Aufopferungen, als durch die gewonnenen Vortheile auszeichnet. Da jener frühere, der innerhalb einer Periode von zwölf Monathen das Vaterland eines Theils seiner alten Besitzthümer beraubte, und es beinahe völlig hätte untergehen lassen, mit einer Militair-Macht von über 100,000 Mann eröffnet wurde, von denen jedoch ein großer Theil bald durch Krankheit und Mangel an Pflege umkam; so erforderte dieser spätere, der die Schwedische Waffenehre wieder hergestellt und die Selbstständigkeit des Reichs gesichert hat, nicht mehr als die Hälfte der eben bezeichneten Ausrüstung, und dieses Heer ist, wenig vermindert, aber mit erworbener Kriegsfertigkeit und Kriegsehre, in die Heimath und zu den Beschäftigungen des Friedens zurückgekehrt. Da jener Krieg eine Schuld von etwas mehr als 17 Millionen Rthl. Banco zurückließ, und, mit Einschluß der, nach Angabe des Staats-Ausschusses am Ende des Jahres 1809, theils noch nicht bestritteten, theils aus andern Hülfsquellen anticipirten Ausgaben, dem Reich ungefähr 25 Millionen Rthl. gekostet hat; so wurden hingegen durch diesen letzern keine neue Schulden contrahirt, deren Tilgung außerordentliche Beiträge der Unterthanen nöthig gemacht hätten, und derselbe hat, ungeachtet der dreijährigen Rüstungen und zweijährigen Feldzüge, dem Staate nicht viel über 23 Millionen in einer Zeit gekostet, da im allgemeinen die Waarenpreise um das doppelte gestiegen sind.

In dieser nur nach einer allgemeinen Uebersicht entworfenen Berechnung, sind jedoch die im Auslande verwendeten Subsidien nur in einem gewissen Verhältnisse zu den hier eingegangenen, wodurch die Summe eher größer als kleiner wird, aufgenommen worden. Von dieser Totalsumme war der von dem Schwedischen Volke bei dieser Gelegenheit mittelbar oder unmittelbar geleistete Beitrag nicht mehr als beinahe 6 Millionen, nämlich theils durch den für Bedürfnisse des Kriegs im Reichs-Schulden-Comtoir abge-

setzten Fond, theils durch Ersparungen und Ueberschüsse von den Staats-Revenüen, theils endlich durch andere zufällige Einnahmen. Das übrige, ist keine Schuld, sondern durch die freiwillige, auf eingegangene Verpflichtungen gegründete, Unterstützung fremder Mächte bestritten. Und so sind denn aus einem wohlberechneten politischen Systeme selbst die Mittel, es aufrecht zu erhalten und durchzuführen, geflossen.

In dieser Zeit hat auch nicht eine einzige der auf dem Etat aufgeführten Ausgaben die nöthigen Zugänge vermißt, oder irgend einer der gemachten Etats-Anschläge seinem eigentlichen Zweck entzogen werden müssen. Im Gegentheil, während daß keine der gewöhnlichen Ausgaben ins Stocken gerieth, sind neue, bisher nicht gekannte, entstanden und befriedigt worden.

Von der Schuld an die Bank sind 494,420 Rthl. abbezahlt, und die Schuld des Staats-Werkes an das Reichs-Schulden-Comtoir, die am Schluß des Jahres 1811 eine Summe von 348291 Rthlrn. ausmachte, ist im Lauf der Jahre 1812 und 1813 um 219,580 Rthl. vermindert worden.

Zur Tilgung der noch von dem Krieg 1809 restirenden Schulden wurden in derselben Periode 189,973 Rthl. ausbezahlt.

Der allgemein-nützliche Beschluß, zu welchem auf dem letzten Reichstage in Stockholm der Grund gelegt wurde, von den Ersparnissen und Ueberschüssen von allen andern Staats-Revenüen eine Neunte Haupt-Rubrik (Nionde Hufwud-Titeln) zu bilden, und, aus dieser, 100,000 Rthl. der Aufmunterung und Beförderung der Landwirthschaft, des Handels und der Gewerbe zu widmen, — hat erst während des Jahrs 1813 seinen wohlthätigen Einfluß zeigen können, weil, in der mit dem Jahre 1810 für das Staats-Werk eingetretenen neuen Epoche, das wirklich Ersparte und Uebriggebliebene von den Einkünften des Jahrs 1810 erst im Jahr 1812 sicher angegeben und berechnet werden konnte; man hat auch diesen Anschlag für die darauf folgenden Jahre beizubehalten vermocht.

Der Götha-Canal, diese für die innern Communicationen des Reichs in so mannigfaltiger Rücksicht wichtige

Unternehmung welche von dem Patriotismus Einzelner, unter dem Schutz der Regierung und der Reichs-Stände, in einer Zeit ausgeführt wurde, da man, wie es schien, eher auf Rettung, als auf Verbesserungen hätte bedacht seyn können; diese Unternehmung, die durch spätere Ereignisse eine noch vielfach größere Bedeutung erlangt hat, indem zufolge der Vereinigung der beiden Reiche die der beiden Meere um so wichtiger geworden, hat sich der ununterbrochenen Aufmerksamkeit und des thätigen Schutzes des Königs zu erfreuen gehabt. Der Ersatz für das zum Locale des Canals abgetretene Land, welches, nach dem Beschluß des Königs und der Reichs-Stände, den in Frage kommenden Höfen vergütet werden sollte, ist schon gänzlich bestimmt und liquidirt worden. Baare Bezahlung ist in den Fällen nothwendig geworden, in welchen ein anderweitiger Ersatz in natura entweder gar nicht, oder auch nicht vollständig ausgemittelt werden konnte. Hiezu würden die Quellen gefehlt haben, wäre die Neunte Haupt-Rubrik nicht vorhanden gewesen. Aus ihren Mitteln ist gegenwärtig, an solchen Liquidationen und Vergütungen, eine Summe von beinahe 25,000 Rthlrn. ausbezahlt worden, auf welche die Actien-Societät nach den in den Privilegien gegebenen Zusagen, Anspruch zu machen berechtigt war.

Aus den gedruckten jährlichen Berichten ist zu ersehen, daß die Arbeit an dem Canal, ungeachtet der Krieg ihr manche Hände entzog, nachdrücklich und mit Erfolg ist fortgesetzt worden; und die Schleuße König Karl XIII. welche seit dem 14. October 1813 die Communication zwischen den beiden Seen Wik und Wetter eröffnet hat, läßt, nach der Anzahl von Fahrzeugen die sich ihrer schon bedienten, und nach der eingeflossenen Einnahme, auf die Vortheile im Ganzen schließen, welche die einst vollendete Einrichtung gewähren wird. Auch darf es nicht verschwiegen werden, daß die Arbeit an diesem Canale im Frühling und Sommer 1813 eine Hülfsquelle war, die vielen Bedürftigen, vorzüglich von den Landleuten aus Dalecarlien, Unterhalt und Verdienst verschaffte.

Die von der Natur weniger begünstigte Unternehmung des Canals bei Söder-Telje hat daher auch größere Beiträge von den Actionairs erfordert, und es war nothwen-

dig, ihnen zu einigem Ersatz für diesen Vorschuß wenigstens auf eine gewisse Zeit die Rente, verhältnißmäßig nach den eingerichteten Bezahlungen, zuzusichern. Auf diese Weise hat die Actien-Societät für den Canal bei Södder-Telje seit 1812, successive, eine Summe von 41,387 Rthlrn. erhalten.

In Gemäßheit des von den Reichs-Ständen bei dem letzten ausserordentlichen Reichstage gefaßten Entschlusses, sollten 20,000 Rthl. jährlich von der Neunten Haupt-Rubrik zur Anlegung neuer Wege bestimmt werden, damit zwischen Wärmeland, Dalecarlien und den nördlichen Provinzen des Reichs die Communicationen, deren Nutzen dem König und den Reichs-Ständen gleich einleuchtend ist, eröffnet werden möchten. Da nun am Ende des Jahres die Neunte Haupt-Rubrik wirklich zu Stande kam, so wurden auch 20,000 Rthl. zum genannten Zweck angeschlagen, und sind ferner, unter Aufsicht eines von Sr. Königl. Majestät verordneten Ausschusses in den folgenden Jahren ebenfalls dazu angewendet worden. Es wurde daher von dieser Zeit an eine Summe von 60,000 Rthlrn., (das für das gegenwärtige Jahr Bestimmte mit einbegriffen,) allmählich der Disposition der Mitglieder desselben überlassen. Der Weg zwischen Wärmeland und das westliche Dalecarlien ist auch vollendet, und die Landleute aus der letztgenannte Provinz benutzen ihn zu ihrem großen Vortheil, indem sie in Wärmeland die Erzeugnisse ihrer Industrie absetzen, und sich dagegen ihre Lebensbedürfnisse holen. Der Weg zwischen dem östlichen Dalecarlien und Helsingland ist zur Hälfte fertig, und wird in diesem Jahre vollendet, wodurch eine freie Communication zwischen Carlsstadt an dem Ufer des Wenner-See's und Södderhamn am Bottnischen Meerbusen eröffnet wird. Der Befehl ist schon ergangen, einerseits, die naheliegenden Höfe zur Unterhaltung des Wegs zu classificiren; andererseits, die nöthigen Anstalten zu befördern, um diejenigen wüsten Landesstrecken, durch welche sich diese Straße hinzieht, nach dem Verhältniß ihrer Culturfähigkeit, an Colonisten zu vertheilen. Der Nutzen dieses großen Wegbaues wird durch die Vereinigung Schwedens und Norwegens verdoppelt; es werden nun leichter mehrere Communications-Wege zwischen den beiden Rei-

chen entstehen, unter welchen der zwischen Trondhiem, Lewanger und Jemteland ganz vorzüglich wichtig ist. Der Plan dazu wird schon bearbeitet. Ausserdem hat der König aus den Mitteln der Neunten Haupt-Rubrik mehrere zur Landescultur gehörige Gegenstände unterstützt, theils durch die Oeconomischen Gesellschaften in Oerebro, in Kronobergs- und Calmare-Län, theils in Bezug auf Arbeits-Einrichtungen in Upsala und in Norrbottens-Län, so auch in der Stadt Uddewalla, theils zur Anlegung eines Canals und einer Schleuße zwischen den Seen Lönn und Ahlqwittern, theils zur Abzapfung größerer Moore; endlich sind auch einigen Privatpersonen Anleihen gegen herabgesetzte Zinsen und unter bestimmten Rückzahlungs-Bedingungen vergönnt worden, um die Unterhaltung einiger Fabriks-Anlagen u. s. w. zu begünstigen. Die zu diesen verschiedenen Zwecken bestimmten Summen belaufen sich im Ganzen auf 65,500 Rthl., die solchergestalt zur Beförderung der Industrie und nützlicher Versuche in der Landescultur angewendet worden. Um es den Einwohnern einer von der Natur wenig begünstigten Provinz zu erleichtern, durch Arbeit Verdienst und ihr Auskommen zu finden, ist unfern Gärdsby in Kronobergs-Län eine Bildungsanstalt für Zöglinge des Flachsbaues und seiner Veredlung errichtet worden, wobei die Pensionen für eine gewisse Anzahl dieser Zöglinge, so wie einige andere Kosten, aus den Mitteln des Staats-Werkes geflossen. Dieses Institut, welches einen wohlthätigen Einfluß auf den genannten und die benachbarten Districte zu äußern verspricht, ist, ausser einer aus besondern Quellen zugestandenen Anleihe, seit Anfang seiner Einrichtung jährlich mit einer Summe von 1500 bis 2000 Rthlrn. unterstützt worden; und wurde vor kurzem, in Hinsicht des Steigens des Waarenpreise diese Unterstützung noch weiter ausgedehnt. Da die Academie des Ackerbaues während des ersten Jahres nach ihrer Stiftung ihre Interessen, die in dem zweiten erst fällig wurden, nicht als Einnahme benutzen konnte, so hat auch sie, als eine für den Ackerbau und die Landwirthschafts-Theorie höchst wichtige Einrichtung, aus dem Fond der Neunten Haupt-Rubrik eine Unterstützung von 12,500 Rthlrn. entgegengenommen. Diejenigen Mittel, welche schon lange vor diesem waren bestimmt

worden zum Behuf der Strom-Reinigungen, so wie der Auseinandersetzungs-Verrichtungen in Dalecarlien, in Schonen, und in Skaraborgs-Län, sind ohne Abkürzung während dieser Periode ausbezahlt worden, und zwar für die Strom-Reinigungen allein, aus der Neunten Haupt-Rubrik, 24,000 Rthl.

Da zu Anfang dieses Jahres dem König war gemeldet worden, daß die seit der Zeit Karls XI. mit so vielem Vortheil benutzten Hjelmare-Schleußen sich dem gänzlichen Verfall näherten, und daß eine Summe von 25,000 Rthlrn. gleich zur ersten Reparatur erforderlich wäre, wenn nicht die Durchfahrt noch im gegenwärtiben Jahre gehemmt werden sollte; so wurde auch diese für den Handel innerhalb des Landes so wichtige Ausgabe auf die Neunte Haupt-Rubrik angewiesen. Der König wird mit den Reichs-Ständen überlegen, was hiebei noch ferner zweckdienlich seyn kann.

Ausser diesen durch baare Vorschüsse den Gewerben und den nützlichen Bestrebungen in der Landöconomie gewährten Aufmunterungen und Unterstützungen, hat der König, mit Berücksichtigung vorkommender Umstände, so wie auch der bei mehreren Gelegenheiten von den Reichs-Ständen geäußerten Wünsche, nicht unterlassen, theils durch öffentliche Verordnungen, theils durch anderweitig getroffene Maaßregeln und eingesammelte Nachrichten der Oeconomie und dem Arbeitsfleiße im Lande Vortheile zuzuwenden, so wie auch den Reichs-Ständen und dem Publicum Aufklärungen zu verschaffen, wie es die Umstände nur irgend gestattet haben.

Ein Theil dieser Maaßregeln ist aus den Acten und Handlungen die den Reichs-Ständen werden überliefert werden, zu ersehen. In diesem Sinne wird der König den Reichs-Ständen ebenfalls die von den Landshauptleuten eingesendeten Aeußerungen und Vorschläge mittheilen, sowohl in Betreff der aufgeworfenen Frage von der Veränderung der Naturalienlieferung, und der Vereinfachung des Rechnungs-Wesens, wobei das Resultat des schon in dieser Sache Geschehenen sich darthut; als auch in Betreff der verschiedenen Angaben über die Anzahl und den Umfang der Branntweins-Pfannen, als welches bei Regulirung

der Branntweins-Steuer zur Beleuchtung der Sache dienen kann.

Zufolge des Wunsches der Reichs-Stände, daß Ausschüsse zusammenberufen werden möchten, sowohl zur Revision der Zoll-Verfassung im Allgemeinen und zur Ausarbeitung einer neuen See-Zoll-Taxe, als zur Anhandgebung einer vollkommnern Methode, die Gewerbefreiheit im Reiche zu reguliren und zu bestimmen, wurden schon im September und December 1812 solche Ausschüsse angeordnet und in Thätigkeit gesetzt. Pläne sind auch in den genannten Gegenständen ausgearbeitet worden; jedoch ist, mit Ausnahme der im Mai 1813 von dem erstgenannten Ausschuß entworfenen Niederlags-Verfassung, kein Resultat dieser Art zur Kenntniß des Publicums gelangt. Die unsichere Lage des Handels hat die Herausgabe der See-Zoll-Taxe verhindert, und die zu einer gehörigen Prüfung unentbehrlichen Mittheilungen haben den Plan zur nähern Bestimmung der Gewerbefreiheit noch nicht bei den competenten Personen zur Reife kommen lassen. Nach Vorschrift des Grundgesetzes und dem Beschluß der Reichs-Stände, wurde die Revision des Staats-, des Banco-, und des Reichs-Schulden-Werkes, so wie auch des Fonds der Magazins-Direction, und derjenigen, die unter die Verwaltung des Commerz-Collegiums gestellt sind, im Herbst 1813 vorgenommen. Die von den Revisoren eingereichten Berichte über die Verwaltung des Staats-Werkes und der zuletzt erwähnten Fonds, sind den competenten Behörden mitgetheilt: und die hierauf erfolgten Aeußerungen, so wie jene Berichte selbst, werden den Reichs-Ständen vorgelegt werden, damit es in diesen Angelegenheiten zu einer vollständigen Auseinandersetzung des wahren Verhältnisses gedeihen möge. Da mehrere durch den Krieg in Schwedischen Häfen zurückgehaltene Fahrzeuge zu billigen Preisen ausgeboten wurden, hat der König die Gelegenheit benutzt, um an die bei dieser Veranlassung gestattete Naturalisation die Bedingung einer Abgabe pr. Last zu knüpfen, wodurch ein Fond entstanden, der unter die Disposition des Commerz-Collegiums gestellt worden ist, aus welchem Schwedischen Seeleuten, die sich im Auslande aufhalten, Unterstützung und Mittel ihrer Rückreise in die Heimath sollen gereicht werden.

Der König hat gleichfalls, da bei den ersten Bewilligungs-Taxationen zu ungleichen, und an einigen Orten gar zu hoch emporgetriebenen, Bestimmungen des Güter-Werths Veranlassung war gegeben worden, präliminäre Angaben in Hinsicht des Belaufs der Statt gehabten Taxationen einfordern lassen, die der König durch Seine Behörden den Prüfungs-Ausschüssen mitgetheilt haben, um solchergestalt den etwa nöthig befundenen Berichtigungen und Modificationen einen sichern Weg offen zu halten.

So waren die Bestrebungen und Handlungen des Königs beschaffen; und es wird nun der wohlüberlegten und durch Einigkeit kräftigen Mitwirkung der Reichs-Stände überlassen, den geordneten innern Verhältnissen des Vaterlandes neues Leben und neue Kraft, und dadurch auch den auswärtigen eine erhöhete Würde zu geben.

Zeitschrift
für
die neueste Geschichte,
die Staaten- und Völkerkunde.

Fünftes und sechstes Heft.
Mai und Juni 1815.

I.

Das Königreich Nipal.

Die von dem Lord Moira, als Generalgouverneur von Ostindien angeordnete Expedition, nach dem Königreich Nipal hat die Aufmerksamkeit wiederum auf ein Land gerichtet, das als Mittelpunkt zwischen Tibet, China und den englischen Besitzungen in Ostindien, wahrscheinlich noch lange ein Zankapfel bleiben wird. Der unglückliche Erfolg jener von dem General Gillespie befehligten Expedetion, (der bei dem Sturme der Festung Ralunga am 29. Oct. 1814 sein Leben einbüßte), hat die Fortsetzung der Operationen auf eine Zeitlang unterbrochen, allein es ist nicht zu bezweifeln, daß die englische Regierung den Plan zur Eroberung oder theilweisen Unterwerfung des Landes, nach diesem ersten Versuch, nicht aufgeben werde. Unter diesen Umständen wird es vielleicht nicht unangenehm seyn, einige nähere Nachrichten über dieß merkwürdige Land zu lesen.

Die ausführlichste Auskunft darüber hat der Oberst

Kirkpatricks, in seinen mit großer aber typographischen Pracht ausgestatteten Werke :An account of the Kingdom of Nepaul being the substance of observations made during a mission to that country in the year 1793. Lond. 1811. 4. m. K. u. Ch. gegeben, aus welchem das hier folgende ein gedrängter Auszug ist. Was frühere Nachrichten über Nipal betrifft, so sind sie äußerst oberflächlich und ungenügend. Zwei Briefe des Kapitain Rose,*) wovon der eine einige Nachrichten über Nipal enthält, und die aus den philosophrical transactions entlehnt sind, haben Forster und Sprengel, in ihre Beiträge zur Länder- und Völkerkunde aufgenommen: **) sie sind äußerst dürftig, würden aber wahrscheinlich ungleich ergiebiger ausgefallen seyn, wenn nicht der Tod den Berichterstatter zu früh hingerafft hätte. Eine zweite ausführlichere Notiz, aus den Papieren des Padre Giuseppe, eines italiänischen Missionairs, und Vorstehers der römischen Mission, der sich einige Zeit lang in Nipal aufhielt, findet sich im 2ten Bande der asiatic researches, ***) und im Auszuge in Forsters und Sprengels neuen Beiträgen; ****) allein auch diese kann mit demjenigen was man in Kirpatricks Werke findet, durchaus nicht verglichen werden. Zu wünschen wäre, daß die englische Regierung den bei der oben erwähnten Expedition angestellten Officieren Aufträge ertheilte, sich bei ihrem Aufenthalte in dem Lande genauer mit demselben bekannt zu machen, da man seit der Erscheinung des letztern Werks durchaus keine Beiträge zur Kenntniß dieses merkwürdigen Landes erhalten hat, und selbst Kirkpatricks Nachrichten schon 22 Jahr alt sind. Sp.

Noch war kein Engländer über die hohe Bergreihe vorgedrungen welche das abgeschlossene Thal von Nipal von dem nördlichen Theile von Bengalen trennt, und man hatte

*) Wir sehen nicht ab, warum ihn die Herausgeber der großen Ephemeriden zu einem Deutschen machen wollen da der Name in England sehr häufig ist.

**) Bd. 3 pag. 143.

***) pag. 307. ff. 8° Ausg.

****) Bd. 13. pag. 213. ff.

nur einige unbestimmte Nachrichten von den wenigen Missionairen und reisende Handelsleuten, *) als gegen das Ende des Jahres 1792 sich eine Gelegenheit darbot mit dem hinduischen Staate Khatmandu eine Verbindung anzuknüpfen, welche der damalige Gouverneur von Indien Marquis Cornwelli, sogleich zu benutzen eilte. Der Marquis war zwar schon früher in Unterhandlung mit der Regierung von Nipal getreten, aber die Eifersucht der Gurkhas, der regierenden Familie, hatte diese immer ohne Erfolg bleiben lassen. — Im Jahre 1792 beschloß der Hof von Pekin, welcher den Lama von Tibet unter seinen Schutz genommen, oder vielmehr unterjocht hatte, die Eingriffe, welche sich der Rajah von Nipal in das Gebiet des letzteren erlaubte zu ahnden, und den Räuber, wie er in den Depeschen der chinesischen Regierung an den Lord Cornwallis genannt wird, zu züchtigen. Zu diesem Ende ward ein bedeutendes Heer unter den Oberbefehl eines Verwandten des Kaisers abgeschickt, welches nachdem es durch die furchtbaren und hohen Gebürge von Tibet gedrungen war, ohne weitere Hindernisse als die, welche die Natur darbot, in einer unbedeutenden Entfernung von der Stadt Khatmandu erschien. Die Regentschaft von Nipal, welche wegen der Minderjährigkeit des Rajah, das Ruder führte, bat in dieser dringenden Gefahr die Regierung von bengalen um Schutz. — Zum erstenmal sah man itzt ein bedeutendes chinesisches Heer, das in einer Stellung stand, von da aus es wahrscheinlich eine Uebersicht des Gangesthales, und der reichsten Besitzungen der ostindischen Compagnie genoß. Ob nun gleich von dem militärischen Charakter dieses Volkes nicht viel für das Britische Gebiet zu fürchten war, zumal zu einer Zeit wo Tippu Saib eben erst gedehmüthigt worden war und tiefer Friede in ganz Indien herrschte, so konnte doch, wenn die Chinesen sich in Nipal festsetzten, dieß seine Quelle beständiger Streitigkeiten, und den

*) Vorzüglich hinduische Bettler aus den Kasten der Gusains und Sunasis die zugleich Pilgrimme, Bettler, Soldaten und Kaufleute sind.

Handelsverhältnissen mit China selbst nachtheilig werden. Bewaffnete Hülfe konnte, wenn man den ganzen Handel mit Canton nicht aufgeben wollte, dem Rajah nicht gewährt werden, zu anderen Beistande aber namentlich zur Vermittelung war man erbötig, und es sollte demzufolge sogleich ein britischer Gesandter in das chinesische Hauptquartier abgeschickt werden. Dazu ward der Oberst Kirkpatrick ausersehen. — Obgleich der Oberst sich aber mit der größten Schnelligkeit nach Patna begab, von wo er durch eine Deputation von Nipal weiter geführt werden sollte, so war er doch kaum in Patna angekommen, als er hörte, daß der Rajah bereits einen Vertrag mit den Chinesen abgeschlossen habe, der alle Vermittlung unnöthig mache. Dieser Vertrag ward der britischen Regierung nie mitgetheilt, war aber, ob er gleich das Gebiet der Gurkhas von dem Einfalle rettete, doch gewiß wenig ehrenvoll für ihre Regierung, was sehr wohl hätte vermieden werden können, wenn diese etwas entschlossener gewesen wären, da die Chinesen, von Krankheiten und Mangel bedrängt, nichts sehnlicher wünschten als Nipal verlassen zu können.

Indeß blieb auch außer dieser Vermittlung noch sehr viel zwischen der britischen Regierung und der von Nipal auszugleichen übrig, und der Gesandte wurde daher eingeladen von Patna nach Noakote, wo der Rajah damals Hof hielt, zu kommen. Mehrere englische Officire, ein Chirurg zwei Compagnien Sipoys und Mulawi Abdul, Kadir Khan, ein indischer Bedienter der Compagnie der bei Gelegenheit der frühe vom Marquis Cornwallis mit Nipal gepfloegne Unterhandlung an sich einige Zeit zu Khatmandu aufgehalten hatte begleiteten den Gesandten. Die Bemerkungen des Obersten wurden ausdrücklich für die ostindische Regierung niedergeschrieben, und erst zehn Jahre nachher bei der Rückkehr des Verfassers nach England jemanden übergeben, der sie zum Druck befördern sollte, was auch wahrscheinlich bald geschehen seyn würde, wenn man nicht hätte den Erfolg einer zweiten Gesandtschaft nach Nipal erwarten wollen, die indeß nicht zu Stande kam: so mußte den endlich mit dem Drucke angefangen werden, wobei man indeß das gewann, daß der Oberst noch seinem officiellen Briefwechsel mit dem Generalgouverneur von Indien, während seines

Aufenthalts in Nipal mittheilte, welcher sich im Anhange des Werkes befindet. Dieser Anhang enthält außer dem eben erwähnten Briefwechsel, einen Auszug aus einem Memorial des Hofes von Khatmandu, über den Ursprung des Krieges mit Tibet und einen Bericht von dem Einfalle des Purthi Nerain in Nipal, ausgezogen aus der Nachricht über Nipal, welche der Mönch Joseph im zweiten Bande der asiatic researsches gegeben hat. — Wir haben in unserer Uebertragung uns nicht an die Ordnung gehalten, welche Hr. Kirkpatrick in seinem Buche beobachtet hat, sondern, um eine vollständige Uebersicht der Geschichte und Geographie des Landes zu geben, das hier beschrieben wird, manches umstellen müssen. —

Die älteste Geschichte von Nipal liegt wie die fast aller Nationen in mythischem Dunkel; eine Volkssage ist es, daß das Thal von Nipal einst ein See war. Die Puranas der Einwohnern vorzüglich der Hurrumunt — Khund und Uter, Khund enthalten Nachrichten über diese abgesonderte Gegend, während sie der Lieblingsaufenthalt der hinduischen Gottheiten war. Der älteste bekannte Beherrscher von Nipal war Nimuni, von dem das Land seinen gegenwärtigen Namen führen soll. Nachdem sein Geschlecht etwa 500 Jahr regiert hatte, ward das Land vom Bhul Singh aus dem Stamme der Radscheputs unterjocht, und dessen Geschlecht auf den Thron erhoben; dieß ward indeß von Jellung Kherrat verdrängt, der an der Spitze eines Heeres von Kherrats, eines Stammes der damals die Gegend von dem Flusse Dhud Kausi, bis zu den Gränzen von Diwa Durmah einnahm, und noch itzt über den bergigen Strich zerstreut ist, der zwischen diesem Flusse und der östlichen Gränze des Thales von Nipal liegt. Die Kerrats wurden nachdem ihre Dynastie wahrscheinlich nicht länger als 800 Jahr regiert hatte, von Nevesit einem Tschitri aus dem Stromme Surrei-Bunsi verjagt, dessen Stamm 2869 Jahr regierte. Einer seiner Nachfolger Ummunt Mull hinterließ mehrere Söhne, welche sämmtlich ohne männliche Nachkommen starben, einer von ihnen hatte jedoch eine Tochter Sutti Naik Debi, welche zur Rani (Beherrscherin?) gekrönt wurde, und sich späterhin mit dem Rajah von Benares Harrir Dschunder Dio verheirathete mit dem sie eine Toch-

Namens Rai Letschmi erzeugte, welche ihr auf dem Throne folgte. Sie ward indeß von einem Verwandten entsetzt, allein auch dieser mußte einem neuen Eroberer, Hurr Singh dio Rajah von Semrun Ghur weichen, der im Jahre 1323 nach unserer Zeitrechnung, Nipal gänzlich unterjochte, nachdem er von den Patanen (oder Afgahnen) aus seinen eigenen Besitzungen vertrieben worden war. Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich vorzüglich Dscheit Mull aus, der seinen Soldaten Ländereien gab, das Uebrige unter seine Unterthanen zum immerwährenden Eigenthum vertheilte und sie von der Abgabe von ihren Grundstükken, welche sie bisher hatten geben müssen befreite. Er führte Maaße und Gewichte ein, und vergrößerte die Stadt Khatgong, welche er zu seiner Residenz erwählte, bedeutend. Der letzte der Fürsten aus dem Surei-Bunsi Stamme Rundschitt-Mull, verband sich mit Purthi Nerain Gurkhali um seine Macht gegen den Beherrscher von Khatmandu zu verstärken (das an eine andere Linie gekommem war), aber diese Verbindung schlug sehr zu seinen Nachtheil aus, denn Purthi Nerain bemächtigte sich der Regierung und stieß ihn vom Thron, im Jahre 1767 nach unserer Zeitrechnung. Er fand indeß viel Schwierigkeiten, denn Rundschit-Mull, der die eigennützigen Absichten seines Bundesgenossen durchschaute, verband sich mit den Fürsten von Patna und Khatmanda und suchte den hinterlistigen Gurkha zu vertreiben. Bei dieser Gelegenheit kam Capitain Kinloch nach Nipal indem Rundschit-Mull die britische Regierung ersucht hatte, ihm mit den Waffen in der Hand gegen Purthi Nerain beizustehen. Am Ende bemächtigten sich indeß die Gurkahali dennoch der Gebiete von Khatmanda, Patna und Bhatgong: der Rajah des ersteren Bezirks überlebte den Verlust seines Reichs und seiner Herrschaft nicht lange: der Rajah von Patna der sich dem Purthi Nerain persönlich verhaßt gemacht hatte, ward von ihn äußerst hart behandelt, wo nicht gar sogleich auf seinen Befehl umgebracht. Den Rundschit-Mull behandelte Purthi Anfangs mit anscheinender großer Verehrung, was indessen diesen nicht abhielt, sich mit das Eroberers Bewilligung nach Benares zurückzuziehn wo er starb und einen Sohn hinterließ, der es noch versuchte, die britische Regierung zu seiner Wiedereinsetzung in seine väterlichen Staaten zu bewegen.

Purthi Merain genoß indeß die Früchte seiner Verrätherei nicht lange: er starb 1771, drei Jahre nach der Eroberung von Nipal. Seiner Strenge gegen die Fürsten von Patna und seiner grausamen Behandlung der Einwohner von Kirthipur ungeachtet, wird sein Andenken von den Purbuttis, besonders von dem kriegerischen Theile derselben, sehr in Ehren gehalten. Er hinterließ zwei Söhne Singh Pertab und Bahadur Schah, von denen der erste ihm in der Regierung folgte. Dieser wurde jedoch bald auf seinen jüngern Bruder eifersüchtig, ließ ihn gefangen nehmen und in ein Gefängniß werfen, woraus er nun mit vieler Mühe von Gusradeschi Misser (einem der erblichen Gusrus oder geistlichen Freunde der Gurkha Familie) befreit wurde, unter der Bedingung, ihn in die Verbannung zu führen.

Singh Pertab starb schon im Jahre 1775, nachdem er sich noch einiger Bezirke südwestlich von Nipal bemächtigt hatte, und hinterließ nur einen rechtmäßigen Sohn Rum Bahadur Schah, der bei des Vaters Tode noch ein Kind war, und zwei uneheliche Söhne welche noch leben. Bahadur Schah, Singh Pertabs Bruder, kehrte auf die Nachricht von seines Bruders Tode nach Kathmandu zurück, wo er seinen Neffen auf den Thron setzte, und die Leitung der Angelegenheiten als Regent übernahm. Es dauerte indeß nicht lange, so suchte Radschender Letschemi die Mutter des jungen Prinzen, die sehr herrschsüchtig gewesen zu seyn scheint, den Oheim zu vertreiben, um selbst die Regierung zu übernehmen. Gusradschi Misser ward indeß wieder Vermittler: er söhnte die Partheien aus, allein diese Versöhnung dauerte nur so lange, bis sich Bahadur die Gelegenheit ersah, die Rani ergreifen und festsetzen zu lassen. Da er es indeß vernachläßigte, die ersten Staatsbeamten für sich zu gewinnen, so neigten sich diese auf die Seite seiner Gegnerin, und da diese zugleich ihre Willfähigkeit zu erkennen gab, sich ins künftige ganz dem Willen ihres Schwagers zu unterwerfen so hielt dieser es für das Klügste, ihr ihre Freiheit wieder zu schenken. Die Folge war vorauszusehen, Bahadur Schah fand es nicht lange nachher nöthig, sein Heil in der Flucht zu suchen und sich zu seinem Verbannungsort Bettyah zurück zu ziehen, von wo er nach Patna ging und dort bis zum Tode der Rani blieb, worauf er nach Khatmanda zurück-

kehrte und ohne Widerstand sich der Zügel der Regierung bemächtigte. Er hat seit der Zeit diese behalten, muß sich aber, da der junge Prinz immer älter wird, mehr als vorher nach dessen Wünschen und den Ansichten und Meinungen seiner Gehülfen bei der Verwaltung fügen.

Radschender Latschemi scheint eine Frau von ungewöhnlichen Geistesgaben gewesen zu seyn. Ihr Hauptaugenmerk war auf die Verbesserung des Heers gerichtet, woher zu vermuthen ist, daß sie damit umging, ihr Reich durch Eroberungen zu vergrößern, so wie sie denn auch in der That einige kleine Staaten, welche westwärts von Gurkha liegen, mit demselben vereinigte. — Beträchtlicher sind aber Bahadur Schahs Eroberungen gewesen, der alle Staaten die zwischen Kaschki und Sirinugur liegen, die Besitzungen von 46 kleinen Prinzen, entweder gänzlich seinem Reiche einverleibt oder zinsbar gemacht hat. Die Treue dieser kleinen Fürsten weiß er sich entweder durch Geiseln die er zu Khatmanda gefangen hält, oder durch Heirathen zu sichern, und so ist Rum Bahadur mit einer Tochter des Gulmi Rajah, und er selbst mit der Tochter der Rajah von Palpa und Butul vermählt. — Der Krieg gegen Tibet, wobei er alle seine Eroberungen, die er in diesem Lande gemacht, aufgeben, und die Lehnsherrschaft des Kaisers von China über das Land Nipal anerkennen mußte, hat freilich seiner Regierung keinen großen Glanz gebracht.

Das Land Nipal nimmt eine ungeheuere Strecke von Sirinagur bis zu den Ufern des Tista ein. — Die allgemeine Kenntniß des Landes kann natürlich nicht sehr ausgedehnt seyn, da bis zur Zeit der letzten Gesandtschaft unsere Bekanntschaft mit den Besitzungen der Gurkhali, nicht über die Dschirigati-Hügel ging. —

Gegen Osten werden die Besitzungen der Gurkhali von denen des Diwa Durmah oder Deb Rajah (sonst gewöhnlich Bhutan genannt) begränzt, von denen sie durch den Fluß Tista getrennt sind. Gegen Süden stoßen sie an die den Engländern gehörigen Striche Betwi, Hasari, Rungamutti und Kuhtsch-Bihar und gegen Nordosten sind sie

von Tibet durch den Kutschan oder den Bergrücken getrennt, in welchem die Pässe Phullâk und Kuti liegen. — Die Gränze von Nipal gegen den Tista wird vorzüglich durch die Stadt und den Bezirk Sukhim, durch das Gebiet von Morung südöstlich und durch die Städte von Dhoalka und Lastik nordöstlich bezeichnet. Der Strich welcher zwischen der Stadt Khatmanda und den oben angezeigten Gränzen liegt, ist mit Ausnahme der Bezirke Morung und anderer daneben liegenden, gänzlich bergig, auch entspringen mehrere Flüsse in demselben oder fließen hindurch, von denen die bedeutendsten der Soan-Kusi, der Bhutia-Kusi, der Tambah-Kusi, der Dhudh-Kusi, der Arue und der Tista sind, von denen der letztere in dem Berge Tschauerigolah einem Zweige des schneebedeckten Phunidschung entspringt: dieser bergige Strich wird von mehreren rohen Völkerschaften bewohnt, welche sich in Sprachen und Sitten, vorzüglich aber in der Religion wesentlich von einander unterschieden. Die bedeutendsten von diesen Stämmen sind die Kerrats, die Hawus und die Limbus oder Limbuas, welche die Regierung von Nipal nur mit Mühe in Zaum hält, und dazu noch wenig oder gar keine Vortheile von ihnen zieht. Sie sind sämmtlich Hindus, aber von der niedrigsten Kaste: Bhim Sain ist die Lieblingsgottheit der Limbuas und scheint überhaupt bei den Bergbewohnern sehr in Ansehen zu stehen. Diese rohen Völker leben vorzüglich von Fischen und wilden Früchten, ob sie gleich auch einige Kornarten bauen. Die Hügel welche von den Hawus bewohnt werden, bringen Kagnu hervor, die der Kerrats, mehrere Arten von Ghi: auf den Limbu-Bergen, welche dicht an den Himmali gränzen und sehr oft von Schnee heimgesucht werden, wächst eine Art Reis Tâkmâro, welche wahrscheinlich auch in England fortkommen würde.

Gegen Süden gränzt das Gebiet von Nipal an die Purgunnah's von Durbungah, Tirhut und Tschemparun, südwestlich liegt Goruckpur und in dessen Nähe die zinsbare Landschaft Butul oder Butwal: gegen Westen stößt Nipal, vorzüglich nordwestlich, an mehrere Bezirke von Aude und gegen Nord-Nordwest ist es von Phillibit, Rampur, Koschipur, Rodurpur und anderen Bezirken von Rohilkund, durch die Hügel von Kemaun und Almorah getrennt, wel-

che zu den Eroberungen Bahadur Schah's gehören. Gegen Nordwesten gränzen die Besitzungen des Rajahs von Sirinagur und Sirimon, und die tibetanischen Bezirke Luddakh, Taklakhar und Mustang daran, welche sämmtlich jenseits der schneebedeckten Gebirgsreihe liegen, welche den allgemeinen Namen Himmali führt, aber noch mehrere andere Unterbenennungen hat. Nördlich von dieser felsigen Gegend liegen mehrere Landschaften, die dem Namen nach zu dem Gebiet von Lehassa, in der That aber den Chinesen gehören. — So nimmt denn das Gebiet von Nipal von Osten nach Westen einen Raum 12° in der Länge, dagegen in der Breite, von Norden nach Süden an keinem Orte mehr als 2° ja meistentheils nur einen Streifen ein, der noch nicht 1° breit ist. Der Theil der zwischen Nipal und Sirinagur liegt, und sich von N. W. nach S. W. zieht, begreift die unterjochten Bezirke der Tschaubeisia (oder vier und zwanzig) und der Banst (oder zwei und zwanzig) Rajah's (die obenerwähnten 46 Fürsten mit den neueren Eroberungen von Dhoti Kemauu und Gherwal, in welchem letztern Bezirk Sirinagur die Hauptstadt ist. Diese 46 kleinen Staaten worin früherhin in gewisser Hinsicht dem Rajah von Dschumlah zinsbar, der von ihnen alljährlich ein gewisses Zeichen der Unterwürfigkeit empfing, so z. B. von dem einen ein Paar Pantoffeln, von dem andern Fische u. s. w. Die Fürsten, welche an die Spitze derselben standen, waren ohne Ausnahme aus dem Radscheput Stamme) *).

Nipal soll früher den Namen Siddu-Buttipur, oder auch Dekari Tappu oder die südliche Insel wegen ihrer Lage gegen das Gebirge Himmali geführt, seinen gegenwärtigen Namen aber, wie schon oben angeführt, von dem Stifter der Nimuni-Dynastie erhalten haben. — Der See, welcher

---

*) Die Reiserouten durch die Gebiete der 46 kleinen Fürsten, welche diesem Kapitel beigefügt, müssen wir der Unterwürfigkeit wegen, weglassen.

Sp.

ehedem die Stelle des Landes eingenommen haben soll, zog sich der Sage nach späterhin in den Fluß Bhagmutti zurück, nach andern öffnete aber Sri-Kima, der letzte Fürst der Nimunier, dem Flusse einen Durchgang durch die südlichen Gebirge, durch den er itzt noch fließt.

Der nördliche Theil von Nipal liegt nur unter einer Breite von 27° 30' aber das Thal hat völlig das Klima der südlichen Länder Europens, obgleich meine Kenntniß desselben sich größtentheils nur auf mündliche Aussagen stützt. Nicht allein die Spitzen der Hügel, welche das Thal umgeben, sind im Winter mehrere Tage hindurch mit Schnee bedeckt, sondern er fällt auch zuweilen in dem unterliegenden Thale, aber wenn gleich drei bis vier Monate lang die Kälte so stark ist, die Teiche und Pfützen mit einer Eisrinde zu bedecken, so gefrieren doch die Flüsse nie, wozu zum Theil wohl der Umstand beiträgt, daß obgleich in der Nähe einer so eisigen Gegend als Tibet, der Nord- oder Himmaliwind nie in diesem Thale weht, außer in vorübergehenden Stößen. Die Höhe von Nipal über der Meeresfläche, kann nach Barometermessungen nicht viel unter 4000 Fuß betragen, indeß stieg das Therometer während unsers Aufenthalts doch einst auf 87°. Die gewöhnliche Höhe desselben wechselte von 81 zu 84° Grad ab, etwas nach Sonnenaufgang stand es gewöhnlich zwischen 50 und 54°; um 9 des Abends schwankte es zwischen 62 und 66°, und das Mittel aller Beobachtungen war 66°. Uebrigens kann man in dieser Gegend in wenigen Zeit von der Hitze von Bengalen zu der Kälte von Rußland übergehn, wenn man z. B. von Noakote sich nach Kehru oder nach Ramika begiebt. Was die Zuträglichkeit des Klima's in den höhern Thälern und Gegenden betrifft, so findet man schon in dem gesunden Aussehen der Bewohner einen Beweis davon unter denen die Niwar-Bauern sich durch ihre Stärke auszeichnen, die sie aber auch vorzüglich ihren stärkenden Beschäftigungen zu danken haben. — Das Aul-Fieber herrscht nur in den tiefsten Thälern, allgemeiner sind dagegen die Geschwüre am Halse, welche in Hindostan Gaigha und in Npail Gonu heißen.

Der Eintritt der Jahreszeiten stimmt mit dem in Ober-Hindustan beinahe überein. Der Regen fängt etwas

früher an und kommt aus Südosten, ist gewöhnlich sehr stark und beginnt gegen die Mitte des Octobers. — Die Ueberschwemmungen der Flüsse, welche wegen ihres langsameren Laufs das Wasser, das von den Bergen herabströmt, nicht so schnell abzuführen vermögen, sind oft für den Ackerbau sehr nachtheilig.

Eine Meinung, die früherhin allgemein unter den Bewohnern von Nipal war und sich von ihnen auch zu den Europäern verbreitet hat, ist, daß in Nipal Goldbergwerke wären, und dieser Glaube war es wahrscheinlich der Kossim Khan, zu der unglücklichen Unternehmung auf Nipal verleitete. Eine ähnliche Unternehmung welche die Engländer unter Gen. Verlest's Verwaltung wagten, hatte einen eben so ungünstigen Ausgang. — Daß man nicht genauer über die Wahrheit dieses Vergebens unterrichtet wurde, lag wahrscheinlich in dem Umstande, daß die Regierung von Nipal von jeher allen Fremden den Zutritt vermehrt hat, dabei aber den Glauben an jene Meinung wahrscheinlich ohne Absicht, dadurch unterhielt, daß sie von Zeit zu Zeit dem Generalgouverneur von Indien Goldstufen als Geschenk oder Seltenheiten übersandte. Jetzt ist es indeß ziemlich klar, daß das kleine Gold ausgenommen, welches aus dem Sande gewisser kleiner Flüsse gewaschen wird, welche nicht einmal in Nipal entspringen, sondern bloß durch das Land fließen, nicht ein Gran Goldes sich in demselben findet.

Das Gold ausgenommen, finden sich fast alle die übrigen Metalle im Lande. — Von den Kupfer- und Eisenbergwerken kenne ich außer denen in der Nachbarschaft von Tambehkan und dem Thale Kumhara weiter keine: das Eisen von Nipal wird von keinem übertroffen und unter den Kupfererzen sollen einige sehr reichhaltige seyn. Früherhin ward Aude von Nipal aus mit diesem Metall versehen, späterhin ist es aber von dem europäischen Kupfer verdrängt werden. Einige Silberadern sollen westwärts von Noakote entdeckt worden seyn, ich glaube aber daß es nur silberhaltiges Bleierz gewesen ist. Eine eben so unzuverlässige Angabe ist es, daß man Spießglanz oder Quecksilber in Nipal finde, gewiß aber, daß in dem westlichen Theile Arsenik und Schwefelkies häufig angetroffen wird, daß aber

die Regierung, die Bearbeitung des letztern als der Gesundheit zu nachtheilig untersagt hat.

Die Häuser in Nipal sind gewöhnlich von Mauersteinen erbaut, weil der Gebrauch der Quadern, obgleich sie in der Nähe zu haben sind, zu kostspielig seyn würde, da es an Fortschaffungsmitteln fehlt. Obgleich Schiefer und Kalk überall in Ueberfluß vorhanden sind, so bedienen sich die Eingebohrnen doch gewöhnlich des Lehms zum Mörtel: den wenigen Kalk den sie brauchen, nehmen sie aus den Incrustationen und Krystallen, die sich in den natürlichen Höhlen zerstreut finden.

Das Rindvieh in Nipal gleicht im Allgemeinen dem welches man in Bengalen und in den obern Provinzen antrifft, ist aber von weit verschiedener Farbe. Schöne Kühe sah ich auf meinem Rückwege von Bailkote: die Milch derselben ist süß und fett. — Bei dem Reichthum an wohlriechenden und blüthenreichen Sträuchern, muß der Honig vortrefflich seyn, ich hatte indeß Mühe nur eine einzige Scheibe zu bekommen, weil man nicht mehr Honig sammelt als zum Verbrauch der Familie nothwendig ist, da die Bienen hier vorzüglich des Wachses Willen gehalten werden, welches einen der Ausfuhrgegenstände von Nipal bildet. — Die einzigen Küchengewächse die man hier findet, sind Kohl und Erbsen, beides von der schlechtesten Art. — Man baut die tibetanische Rübe, muß aber, weil man damit eben so wenig als mit der Kartoffel gehörig umzugehen versteht, zu der die Einwohner jährlich frische Saamen-Kartoffeln aus Putna kommen lassen, sich alljährlich frischen Saamen verschaffen.

Ausser den Reisarten giebt es in Napal mehrere eßbare Wurzeln und Kräuter, der Tural, eine Art Jam, die Kuraila, eine Art wilder Spargel und mehrere andere. Unter den Medizinalpflanzen sind vorzüglich die Titia-pât, eine Art Wermuth, die Dschuttha oder Dschaitamâsi, die Spike der Alten, die Bickma, eine Art Gentiana, die Tscheraita und die Rupmenger geachtet. — Ueber die Färbepflanzen hatte sich die englische Regierung vollkommen zu unterrichten gesucht: wahrscheinlich bringt Nipal daran mehrere hervor und besonders zwei bis drei Arten Pflanzenschwärze.

Die Bevölkerung kann wegen der wilden und felsigen Beschaffenheit des Landes nicht bedeutend seyn, da natürlich nur die Thäler bei Aufzählung derselben in Anschlag kommen können. Diese sind indeß, das eigentliche Thal von Nipal ausgenommen, wenig mehr als Schluchten, und selbst das Turrye ist nur eine sehr unbedeutende Bevölkerung, da die Dörfer nur sehr dünne darüber verstreut und fast alle sehr ärmlich sind. — Die Bewohner bestehen vorzüglich aus den zwei obern Kasten der Hindus, den Braminen und Tschitris, nebst ihren verschiedenen Unterabtheilungen, aus Niwars, Dhenwars, Mhandschis, Bhutias und Bhanras. Die ersten, aus denen das Heer besteht und mit denen man alle wichtige Aemter besetzt, sind über das Land verstreut: die Niwars bewohnen fast nur das Thal von Nipal, die Denwars und Mhandschis sind die Landbauer und Fischer in den westlichen Bezirken und die Bhutias bewohnen, obgleich einige Familien in den niederen Gegenden eingesiedelt sind, im Ganzen die Theile des Kutschâr, welche in das Gebiet von Nipal eingeschlossen sind. Was die Bhanras betrifft, so scheiden sie sich gänzlich von den Niwars ab. Ihre Zahl mag sich auf 5000 Köpfe belaufen: sie scheeren ihr Haar wie die Bhutias ab, und beobachten manche der gottesdienstlichen und bürgerlichen Gebräuche dieser Götzendiener so wie auch mehrere von ihren heiligen Büchern in der Sprache derselben abgefaßt seyn sollen. — Gegen Osten sind einige Striche des Gebiets von Nipal von Stämmen bewohnt, von denen man bis jetzt wenig mehr als die Namen weiß so z. B. die Limbuas, die Nudscherkuti's u. s. w.

Die Niwars theilen sich in mehrere Kasten oder Stände, von denen die meisten auf den ursprünglichen Beschäftigungen beruhen, so wie es auch bei der alten Hindus der Fall war. Ueberhaupt ist die Gleichheit zwischen den Einwohnern von Nipal und der übrigen Hindus bei weitem größer, als man nach der abgelegenen Lage des Landes, der wenigen Gemeinschaft dieses Volks mit den benachbarten Stämmen und dem Umstande hätte schließen sollen, daß Nipal der einzige Theil von Hindustan ist, der nie von einer mohamedanischen Macht angegriffen, geschweige denn unterjocht wurde. Von allen unterscheiden sich indeß die

Bergbewohner durch ihren einfachen Charakter, der obgleich Einfachheit überhaupt ein unterscheidendes Kennzeichen des Hindustaners ist, dennoch sich vorherrschend bei den Höheren und Niederen unter den Bergbewohnern von Nipal zeigt, und gewöhnlich von ungemeiner Unschuld und Annehmlichkeit im Betragen und von Leichtigkeit und Unbefangenheit in der Unterhaltung begleitet ist.

Zwischen den Niwars und den übrigen hinduischen Bewohnern von Nipal finden indeß bedeutende Verschiedenheiten in Sitten, Gewohnheiten u. s. w. Statt, welche hinlänglich beweisen, daß sie eine ganz abgesonderte Klasse von Menschen sind. Sie sind ein friedfertiges thätiges und selbst geistreiches Volk, das sehr an seinem Glauben hängt, und sich geduldig in die Ketten seiner Gurkhali-Beherrscher schmiegt, obgleich diese bis jetzt noch nichts dazu gethan haben, sie sich durch die Mittel geneigt zu machen, welche ihre früheren Beherrscher, die Radscheputs aus dem Surei-Bunsi Stamme anwandten, und die außerdem daß sie sich nach andern Gebräuchen der Niwars bequemten, sich kein Gewissen daraus machten, Büffelfleisch zu essen.

Ich glaube nicht, daß dies Volk zu irgend einer Zeit sehr kriegerisch gewesen ist, wenigstens sprechen jetzt die Purbutti's oder hinduischen Bergbewohner sehr geringschätzig von ihrem Muthe, auch sind die Beispiele von ihrer Anstellung im Heere sehr selten. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Ackerbau so wie sie auch ausschließlich alle Künste und Handwerke im Lande treiben. Die Art wie sie den Ackerbau betreiben, zeigt, daß sie unglaublich arbeiten können, so wie auch die Lasten welche sie tragen, von großer körperlicher Kraft zeugen, wobei es indeß nicht an Beweisen ihrer mechanischen Geschicklichkeit fehlt. Sie sind im Durchschnitt von mittler Natur, haben breite Schultern, eine breite Brust, sehr starke Gliedmaßen, runde glatte Gesichter, kleine Augen, platte und breite Nase und sehr angenehme Gesichtszüge: ich kann indeß nicht finden, daß, wie andre sagen, dieselben denen der Chinesen gleichen*).

*) Die Aehnlichkeit ist besonders bei dem Bilde der Frau unverkennbar. Sp.

Mehrere von den Frauen die wir sehen, vorzüglich zu Bhatgong, hatten sehr blühende Wangen: ihre Gesichtsfarbe liegt indeß, wie die der Männer, gewöhnlich zwischen der gelben und Kupferfarbe. Die Kinder, welche aus der unerlaubten Vermischung einer Niwarfrau und eines Tschitri oder Pur-Butti entstehen, gleichen sehr den Malayen, obgleich das Gesicht des Baju Schir und des Rodur Bir *) sich mehr der tartarischen oder chinesischen Gesichtsbildung nähern. — Die Niwar-Frauen können wie die Nairs, so viele Männer hintereinander haben, als sie wollen, indem sie den leichtesten Vorwand benutzen, sich von ihnen zu trennen.

Die Religion der Einwohner weicht wenig von der der Hindu, in Bengalen und andern Theilen von Indien ab, außer daß sie sich vielleicht, vermöge der Abgeschlossenheit des Landes in einem reineren und unverderbteren Zustande erhalten hat. Ich will daher nur Nachricht von den vornehmsten Tempeln in dem Thale von Nipal und von den bedeutendsten Festen geben, welche jährlich von den Einwohnern begangen werden.

1) Pusput—nath, an dem westlichen Ufer des Bhagmutty und an dem östlichen Ende der Stadt Diopatun. Dies Gebäude soll von dem vierten Fürsten aus dem Stamme der Surei—Bunsi, Namens Pussupusch Dio errichtet, und von ihm dem Pusputty Mahadio gewidmet worden seyn. Es wird für den heiligsten Tempel in Nipal gehalten, und ist von so großer Heiligkeit, daß eine Wallfahrt nach demselben für eine frommere Handlung als die Beobachtung aller ähnlichen Gebräuche, welche die hinduische Religion vorschreibt, gehalten wird. Der Tempel besteht aus mehreren Höfen oder Plätzen, mit zahlreichen Bildern und Schreinen angefüllt, die zu verschiednen Zeiten und von verschiedenen Fürsten verehrt worden sind. In der Mitte des inneren Hofes steht das Allerheiligste, vor dessen Thüre das Bild eines knieenden Ochsen liegt, das aus Kupfer gearbeitet und prächtig vergoldet ist. Dieß war ein

*) Der unehlichen Söhne des Singh Pertab. Sp.

ein Geschenk Dhurrum Dio's, des zwanzigsten Nachfolgers des Stifters. Dieser letzte Fürst soll zuer sein Volk in die vier großen und bekannten Hindu Stämme getheilt haben, die noch jetzt bestehen.

2) Tschangu-Nerain, ein Tempel der dem Nerain-Bischen oder Wischnu gewidmet ist, in der Nähe von Tschangu, einer kleinen Stadt liegt, die etwa 8 Meilen östlich von Khatmandu und zuweilen auch nach dem Tempel Tschangu-Nerain genannt wird. Der Zutritt zu dem Innern ist nur dann erlaubt, wenn man dem Gotte eine Tulah (eine Münzsorte?) Geldes opferte, obgleich der Einzelne, welcher diese Gunst erlangt hat, dann wieder so viele mitnehmen darf als er will.

3) Bhuddur-Dschugni, in der Stadt Sanku, zwölf Meilen von Khatmandu. 4) Tillidschadschu oder Tillidschumai. Das Innere dieses Tempels darf nur von dem regierenden Rajah betreten werden. Er steht mitten in der Stadt Bhatgong. 5) Dukhan Kali wie der vorige der Göttin Bhawani geheiligt, in den Phinphing Gebirgen. 6) Dschagaischer, ein Tempel dem Mahadio geweiht in der Stadt Tannohi. 7) Sekar Nerain, in der Nähe von Phirphing. 8) Mutschendernath. Dieser Tempel liegt in der Stadt Patna, wird von den Niwaren, Bhugadio und in Pater Josephs Nachricht von Nipal Baghero genannt. — Gurknath ein Schüler Mutschendernath's, der Nipal besuchte und nicht die gehörige Ehrfurcht-bezeugungen von den Einwohnern erhielt, zu denen er sich berechtigt glaubte, rächte sich für diese Behandlung dadurch, daß er sich an einem besondern Ort begab, wo er zwölf Jahre lang in einer Stellung stehen blieb. Die Folge dieser Kasteiung war eine furchtbare Dürre, welcher nur dadurch abgeholfen werden konnte, daß man den erzürnten Sonnenanbeter zur Veränderung seiner Stellung brachte. Dies zu bewirken ward sein Ghuru (oder geistlicher Vater) Mutschendernath durch eine Zauber von Kamruf (im heutigen Reiche Assam) nach Nipal gelockt; er erschien vor ihm. Gurknath aus Ehrfurcht vor seinem Lehrer, bewegte sich, und sogleich erfolgte ein reichlicher Regenguß. Zum Andenken dieser Begebenheit errichtete Nurrender-Dio aus dem

Surej-Bunst Stamme, unter dessen Regierung dies geschah, diesen Tempel.

9) Tuladscha Bhowani, ein Tempel der dicht bei dem Pallaste des regierenden Rajah, zu Khatmandu steht: und von niemanden, als diesem Fürsten betreten werden darf. 10) Bischen-Nath, ein Wischnu Tempel, acht Meilen nördlich von Khatmandu von dem westlichen Ufer des Bhagmutty. 11) Gudscha Kali, ebenfalls ein Tempel der Bhawani, ½ Meile von Pusputty-nath. 12) Gurukh-Nath, östlich von Pusput dem obenerwähnten Gurknath geweiht, den die Gurkhalis als ihren Patriarchen betrachten. 13, 14) Tschundais-Sere und Bhugauty, beides Tempel der Bhawani. 15, 16) Unnunt-Ling und Schibah-Dhol, beides Tempel des Mäha Dio. 17) Bhim Sin, ein sehr berühmter Tempel zu Dhoalka, einer beträchtlichen Niwar-Stadt. Bhim Sin selbst ist einer der Halbgötter welche in dem indischen Gedichte Mahabharat. 18, 19) Khanda und Gurkha Munkahmahnah. Beides Tempel der Bhawani: der letztere fünf Tagereisen westlich von Khatmandu. 20) Dumdscha Kussaissir, ein Tempel des Mahadio, drei Tagereisen östlich von Khatmandu.

Unter den gottesdienstlichen Festen sind folgende die bemerkenswerthesten: das Tschaunsuthi-Dschatra, im November und Dezember, wo man alle Kapellen und Tempel im Thale besucht, und deren es 64 (Tschaunsuthi) giebt; das Bhagmutty und Bischamutty-Dschatra, von denen eines die Fortsetzung des andern ist, und das in den März und April fällt; das Pukhra-Dschatra, wo die Gläubiger ihre Vorsehungen an den drei hundert Wasserbehältern zu Mumeitschur erreichten; das Indra-Dschatra, eine heilige Wallfahrt nach einem Tempel der Bhawani zwischen Khatmandu und Bhatgong, und zuletzt das große Fest das im April anfängt und im Julius endigt, und wobei alle Göttertempel in Nipal besucht werden, deren Anzahl sich auf 2733 belaufen soll.

Die Namen und Verrichtungen der Hauptbeamten der Regierung sind folgende:

1) Der Tschutra. Dieser wird als der erste Minister des Rajah angesehen, dessen Verwandter er nothwendig seyn muß. Dieses Amt ist zuweilen auch von zwei

Personen gemeinschaftlich verwaltet worden, jetzt steht ihm indessen eine Person vor. Bahadur Schah bekleidete einst diesen Posten und genießt, wie ich glaube, noch jetzt einige der damit verbundenen Einkünfte. Srikischen Schah ist jetzt (1792) dem Namen nach alleiniger Tschutra, da der Regent bloß den einfachen Titel Sahub führt. — Das Geschäft des Tschutra besteht vorzüglich darin, alle mündlichen und schriftlichen Anzeigen über die Aufführung der bürgerlichen und militärischen Beamten, zu untersuchen, und sie dann dem Rajah vorzulegen, der sie dem Pundschunni oder Aufsichtsgericht vorlegt, oder unmittelbar darauf entscheidet. Außer den Lehnen oder Dschaghires, welche der Tschutra besitzt, scheint er auch von jedem Kaith, oder Reispflanzung, die den Thurgurs oder Adlichen und die der Soldaten ausgenommen, eine Abgabe von 8 Annas erheben zu können.

2) Die **Kadschis** gleichen dem oberen Diwan in dem mongolischen Staate. Das Wort selbst bezeichnet ein Diensthuenden, einen Geschäftsmann. Gewöhnlich sind 4 von denselben in Diensten; diejenigen, welche jetzt gebraucht werden, heißen Pugruwallas; wogegen die, welche nicht den Dienst haben, Dakhra genannt werden. Die Kadschis haben die Aufsicht über alle bürgerliche und militairische Angelegenheiten. Bei außerordentlichen Gelegenheiten wird zuweilen ein Kadschi an die Spitze des Heeres gestellt, gewöhnlich haben aber diese Beamten die Verwaltung der Einkünfte und die Vertheilung der Dschaghires zu besorgen, bei welchem letzteren Geschäft sie ein bedeutendes militärisches Ansehn haben. Gewöhnlich befindet sich auch das rothe Siegel des Rajah in den Händen eines der Kadschis, der vermöge dieser Auszeichnung mit welcher gewöhnlich auch das Schatzmeisteramt verbunden ist, den Rang des ersten Beamten nach dem Tschutra erhält. Die vier Kadschis theilen sich in eine Abgabe von vier Rupis von dem Kaith.

3) Die **Sirdars** sind in mehrerer Hinsicht den Bukschis im mogolischen Reiche ähnlich. Sie befehligen gewöhnlich die Heere, haben indeß auch an der bürgerlichen Verwaltung Antheil: Es sind deren viere, von denen jeder 2 Annas von dem Kaith erhält.

4) Die **Khardars**. Diese, zwei an der Zahl, ver

richten Geheimschreiber-Dienste und fertigen alle Depeschen des Rajah sowohl an fremde Staaten und Fürsten, als an die einheimischen Beamten aus, so wie sie auch den Berathschlagungen des Kutschum, oder geheimen Raths beiwohnen und daran Theil nehmen. Sie erhalten 4 Annas vom Kaith zusammen.

5) Der Khupperdar. Dieser hat die Aufsicht über des Rajahs Kleiderkammer, seine Juwelen und seine Küche.

6) Der Khuzandschi. Außer daß dieser Beamte alle Auszahlungen besorgt, hat er auch die öffentliche Kleiderkammer, mit allen Ehrenkleidern u. s. w. unter sich. — Alle diese 6 Beamten, welche zu den Hauptkronbedienten gezählt werden, haben deswegen Namen Bhandars, Lastenträger.

7) Der Tickfahli oder Münzmeister. Seine Einkünfte bestehen aus einer Anweisung auf die Eingangs Zölle auf die Waaren, welche von Tibet kommen und in einem gewissen Antheile von einer Abgabe, welche alle Kaufleute bezahlen müssen, die in Nipal geboren sind und nach einem Aufenthalte von einiger Zeit zu Lehassa, Diggerschah oder in andern Theilen von Tibet in ihr Vaterland zurückkehren, und die aus 5—6 goldenen Tulahs besteht, und mit großer Härte beigetrieben werden soll.

8) Der Dhurma Udhikur ist der ersten Criminalrichter, und Vorsitzer des peinlichen Gerichtshofs, dessen Urtheile jedoch erst vom Rajah bestätigt werden müssen. Die Unterrichter im ganzen Königreiche, ausgenommen in den verpachteten Bezirken, erhalten ihren Gehalt von ihm, und fordern in der Regel die Beidruckung seines Siegels, um ihre Urtheilssprüche rechtskräftig zu machen. — Die Dhurma—Dhun oder Sporteln dieses Departements sollen sehr bedeutend seyn, und dies ist wahrscheinlich die Ursach, warum die Verwalter der verpachteten Bezirke gewöhnlich sich das Vorrecht bedingen, ihre eigenen Gerichtsbeamten einzusetzen. Da die meisten Verbrecher nach dem Dhurma Schaster, dem bürgerlichen Grundgesetz von Nipal, mit Geldstrafen belegt werden, so sind die Einkünfte der Gerichtsbedienten gewiß beträchtlich.

9) Die Bischari's, vier an der Zahl, machen den Gerichtshof aus, der alle bürgerlichen Streitigkeiten unter-

sucht und darüber berichtet, und dessen Beisitzer gewöhnlich Brahminen sind. Zwei von ihnen untersuchen gewöhnlich die Streitigkeiten, welche persönliches Eigenthum betreffen. Zwei andre beschäftigen sich mit denen über unbewegliche Güter. — Vorsitzer in diesem Gericht ist der Dhurma — Udhikar, aber die Aussprüche desselben müssen zuvor die Bestätigung des Rajah erhalten. — Verwickelte Fälle werden zuweilen durch die Wasserprobe, wie in andern Ländern von Indien, entschieden.

10) Der Dittha, ein Aufseher, der das Polizeiwesen unter sich hat, und der Person des hindustanischen Kutwal entspricht. Er hat an den Einkünften des Ticksali Theil.

11) Der Dschaitha Bura. Dies Wort bedeutet Alter, und der Minister, welcher dies Amt bekleidet, wird bei Gelegenheiten zu Bewillkommungs- oder zufälligen Missionen gebraucht, zuweilen auch mit Ueberbringung von Befehlen besonderer Art an die Befehlshaber von Bezirken und an andere öffentliche Beamte beauftragt, und in gewissen Fällen zum Behuf örtlicher Untersuchung im Lande verschickt. Sein gewöhnlicher Platz ist um die Person des Rajah.

12) Die Subahs sind Befehlshaber von Bezirken, und man ertheilt diese Benennung ohne Unterschied den Pächtern und Einnehmern der landesherrlichen Einkünfte.

13) Die Omrahs sind Befehlshaber der Tarrihs, oder militärischen Posten.

Im Ganzen wird die Criminal-Justiz wahrscheinlich mit eben so viel Strenge und Gerechtigkeit in Nipal verwaltet als in andern Ländern im Morgenlande. Der bürgerliche Theil der Gesetze des Königreichs ist indeß wahrscheinlich nicht so vollkommen, da Bahadur Schah einst den Gedanken hatte, sich an die britische Regierung zu wenden um von dieser ein Gesetzbuch für sein Land zu erhalten.

Der Handel von Nipal ist bei weitem nicht so ausgedehnt und vortheilhaft als er bei bessrer Einrichtung seyn könnte. Mehrere von den Einschränkungen, unter denen er sonst litt, sind zwar durch den Vertrag mit der Compagnie vom J. 1792 aufgehoben werden, die theils in der

Eifersucht und Unwissenheit der Regierung von Nipal, theils aber auch in den Monopolien, in deren Besitze sich gewisse Uluts oder handelnde Gosains und einige andere Kaufleute befinden, und welchen sie sich durch alle mögliche Künste zu erhalten suchen. Wäre dies nicht, so könnte ein ausgedehnter Handel zwischen Tibet und der Compagnie durch Nipal Statt finden, der sowohl für dies Land als für England ungemein vortheilhaft seyn würde. — Die Gerechtigkeit muß man indeß der Regierung von Nipal widerfahren lassen, daß sie fremde Kaufleute mit allem Nachdrucke zu schützen weiß. Zu den Ausfuhrgegenständen von Nipal nach dem Gebiete der Compagnie und des Veziers gehören vorzüglich Elephanten, Elephantenzähne, Wachs, Honig, Häute, Pfeffer, Oel, Baumwolle (vom Simul-Baume), und zu denen aus Tibet Schaafe, Hunde, Ochsen, Fasanen, Goldstaub, Salz, Schwefel, Arsenik, Moschus und andere Gegenstände. — Die Compagnie führt dagegen ein nach Nipal: Baumwollen und Seidenzeuge, rohe Seide, Teppiche, englische Stahlwaaren, Saffran, Muskatnüsse, Quecksilber, Zinn, Blei, Seife, Taback, Korallen *).

Ueber den Zustand der Manufacturen und Fabriken bin ich nicht viel zu sagen im Stande. Die Niwars, die, wie ich schon oben bemerkt, die einzigen Handwerker sind, scheinen mit allen Handwerksarbeiten ihrer beharischen Nachbarn bekannt zu seyn. Von Zeugen verfertigen sie nur eine sehr grobe Sorte, die theils im Lande verbraucht wird, theils nach Tibet geht, und wozu die Baumwolle theils in der Gegend von Noakote, theils in Muddaise (der Name den sie dem Gebiet der Compagnie geben) gezogen wird. Sie arbeiten sehr gut in Eisen, Kupfer, Erz u. s. w. und sind vorzüglich geschickt in Zimmermannsarbeit, obgleich sie nie eine Säge brauchen, sondern das Holz mit dem Meissel und Schlägel theilen. Sie führen einige von ihren ehernen Geräthschaften nach dem Süden aus und ihre Eisenarbeit (Schwerter, Dolche) ist nichts weniger als ge-

*) Wir heben aus diesem Verzeichnisse der Ausfuhr- und Einfuhr-Gegenstände nur das Bedeutendste entlehnt.

Sp.

wöhnlich. In neueren Zeiten haben sie auch versucht Feuergewehre zu verfertigen, aber nicht mit sonderlichem Erfolg. Sie vergolden vortrefflich, und unter den Glocken, die sie für ihre Tempel und zum Behuf anderer gottesdienstlichen Verrichtungen gießen, befinden sich einige von bedeutender Größe. Eine desselben zu Bhatgong hat 5 Fuß im Durchmesser. Das Papier, das sie aus der Rinde der Seidburrua oder Kaghâsi—Pât verfertigen ist schon erwähnt worden. Sie ziehen geistige Getränke aus Reis und andern Hülsenfrüchten und machen ein gegohrenes Getränk aus Waitzen, Munnue, Reis u. s. w. das sie Jhar nennen, und das unsern aus Malz verfertigten Getränken gleicht, aber nach dem, was ich davon gehört habe, berauschender ist.

Da das Gebiet von Nipal größtentheils in Dschaghires zerstückelt ist, so ist der Ertrag von demselben, der in den Schatz von Khatmandu fließt, keinesweges bedeutend. Ich habe zwar während meines Aufenthalts in Nipal nie Gelegenheit gehabt, genauere Auskunft über die Einkünfte des Staats einzuziehen, glaube aber guten Grund zu haben, sie nicht höher als 30 Lack Rupis anzunehmen.

Sâir, Ertrag von den Elephanten und Zöllen von der Ausfuhr.	3—4 Lack.
Münzeinkünfte, die vorzüglich aus den Eingangszöllen von Tibet bestehen, welche in Gold- oder Silberbarren auf der Münze entrichtet werden.	7—8 —
Früherhin warf der Prägschatz von den Silbermünzen allein jährlich ein Lack ab, seit dem Kriege mit Tibet ist indeß dieser Erwerbszweig des Staats weniger ergiebig gewesen. Sollte Tibet, alten Gebräuchen und Verträgen gemäß, fortfahren, sich mit Silbergeld aus Nipal zu versehen, so möchten diese Einkünfte sich wohl wieder vermehren.	
Mâl, d. h. Abgaben von Salz, Salpeter (der ein Monopol zu seyn scheint), Ertrag von den Kupfer und Eisenbergwerken und die Abgabe von Ländereien.	15—18 —
	25—30 —

Zu bemerken ist, daß alles Silber, das als Handelsgegenstand von Tibet nach Nipal kommt, zu Khatmandu in die Münze gebracht werden muß, da der Durchgang von Silberbarren nach Hindustan verboten ist. Statt der Barren empfängt der Kaufmann Nipalische Rupis wobei die Regierung 12. p. c. Schlagschatz gewinnt, indem 4. p. c. als eigentliche Prägekosten angesetzt, und 8 aus der Legirung der Rupis gewonnen werden. — das Gold zieht die Regierung selbst an sich, indem sie die Kaufleute welche es von Tibet einführen, nöthigt, die Münze zu verkaufen und zwar den Thula zu 8 Rupis, wo denn der Ticksali es zuweilen wiederum, den Thula zu 14 Rupis verhandelt.

Die Kupferbergwerke von Nipal warfen früherhin einen jährlichen Ertrag von 3-4 Lacks Rupi's ab welche aber itzt, den oben *) erwähnten Umständen zu Folge auf 80000 Rupis, oder höchstens auf ein Lack herabgesunken ist. Die Bleierzwerke haben bis itzt der Regierung noch nicht den geringsten Nutzen gebracht, da dieß Metall noch immer von Patna nach Khatmandu ausgeführt wird.

Da die Ausgaben der Regierung, sowohl für die bürgerliche als militärische Verwaltung gewöhnlich durch Ertheilung von Dschaghires bestritten werden, da die eigenthümlichen Besitzungen des Rajah und des Regenten sehr bedeutend und einträglich sind, und da dieser Hof bei keiner Gelegenheit Glanz oder Pracht an den Tag legt, so ist leicht zu begreifen, daß die Einkünfte des Schatzes zur Bestreitung der Ausgaben, welchen man nicht auf die erwähnte Weise ausweichen kann, vollkommen hinreichen; diese bestehen vorzüglich in Lieferungen an Feuergewehr und Kriegsbedürfnissen, in Tuch zur Bekleidung der regelmäßigen Truppen, in Juweelen und in Seiden- und Baumwollenstoffen, den Erzeugnissen von Benares und Bengalen. Ich kenne den Belang dieser Ausgaben nicht, aber nach der sparsamen Lebensweise des Regenten zu schließen, (der eben nicht freigebig in Geldbewilligungen gegen den Rajah ist) mag das Gerücht, daß er bedeutede Schätze aufgehäuft habe, nicht ganz ohne Grund seyn.

*) pag. 383.

Was die Militärmacht des Königreichs betrifft, so war es nicht der Klugheit gemäß, mich in meiner Lage sehr danach zu erkundigen. Ich gestehe daher, daß ich zuvörderst von der Anzahl und der Beschaffenheit ihrer Artillerie nichts weiß, sie aber in beider Hinsicht für sehr untergeordnet halte, obgleich der Wunsch des Regenten sie zu verbessern, ihn ein oder zwei Mal verleitet hat, europäische Abentheurer in seine Dienste zu nehmen, die viel versprachen aber wenig gehalten zu haben scheinen. — Ueber die bestimmte Anzahl der unregelmäßigen Truppen, welche unter den Omrahs stehen, kann ich ebenfalls nichts sagen: wenn man indeß den ungeheueren Strich Landes betrachtet, über welche diese Officiere vertheilt sind, die große Anzal von Kotes, oder Festungen, in denen sie liegen, und die kürzliche Unterjochung der alten Eigenthümer dieser Rester, so muß man allerdings glauben, daß sie beträchtlich sey. Außer den Luntenflinten führen sie auch in der Regel, Bogen und Pfeil und Kohras oder Streitäxte *)

Die regelmäßigen Truppen wie man sie, des Unterschiedes wegen, nennen möchte, sind ungefähr nach der nachläßigen Art der Sipoys von Purgumah gekleidet, welche früherhin im Dienste der Compagnie waren, nur mit dem Unterschiede, daß ihre Kleidungen sämmtlich verschieden sind. Sie sind alle mit Musketen bewaffnet, von denen indeß wenige in Stande zu seyn scheinen. — Dieses regelmäßige Heer besteht, wie man mir gesagt hat, aus 50 — 60 Compagnien von ungleicher Stärke, die indeß im Durchschnitte 140 Mann haben, und von einem Subadar mit einer unbestimmten Anzahl von Dschemadar's und anderen untergeordneten Offizieren befehligt werden. Die Garden des Rajah unterscheiden sich von den übrigen Truppen nur dadurch, daß sie mehr Offiziere haben, und die Dschung — Nischân oder Kriegsfahne führen, welche auf gelbem Grunde das gestickte Bild des Hunniman **) hat. — Obgleich an die-

---

*) Der Verf. giebt Abbildungen des Bogens und der Pfeile.

Sp.

**) Der affengestaltete Gott und Diener Wischeus.

ciplin so wenig zu denken ist, daß z. B. die Offiziere bei einer etwanigen Zurücksetzung ohne weiteres ihre militärische Auszeichnung ablegen und sich von ihren Corps entfernen, so halte ich die Bewohner von Nipal doch nicht für schlechte Soldaten. Sie sind brav, folgsam und abgehärtet, was sich bei dem Rückzuge des Heeres von Nipal von Didscherschih, oder Teschu Lumbu im Jahre 1790 *) hinlänglich zeigt, wo die Soldaten, mitten im Winter um nicht bei Kute von den dort aufgestellten Offizieren die Beute, welche sie gemacht hatten, untersuchen zu lassen, lieber über Kharta und Huttiah gingen, wo sie 5 — 6 Tage über Schnee bedeckte Berge klettern, und die Nächte auf dem bloßen Schnee zubringen mußten. Der Verlust des Heeres, das von Damudur Pardi und Bem Schah angeführt wurde, soll bei dieser Gelegenheit über 2000 Mann betragen haben, von denen wahrscheinlich eine große Anzahl erfror.

Die Münzsorten von Nipal bestehen vorzüglich aus Silbermünzen von 8 Annas: zuweilen werden auch deren von 16 geschlagen, welche letztere Münzsorte Sicca genannt, indeß ganz auf das eigentliche Nipal eingeschränkt und selbst dort nicht sehr im Gange ist. — Außer diesen Münzen ist noch eine dritte im Umlauf, welche $\frac{1}{218}$ einer Sicca beträgt und Tschidum heißt, aber eben so wenig in allgemeinen Gebrauch ist, als die ganz kleinen Münzen welche zuweilen in der Münze von Khatmandu geprägt, und von dem Rajah an fremde Fürsten als Geschenk gesandt werden. — Selbst die Uschrupi oder Gold-Rupi wird mehr als Medaille denn als umlaufende Münze angesehen. — Das Silber Acht-Anna Stück, das man jetzt Mohr und Adhida nennt, ward früher Mehnder-Mulia genannt, nach dem Namen des Fürsten der es zuerst schlagen ließ, und durch einen Vertrag auch dessen Einführung in das benachbarte Tibet bewürkte. Dieser Prinz scheint einer der Nachfolger Hur-Sing Dios gewesen und aus dem Stamme von Khatmanda entsprossen gewesen zu seyn, welche Stadt einige Zeit hindurch das ausschließliche Vorrecht genossen haben soll, Tibet mit gemünztem Gelde zu versehen, was um so sonderbarer ist, da aus

---

*) Turner's Embassy to Tibet pag. 137.

diesem Lande Nipal seine Silberbarren erhielt. Die Ursach dieses Verhältnisses soll die Verehrung vor dem Thale von Nipal und vorzüglich vor der Nordwestseite desselben seyn, welche die geistlichen Fürsten von Tibet hegten, wie dem aber auch seyn mag, so ist es gewiß, daß die gegenwärtige Regierung von Nipal das Abweichen von jener Sitte zum Hauptgrunde des Krieges nahm, den sie von vier Jahren (1788) gegen die Verbündeten Lama's von Tibet führte *). — Außer den Gold- und Silbermünzen sind auch noch Kupfermünzen im Umlauf unter dem Namen Tschardams, Dodums u. s. w. Von den letztern gehn 36 auf ein Acht-Anna Stück. Auf diesem war sonst eine Abbildung von Lahassa, und auf der andern Seite der Name, die Titel und das Wappen des regierenden Fürsten von Khatmandu: seit der Eroberung von Nipal durch Purthi Nerain ist jedoch die erstere Bezeichnung weggeblieben.

Was die Wissenschaften betrifft, so scheinen die Punditen von Nipal ihren Brüdern in Indien nicht viel nachzustehen. Die Astronomie und vorzüglich die Astrologie ist in großem Ansehen, und überhaupt dürfte es keine Stadt in Indien geben, in welchem man mit mehrerem Erfolge Nachsuchungen nach alten Samskrit — Manuscripten anstellen könnte, als in Nipal und vorzüglich in Bhätgong, denn man hat mich versichert, daß es in dieser Stadt eine Privat-Bücher-Sammlung gäbe, die allein 15000 Bände enthalte.

Außer dem Samskrit das von den Brahminen von Nipal vorzüglich studirt zu werden scheint, sind die vorzüglichsten einheimischen Dialekte: der Purbutti, Niwar, Dhenwar, Muggur, Kurrat, Huwu, Limbua und Bhutia Dialekt. — Die Pundits von Bhatgong setzen die Zeit der Einführung der ersten Samskrit Grammatik in die Regierung des Unghu Burmah aus der Nachkommenschaft des Pussupusch Dio, aber es ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen, wenn dieser Fürst gelebt hat. — Der Purbutti Dialekt ist offenbar aus dem Samskrit geflossen, indem er mit den Dialekten von Aude, Behar u. s. w. sehr nahe verwandt

*) S. die Geschichte des letzten Krieges mit Tibet aus dem persischen in dem Appendix No. II.

ist. Nicht so deutlich ist es indessen, daß der Niwar-Dialekt aus demselben Stamme sey, ob es gleich wahr ist, daß er mehrere Worte samskritischen Ursprungs enthält *).

Von den Worten aus den Kerrat, Heiu und Dhenwar Dialekten habe ich zn wenig sammeln können, um sie aufzustellen. Ich hatte gehofft, bedeutende Proben aus der Sprache zu geben, welche von den Kath Butiâs gesprochen wird, welche von dem diesseitigen Ufer des Kuchar, oder in Unter-Tibet wohnen, der genau nördlich vor Nipal liegt, allein meine Hoffnungen sind vereitelt worden. So wie ich höre, unterscheidet sich dieser Dialekt auffallend von der Sprache von Lahassa und andern Theilen von Ober-Tibet.

Zu bemerken ist, daß in dem oben gegebenen Wörterbuche, das a lang auszusprechen ist, (wie ah) das g durchgängig hart, das e scharf wie das franz. accentrirte é und daß das ñ, den franz. Nasalton hat.

Das Gebiet der Compagnie wird von dem von Nipal durch den Fluß Bhagmutty geschieden, welcher an der

---

*) Der Verfasser giebt hier sowohl die Alphabete des Purbutti, Newar und Koith Alphabets, als auch Wörterbücher der Niwar und Purbutti Dialekts, die aber leider! zu ausführlich sind um sie unsern Lesern ganz mittheilen zu können. Um jedoch die Aehnlichkeit und Verschiedenheit der beiden Dialekte in etwas anschaulich zu machen, setzen wir hier die Benennungen der Theile des Körpers nach beiden Dialekten in der engl. Orthographie her.

	Purbutti.	Niwar.		Purbutti.	Niwar.
Nase.	Nak.	Nyeka.	Hals.	Gurdun.	Ghupa.
Nasenlöcher.	Natheera.	Nhypwal.	Schulter.	Koombh.	Bhôto.
Backe.	Gala.	Nyukho.	Rippen	Kurren.	Bhapee.
Stirn.	Neendhar.	Mhôbesa.	Arm.	Pakhura.	Ludda.
Bart.	Dharie.	Chaker-gwya.	Hand.	Kath.	Laha.
Lippen.	Oath.	Mhutûshe.	Finger.	Ownnla.	Puching.
Mund.	Mookh.	Mhoojoo.	Fuß.	Ghora-paoom.	Pole.
Kinn.	Choondea.	Munnha.	Herz.	Mootioo.	Nyoogosheing.
Zunge.	Jebre.	Mye.	Blut.	Ruggut.	Khee.
Zähne.	Danthr	Wah.	Körper.	Sureer	Mha.
Ohr.	Kan.	Nhypeen.			

Grenze eine südwestliche Richtung nimmt. Wir fanden diesen Fluß zwar ziemlich breit, aber so seicht, daß das Wasser uns nicht über das Knie reichte. Die Furt durch die wir wadeten führte uns zu dem Dorfe Seriva, das aus wenigen ärmlichen Hütten bestand. Ungefähr eine Meile von diesem Ort gegen Nordwesten liegt Kurrurbunna eine Art Grenzposten, der auf der Stelle von Huttioul erbaut ist, das vor kurzer Zeit von dem Bhagmutty weggeschwemmt ward. Das Fort von Kurrurbunna scheint zu nichts anderm als zu einem gelegentlichen Zufluchtsort für das Vieh aus der Nachbarschaft zu dienen, und ist in militärischer Hinsicht ganz unbedeutend, ob es gleich sehr hoch und gesund liegt. Der Bhagmutty ist in der regnigen Jahreszeit für Boote von jeder Tonnenlast, bis nach Siriva hinauf, schiffbar und vielleicht auch bis zum Rande des benachbarten Waldes ja vielleicht bis zum Fuße des Tschiriagati-Gebirges. Der ganze Handel besteht indeß nur aus Bauholz, welches den Fluß hinaufgeflößt wird.

Ungefähr 6 Meilen jenseits Kurrurbunna ist das Land ziemlich offen, obgleich keinesweges sehr angebaut, dicht hinter Pipra Radschepur fängt indeß ein Pullâs Gebüsch an, das mit geringer Unterbrechung sich bis nach Patna hinzieht, und von Bären bewohnt wird, welche man nach der Aussage der Landesbewohner dadurch in Schrecken setzen kann, daß man das Geschrei einer Ziege nachahmt. — Einige Meilen südlich von Bharah sieht man die Trümmer einer alten Stadt von großem Umfange, Semrun genannt, und da die Niwar-Fürsten aus dem Stamme, welcher von den Gurkhalis gestürzt wurde, ihren Ursprung davon herleiten, so wäre es wohl der Mühe werth, die Alterthümer derselben zu untersuchen. Die Ruinen selbst liegen zwischen den Flüssen Bukkia und Dschumen, von denen der erste ein nicht unbedeutender Strom ist, welcher in den Mahabahr Gebirgen entspringt, mit welchem Namen man einige der höchsten Berg-Spitzen südlich und südwestlich von Nipal bezeichnet. Der Dschumen über den man zwischen Catschurive und Bherah und in der Nähe dieses letztern Ortes geht, ist ein langsam strömender trüber Fluß, dessen Quelle nicht weit von jenen Orten liegt. So schmal wie er ist, so fanden wir ihn doch so tief, daß wir kaum in unsern Palankins

hindurchkommen konnten. Die Gegend zwischen Catschuriva und Patna ist nur sehr wenig angebaut, und der ganze Anbau beschränkt sich auf einige wenige Flecken an den beiden Enden der zwei oder drei elenden Dörfer, die man auf dem Wege sieht. — Bareh oder Barra — Gharry ist, obgleich die Residenz des Subah des westlichen Turrye, ein ärmlicher Ort der etwa 30—40 Hütten enthält. Nicht bedeutender ist das Fort, und auch des Statthalters Wohnung würde an jedem anderen Orte wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ob sie gleich von gebrannten Steinen und Ziegeln erbaut ist.

Der Handel zwischen Patna und Nipal geht durch Gulpusra, obgleich dieser Weg ungleich weiter ist als der über Bhareh, der indeß weder von Reisenden noch von Kaufleuten häufig eingeschlagen wird. Die Abtheilung der Garden von Nipal, die mich zu Bharah erwartete, war von Hettaura auf dem Wege von Gulpusra dahin gekommen, obgleich dieß einen bedeutenden Umweg verursachte. Uebrigens hat Bhareh eine sehr ungesunde Lage, da es auf allen Seiten von einem dichten Gehölz umgeben ist, und dem Fuße der Tschiriaghati-Berge so nahe liegt, woher es auch nicht zu verwundern ist, daß Capitain Kinloch's Abtheilung, welche im J. 1769 nach dem unglücklichen Versuch, nach Nipal vorzudringen, eine Zeitlang hier stehen blieb, so sehr durch Krankheiten litt. Vorzüglich hält man das Wasser des Dschumne für sehr ungesund.

Suphye, ein ärmliches Dorf, liegt am Saume des großen Waldes, und ich brachte drei Stunden damit zu, den Weg von diesem Orte bis zu dem Dorfe Jhurjhury zurückzulegen, der etwa seine nördliche Gränze bezeichnet, so daß ich die Breite des Waldes zu etwa 10 (engl.) Meilen anschlage. Die Länge desselben mag etwa 8½ Meile betragen. — Dieser Wald zieht sich an der Gränze des Gebiets in dessen ganzer Ausdehnung von Sirinugur bis zu dem Tista hin und scheidet dasselbe überall von den Besitzungen des Veziers oder denen der Compagnie. Er ist nicht an allen Stellen gleich dicht, denn einige Stellen derselben entweder in der Nähe blühender Städte, oder da, wo der Holzhandel einträglich seyn könnte, sind sehr gelichtet worden. Gegen Osten sollen einige Stellen beinahe ganz licht:

seyn. Unter den Holzarten die man darin findet zeichnet sich besonders der Sal, der Sissu, das Setti-Sal, das Phulamikd (oder Eisenholz), das Kalikaht eine Art von black wood, das Sajh, das Kurra, das Sammi und Multa-Holz aus. Auch Ebenholz findet sich, wie ich höre, in dem Walde. — Die Regierung von Nipal legt einen sehr hohen Zoll auf den Holzhandel, ob dieß aber geschieht um diese natürliche Gränze nicht zu schwach werden zu lassen, kann ich nicht bestimmen.

Der Statthalter des Turrye erzählte mir, daß in seinem Bezirke jährlich 2 — 300 Elephanten gefangen würden, von denen indeß der größte Theil sehr jung und nicht über 5 Hauts oder 7½ Fuß hoch ist, auch läßt sich nicht vermuthen, daß man deren von besonderer Größe fangen könne, da man sie nicht in einen Keddah oder Umzäunung treibt sondern sie mit Schlingen fängt, welche ein Mahunt ihnen überwirft, der auf einem zahmen Elephanten reitet. Sobald man die Schlinge zugezogen hat, wird das Ende an einem Baum befestigt, von dem sie sich natürlich oft losbrechen oder bei dem Sträuben ersticken. Diese Art die Elephanten zu fangen, hat aber dabei noch den doppelten Nachtheil, daß die junge Brut dadurch zerstört wird, und man nur Thiere von sehr geringem Werth erhält. Die Regierung, der das Recht darüber zusteht, läßt daher nur sehr wenige verkaufen, sondern bestimmt sie zu Geschenken oder zur Belohnung für geleistete Dienste, oder giebt sie an Zahlungs-Statt.

Ein dritter Zweig des Einkommens aus diesem Walde, besteht in den Abgaben die von dem Vieh von Tschemparun und aus andern Bezirken erhoben wird, welche an Nipal gränzen, das jährlich ungefähr 4 Monate lang hier graset, da man die Weide zwischen October und Januar für vortrefflich hält: da aber dieser Zoll nur von den Büffelochsen erhoben wird (die Kühe sind unter der itzigen Regierung ausgenommen worden) und nicht über zwei Annas auf das Stück für die ganze Zeit beträgt, so kann die Summe nicht bedeutend seyn.

Außer den Elephanten soll dieser Wald auch von Rhinocerossen und Tigern bewohnt werden. Die letztern erscheinen fast immer einzeln, die Elephanten dagegen zu

zweien und dreien, welche sich zuweilen in den Weg stellen, und die Reisenden lange Zeit an der Fortsetzung ihrer Reise hindern: ja eine große Heerde derselben griff einst das Lager der Abgesandten von Nipal bei Jhuryhury an, als diese auf dem Wege nach Patna waren und konnte nur mit Mühe abgewehrt werden. Zuweilen brechen sie in ganzen Triften aus dem Walde hervor, überschwemmen das angebaute Land an dem Rande desselben, und dringen zuweilen selbst in das Gebiet der Compagnie ein. Wir sahen indeß kein wildes Thier irgend einer Art auf unsrer Reise. — In dem Walde selbst bemerkt ich einige Bäume um welche Bündel von Heidegras gebunden waren, und an einer Stelle sah ich deren auf 100 Ellen dicht bei einander. Man gab mir verschiedene Gründe für diese Erscheinung an: einige behaupteten es seien Zeichen, daß Lager wilder Thiere in der Nähe, andere daß es Opfer der Durchreisenden für die Gottheiten des Waldes wären: wahrscheinlich ist es ein abergläubischer Gebrauch.

Jhurihury ist ein elendes Dorf, das aus einigen wenigen zerstreuten Schäferhütten an dem südlichen Ufer des Bukkia liegt, dessen Bett hier vorzüglich breit ist, obgleich das Wasser in einer nur sehr schmalen Vertiefung läuft. — Vater Georg *) ging wahrscheinlich von diesem Ort gerade nach Muckwampur und von da nach Nipal: wir nahmen einen weitern, aber wenn man seiner Beschreibung des anderntrauen darf, bequemeren Weg. — Zu Jhurihury bemerkten wir einen Baum, den Dubdubia, dessen Blätter mit Galläpfeln besetzt sind, von denen einer bis zu sechs geflügelte Insecten enthält: der Baum selbst gehört zu dem Eichengeschlecht, und die Galläpfel waren vorzüglich zusammenziehend.

Sechs Meilen von Jhurihury traten wir in das Bett des Sukkatin oder Sukti, auch Suktikhor genannt, und blieben in demselben bis wir seine Quellen erreichten, welche in der Nähe des Gipfels der Tschiriagati-Gebirge liegen. Wohin dieser Strom seinen Lauf nimmt, kann ich nicht bestimmen, wahrscheinlich geht er indeß durch den großen Wald. — Am Eingange zu dem Tschiriagati-Paß strömt der Sukti

*) Vater Joseph.

Sukti reißend zwischen zwei senkrecht abgeschnittenen Felsen hindurch, welche nicht mehr als 40 Fuß von einander abstehen und dem Anscheine nach nicht höher als 200 Fuß sind. Nicht weit von diesem düstern Orte sieht man einen merkwürdigen Wasserfall, der durch einen Vorsprung des Felsens gebildet wird, welcher der Nabe eines Lastwagen-Rades gleicht: das Wasser welches von diesen Felsstück mehr herabtröpfelt, als herabrauscht, kommt aus Quellen, welche auf dem Gipfel des benachbarten Hügels entspringen. Der Wärmegrad des Wassers war nur 6—7 Grad. Wir konnten unsern Weg in dem Flußbette wegen der großen Steine, mit denen es angefüllt war, nur sehr langsam fortsetzen, und an einer Stelle hatte ein ungeheures Felsenstück, das sich kürzlich von einem der Hügel in der Nähe losgerissen, und in die Mitte des Stromes herabgestürzt war, diesen sogar in zwei Arme getheilt.

Für die Mühseeligkeiten der Reise durch den Sukti, wurden wir durch die wilde und malerische Umgebung des Weges vollkommen entschädigt. — Die Hügel welche zu beiden Seiten desselben lagen, waren mit verschiedenen Holzarten bedeckt, unter denen ich jedoch nur wenig Fichten bemerkte: — die Hügel selbst schienen aus Sand, Kies und leichtem Thon zu bestehen. — Von den Tschiriagatihügeln genossen wir einer schönen Aussicht auf die Hügel von Muckwanpur, welcher sich vor uns zu einer bedeutenden Höhe erhoben — Nach Barometerbeobachtungen beträgt die Höhe da wo wir hinübergingen, 480 Ellen über der Grundfläche von Hasipur.

Beim Herabsteigen von Tschiriagati in einer nördlichen Richtung kamen wir nach Muckwanpur-Mari oder in das Thal von Muckwanpur, das von den oben erwähnten beiden Hügelreihen gebildet wird. Dieß Thal ist von keiner großen Ausdehnung, erstreckt sich nicht weiter als etwa 6—7 Meilen östlich und endigt sich in der Nähe von Nagdio, auf der Seite nach Hettaura zu. Es ist sehr fruchtbar und bringt eine Menge von Reisarten hervor, was indeß nicht sowohl der natürlichen Lage des Thales als der besondern Freiheit zuzuschreiben ist, welche die Bewohner desselben genießen, da sie, wie man mir sagte, der Regierung keine Abgaben entrichten. Wahrscheinlich liegt der Grund davon

in der Regierungs-Veränderung des Bezirks. Der alte Rajah von Muckwanpur der von der Gurkhalis vertrieben wurde und noch itzt, unter dem Schutze der Compagnie an der Gränze seines vorigen Gebiets wohnt, hat noch nicht alle Hofnung aufgegeben seine Rechte wieder zu erlangen, und kürzlich zu dem Ende einen schwachen Versuch gemacht, so daß die Regierung von Nipal es für räthlich hält, die Bewohner durch diese Kunstgriffe an sich zu fesseln. Während des letzten Krieges zwischen Tibet und China erlitt der Ackerbau in Nipal eine einstweilige Unterbrechung, da die Bewohner in das Heer eintreten mußten und als die schon schlechte Ernte von Nipal durch einen Hagelschauer vollends zerstört wurde, so war der reiche Ertrag dieses Thales ein sehr willkommenes Aushülfsmittel.

Das Hügelfort von Muckwanpur kann man schon mit bloßem Auge von dem Ufer des Kurra erkennen an dem das Dorf Muckwanpur liegt. Obgleich es nicht sehr stark zu sein scheint, so brachten dennoch der Regent und einige der vornehmsten Großen von Nipal ihre Schätze dahin, als sie von den Chinesen bedrängt wurden. — Der Kurra entspringt in einem der Hügel und fällt, nachdem er sich durch das Thal geschlängelt hat, zwei Meilen unterhalb Hettaura in den Rapti. — Auf dem Wege vom Dorfe Muckwanpur nach Hettaura kommt man durch eine Schlucht der Muckranihügel und durch den Kurra der an dieser Stelle sehr reich an Eisen ist. Dieser Platz wird von den Hindus für sehr heilig gehalten, und führt den Namen Nagdio (die göttliche Schlange): weit entfernt die Fische die darin sind zu stören, füttern sie sie vielmehr. — Hettaura ist, obgleich der Mittelpunkt des Handels zwischen Nipal und den Besitzungen des Viziers und den westlichen der Compagnie ein elendes Dorf das 50—60 Häuser enthält, unter denen das einzige zierliche kürzlich von Zorawar, dem Statthalter des westlichen Turrye erbaut worden ist. Es hat eine sehr gesunde Lage, denn obgleich sehr hoch gelegen, ist es doch von vielen mit Gehölz bewachsenen Hügeln umgeben. Der Rapti der bei Hettaura ziemlich breit ist, und in einem Berge östlich von Tschusapani entspringt, ergießt sich in den Gunduck, man muß ihn aber nicht mit einem Flusse gl. N. der unterhalb Goruckpur fließt verwechseln.

Segouly liegt an dem linken Ufer des Buri Gunduck, welcher in der Nähe von Somaiser entspringt; dieser Fluß ist den größten Theil des Jahres über, bis nach Segouly hinauf für Boote von bedeutender Tonnenlast schiffbar und in Hinsicht des Handels besonders wichtig, da er durch die Ausdehnung seines Laufs, seine Tiefe und seinen Zusammenhang mit andern Strömen, welche aus den naheliegenden Hügeln entspringen, für die inländische Schiffahrt die bedeutendsten Vortheile gewährt. —

Nördlich von dem Buri Gunduck fließt der Tillâwe, ein kleiner Fluß der aus den benachbarten Hügeln kommt, und bei Singroli in den Buri Gunduck fällt. Das Gurry oder kleine Lehmfort von Ullôn welches an die Stelle des Forts von Persa getreten ist, das itzt in Trümmern liegt, besteht aus 6 runden Bastionen, welche durch eine mäßige Mauer vereinigt und von einem ziemlich bedeutenden Graben umgeben sind. — Gunpusra liegt an dem Rande des großen Waldes der indeß in dieser Gegend nicht sehr dicht ist. Um das Dorf her ist die Gegend ziemlich offen und keines weges unangebaut, an der Westseite desselben fließt ein kleiner langsam strömender Fluß der Sunghya der in den Fluß Bohira, sieben Meilen östlich von Gunpusra fällt. Der Subah von Turrye hat hier ein Haus, in dem er sich zu Zeiten aufhält; sein gewöhnlicher Aufenthaltsort aber ist Bharah, das aber keinesweges so nett gebaut und so groß als Gunpusra ist. Allein auch dieser Ort ist und bleibt immer nur ein elendes Dorf, obgleich es der Durchgangsort für die Waaren ist, die zwischen Nipal, Benares, Aude und Patna über die Tschusapany-Gebirge hin und her gehen.

Der Fluß Batschiacori in dessen Bette man eintritt, sobald man aus dem Walde kommt, ist, wenn nicht durch Regengüsse angeschwellt, von sehr unbedeutender Breite. Obgleich nicht von so ungeheueren Felsen als der Sakti in seinem Laufe gehemmt, ist der Weg durch das Bett des Batschiacori doch nicht ohne Beschwerde, für Wagen aber unbefahrbar. — Die Hügel an den Ufern des Flusses bestehen vorzüglich aus leichtem Sande und Kies ohne felsige Lagen, woher sich auch der Umstand erklären läßt, daß während an den Ufern des Sukti keine einzige Fichte

wächst, die des Batschiacori damit bedeckt sind. Eine davon, welche man gefällt hatte, und die queer über den Weg hin lag, maß ungefähr 90 Fuß in der Länge und hatte nicht weniger als 8 Fuß im Umfange *).

Hettaura liegt am Fuße einer Hügelreihe und gerade an der Stelle, wo der Rapti in das Muckwanpur-Thal eintritt. In der Nähe der Stadt ist diese Hügelreihe aus einem verworrenen Haufen von Hügeln zusammengesetzt, welche nach verschiedenen Richtungen von schmalen Thälern und Schluchten durchschnitten sind, welchen Anblick auch der größere Theil des Bergstriches gewährt, der unter dem allgemeinen Namen Nipal bekannt ist. Die Abhänge der Hügel sind etweder überall mit großen Wäldern, vorzüglich von Sissu Bäumen, oder mit Kornfeldern bedeckt. — Der Rapti enthält in der Gegend von Hattaura einen Ueberfluß an Fischen, den oberen Theil ausgenommen, welcher zu reißend und zu seicht ist, obgleich sich in den Gruben Fische aufhalten, vorzüglich der Sahar, welcher dem Rochen gleicht und sehr geschätzt wird. Eben so giebt es auch einige wenige Gaolir oder Forellen darin, die auf folgende Art gefangen werden. Mitten über das Bett des Flusses sind 7—8 große Fangnetze gezogen, welche an große in den Grund getriebene Stangen befestigt sind. Zu jedem Netze gehört ein Mann oder ein Knabe der ein Netz um seinen Leib befestigt hat, das hinten herabhängt, und in welches er die Fische legt, die er fängt, und dies bewerkstelligt er durch Untertauchen. Die Fischer tauchen Kopf unter, obgleich sie sich nicht bis über die Mitte des Leibes in das Wasser stürzen, und dabei die Füße senkrecht in die Höhe strecken, während sie die Fische mit der Hand, zuweilen aber auch mit den Zähnen ergreifen. Nachdem sie eine Zeit lang an einem Orte geblieben sind, ziehen sie die Netze weiter den Strom hinab, und werfen dann noch einzelne Netze aus. Sowohl Bim Schah als sein Bruder

*) Diese Fichtenart, in Nipal Sulla oder Surren — Dhub genannt, enthält sehr viel harzige Theile. Der Zweige bedient man sich gewöhnlich als Fackeln, und des Harzes zu Opfern und Salben. Das Holz dient zu Balken für die Häuser.

Rudur Bir *) schienen an dieser Belustigung viel Gefallen zu finden: sie warfen sich in den Fluß, und machten, bis auf das Tauchen alle Arbeiten mit, wobei sie ohne Rückhalt sich unter das Volk mischten, das auch seiner Seits, (z. B. die Soldaten in Gegenwart der Ober-Offiziere) kein Bedenken trug, seine Gesinnungen laut werden zu lassen.

Seit dem Abschlusse des Handelsvertrages, durch welchen festgesetzt worden ist, daß die Regierung von Nipal nur bei Tschusapany für den westlichen, und bei Sunduly oder Sidly für den östlichen Handel Zoll erheben soll, sind keine Zölle mehr bei Hettaura erhoben werden. Vor dieser Uebereinkunft waren die Erhebungen von der Einfuhr sehr willkührlich. Bei allem diesen leidet indeß der Handel noch unter manchen Schwierigkeiten: sehr oft wird die Reise der Kaufleute durch Mangel an Trägern verzögert, und als wir ankamen, trug die Regierung kein Bedenken, sowohl zu Hettaura als zu Gulpusra, die Fuhrleute für uns in Beschlag zu nehmen, welche sie für sich gedungen hatten. — Da jenseits Hettaura kein Gepäck oder Waare auf einem andern Wege fortgeschafft werden kann, als auf den Schultern von Hügel-Trägern, so hat die Regierung den Preis für ihre Dienste festgestellt. Von Gulpusra bis Khatmandu werden 3¼ bis 3½, von Hettaura bis dahin 1¼ bis 1½ Nipal-Rupien für jeden Mann der entweder in einer Dhoka (Tragekorb), oder auf andere Art ein Gewicht von 18 Dharnis oder ungefehr 45 Sirs (180 Pfd.) seine eigenen Lebensmittel ausgenommen, trägt. Auf diese Preise hat indeß auch die Jahreszeit Einfluß indem sie bei heißem Wetter höher als bei kaltem sind. Die Träger gehören gewöhnlich zu den Dschapu und Dodsche Stämmen der Niwars, obgleich auch mehrere Bhautias oder Tibetaner unter ihnen sind, aber diese kommen selten in das Turryani hinab, dessen Klima

*) Der erste ist ein Verwandter des regierenden Rajah von Nipal, und wurde mit anderen Abgeordneten nach Patna geschickt, um die britische Gesandschaft nach Nipal zu führen, während sein jüngerer Bruder Rudur Bir eine Abtheilung der Leibwache des Rajah befehligte, welche den britischen Gesandten begleitete.

sie womöglich noch mehr scheuen als die Nivars, welche indeß keine Anerbietungen bewegen können nach der Mitte Aprils, über Hettaura hinauszugehen. Auch Reisende vorzüglich Frauen werden sehr oft in Dhokas über die Berge getragen. Statt der Palankine bedient man sich einer Art von Hangmatte, die beinaha denen auf Madeira üblichen gleicht. Sie besteht aus einem Durwan oder baumwollenen Sack, dessen Ende um einen, gewöhnlichen von Dschuggurholz gemachten Stab geschlungen wird. Eine jede solche Hängmatte wird von 4—8 Trägern getragen die, wenn es ihrer vier sind unter die Hauptstange gewöhnlich noch eine Nebenstange quer unten befestigen, von denen jeder Träger ein Ende trägt. Diese Palankinträger erhalten dasselbe was die Waarenträger bekommen. Leute von einem gewissen Stande haben ihre eigene Hangematten ohne jedoch die nöthigen Träger dazu zu unterhalten, weil die Pächter von Dschaghires und anderen Ländereien, diesen Dienst für die Eigenthümer leisten müssen. *)

Hettaura gehört ob es gleich nur ein wenig unterhalb des Tschiriagati liegt, doch noch zum Turryani von Nipal so wie die ganze Gegend südlich von Tschusapany: Turryani bedeutet eigentlich niedriges oder morastiges Land: das Turryani von Nipal, ist in Subahs oder Statthalterschaften eingetheilt: die des Zorawar Sing, die sich von dem Flusse Gunduck bis zu dem Kousi erstreckt, ist wiederum in 5 Zillahs getheilt, welche in 27 Pergunnahs zerfallen. So ausgedehnt diese Statthalterschaft indeß ist, so zieht der Rajah von Nipal keine bedeutende Einkünfte daraus, was zum Theil eine Folge der vielen Dschaghires und Brhemoter-Ländereien, theils auch des wenigen Anbaus der Provinz ist. Man behauptet indeß auch daß die Zemindars oder Gutsbesitzer die Ländereien unter sehr billigen Bedingungen besitzen, und daß die Regierung sich damit begnügt, den Ertrag mit ihnen zu theilen. — Die höchste Summe welche Zorawar jährlich nach Khatmandu schickt,

*) Werden, wie zuweilen geschieht, die Träger für einen Tag angenommen, so erhalten sie zwei Annas auf den Mann, die Lebensmittel ungerechnet welche sie täglich 3 Mal bekommen.

beträgt 2 Lack (200,000) Rupis, obgleich seinen reinen Einkünfte nach Abzug aller Unkosten der Erhebung, das Doppelte dieser Summe betragen sollen, welche er jedoch nicht genießen kann, da er sie mit den Beamten in Khatmandu theilen muß, die der Bestechung sehr zugänglich sind. Das östliche Turrye (das wir zum Unterschied von jenem so nennen) das im Ganzen ein bei weiten fruchtbarerer und bevölkerterer Strich ist, bringt nicht mehr als $1\frac{1}{4} - 1\frac{1}{2}$ Lack Rupis ein, enthält aber mehr Dschaghires: das westliche Turrye könnte wegen seiner Fichten Wälder für den Schiffbau sehr wichtig werden.

Bei Hettaura ist ein Gebüsch von schönen Saul-Bäumen; Fichten sieht man nicht in der Gegend. Unter den Mineralien war ein Stein der mir ein gewöhnliches Eisenerz zu sein schien, dem aber die Einwohner dadurch eine magnetische Kraft mittheilen sollen, daß sie ihn in eine frische Büffelhaut wickeln, und ihn sodann einige Zeit lang in die Erde legen. Unter den Gewächsen fanden wir hier einen sonderbaren Strauch, Khakfi genannt, dessen Blätter die Stelle des Schmirgel oder des Polierpapiers vertreten indem sie den härtern Hölzern eine schöne Politur mittheilen. —

(Fortsetzung im nächsten Heft)

II.

Statistische Nachrichten über Schweden.

I. Bevölkerung im Jahre 1810.

Die folgenden Angaben sind ein Auszug aus den vom Hrn. Nicander mitgetheilten Berichten des schwedischen Tabellcomtoirs in den Kongl. Wetenskaps Academiees Handlingar för år 1813, (S. 63—80. und 155—174.) und für 1811 und 1812 sind die Angaben über die Gebornen und Gestorbnen ebend. för år 1814. S. 143—155 mitgetheilt. Die Listen über die Aussaat und den Ertrag der Aerndte und über den Viehstand während des gedachten Zeitraums ebend. 17—25. Aus allen diesen Aufsätzen habe ich hier alles dasjenige zusammengestellt, was mir für den Statistiker und die politische Arithmetik ein allgemeines Interesse zu haben schien, und ich schmeichle mir daß meine auf die Bearbeitung dieser Aufsätze verwandte Mühe den Lesern und Freunden unsrer Zeitschrift angenehm seyn werde. Besonders interessant sind die Listen über die Manufacturisten und Handwerker, woraus man sichre Schlüsse auf den Zustand der Gewerbsamkeit in Schweden machen kann. Auf diese Weise und in einem solchen Umfange sind die Nachrichten des Tabellcomtoirs bis jetzt noch nie bearbeitet worden. Die Berechnungen, die unter den Rubriken V. und VI. angestellt werden, sind allerdings sehr unsicher: es lassen sich diese Verhältnisse mit keiner mathematischen Genauigkeit controlliren, doch sind die mitgetheilten Daten in mehr als einer Hinsicht wichtig. Ehmals ward das schwedische Tabellwerk für höchst musterhaft gehalten, und ihm kommt unstreitig das Verdienst zu, äußerst wichtige Materialien für die politische Rechenkunst geliefert zu haben. Ungeachtet der Umfang seiner Beschäftigungen in neuern Zeiten sehr erweitert worden ist, so fehlt doch noch viel, bis es alle Gegenstände umfaßt, die zur statistischen Kenntniß des Reichs gehören: um recht brauchbar zu werden, müßte man es in eine ordentliche statistische Behörde verwandeln: die Kosten würden dadurch nur unbedeutend erhöht werden. Musterhaft sind die Schemata, nach denen die statistischen Notizen im statistischen Bureau des preußischen Staats gesammelt und verarbeitet werden.

I. Die gesammte Bevölkerung nach den Landschaften vertheilt, betrug:

Stockholm,	Stadt.	29,619	Männer.	35,855	Weiber.	65,474	überhaupt.
Stockholm,	Statthalterschaft.	45,758	—	50,930	—	96,688	—
Upsala,	—	38,040	—	42,537	—	80,577	—
Nyköping,	—	47,177	—	51,486	—	98,663	—
Linköping,	—	77,417	—	85,903	—	163,320	—
Jönköping,	—	54,940	—	61,191	—	116,131	—
Verid,	—	42,726	—	47,251	—	89,977	—
Calmar,	—	65,781	—	72,640	—	138,421	—
Gottland,	—	15,180	—	17,427	—	32,607	—
Bleking,	—	33,348	—	35,847	—	69,195	—
Christianstad,	—	58,548	—	61,963	—	120,511	—
Malmö,	—	76,017	—	77,807	—	153,824	—
Halland,	—	35,125	—	38,561	—	73,686	—
Gothenburg,	—	57,015	—	59,605	—	116,620	—
Wennersborg,	—	73,471	—	78,892	—	152,363	—
Skaraborg,	—	64,872	—	70,617	—	135,489	—
Carlstad,	—	64,934	—	69,874	—	134,808	—
Oerebro,	—	45,404	—	49,832	—	95,236	—
Westeras,	—	38,106	—	44,095	—	82,201	—

Falun,	Statthalterschaft.	55,320	Männer.	63,332	Weiber.	118,652	überhaupt.
Gefle,	—	39,168	—	44,426	—	83,594	—
Herndsand,	—	28,353	—	32,147	—	60,500	—
Jämtland,	—	15,979	—	17,200	—	33,179	—
Westerbottn,	—	16,249	—	17,484	—	33,733	—
Norrbottn,	—	15,461	—	16,941	—	32,402	—
	Summa	1,134,008	—	1,243,843	—	2,377,851	—

In den 5 Jahren von 1805 — 1810 hat die Bevölkerung sich bedeutend vermindert; der jährliche Zuwachs der Bevölkerung, Finland eingerechnet, stieg damals auf 28472 Personen: in den letzten 5 Jahren hat aber die Zahl der Todten die der Gebohrnen um 11894 Personen überstiegen. Auf königl. Befehl sind die Tabellen für 1805 umgearbeitet worden und Schweden wenn Finland abgerechnet wird, hatte damals 2,412,772 Einwohner: so daß sich also die Bevölkerung seit dieser Zeit um 34,921 Personen vermindert hat. Am auffallendsten ist diese Verminderung in Stockholm, das im J. 1805 72,652 Einwohner zählte. Die Zahl der Gebohrnen und Gestorbnen hat sich in den letzten Jahren folgendermaßen verhalten:

	Gebohren.		Gestorben.	
	Männer.	Frauen.	Männer.	Frauen.
1806.	37,784.	36,797.	32,724.	33,004.
1807.	39,069.	36,773.	30,743.	31,575.
1808.	37,899.	36,064.	41,890.	40,421.
1809.	32,629.	31,671.	47,574.	45,958.
1810.	40,459.	38,457.	38,095.	37,512.
1811.	43,291.	41,572.	35,244.	34,002.
1812.	41,401.	39,678.	36,992.	36,103.

Durch die allgemeine Einführung der Schutzblattern im J. 1804 ist die Furchtbarkeit der natürlichen Blattern sehr vermindert: worden ehmals waren sie alle 4 oder 5 Jahre epidemisch und rafften jedesmal 5 — 8000 Menschen fort. Am furchtbarsten sind sie seit jener Zeit 1809 gewesen: in welchem Jahre 2404 an den Blattern gestorben sind. Auffallend ist die große Zahl von Kindern, die jährlich von Ammen und Müttern erstickt werden: sie hat im Durchschnitt jährlich 381 betragen: die Zahl der Selbstmörder ist im Durchschnitt 80, ermordeter Kinder 10 gewesen.

Das Verhältniß der unehlichen Kinder zu den ehlichen hat in einem ungemeinen Grade zugenommen:

Von 1775 — 1795 war es wie 1 zu 21.
— 1795 — 1800 — — — 1 — 20.
— 1800 — 1805 — — — 1 — 17.
— 1805 — 1810 — — — 1 — 15.

Der Bevölkerung ist aber die große Zahl unehlicher Geburten sehr nachtheilig, weil fast die Hälfte der unehlichen

Kinder jährlich stirbt und in Stockholm noch mehr: hier verhalten sich die unehlichen Geburten zu den ehlichen wie 1 zu 3. — Die ganze Bevölkerung enthielt im J. 1810 451,116 Familien oder Haushaltungen, (es kommen also auf die Haushaltung 5½ Einzelne im Durchschnitt). Unter denselben befanden sich 236,827 arme und 72,780 blutarme (utfattige) Familien.

II. Bevölkerung der schwedischen Städte nach absteigender Größe 1810.

Stockholm,	65,474	Einw.	Wennersborg,	1534	Einw.
Gothenburg,	19,856	—	Sandsvall,	1473	—
Karlskrona,	10,639	—	Lidköping,	1435	—
Norrköping,	9048	—	Hudviksvall,	1429	—
Malmö,	5796	—	Arboga,	1412	—
Gefle,	5558	—	Wadstena,	1361	—
Falun,	4266	—	Söderhamn,	1348	—
Kalmar,	4237	—	Kristinehamn,	1282	—
Upsala,	4076	—	Marstrand,	1259	—
Wisby,	3577	—	Weriö,	1228	—
Karlshamn,	3569	—	Warberg,	1195	—
Linköping,	3285	—	Eksjö,	1150	—
Lund,	3100	—	Köping,	1143	—
Uddewalla,	3100	—	Halmstad,	1134	—
Jönköping,	3017	—	Strömstad,	1123	—
Oerebro,	3013	—	Enköping,	1112	—
Westerwik,	2861	—	Strängnäs,	1063	—
Landskrona,	2831	—	Mariestad,	1044	—
Westeras,	2731	—	Umea,	1039	—
Cristianstad,	2713	—	Södertelge,	987	—
Ystad,	2608	—	Waxholm,	975	—
Sala,	2262	—	Wimmerby,	969	—
Karlstad,	2219	—	Lulea,	873	—
Nyköping,	2179	—	Laholm,	864	—
Helsingborg,	2087	—	Kongelf,	864	—
Eskilstuna,	1855	—	Alingsas,	862	—
Herndsand,	1769	—	Norrtelge,	851	—
Boras,	1750	—	Skara,	848	—

Amal,	843	Einw.	Lindesberg,	552	Einw.
Söderköping,	819	—	Sköfde,	549	—
Sölvitsborg,	779	—	Skandr,	546	—
Skenninge,	777	—	Torshälla,	541	—
Askersund,	768	—	Grenna,	503	—
Ulricaehamn,	750	—	Osthammar,	496	—
Cimbritshamn,	700	—	Säter,	467	—
Hedmora,	699	—	Falkenberg,	461	—
Mariefred,	665	—	Trosa,	459	—
Oeregrund,	661	—	Hio,	409	—
Falkenberg,	636	—	Sigtuna,	380	—
Pitea,	634	—	Kongsbacka,	347	—
Nora,	627	—	Oestersund,	221	—
Engelholm,	592	—	Falsterbo,	175	—
Filipstad,	560	—	Malmköping,	164	—

In allen 86 schwedischen Städten lebten überhaupt 228,109 Menschen: es verhalten sich also die Bewohner in den Städten zu den Bewohnern auf dem Lande wie 1 zu 10.—

III. Vertheilung der Bevölkerung nach Ständen und Gewerben.

Adel,	9572	Personen.
Lehrstand,	14,145	—
Standspersonen,	59,068	—
Bürger,	62,206	—
Bauern,	1,753,005	—
Uebrige,	479,855	—
Summa	2,377,851	—

Beamte und Gewerbe.

I. Lehrstaat.

Prediger	3041
Lehrer	598
Hofmeister	276
Studirende	3485
Kirchenbediente	3447
	10847
Wbr. u. Kdr.	14804
Summa	25651

II. Civilstaat.

Höhere und niedere Staatsbeamte	4293
Aerzte,	201
Feldscheerer	191
Architekten	11
Kronbedienung	933
Zollbedienung	944
Latus	6573

Transport	6573
Polizei	196
Bergwesen	114
Jagd- u. Forstwesen	348
Schleusen, Brücken und Fähren	201
Strandungswesen	308
Wachen	1026
	8766
Wbr. u. Kdr.	15205
Summa	23971

III. Kriegsstaat.

Officiere	1747
Unterofficiere	1834
Soldaten und Matrosen	34097
Zimmerleute	1524
Spiel —	643
Stadt- und Brandwachen	1016
Troßknechte	189
	41050
Wbr. u. Kdr.	67953
Summa	109003

IV. Seeleute.

Schiffer	1546
Matrosen	6047
Lootsen	557
Feuerthürmer	36
	8186
Wbr. u. Kdr.	11298
Summa	19484

V. Handelnde.

Großhändler	307
Mäckler	26
Schiffsmäckler	22
Latus	355
Transport	355
Buchhändler	15
Möbelhändler	5
Galanteriehändler	45
Kleinhändler	2268
Kaffeewirthe	18
Speisewirthe	364
Krüger	1061
Handlungsdiener	2495
Ladenjungfern	149
	6773
Wbr. u. Kdr.	6658
Summa	13431

VI. Bauern.

Bauern auf eigenen Höfen	153,797
Pachtbauern	52,158
Colonisten	4265
Häusler u. Einlieger aller Art	104,272
Küsten- (Skär) Bauern	4393
Alte nnd unfähige Bauern und Einlieger	39,557
Knechte	199,196
Buben	79,215
	636,853
Wbr. u. Kdr.	719,675
Summa	1,356,528

VII. Bediente.

Inspect. u. Vögte	1134
Kammerdiener	134
Gärtner	985
Gehülfen derselben	998
Diener u. Aufwtr.	2148
Jäger	81
Latus	5480

Transport	5480
Holzwärter	568
Kutscher	743
Fischer	348
Knechte	15983
Dienstjungen	4631
	27753
Wbr. u. Kdr.	15684
Summa	43437

VIII. Manufacturen und Fabriken.

Alaunfabrikanten	2
Apotheker	77
Bandfabriken	10
Brandweinbrenner	30
Buchdrucker	30
Eisenmanufacturisten	52
Eisengruben	22
Gärbereien	9
Gießereien	3
Glasfabriken	4
Gold Silber u. Bleihütten	16
Hochöfen	117
Kalkbrennereien	29
Kartenfabriken	5
Kattundruckereien	7
Kupfergruben	3
Kupferhämmer	1
Kupferhütten	50
Lackfabriken	2
Leinwand und Baumwollenfabriken	12
Mechanische Werkstätten	2
Messingfabriken	4
Mühlen	346
Papiermühlen	21
Pfeifenfabriken	3
Latus	847

Transport	847
Porcellanfabrik	1
Pottaschbrennereien	4
Sägewerke	4
Saffianfabriken	2
Scheidewasserfabriken	1
Schwefel, Vitriol, Braunrothfabr.	2
Seidenfabriken	27
Seifenfabriken	7
Segeltuchfabriken	2
Spiegelfabriken	5
Stärkefabriken	2
Stahlwerke	1
Stangeneisenhämmer	132
Steinbrüche	4
Strumpffabriken	
Seidne	15
Wollne	1
Thrankochereien	7
Tabacksfabriken	40
Tuchfabriken	69
Walkereien	2
Wollenzeugfabriken	11
Ziegelhütten	22
Zuckersiedereien	23
Verschiedne	135
Eigner	1430
Contoristen	1012
Meister	3245
Gesellen	3446
Lehrlinge	2931
Männl. Arbtr.	15594
Weibl. —	2482
Ladendiener	31
	20151
Wbr. u. Kdr.	42547
Summa	62698

IX. Handwerker in den Städten.

Bäcker	281
Barbiere	14
Baumeister	49
Bildhauer	16
Blockdreher	15
Böttcher	137
Brauer	170
Buchbinder	126
Buntfutterer	50
Bürstenbinder	15
Chocolademacher	2
Ciseliers	3
Corduanmacher	132
Destillatörs	2
Drechsler	133
Fächermacher	4
Färber	179
Farbenbereiter	1
Feilenhauer	3
Filzmacher	1
Fischer	388
Fischkäufer	34
Formschneider	3
Fuhrleute	233
Futteralmacher	4
Gärber	250
Gärtner	92
Gelbgießer	33
Gipsbildner	3
Gläser	138
Glasschleifer	4
Goldschläger	4
Goldschmidte	248
Goldzieher	3
Gravörs	20
Gürtler	108
Latus	3698

Transport	3698
Hagelgiesser	1
Handschuhmacher	208
Hufschmiede	165
Hutmacher	298
Instrumentenmacher	30
Juweliere	33
Kammmacher	18
Kardenmacher	13
Kleinschmidte	180
Klempner	38
Klockengießer	13
Knopfmacher	33
Korkschneider	4
Kupferschläger	259
Kunsttischler	13
Lackierer	1
Leinweber	32
Maler	179
Maurer	135
Mechanisten	9
Medaillörs	2
Messerschmiede	30
Messingschläger	18
Miethkutscher	16
Nadler	37
Orgelbauer	4
Parasolmacher	4
Pelzer	9
Perükenmacher	59
Pfeifenschneider	2
Pistolenschmiede	29
Plattenschläger	28
Posamentirer	24
Pumpenmacher	7
Reifschläger	78
Sattler	192
Scheerenschleifer	7
Schlächter	107
Latus	5810

Schnei-

Transport	5480
Schneider	642
Schornsteinfeger	56
Schriftgießer	1
Schuhflicker	101
Schuster	812
Schwertfeger	11
Seiler	13
Sensenschmiede (Aggjernsſmider)	36
Sporenmacher	5
Sprützenmacher	34
Stahlarbeiter	9
Steinhauer	15
Steinschleifer	3
Strohutmacher	1
Stuhlmacher	20
Tapetenmacher	14
Tapezierer	3
Tiegelformer	3
Tischler	133
Töpfer	206
Tuchscheerer	23
Uhrfedermacher	1
Uhrmacher	145
Vergolder	18
Wattenmacher	3
Wachsarbeiter	3
Wachstuchmacher	5
Wagenmacher	120
Weberkammmacher	1
Weißgerber	165
Zimmerleute	314
Zinngießer	53
Zuckerbäcker	47
Verschiedne	110
Meistar	9066
Geselleng	6086
Lehrline	5904
Latus	21,056

Transport	21,056
Arbeiter	1601
Ladenjungfern	120
	22,777
Wbr. u. Kdr.	23,182
Summa	45,959

X. Handwerker auf dem Lande.

Baumeister	112
Bötticher	71
Drechsler	27
Mahler	40
Orgelbauer	3
Sattler	75
Schmiede und Hufschmiede	1298
Schneider	2796
Schuster	2387
Steinhauer	35
Stuhlmacher	13
Tischler	329
Uhrmacher	29
Wagenmacher	38
Verschiedne	172
Meister	7679
Lehrlinge	4745
	12424
Wbr. u. Kdr.	15660
Summa	28,084

XI. Dienstlose und Angesessne.

Lehrer	193
Civilbeamte	1288
Soldaten	12968
Seeleute	440
Kaufleute	193
Bediente	374
Latus	15,456

Transport	15,456
Fabrikeigner	692
Handwkr. in Stdt.	235
Dit. a. d. Lande.	639
Eigner ohne Amt u. Titel	336
Stadtbewohner, die nicht Bürger sind u. zu keiner der vorigen Classen gehören	1451
Bürger die zu keiner andern Classe gehören	1099
Arbeitslt. in d. Std.	4652
Ausgewanderte Bgr.	294
Bgr. in Flecken, die unter den Bauern aufgeführt sind	251
Landleute, die zu keinem andern Titel gehören	1359
	26464
Wbr. u. Kdr.	42239
Summa	68703

XII. Weiber und Wittwen.

Frauen die ein anderes Gwerb als die Männer haben	952
Geschiedne Frn.	2345
Wttw. in d. Stdt.	942
Wtw. auf d. Lande	10697
Wtw. v. Standesp.	1428
Wtw. die von ihrem Vermögen leben	9428
Wtw. die von Arbeit leben	35815
Wtw. die bei ihren Kdrn. leben	36535
Arme Wtw.	27369

NB. Diese Wtw. sind zum Theil wenn sie Gewerbe treiben, unter den frühern Rubriken einbegriffen.

XIII. Unverheirathete Weiber.

Gesellschafterinnen	1341
Erzieherinnen	346
Haushälterinnen	3377
Kammerjungfern	2792
Mädchen	258243
Dienstmädchen	77229
Ladenjungfern	279
Arbeiterinneu	1265
Unverheirath. die v. ihrem Vermögen leben	3494
Dergl., die für sich wohnen u. v. Arbeit leben	13701
Arme	11358
Summa	373,425

XIV. Arme und Gefangene.

	M.	W.
Kdr. in Waisenhäus. od. auf Pflege	6004	7011
Arme, die v. ihren Kdrn. odr. andern unterhalten werden	6964	14644

	M.	W.
Dti. die Unterstützung erhalten	7598	20474
Dit. in Armenh.	1460	6028
Dit. in Spitälern	433	984
Gefangene	442	277

XV. Lappen.

Lappen mit	M.	W.
Renthieren	669	594
Dit. ohne Renth.	547	693
Latus	1216	1287

	M.	W.
Transport	1216	1287
Umherstreifende und Hirten	349	349
	1865	1681
Smma	3546	

NB. Vor der Trennung Finlands betrug die Zahl der zu Schweden gehörigen Lappen:

Männer	2476
Weiber	2968
Zusam.	5444

IV. Eingegangne Ehen.

1806	19587	1810	25780
1807	19959	1811	25615
1808	19807	1812	22054
1809	18817		

V. Zustand des Ackerbaus.

Der Ackerbau hat in dem Jahrfünft v. 1805 bis 1810 in einem allmäligen Verhältniß zugenommen, und der Ertrag ist für das Bedürfniß des Reichs hinreichend gewesen. Die jährliche Aussaat hat in diesen 5 Jahren nach den Tabellen im Durchschnitt 1,204,381 Tonnen (à 4 Scheffel) von allen Getraidearten betragen. Die Vermehrung, zum 5ten Korn gerechnet, macht 6,027,719 Tonnen: hievon das neue Saatkorn und das Getraide, was zum Brantweinbrennen und für das Vieh erfordert wird, (878,800 Tonnen) abgezogen, bleiben 3944,538 Tonnen übrig, die unter die ganze Bevölkerung vertheilt, für den Einzelnen $1\frac{6}{10}$ Tonne zum Brotkorn geben. Man muß hieraus schließen daß die Tabellen über Aussaat und Ertrag mangelhaft sind:

die Verfertiger sind auch mit aller Mühe nicht im Stande sie ganz genau zu berichtigen und werden nur runde Zahlen erhalten: man muß daher wohl in der Aussaat 3 Tonnen auf jeden ganzen Hof und in der Vermehrung $\frac{2}{5}$ zur Correction annehmen: die Zahl der Höfe ist 66,405: dann macht die ganze Aussaat 1,403,596 Tonnen und der Ertrag 7,505,546 Tonnen, wovon, wenn die vorhin erwähnten Abzüge (2,282,396 T.) gemacht sind, 5,223,150 Tonnen übrig bleiben, und für den Einzelnen $2\frac{2}{10}$ T. herauskommen. Die Zollisten ergeben daß in den erwähnten 5 Jahren weniger Getraide als je zuvor eingeführt, im Gegentheil eine beträchtliche Menge ausgeschifft worden ist, und aus diesem Grunde scheint man den obigen Irrthum in den Listen annehmen zu müssen.

Anmk. Es liegt offenbar in diesen Angaben und Berechnungen viel Willkührliches; in vielen Ländern hat man längst darauf Verzicht geleistet, die Aussaat und den Einschnitt genau zu erfahren: die Summe des Getraides zum Branntwein und für den Unterhalt des Viehs ist zu geringe: die geringere Einfuhr in diesen fünf Jahren hatte ihren Grund in dem durch den Krieg gesperrten Verkehr. Daß der schwed. Ackerbau großer Erweiterungen fähig ist, muß man zugeben; es wird aber gewiß noch eine lange Zeit vergehen, ehe das Land im Stande ist unabhängig vom Auslande soviel zu erzeugen als die Bevölkerung erfordert, die immer zunimmt: dazu kommt daß Schweden seines Climas wegen sehr oft dem Mißwachs ausgesetzt ist.

Uebersicht der Aussaat in den verschiednen Landschaften im Jahr 1810.

NB. Der Acker ist nach Tonnenlandes bestimmt: das Schwedische Tonnenland beträgt 56000 Quadratfuß.

Statthalterschaften.	Aufgenom. Land.	Roggen.	Weizen.	Gerste.	Hafer.	Mischkorn.	Erbsen.	Kartoffeln.
Stockholm,	77,168	20,409	3118	12,057	3405	2736	2378	4929
Upsala,	85,078	19,273	1771	18,391	2230	2929	1366	2962
Nyköping,	58,358	17,261	2956	6029	2411	2284	1907	4161
Linköping,	120,470	26,869	3014	15,629	4388	15,940	4464	6122
Jönköping,	55,990	10,837	212	11,435	23,299	9044	815	4077
Wexiö,	39,611	13,553	72	17,901	4134	5754	237	2046
Kalmar,	77,858	26,669	1020	23,933	2056	107	869	7700
Gottland,	32,455	11,587	598	6655	426	1328	207	844
Bleking,	23,592	6351	347	10,663	774	228	518	9176
Christianstad,	100,816	23,463	739	32,922	10,414	2503	2349	8218
Malmö,	242,021	27,174	1973	56,465	28,259	7981	6126	7352
Halland,	46,536	8102	885	16,448	10,878	10,170	469	3158
Göteborg,	42,776	2234	774	13,630	17,847	7943	2674	4131
Wennersborg,	77,522	7670	664	11,209	44,269	13,531	2034	9504
Skaraborg,	150,127	18,715	1434	10,776	48,727	20,019	4116	5049
Carlstad,	101,916	7646	491	3609	67,810	5464	1186	5109
Oerebro,	55,244	13,996	560	2519	12,241	2590	1563	4127

Statthalterschaften.	Aufgenom. Land.	Roggen.	Weizen.	Gerste.	Hafer.	Mischkorn.	Erbsen.	Kartoffeln.
Westeras,	58,353	17,995	1133	8837	3831	3465	933	3321
Falun,	72,988	5428	58	5103	16,468	16075	1350	3232
Gefle,	35,521	4501	35	10,661	3182	2284	1458	3900
Herndsand,	31,439	1771	4	15,872	853	1718	866	2281
Jämtland,	14,041	414		7955	248	246	600	520
Westerbottn,	10,710	387		9861	22	65	3	405
Norrbottn,	7282	391	2	10,934	5	4	1	140
	1,617,872	239,196	21,860	339,554	308,870	134,408	38,471	102,464

Anmk. Die Vermehrung ist im Durchschnitt gewesen vom Roggen 6, vom Weizen 4, von der Gerste 5, vom Hafer 4, vom Mischkorn 5, von den Erbsen 4, von den Kartoffeln 7. Bei der obigen Berechnung über die Comsuntion muß in Anschlag gebracht werden, daß die unedlern Getreidearten Gerste, Hafer und Mischkorn (obgleich sie in Schweden auch zum Brode gebraucht werden,) bei weitem die überwiegenden sind, und bei der Verzehrung eine Tonne Kartoffeln, nicht einer Tonne Getreide gleich gerechnet werden kann. Noch kommt hinzu der ofne Acker der Städte 36726 Tonnenland, wovon 2 Drittheile im Durchschnitt besäet sind; zu freigebig und aller Analogie zuwider ist die Annahme, daß auf den Städtischen Ländereien der bessern Wartung wegen, das 9te Korn gewonnen werde.

Thomson in dem anzuführenden Werk tadelt den schwedischen Ackerbau, allein vieles liegt offenbar an dem Boden, der an vielen Stellen wirklich keinen bessern Anbau verstattet; alle Reisende in Schweden werden bemerkt haben, wie sorgfältig Plätze zwischen Felsen benutzt sind, die gewiß den mühsamsten Fleiß erfordern. Durch den Verlust von Finland behauptet Thomson, habe der schwed. Ackerbau gewonnen: denn durch die verminderte Concurrenz sey die einheimische Production ermuntert worden. Da der Preis in Schweden immer hoch genug gewesen ist, um aus den nördlichen Deutschland Verkäufer anzulocken, so läßt sich nicht leugnen, daß der einheimische Producent weit größern Vortheil haben muß, als der Ausländer, der außer den Kosten der Fracht noch auf die Unbestimmtheit des Courses rechnen muß. Gegründeter ist die Bemerkung, daß es in Schweden sehr an eigentlichen Pächtern fehlte, daß der Bauer meist zu kleine Grundstücke (im Durchschnitt von $27\frac{1}{2}$ englischen Morgen) und ein zu unbeträchtliches Capital besitze, um Verbesserungen zu machen. Die Felder sind in Schweden zum Theil so dicht mit Steinen besäet, daß man sich wundert, wie das Getreide überhaupt darauf wächst; der Landmann hat das Vorurtheil daß diese Steine das Getreide schützen: ein Bauer suchte daher den steinigsten Boden seines Feldes aus, um ihn mit Rocken zu besäen. *) Dieselben Vorurtheile herrschten ehemals in Schottland: aber die Felder sind hier von Steinen gereinigt worden und die Erndten statt fehlzuschlagen, wie von einigen vorhergesagt ward, nahmen nunmehr zu. Das artbare Land macht in Schweden nur etwa einen 62sten Theil von der ganzen Oberfläche aus: in England mehr als die Hälfte. Der schwed. Ackerbau ist gewiß vieler Verbesserungen fähig, und er macht wirklich Fortschritte: die Vereinigung Norwegens wird noch mehr dazu beitragen; aber schwerlich wird die Einführung der englischen Wirthschaft

---

*) Es wird sogar für schädlich gehalten die Steine zu entfernen: derselbe Aberglaube fand sonst auch in Schottland statt, und hängt wahrscheinlich mit der Meinung zusammen, daß Zwerge und Geister in den Steinen hausen.

der künstliche Futterbau u. s. w. so leicht seyn wie Thomson meint: offenbar stehn viele klimatische Hindernisse entgegen: auch ist der ganze Zustand des Landes durchaus anders als in England: es ist ein kühner Ausspruch der sich selbst widerlegt, daß der Ertrag leicht dreißigmal vermehrt werden könnte: wahrlich mit den winzigen Mitteln der Kunst lassen sich so ungeheure Resultate der widerstrebenden Natur nicht abzwingen: Herrn Thomson's Betrachtungen sind ein neuer Beweis, daß man der Statistik einen schlechten Dienst leistet, wenn man ihre Zahlenverhältnisse allein als bloß abstracte Größen außer ihrer Lebendigkeit auffaßt und anwendet.

VI. Anzahl des Viehs 1810.

Pferde	397,368	auf d. Ld.
	7521	in d. Stdt.
	404,889	
Ochs.	222,434	auf d. Ld.
	1270	in d. Stdt.
	223,694	
Kühe.	821,350	auf d. Ld.
	16,780	in d. Stdt.
	838,130	
Junges Vieh.	450,186	auf d. Ld.
	1917	in d. Stdt.
	452,103	
Schafe.	1235,488	auf d. Ld.
	7827	in d. Stdt.
	1243,315	

Nach Herrn Nicanders Bemerkungen ist die Zahl der Kühe nicht hinreichend, um die Einwohner mit der erforderlichen Menge von Milch, Käse und Butter zu versehn; er meint daß man in Schweden den Ertrag einer Kuh täglich nicht höher als auf höchstens eine Kanne (=132 franz. Kubikzoll) rechnen könne: es komme auf die Person also nicht mehr als 2½ Viertel (1 Kanne=8 Viertel) das Bedürfniß scheine wenigstens eine halbe Kanne zu erfordern und demnach müßte die Zahl der Kühe 1,188,925 betragen: und dieß Verhältniß müsse man auch annehmen: oder mit andern Worten, man müßte immer auf 2 Menschen eine Kuh rechnen. (Uns scheint diese Berechnung schwerlich Stich zu halten: das Bedürfniß der Seestädte wird zum Theil wohl aus der Fremde ersetzt, wie Stockholms aus Finland, Gothenburgs aus England u. s. w. und dann ist

die Consumtion zu hoch angenommen, da bei vielen Individuen der Brantwein die Milch ersetzt). Gegen die Zahl des jungen Viehs bemerkt Herr Nicander, daß wenn man annehme, daß der vierte Theil geschlachtet würde, auf jeden Menschen 15 Pfund Fleisch zur Verzehrung kommen: (angenommen daß das Stück nur 16 Lpf. wiege, à 20 Pfund, das höchste was man in Schweden rechnen dürfe:) er nimmt daher an daß die Menge des jungen Viehs wenigstens 706,314 (die Hälfte der Summen 1,188,925 und 223,704 der Kühe und Ochsen ausmache): dann kommen 7½ Lpf. auf den Einzelnen, was zwar geringe aber doch das Höchste sey, was sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen lasse. Hiegegen ist zu erinnern, daß bei weitem die größere Menge des Schlachtviehs aus alten Kühen und Ochsen besteht: daß aber auch andre Thierklassen als, Schaafe, Schweine, Federvieh und Wild einen beträchtlichen Theil zur animalischen Nahrung hergeben; mithin erscheint das angenommene Princip völlig unbegründet.

VII. Vermischte Bemerkungen über Industrie und Gewerbe in Schweden *)

1. Alaunwerk zu Hönsäter in Westgothland. Der Alaunschiefer findet sich ganz in der Nähe. Er wird zum Theil in freier Luft gebrannt und zum Theil als

*) Diese Bemerkungen sind ausgezogen aus: Travels in Sweden during the autumn of 1812. By Thomas Thomson. Lond. 1813 4. m. Ch. u. K. Nach dem ursprünglichen Plan unsrer Zeitschrift wünschen wir aus ausländischen Werken, die keine Uebersetzung verdienen, das Neue und Wichtige, in zweckmäßiger Bearbeituug, mitzutheilen: Deutschland ist an Nachrichten über Schweden so reich, daß eine Uebersetzung der erwähnten englischen Reise, ihrem ganzen Umfange nach, durchaus unnöthig ist: einzelne Bemerkungen des berühmten Chemikers über Gewerbe und Manufacturen besonders in Vergleichung mit England, scheinen mir besonders interessant und ich habe sie daher dem wichtigen Aufsatz als einen schicklichen Anhang beigefügt, der die neueste statistische Kenntniß Schwedensgewisser maaßen vervollständigt. R.

Brennstoff gebraucht, um die Alaunlauge verdunsten zu lassen: durch dieses oekonomische Verfahren wird ein doppelter Zweck erreicht: der Schiefer wird gebrannt uud die Lauge hinreichend gereinigt. Der gebrannte Schiefer wird in viereckige Gruben gethan, deren 26 sind: Wasser wird darauf gepumpt und das Ganze gut gemischt. Das Flüssige lößt auf diese Art einen Theil des Alauns auf. Es wird in mit Blei gefütterte Kessel abgelassen und bis zu der erforderlichen Dichtigkeit eingekocht: dann leitet man es in viereckige länglichte Pfannen, wo es allmählig krystallisirt. Diese Krystalle werden in Wasser aufgelöst nnd der Alaun wird auf dem gewöhnlichen Wege in einem reinen Zustande erhalten. Ich konnte nicht erfahren ob sie irgend ein Salz der Lauge beimischten, um sie zum Krystallisiren zu bringen: ich zweifle nicht daran, da an allen Orten von denen ich je gehört habe, solche Salze gebraucht werden ausser zu Tolfa in Italien, weil dort der Stein selbst die nöthige Potasche enthält. Der Alaunschiefer in der Nähe von Kinekulla scheint keinen Pyrites zu enthalten, denn ich sah in den Gruben keine Crystallisation von grünen Vitriol.

2. Glashütte zu Onås am Wener in Ostgothland. Es überraschte uns daß das zu dieser Fabrik bestimmte Haus ganz von Holz war. Hier wird bloß Fensterglas bereitet. Alle nöthige Artikel werden eingeführt. Der Thon zu den Töpfen kam aus England: der Quarz, den man gebrauchte, aus Gothenburg: ich weiß nicht woher das Alkali bezogen wird: aber es ward nicht an Ort und Stelle gewonnen. Die einzigen Vortheile, die diese Fabrik besaß, waren Ueberfluß an Holz und der Wassertransport nach Gothenburg. Die Art die Scheiben zu verfertigen ist von der in England und Frankreich üblichen verschieden und viel langsamer; dagegen sind sie schöner. Man bläßt das Glas in sehr große gläserne Kolben, an einem Ende offen und am andern verschlossen, genau wie die gläsernen Gefäße die die Chemiker zu Lufthaltern gebrauchen. Man schneidet die Spitze dieser Gefäße vermittelst eines heißen Eisens oder eines Stücks heißen Holzes ab und zugleich schlitzt man sie so genau als möglich von einem Ende bis zum andern auf: diese Cylinder werden alsdann auf einer rothglühenden Metallplatte flach gerollt: die Folge ist, daß die Scheiben-

glätter sind als die unsren und die Gegenstände zeigen sich durch sie an ihren wahren Stellen: sie haben alle Vortheile des Spiegelglasses ohne so theuer zu seyn.

3. Das Schwefelwerk zu Dylta. Der Schwefelkies lagert in einem Quarzfelsen und der Schwefel wird durch Hitze ausgeschieden: das Verfahren ist sehr einfach; der Kies wird in einer Art von niedrigem Gemach der Hitze ausgesetzt, aus welchem eine lange mit Holz eingefaßte Röhre über die Oberfläche der Erde läuft; ist der Proceß zu Ende, so wird die obere Bedeckung abgenommen und der Schwefel ausgefegt; er wird hernach geschmolzen und in Rollen gebildet.

4. Die Kohlenwerke bei Höganas. Man wußte längst, daß in diesem Theil von Schweden Kohlen vorhanden wären. Jetzt wird nur die Grube bei Höganas bearbeitet, die einer Gesellschaft gehört. Der Bau ward 1797 angefangen und steht unter der Leitung des Herrn Stafford, eines Engländers aus Newcastle, der die in seinem Geburtsort übliche Art zu arbeiten einführte. Es sind nicht weniger als 5 Dampfmaschinen vorhanden, die an Ort und Stelle unter seiner Aufsicht gebaut sind. Ich sehe dies für einen Mißgriff an, der den schwed. Actionärs viel Geld gekostet haben muß. Die Maschinen würde man aus England viel wohlfeiler haben verschreiben können: sie würden besser gearbeitet gewesen seyn und ihren Zweck besser entsprochen haben. Eine dieser Maschinen hat im Durchmesser 72 Zoll. Eine solche Maschine muß der Kraft mehrerer Pferde gleichkommen: sie entspricht dem Zwecke nicht und daher ist soviel Geld weggeworfen. Auf keinen Fall kann eine so ungeheure Maschine für eine Grube nöthig seyn, die gar nicht tief ist, und die in keinem großem Umfange bearbeitet ward.

Die Grube ist 30 Faden tief. Hr. Stafford bohrte bis zu der Tiefe von 80 Faden, ohne weiter Kohlen zu finden, obgleich er durch ein Bette von Kalkstein drang. Es sind Versuche bis auf 7 Meilen von der Grube gemacht worden, und die Kohlen erstrecken sich soweit ohne irgend eine Veränderung. Sie sind gar nicht von schlechter Beschaffenheit: sie gleichen an Aussehn der Kohle von Mid-Lothian oder der, die in Yorkshire, in der Nähe

von Sheffield vorkommt. Eine ungeheure Menge, die aus der Grube heraufgefordert war, war in der freien Luft aufgethürmt. Die Schweden kaufen diese Kohlen nicht, theils aus Vorurtheil, das sie gegen dieses Brennmaterial hegen, theils wegen des hohen Preises, den die Gesellschaft für ihre Kohlen fordert. Als ich zu Höganas war, kostete das Chaldron (= 2000 Pfund) 2 Pfund St. In einem Lande wie Schweden, wo der Arbeitslohn wohlfeil ist und aus einer Grube von so geringer Tiefe müßten die Kohlen viel wohlfeiler seyn als Newcastlesche, die aus einer ungeheuren Tiefe mit weit größeren Kosten gewonnen werden. Der einzige Weg die Kohlen als einen Verbrauchartikel in Schweden einzuführen ist Wohlfeilheit: alle Manufacturisten in Schweden versicherten mich, daß es vortheilhafter sey, Kohlen aus Newcastle kommen zu lassen, als schwedische einzuführen: selbst in Helsingborg, das nahe bei der Grube liegt, gebrauchte sie Niemand. Holz wird allgemein vorgezogen, obgleich es, da das umliegende Land von Waldungen entblößt ist, theuer seyn muß. Alle Kohlen aus Höganas gehn nach Dänemark: die Dänen waren so erbittert auf die Engländer daß sie die Einfuhr englischer Kohlen untersagten, und da sie dieselben nicht entbehren können, müssen sie einen höhern Preis für schwedische Kohlen von schlechter Beschaffenheit bezahlen. Wenn dieser unnatürliche Zustand aufhört, so muß der Preis der schwed. Kohlen entweder bedeutend heruntergesetzt werden oder sie werden keine Käufer finden. Wenn die Actionärs klug wären, so würden sie die gegenwärtige Gelegenheit benutzen, um durch möglichste Herabsetzung der Preise ihren Absatz zu erweitern und zu sichern. Die Hauptmaxime, wonach alle handelnde Völker sich richten sollten, wenn sie ihr eignes Beste verständen, ist einen kleinen Vortheil zu nehmen und sich einen ausgebreiteten Absatz zu sichern.

5. Uebersicht sämmtlicher Eisenwerke und ihres Ertrags.

Landschaften.	Gruben.	Ertrag a. Erz.		Schmelzofen.	Schmieden.	Stangeneisen.		Eisengeräth *).		Hauptertrag.	
Westbotten, Norrbotten,	2	2000	Schpf.	4	7	2595	Schpf.		Schpf.	2595	Schpf.
West Norrland,			—	5	15	9539	—	1469	—	11,008	—
Stockholmslän,	6	5751	—	6	5	10,970	—		—	10,970	—
Upsalal.	19	72,940	—	13	9	24,646	—	1585	—	26,231	—
Vesterosl.	17	100,516	—	31	49	42,339	—	1077	—	43,416	—
Nyköpingsl.	12	81,482	—	8	22	12,854	—	1946	—	14,800	—
Oerebrol.	55	164,431	—	82	64	53,548	—	5167	—	58,715	—
Carlstad,	35	126,818	—	35	69	66,214	—	1974	—	68,188	—
Großer Kupferberg,	20	146,000	—	72	56	32,712	—	4932	—	37,644	—
Gefleborgsl.	6	21,168	—	30	47	43,365	—	905	—	44,270	—
Linköpingsl.	3	3000	—	13	25	13,693	—	1906	—	15,599	—
Kalmarl.			—	10	13	6505	—		—	6505	—
Jonköpingl.	1	8000	—	14	11	4775	—	517	—	5292	—
Kronoborgl.			—	13	10	3366	—	323	—	3689	—
Skaraborgsl.			—	2	9	6043	—	112	—	6155	—
Elfsborgsl.			—		10	5289	—	3949	—	9238	—
	176		—	338	421	338,453	—	25,862	—	364,315	—
Neue s. d. 15. Jun. 1803 hinzugekom. Werke.						47,257	—	19,565	—	66,822	—
						385,710	—	45,427	—	431,137	—

*) Von den bis zum 1sten Jun. 1803 privilegirten Eisenwerken.

Das Eisen ist Schwedens Haupterzeugniß; und das schwed. Eisen ist von vortrefflicher Beschaffenheit, allein dieser Erwerbszweig ist in einem Zustande des Verfalls und wird bei einem allgemeinen Frieden noch beschränkter werden als gegenwärtig. Das engl. Eisen wird zu einem weit niedrigern Preise gewonnen und entspricht den meisten Zwecken so gut, daß es die Schweden größtentheils von den europäischen Märkten vertreiben oder sie nöthigen wird, so wohlfeil zu verkaufen, daß sie nicht länger mit Vortheil arbeiten können. Dann werden die kleineren Hämmer aufhören müssen und die Manufactur wird beschränkt seyn auf Schmieden wie die von Dannemora, die so vortreffliches Eisen hervorbringen, daß sie überall zu ihrem eignen Preise verkaufen können, ohne Nebenbuhler fürchten zu dürfen. Das Dannemoraeisen geht sämmtlich nach England: und der größte Theil wird von einem Hause in Hull gekauft. Es wird zu Stahl verarbeitet und in Sheffield ist man nicht im Stande gewesen aus anderem Eisen als von Dannemora Gußstahl zu verfertigen. Die Ursachen seiner Vorzüglichkeit sind nicht ausgemittelt: größtentheils scheinen sie in der Art der Bereitung zu liegen.

6. Werth der von den bedeutendsten Fabriken im J. 1807 verfertigten Waaren. Nach officiellen Angaben und dem von den Schaugerichten moderirtem Werth *).

Tücher	auf	415	Stühlen	durch	3448	Arbeiter.	825,477	Rthlr.	9	Sch.	2 R. Bco.
Stoffe	—	7	—	—	325	—	49,252	—	40	—	
Seidenwaaren	—	725	—	—	1157	—	453,560	—		—	
Baumwolle u. Leinwand	—	176	—	—	2976	—	78,761	—		—	
Fabrik zu Flor in Helsingland } von Leinwand							5136	—		—	
Dito in Wadstena } von Leinwand							2349	—		—	
Strümpfe							65,064	—		—	
Bänder							70,167	—		—	

*) Aus einer andern Mittheilung.

Cattundruckereien	281,653	Rthlr.		Sch.
Porcellan auf Rörstrand	35,111	—		—
Zucker und Syrup	505,589	—		—
Taback	231,657	—		—
Papier	66,556	—		—
Seife	54,388	—		—
Kobold zu Nåfwequara in Söddermannland	8832	—		—
Leder und Felle	134,775	—	27	—
Wachsbleichen (zwei)	35,908	—		—
Puder und Amidon	8855	—		—
Karten, Kork und Lack	7196	—		—
Korduan	8715	—		—

Die Manufacturen in Schweden, sagt Thomson, scheinen keiner großen Verbesserung fähig: ihre Neigungen eignen die Schweden nicht zu einem gewerbtreibenden Volk, sie scheinen der Unthätigkeit besonders ergeben zu seyn. Die jungen Leute in Stockholm beklagten sich über die Entfernungen zwischen den verschiednen Theilen der Stadt, und gaben die weiten Wege als eine Entschuldigung an, daß sie die Besuche nicht regelmäßig erwiederten. Jeder Geschäftsmann in London geht wenigstens zehn Mal mehr als Leute von ähnlichen Verhältnissen in Schweden. Ferner suchen die Schweden nur ihre Preise zu steigern, selbst wenn sie den Absatz einschränken oder gar vernichten sollten. Dazu kommt der Mangel an Wetteifer, wodurch der Eine genöthigt wird, mit einem mäßigen Vortheil zufrieden zu seyn. Die Schweden werden nie ein handelndes und gewerbtreibendes Volk werden, so lange die Bevölkerung so schwach und auf einen unermeßlichen Raum zerstreut ist.

VIII. Handel.

Schweden hatte in den letzten Jahren einen ausnehmenden Verkehr, weil Gothenburg der große Niederlagsplatz für englische Waaren wurde: allein der Gewinn ist vielleicht doch mehr scheinbar als wirklich gewesen: nur dann würde er von Bedeutung seyn, wenn die erworbnen Capitalien zur Befördernng einheimischer Betriebsamkeit angewandt werden. Ein bedeutender Handelszweig, mit Heering, hat ganz aufgehört; vom 1sten Nov. 1807—1808 wurden noch von den schwed. Städten an der Nordsee 98,431½ T. gesalzner, 1,755 T. geräucherter Heeringe und 7667 Ohm Heringsthran ausgeführt: seitdem aber hat Schweden selbst diese, für das Land unentbehrliche Bedürfnisse einverschreiben müssen. Der Handel leidet durch das lästige und verkehrte Zollsystem, durch die Verbote vieler Waaren, die dessenungeachtet Jederman gebraucht, und andre Hemmungen, die von der Gesetzgebung ausgehn.

III. Ueber

III.

Ueber das Verhältniß der Schweiz zu Deutschland und ihre Neutralität.

Den Neutralisten soll Niemand trauen,
Sie suchen ihr Eigennutz zu bauen.
(Altdeutsche Lehrrede.)

Jeder, der von der herrlichen und ruhmreichen Ermannung des deutschen Volks in unsern Tagen innig ergriffen ward, muste in dem allgemeinen Ausbruch einer Begeisterung, in der der Wille und die Kraft des Volks überall, wo sie nicht absichtlich niedergedrückt wurden, sich auf eine so würdige und erhebende Weise offenbarten, die Vorzeichen einer glücklichen Zukunft ahnden, die das, was Jahrhunderte hindurch die Edelsten und Besten zu erstreben gesucht, und in ihren heißesten Wünschen erfleht hatten, verwirklichen, die Kinder Einer Mutter vereinigen, den hohen unauflöslichen Bund deutscher Treue und Tapferkeit auf Tod und Leben versiegeln werde. Freilich sind diese Erwartungen bis jetzt nicht in dem Umfange in Erfüllung gegangen, als eine vielleicht zu ausschweifende Einbildungskraft den aufge-

regten Gemüthern vorgaukelte: die trennenden und selbstsüchtigen Grundsätze waren in einer Zeit, wo fremde Willkühr mit tyrannischer Strenge planmäßig daran arbeitete, sie geltend zu machen, zu tief gewurzelt, um von den erhabenen Ansichten einer treuen deutschen Verbrüderung, und den edelsteu Bestrebungen deutscher Männer, die das wahre Heil des Vaterlands in seiner Einheit erkannt hatten, von selbst zurückzutreten.

Wer darf indeß verzweifeln, daß ein Keim ausgestreut sey, der in Zukunft aufgehn und sich herrlich entwickeln wird, daß Anmaßungen und Ansprüche, die man um alles zu entfernen, was die Eintracht stören konnte, mit schonender Milde gelten ließ, endlich durch sich selbst untergehn werden? der Sinn für das Rechte, das so nahe liegt, und selbst von dem, der es in seinen Gründen nicht begreift, gefühlt wird, muß endlich allgemein werden; mit unwiderstehlicher Gewalt wird das, was die Gemüther belebt und begeistert, in das Leben eintreten: diese Ueberzeugung allein kann das dem Anschein nach so trostlose Geschäft versüßen, Wahrheiten zu wiederholen, deren Nothwendigkeit nur knechtische und eigennützige Seelen verkennen können, deren Verwirklichung aber als schwierig oder unthunlich verschoben wird: nnd diese Ueberzeugnng ist es allein, die die folgenden Betrachtungen veranlaßt hat.

Die Schweiz ist auf der Südwestseite Deutschlands natürliche Vormauer: den Deutschen muß daher alles daran gelegen seyn nicht nur, daß sie frei und unabhängig bleibe, sondern daß sie auch in einer festen und fortwährenden Verbindung mit ihnen stehe. Der größte Theil der Eidgenossen gehört der Sprache, der Abstammung und dem Character nach zu den Deutschen: nur den ehrgeizigen Entwürfen des habsburgischen Hauses muß es zugeschrieben werden, daß das Band, wodurch diese Landschaften und Gemeinden mit dem deutschen Reich zusammenhingen, aufgelöst ward, daß die Schweizer einen eignen Staatenverein bildeten und ihr wahres Interesse ganz aus den Augen verlohren: auch Maximilian I. erkannte daß die Eidgenossen eine Vormauer des Reichs ausmachten, daß sie sich frevelhaft von demselben getrennt hatten: er suchte vielleicht auf eine zu gewaltsame Weise die ältern Rechte in Aus-

übung zu bringen, und es ist Schade, daß die Trennung dadurch nur noch größer ward. Nicht wenig trug, allem Ansehn nach, der Untergang des Adels dazu bei, daß die Schweiz sich immer mehr von Deutschland losriß: den Hirten, den Bürgern war es natürlich sehr willkommen, aus einer Verbindung zu scheiden, die nichts Sichtbares und Klingendes einbrachte, die oft zu Opfern und Anstrengungen aufforderte: sie verkannten die größern und edlern Güter, die sie nur allein in Verbindung mit dem deutschen Volk erlangen konnten; in jeder höhern Hinsicht vermochten sie sich nur gemeinsam mit den Deutschen auszubilden, denn ihre Kunst und Wissenschaft wie ihre innere Natur und ihr Gemüth sind durchaus Deutsch; die großen und erhabnen Geister, die die Schweitz hervorgebracht hat, gehören dem deutschen Vaterlande an: Haller und Müller, Geßner und Füßli sind nicht die Ehre einer schweizerischen, sondern der der deutschen Literatur und Kunst. Aber die Schweiz ist auch nicht mehr im Stande, selbst sogar im Fall daß alle Eidgenossen einig wären und ihre inneren Zwiste vergessen hätten, sich allein zu vertheidigen, allein ihre Unabhängigkeit zu behaupten; die Geschichte der letztern Zeit giebt von dieser traurigen Wahrheit den vollständigsten Beweis: alle Vortheile des Landes, alle Tapferkeit der edelsten Helden war umsonst; bis zu den entlegensten und unzugänglichsten Pässen der Alpen drang die wilde Barbarei französischer Kriegsbanden.

Der Aufstand der Eidgenossen galt auch nur den Anmaßungen Oestreichs: ein allgemeines Gefühl der innigen und unauflöslichen Verwandschaft zwischen Deutschen und Schweizern erhielt die Verbindung mit dem deutschen Reich und die Eidgenossenen betrachteten die Deutschen als Brüder und Anverwandte. In den unglückseeligen Verträgen mit Frankreich war ausdrücklich festgesetzt, daß die Schweizer in französischem Dienst nicht gegen Deutschland fechten sollten. Die Franzosen weigerten sich aber diese Bedingung zu halten: als im Jahr 1635 die Schweizerhauptleute Heßy und Ridolla, Schwierigkeiten machten, in Deutschland einzurücken, ward ihnen gedroht, daß sie, wenn sie dem Befehl des Königs nicht gehorchen wollten, als Ausreiß-

ser behandelt werden sollten. *) Im Jahre 1639 erlaubten die Cantons ihren Unterthanen, zum Theil auf Betrieb des Schweizers Erlach, der sich den Franzosen verkauft hatte, dem König auch ausserhalb den Gränzen seines Reichs zu dienen. **) Durch Frankreichs Vermittlung ward im Westphälischen Frieden die gänzliche Trennung der Schweiz von Deutschland ausgesprochen; namentlich hörte seitdem aller Einfluß der hohen Reichsgerichte auf die Eidgenossenschaft auf: es lag diese Trennung nothwendig in dem beständigen System Frankreichs, das nur darauf gerichtet war, eine Vormauer Deutschlands nach der andern niederzureißen, und die Deutschen auf jede Weise zu schwächen, um sie desto sicherer zu unterjochen.

Seit den burgundischen Kriegen gerieth die Schweiz in eine höchst verderbliche nnd unnatürliche Verbindung mit Frankreich, der einzigen Macht, von der die Sicherheit und Freiheit der Schweizer wahrhaft gefährdet ward. Verderblich und unheimlich erschien dieser buhlerische Bund zu allen Zeiten treuen und redlichen Patrioten: wie schmählich behandelte Ludwig XI. die Gesandten, die 1477 an ihn gesandt wurden: bei der göttlichen Wahrheit, versichern sie, verruchter, unbarmherziger, verlogner Volk habt ihr nie gesehn. Uns thut in unserm Herzen weh, daß die dem König bewiesene Treu so klein geachtet wird und man uns nur mit Geld und Worten hintergeht; Brief und Siegel halten sie nicht. Laßt euch des Königs Geld und seiner Räthe süße Worte nicht bethören, Dinge zu thun, die unsre Nachkommen entgelten müssen. Ich wollt' das wir minder mit den Franzosen zu schaffen hätten, wie wir und unsre Väter gethan, da wir keine Pension hatten und behielten gleichwohl Land und Leute. Gnädige Herrn, laßt uns deutsch bleiben, die welsche Zunge ist untreu» ***) Goldene und unvergeßliche Worte: möchten sie nur Wurzeln

*) Memoires pour l'histoire du Card. Richeljeu par Aubery, Bd. I.

**) Memoires concernant le Général d'Erlach I, 97.

***) Stellen aus dem Bericht der Gesandten bei J. v. Müller V, 141.

in den Herzen gefaßt haben, und leider nicht so ganz verlohren gewesen seyn!

Zum Unglück behauptete der Eigennutz sein ewiges Recht: es wurden Verträge mit Frankreich geschlossen; seit den Zeiten Ludwigs XI. bis auf Bonaparte hinunter, haben Schweizer für Frankreich geblutet; so viel Schweizersches Blut ist seitdem in Frankreichs unnützen und ehrgeizigen Kriegen geflossen, daß ein ganzer Kanal von Paris nach Basel damit angefüllt werden könnte, wie einst ein Schweizer dem Franzosen zur Antwort gab, der ihm vorwarf wie seine Könige so viel Geld an die Schweizer gezahlt hätten, daß die ganze Straße von ihrer Hauptstadt bis Hüningen damit gepflastert werden könnte. Es wurden nicht bloß die Einzelnen besoldet, durch Werbegelder angelockt, sondern auch die Gemeinden und die Gewalthaber erhielten Jahrgelder, die als ein regelmäßiges Einkommen betrachtet wurden.

Seit dem Jahre 1480 da der erste Bund geschlossen ward, hat die Schweiz etwa 800,000 Mann gestellt und 600,000 sind von dieser Zahl geblieben; dafür sind unter dem Namen Friedgeld, Bundesgeld und geheimes Staatsgeld (an die vornehmsten Obrigkeiten) etwa 3 Millionen Gulden gezahlt, jährlich im Durchschnitt 10,000 Fl. Kein Staat, und selbst der kleinste nicht, soll sich um Subsidem willen an eine fremde Macht verkaufen: was kann aber gar eine so unbeträchtliche Summe wie die obige auf die Finanzen der Schweiz für einen Einfluß haben? Daß diese Verbindung mit Frankreich höchst verderblich war, darüber kann gar kein Zweifel seyn; die edelsten Patrioten haben es auch immer laut gestanden. Schon in den ersten Zeiten erhob seine begeisterte Stimme Ulrich Zwingli, der geistreiche und erleuchtete Bekämpfer der päpstlichen Anmaßungen, gegen diesen Mißbrauch und zog sich durch einen so rühmlichen Eifer den Haß seiner Landsleute zu, deren Eigennutz durch die Allianzen Befriedigung fand; »Niemand, sagt er, kömmt aus dem fremden Dienst zurück ohne neue Kleider, neue Sprachen, neue Flüche mitzubringen, selbst die Freiheit geräth in Gefahr, weil der wiederkehrende Krieger, nur zu sehr seinem Lohnherrn ergeben, fortdauernd Verbindungen mit ihm unterhält. Auch mit den Waffen

des Spottes bekämpfte er ein so entehrendes Verhältniß und in einem fabelischen Gedicht von einem Ochsen und etlichen andern Thieren, hat er das Schwanken seines Volks bei ihren auswärtigen Kriegsdiensten hart mitgenommen. *) Die Franzosen haben übrigens die Capitulationen nie der Uebereinkunft gemäß gehalten: beständig entstanden Klagen, daß die Pensionen und die Gehalte nicht gehörig bezahlt, die Soldaten vertragswidrig behandelt würden; öfters waren die Cantons entschlossen das ganze Verhältniß abzubrechen, aber dann in der Noth ward ein gewandter Unterhändler, wie 1628 Bassompierre, 1666 La Barde u. s. w. mit reichlichem Gelde abgeschickt: und die weisheitvollen Häupter fanden, besonders wenn die Pensionen um einige 1000 Gulden erhöht wurden, alles genau betrachtet, die Gründe für die Erneuerung der Allianz doch zu wichtig, um ihnen nicht nachzugeben.

Die Pensionen und Werbgelder verdarben die Sitten des Volks, das nicht reich aber begierig ward; selbst in den Kriegern, die ihren Leib und ihr Blut um einen schnöden Preis verkauften, verschlechterte sich die Gesinnung; kein Geld, keine Schweizer, hieß ein altes bedeutendes Sprichwort: und wer ist verächtlicher als der dem das Geld alles ist? Die Treue, die sie ihren Lohnherrn bewiesen, sollte man ihnen doch gar nicht zum Verdienst anrechnen: daß sie in früheren Zeiten oft Geld von 2 Mächten nahmen und dann, wenn's zum Ernst kam, unter dem Vorwande, nicht wider ihre Landsleute unter den Bannern der Cantons fechten zu dürfen, davon gingen, ist aus vielen Beispielen bekannt; auch ist der Mann aus Uri nicht vergessen, der um des Goldes willen Ludwig dem Mohren von Mayland, nachdem die Schweizer, wie Guicciardini sagt, barbarische Treulosigkeit bewiesen, aber ihm doch endlich erlaubt hatten, verkleidet unter ihnen abzuziehn, an die Franzosen verrieth. Wir wollen die Tugend und Treue

*) Pia et amica paraenesis ad Svitensem rempublicam, ut principum amcitiam et insidiosa alienigenarum munera caveant. In Zwinglii Lat. Opp. p. I. Das Gedicht ist so viel ich weiß nicht gedruckt.

der Schweizer im Ganzen nicht schmälern; die angeführten Beispiele sollen nur darthun, wie der Geldbegierde in einzelnen Fällen, selbst diese Eigenschaft weichen muste, ohne welche der Söldner völlig verächtlich wird, und unter den Hund hinabsinkt, der seinen Herrn in Noth und Gefahr nicht verläßt.

Wer auch nur wenig mit der Geschichte der Schweiz bekannt ist, erkennt daß die einfache Lebensart der Väter, die fromme Sitte, die ernste männliche Erziehung durch den Einfluß der zurückkehrenden Soldknechte durchaus verändert ward. Ein größrer Luxus war die Folge, selbst neue Laster: denn ist nicht der Aufenthalt in den Garnisonen, in üppigen und verdorbnen Städten, unter einem fremden sittenlosen Volk eine zu gefährliche Probe, daß nicht unter tausend rohen Jünglingen eine große Anzahl ihre Unschuld und die Reinheit ihrer Sitten dabei einbüßen sollte:

Nein, also war es nicht, eh' Frankreich uns gekannt,
Von unsern Lastern war noch manches ungenannt:
Die Pracht und Ueppigkeit hat Armuth weggeschrecket
Und Einfalt hielt vor uns manch feines Gift verdecket.
Es war ein Vaterland, ein Gott, ein freies Herz,
Bestechen war kein Kauf, Verrätherei kein Scherz!

v. Haller.

Selbst nicht einmal den Krieg haben die Schweizer durch diesen Dienst in der Fremde gelernt: der Muth ihrer Väter hat auch die Söhne beseelt, das Gefühl der Freiheit, die Liebe für das Geburtsland, der Wunsch unerträglichen Hohn zu rächen begeisterte viele tausend edle Herzen, aber die letzte Zeiten haben das furchtbare Geheiminiß enthüllt: die Schweizer wußten nicht einmal die Vortheile zu benutzen, die ihnen ihre Lage darbot: es fanden sich in der entscheidenden Stunde keine Heerführer von Einsicht Kraft, Erfahrung: und keine Freistätte gab es in den entlegensten Alpenthälern, die nicht ein französischer Fuß entweiht hat.

Offenbar endlich war dieser Lohndienst, worin die Schweiz und die Schweizer zu den Franzosen standen, auch nicht ohne den mächtigsten Einfluß auf die öffentlichen und

allgemeinen Verhältnisse: wo so viele der angesehnsten und bedeutensten Einzelnen mit unzähligen, kaum merklichen Fäden verstrikt sind, konnte er nicht ausbleiben; wie viele Personen, die entweder Theil an den Pensionen hatten oder deren Verwandte unter den Truppen dienten, oder die selbst ehemals den Fahnen gefolgt waren und Gnadengelder bezogen, waren für Frankreich gestimmt: selbst die Erziehung ward immer französischer, denn eine solche schien ja das Fortkommen nothwendig zu befördern; unläugbar entstand zum Theil unbewußt eine Stimmung der Gemüther, die selbst der Freiheit, der wahren Unabhängigkeit höchst verderblich war. Ueberdieß hat Frankreich auch theils durch die Intriguen seiner Minister beständig auf die innern Verhältniße der Schweiz gewirkt, und den Zwiespalt bald gewecket, bald angefacht; in dem Bündniß, das Ludwig XIV. kurz vor seinen Tode mit den catholischen Cantons schloß, übernahm er in einem geheimen Artikel die Bürgschaft der innern und äußern Ruhe der Schweiz; er maßte sich dadurch einen Einfluß an, dessen Grenze sich gar nicht bestimmen ließ: offenbar war es auf die protestantischen Cantons abgesehn, die sich von der Verbindung mit Frankreich zurückzogen. Es ist bekannt, zu welchen Gährungen diese gegenseitige Eifersucht führte, die ohne Frankreich nie so groß und heftig geworden seyn würde.

Die Art des Dienstes in der Fremde, der die Schweizer seit beinahe 400 Jahren verdorben hat, und der mit dem Begriff eines freien Volks durchaus unverträglich ist, darf nicht länger bestehn; es müssen die Capitulationen, die Werbungen, die Pensionen aufhören; dem Einzelnen darf das angebohrne Recht nicht benommen werden, in fremde Dienste zu treten, in der Fremde ein Glück zu suchen, das er in der Heimath nicht zu finden hofft; diese Freiheit konnte nur ein bonapartischer Despotismus beschränken, aber der Staat soll den fremden Dienst nicht ermuntern, nicht begünstigen.

Frankreich ist die einzige Macht, die in neuern Zeiten der Schweiz gefährlich gewesen ist; Franzosen haben in den Thälern und auf den Alpen, in den Städten und den Hütten des Hirten alle Handlungen der Gewalt ausgeübt, die je Oestreichs Landpfleger sich erlaubt haben: sie haben

zu der Unterdrückung den Schmach und den Spott gefügt; und eine weit trotzigere, verwegnere Sprache geführt, als je Carl von Burgund. Das Geld was sie in vielen Jahrhunderten den Schweizern gegeben, womit sie ihnen ihre treue Dienste, ihr Blut und ihr Leben bezahlten, haben sie in wenig Jahren und obendrein mit großen Zinsen zurückgeholt. Leider! scheint es als ob das Andenken an alle Uebel, die die Franzosen über die Schweiz verbreitet haben, ganz und gar aus der Erinnerung getilgt worden sey; als ob die ermatteten Gemüther keines Gefühls der Rache und des Hasses mehr fähig wären. Ohne die geringste Veranlassung ward die Schweiz, die ängstlich jedes Mißverständniß zu vermeiden suchte, von den Franzosen überfallen und allen Gräueln der Revolution Preis gegeben: alle Bande der Einigkeit, der Vaterlandsliebe und Treue wurden durch die Anwendung der verruchtesten Demagogenkünste und Jacobinerränke, durch Hinterlist und Gewalt aufgelöst und zerrissen; die wichtigsten Bestandtheile, die Grenzpässe und Vorwachten, wodurch die Schweiz sich selbst für sicher halten und auch die Unabhängigkeit Deutschlands behaupten konnte, das Hochstifft Basel, die Pässe des Jura, Bruntrutt, das Münsterthal, Arguel, Biel, Genf, Veltlin, Chiara, Bormio wurden mit Frankreich vereinigt und Wallis ward wider den Willen und den Wunsch der Einwohner auf eine empörende Weise gezwungen, eine eigne Republik zu bilden. „Herrn im Hause bleiben wir, klagte Johann von Müller *), mit Ausnahme der Thüren und Fenster: und Eigenthümer, aber das Geld ist weggebracht worden.“ Ward endlich nicht schon im Jahre 1802 von Bonaparte der Schweiz ein eben so deutlicher und vernehmlicher Wink wie den Holländern gegeben, daß sie um die Vereinigung mit Frankreich anhalten sollten? Als es schien daß man diese Aufforderung nicht verstehn wollte, da warf er ihr endlich jene berühmte Vermittlungsurkunde hin, „den letzten Balken aus dem — man vergesse es nicht, durch Frankreich veranlaßten — Schiffbruch;“ die Schweiz sollte freilich in Hinsicht auf ihre innere Geschäfte unabhän-

*) In der Zuschrift vor dem vierten Theil der Schweizergeschichte.

gig seyn, aber keinesweges in Rücksicht auf das, was ihr Verhältniß gegen Frankreich betrifft: der stolze Titel, womit Bonaparte sich brüstete, Vermittler der Schweiz beweist auf's Deutlichste, wie er das Land betrachtete; auch muste es allen Befehlen blindlings Folge leisten, seinem Handel ganz und gar entsagen und das Blut seiner Söhne auf dem Altar des unersättlichen Verderbers opfern!

Ist es denn ganz vergessen, daß französische Horden auf Raub und Plünderung begierig, den fünfhundertjährigen Frieden im Canton Schwyz und so vielen andern Thälern stöhrten, daß durch sie die wohlhabendsten Einwohner zu Bettlern wurden? Gedenkt Niemand mehr der Gräuel zu Stanz, (Sept. 1798) nachdem die kleine Schaar die lange mit einer Begeisterung, die einen bessern Ausgang verdiente, gekämpft hatte, der Uebermacht erlegen war? War dann die Verehrung des Hutes zu Altdorf, die Geßler forderte, unwürdiger und knechtischer als die Sklavendienste, die den Urnern (1800) aufgelegt wurden? Angetrieben von französischen Stöcken und Säbeln mußten Männer und Weiber, Greise und Kinder 3 Wochen lang, Pulver und Kugeln den Franzosen über den St. Gotthard nachschleppen: und zur Bezahlung erhielten sie für den Centner ein Pfund Commißbrot und einen Schluck Brannt-wein!! Das waren die Nachkommen der Helden, die bei Bellenz, Sempach, Morgarten, Nancy und an andern großen Tagen mit ihrem Blut den Namen der Schweizer unsterblich gemacht haben.

Ist es möglich daß ein so betrognes, gemißhandeltes und zertretnes Volk nicht mit Freude die erste Gelegenheit hätte ergreifen sollen, um nach Art der Väter, wenigstens das unerträgliche Joch abzuschütteln? Bei dem ersten großen Rettungskriege verlangten die Schweizer während unter ihnen selbst die heftigsten Streitigkeiten ausbrachen, sogleich die Neutralität; sie wollten an dem großen Kampfe, der für die Freiheit der Welt gefochten ward, keinen Theil nehmen; sie haben auch nichts zur Entscheidung beigetragen, sondern gleich den Holländern die Gunst des Schicksals empfangen, ohne sich durch That und Anstrengung derselben würdig gemacht zu haben. Noch auffallender mußte es seyn, daß auch bei dem zweiten Kampf gegen die Anmaßungen

der Franzosen, die sie keinen Augenblick aufgegeben hatten, sondern die der Held des Volks und der Soldaten Bonaparte ausführen sollte, die Schweiz keinen thätigen Antheil nehmen wollte; denn die Vertheidigung ihrer Gränzen wozu sie sich endlich bereit erklärte, ist doch im Grunde nichts weiter als eine halbe Maaßregel: wäre es Bonaparte gelungen, seine Absicht zu erreichen, so würde er sich an den Willen der Schweiz nicht gekehrt und ihre Kräfte bald in Anspruch genommen haben. Nur die heilloseste Verblendung konnte die Gefahr verkennen, von der die Schweizer bedroht waren, wenn nicht der Versuch der Verzweiflung, den Bonaparte und seine Helfershelfer machten, an der Tapferkeit der Preußen, Briten und ihrer Verbündeten gescheitert wäre. Aber nicht bloß deswegen mußten sie den eifrigsten Antheil an dem Streit nehmen: es war nothwendig nach einer so langen Zeit der Unthätigkeit den Ruhm der Väter wieder aufzufrischen, sie mußten die erste Gelegenheit benutzen, die sich ihnen darbot, die Freiheit zu behaupten und die Schatten der Helden, die mit redlichem treuen Willen, aber ohne Erfolg für sie geblutet hatten, zu versöhnen. Die verbündeten Mächte konnten und durften einem Lande, das so unmittelbar in die Linie der Kriegsunternehmungen eingriff, keine Neutralität zugestehn, die der wesentlichste Gewinn für den Feind gewesen wäre. Die Geschichte aller Kriege zwischen Deutschland und Frankreich beweist den ungeheuren Nachtheil, der den deutschen Waffen aus der Neutralität der Schweiz, die sich heimlich immer mehr auf französische Seits neigte, erwachsen ist. Die besten Unternehmungen wurden dadurch vereitelt: nie konnte der Krieg mit Nachdruck geführt werden; wir erinnern nur an den spanischen Successionskrieg, in welchem ohne die Machinationen der französischen Minister in der Schweiz, die Oestreicher weit glänzendere und entscheidendere Schläge ausgeführt haben würden.

Weil die Schweizer völlig unthätig den Strom der gewaltigen Begebenheiten vorüberbrausen ließen, konnten sie auch keinen Antheil an den Verhandlungen nehmen, wodurch der neue Zustand der europäischen Angelegenheiten gegründet ward: es ist zu bedauern, aber zu entschuldigen, daß bei dem Frieden auf sie keine Rücksicht genommen worden ist:

wir mögen aber die Gnade Gottes dankbar verehren, daß er Verhältnisse herbeiführte, die Jedermann von der Unzulänglichkeit der Mittel überzeugen mußte, wodurch man die Ruhe Europa's gesichert zu haben glaubte; die es möglich macheu, das, was früher versäumt und unterlassen ist, gutzumachen und zweckmäßig zu ordnen.

„Es giebt aber in diesen großen Verhältnissen, sagt der erste politische Schriftsteller Deutschlands *) nur eine Art von wirksamer Genugthuung, die Einführung oder Wiederherstellung eines Systems, wodurch die Rückkehr ähnlicher Uebel für die Zukunft unmöglich gemacht werde." In Hinsicht auf die Schweiz ist zu diesem Zweck eine nähere und bestimmte Verbindung mit Deutschland durchaus nothwendig: die erste und wesentlichste Bedingung derselben ist die Herstellung der alten wahren und natürlichen Gränzen Frankreichs; durch die Wiedervereinigung des Elsasses mit Deutschland wird die Sicherheit der Schweiz unendlich gewinnen, und jenes alte und volksthümliche Band zwischen den Deutschen und Schweizern erneuert werden. Die Zerstöhrung Hüningens, das ganz das Ansehn eines Zwingers für Basel und die Schweiz überhaupt hat, wird dann unbedenklich seyn: die Schleifung dieser Festung ist für die Sicherheit der Schweiz wesentlich nothwendig; kaum waren die Festungswerke (die erst 1679 angelegt sind) vollendet, als die Franzosen in ihrem gewöhnlichen Uebermuth eine Kanone auf Basel richteten und eins der Stadtthore einschossen; die Bürger, ihres schweizerischen Namens eingedenkt, antworteten tapfer von ihren Wällen, bis ein Thurm in Hüningen niedergeworfen war; hierauf entschuldigten sich die Franzosen und versicherten, der Schuß sey von ungefähr geschehn. Dann werden die Schweizer nicht mehr die allerdings scheinbare Entschuldigung haben, daß sie in einer so langen Strecke an Frankreich gränzen und deswegen in der Nothwendigkeit sind, sich dieser Macht anzuschließen, weil sie auf keine andre Weise sich ihrer erwehren können. Um ein entschiednes Verhältniß der Schweiz gegen

*) (Genz) Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa, S. 159.

Frankreich zu bewirken und ihre Vertheidigungskräfte zu vermehren, würde die Vereinigung der Grafschaft Burgund (franche Comté) und Mümpelgards mit ihr von wesentlichen Erfolge seyn. Soviel sich auch selbst aus historischen und geographischen Gründen für eine gänzliche Zerstückelung Frankreichs sagen lassen, und so gerecht sie auch immer erscheinen mag; so ist der Verfasser dieser Betrachtungen doch weit entfernt sie zu wünschen: selbst die Franzosen mögen Franzosen bleiben; aber nichts ist nothwendiger, gerechter und einfacher, als daß sie alle jene Erweiterungen die sie seit Richelieu auf eine so listige und schändliche Weise, nicht einmal mit Waffengewalt gemacht haben, wieder herausgeben: darunter gehört bekanntlich die Grafschaft Burgund, die sie erst im Frieden von Nimwegen verschluckten. Schon im J. 1640 wünschten die Schweizercantons lebhaft, daß Burgund für neutral erklärt werde, ja einige derselben waren selbst selbst der Meinung, daß wenn Frankreich diesen Vorschlag nicht eingehn wollte, man ihn mit bewaffneter Hand müsse durchzusetzen suchen. Die Absichten des Hauses Oestreich waren darauf gerichtet, nicht blos die Neutralität für die Grafschaft Burgund zu erhalten, sondern sie auch durch einen Vertrag der Einbürgerung so mit der Schweiz zu vereinigen, wir die Grafschaft Neuenburg (Neufchatel), allein die Schweizer fürchteten mit Grund, daß diese Vereinigung sie in beständige Streitigkeiten verwickeln und zu Feinden Frankreichs machen werde *). Dies ist es eben was Deutschland nothwendig wünschen muß; es muß dagegen die Sicherheit, die Ehre, die Unabhängigkeit der Schweiz verbürgen und sie in seinen Bund aufnehmen; dies wird nach der neuen deutschen Verfassung, die man nur als einen Keim des Bessern betrachten muß, um so weniger schwierig seyn, da das Reich von nun an blos aus einer Reihe unabhängiger Staaten von durchaus gleichen Rechten nebeneinander besteht, von deren innern Verfassung jeder höhere oder fremde Einfluß entfernt ist; die Schweiz kann durch diese Vereinigung mit dem deut-

*) Memoires concernant le Général d'Erlach 1, S. 134 u. 137.

schen Bunde in gar kein nachtheiliges Verhältniß gerathen: sie darf nicht fürchten, daß ihre innern Verhältnisse auf irgend eine Weise werden gestöhrt werden: es wird die Verbindung mit Deutschland tausendmal freier und würdiger seyn als das Verhältniß, worin sie zu Frankreich stand; sie wird ihre Selbstständigkeit behaupten und für jede Gefahr sich einen mächtigen und bedeutenden Schutz sichern. Würdige und patriotische Schweizer haben oft behauptet, daß der Lohndienst ihrem Lande durchaus nothwendig sey, um die überflüssige Volksmenge zu beschäftigen. „Ihr Eidgenossen, sagte schon 1480 der Landamtmann Reding, müsset ein Loch haben;“ obgleich ein ewiges Naturgesetz gebietet, daß kein Land mehr Einwohner haben soll, als Unterhalt in ihm finden können. Aber gesetzt, es wäre in örtlichen Bedingungen wirklich gegründet, daß die Schweiz ihre Söhne ausschicken muß, wenn sie nicht verhungern sollen, könnte man nicht andre Auswege finden? Sollte nicht der gesammte deutsche Bund ein Heer von Schweizern in Sold nehmen und als Gränzhüter unterhalten? ihnen könnte man die gemeinschaftlichen Gränzfestungen anvertrauen, sie in die westlichen Marken verlegen: dann würde das ökonomische Interesse der Schweiz auf eine ehrenvolle und würdige Weise berücksichtigt und fremdem Einfluß jede Gelegenheit abgeschnitten, sich geltend zu machen. Rechnet man die Truppen, die in fremdem Dienst standen, auch auf 24000 Mann, so würden die Unterhaltungskosten für ganz Deutschland nicht von Bedeutung seyn, das in Fällen der Noth unverkennbaren Nutzen von einer solchen stets schlagfertigen, aus einem Kern bestehenden Macht ziehn könnte: vielleicht könnten manche kleinere Mitglieder (wie z. B. die hansischen Städte) durch einen verhältnißmäßig höhern Beitrag zu den Kosten der Schweizer ganz von der Unterhaltung einer stehenden Heeresmacht befreit werden.

Fr. Rühs.

IV.

Canada.

Nach Hugh Gray und Lambert.

(Fortsetzung.)

Beschaffenheit von Untercanada, Boden, Producte und Handelsgegenstände.

Untercanada gewährt einen kühnen und imposanten Anblick: der edle St. Lorenzstrom, der mehr als 400 englische Meilen zwischen hohen Ufern und Bergen fließt, bisweilen durch große Eilande sich in Kandle theilt, und an andern Stellen von Gruppen kleiner Inseln durchschnitten wird, viele reißende Ströme, die sich von den benachbarten Gebürgen oft über jähe Abhänge in den Hauptfluß stürzen, seine kühnen und unebnen Ufer, hohe Hervorragungen und sanfte Thäler, bedeckt mit unermeßliche Waldungen oder untermischt mit den Niederlaßungen der Ansiedler, bieten dem Auge eine Abwechselung der erhabensten und malerischsten Gegenstände dar, die die Einbildungskraft nur ersinnen kann.

Jenseits der Wasserfälle von Richelieu, die etwa 400 Meilen vom Einlauf des St. Lorenz belegen sind, wird

das Land ebner: die Berge treten im Norden und Süden so weit zurück als das Auge reicht, und der ganze Theil von Canada, der sich nach Südwesten und Nordosten ausdehnt, wird eine fast endlose Ebne. Gefrorne Meere, Ströme, und Buchten, unermeßliche Seen und Wildnisse, die bisweilen mit Ketten ungeheurer Berge abwechseln, bilden den Charakter der übrigen brittischen Niederlaßungen in Nordamerika, die sich von der Küste von Labrador zum Meer von Kamtschatka und im Norden jenseits des Polarkreises ausdehnen.

Der Berg worauf Quebec gebaut ist, und das hohe Land einige Meilen längs dem St. Lorenz, besteht hauptsächlich aus schwarzem Kalkschiefer. Ein Paar Berge in der Nähe enthalten einen grauen Stein, aber meistens ruhen sie auf einem Bett von Kalkschiefer. Etwa eine Elle von der Oberfläche ist dieser Schiefer ganz fest und ohne alle Brüche; die Schichten sind nicht sichtbar, und es kann Niemand den Stein für Schiefer erkennen. Er liegt in Schichten, deren Dicke zwischen 3 und 4 bis 24 Zoll abwechselt. In Quebec liegen sie an einigen Stellen diagonal, an andern fast perpendicular, aber nirgends horizontal; sie tragen alle Spuren daß sie durch irgend eine Naturumwälzung, die die Grundfesten des Berges erschüttert haben muß, heftig bewegt worden sind. Ob er seine horizontale Richtung durch das Erdbeben von 1663 verlohren hat oder nicht, habe ich nicht ausmitteln können.

In den ungepflasterten Straßen von Quebeck wird dieser schiefrigte Stein höckricht und verdirbt sehr die Schuhe. Die schmalen Spalten zwischen den sehr dünnen Schieferlagen mit einem fasrichten weißen Gyps und die größeren Einsprünge sind in einzelnen Theilen des Felsens mit durchsichtigen Quarzkrystallen angefüllt. Die größten waren ungefähr 2 Zoll lang und 3 oder 4 im Umfang: im Ganzen sind sie äußerst klein und viele gleichen geschliffenen Diamanten. Man trift auch oft eine Art grünen oder schwarzen Spath in dem Felsen. Die meisten alten Häuser sind aus Thonschiefer gebaut, der aber, wenn er einige Zeit der Luft ausgesetzt gewesen ist, auf der Außenseite in dünne Stücke zerfällt: die Maurer haben indessen eine eigne Art die Steinstücke zu setzen, wodurch das Bersten, außer an

der

der Oberseite verhindert wird. Die neuen öffentlichen Gebäude, Befestigungen und viele Privathäuser, die den Vornehmern in Quebec gehören, sind in neueren Zeiten aus dem grauen Stein aufgeführt worden, der ein helles und schönes Ansehn hat und von dauerhafterer Natur ist.

Die Gebürge und Höhen in der Nähe von Quebec und viele Meilen weiter unterwärts bestehn aus verschiedenen Arten des Kalkschiefers und des grauen Felsen- oder Kalkstein's, der mehr oder weniger mit grauem und schwarzem Glimmer, Quarz, fasrigten Gyps und Pierre au Calumet durchzogen ist. Der letztere hat seinen Nahmen von den Franzosen, die ihn wie die Indianer häufig zu Pfeifen (Calumet's) Köpfen gebrauchen. Es ist ein Kalkstein von einer weichern obgleich festen Beschaffenheit, der mit einem Messer geschnitten werden kann.

Eisen, Kupfer, Blei, findet sich in verschiedenen Theilen von Unterkanada obgleich in keiner großen Menge. Eisen ist am häufigsten, und hauptsächlich an der Nordseite des St. Lorenz um Batiscan und Trois Rivieres gefunden worden. Ehmals glaubte man, daß eine Silbergrube nahe bei St. Pauls Bay vorhanden sey, etwa 54 Meilen unterhalb Quebec: denn an dem Nordufer waren verschiedne Stücke Erz entdeckt worden, die diesem Metall glichen: nachher hat sich aber ergeben daß es bloß Blei enthielt, das in Adern in einem Berge von grauem Stein liegt. Es giebt verschiedne Mineralquellen, die aber entweder unbekannt oder aufgegeben sind. In der Vorstadt St. Johann dicht außerhalb der Wälle von Quebec ist ein Gesundbrunn, der einer alten Französin gehört: das Wasser hat fast garkeinen Geschmack, aber einen sehr unangenehmen Schwefelgeruch: es wird für äußerst gesund gehalten und im Sommer von den Bewohnern von Quebec benutzt, die etwa um 6 Uhr des Morgens dahin gehn. Es fehlt nicht an herrlichen Quellen, aber die Einwohner gebrauchen hauptsächlich Flußwasser, obgleich es im Winter eben nicht für gesund gehalten wird; ich habe in Quebec nicht eine einzige Pumpe gesehn, ungeachtet leicht Quellen in den Felsen ausgegraben werden könnten. Fuhrleute die nach der Entfernung 6—8 Pence für die Tonne erhalten, bringen das Wasser in Gefäßen, nach allen Theilen der Ober

und Unterstadt. In vielen Gegenden des Landes und besonders in der Nähe von Quebec sind die Felder mit Steinen von verschiedner Gestalt und Größe, grauer Farbe, und einer sehr dichten und harten Substanz, die mit schwarzen, rothen und weißen Glimmer und Spath durchdrungen ist bedeckt. Das furchtbare Erdbeben, das im J. 1663 gegen 6 Monathe mit mehr oder weniger Heftigkeit wühtete, hat ohne Zweifel zu der jetzigen Gestalt der Oberfläche viel mitgewirkt.

Außer einigen Wasserfällen ist Canada an Naturmerkwürdigkeiten nicht reich; die vornehmsten sind der Saguenay, Montmorency und Chaudiere. Der Fluß Saguenay liegt am Eingang in den St. Lorenz am Norduser: die Fälle liegen etwa 90 Meilen stromaufwärts. Sie sind 50 Fuß hoch und wegen der ungeheuren Wassermasse merkwürdig, die über die Felsen bricht und sich mit unglaublicher Schnelligkeit in den St. Lorenz stürzt, wo sie einen Wirbel bildet, der die Schiffe oft aus ihrem Laufe reißt.

Der Fall von Montmorency, der etwa 8 Meilen nordöstlich von Quebec liegt, erhält sein zierliches und majestätisches Ansehn mehr von seiner Höhe als von seiner Wassermasse, die über den Abhang fließt. Nach der genauesten Berechnung ist er 250 Fuß hoch und 80 Fuß breit: die Breite nimt jedoch zu oder ab nach der Menge des Wassers, die der Fluß herbeiführt, der schmal und an vielen Stellen äußerst seicht ist. Im Frühling oder Herbst wenn der schmelzende Schnee oder vieler Regen den Strom anschwellt, wird der Fall größer und zeigt sich zu diesen Zeiten besonders vortheilhaft. Im Winter ist nur ein kleiner Theil des Falls wegen der Eiskegel, die durch den aufsteigenden Schaum gebildet werden und beinahe zur Hälfte den Anblick verhindern sichtbar. Der Fluß Montmorency fällt zwischen einer großen Kluft in dem Berge, die durch die Erschütterung eines Erdbebens gebildet zu seyn scheint. Das Wasser stürzt sich so in eine Art Becken das gegen 300 Ellen breit ist; viele Stellen desselben gegen den Eingang sind bei niedrigem Wasser durchwadbar; aber unter dem Fall ist ein unermeßlicher Schlund. Der Berg besteht aus dem schwarzen Kalkschiefer, der der Luft ausgesetzt, beständig fortbröckelt. Nahe dem Gipfel der Fälle sind die

Ufer der Kluft mit einer Menge von Gesträuchen, Fichten und andern immergrünen Pflanzen verziert, deren dunkles Laub einen angenehmen Abstich mit der schneeigen Weiße des Falls bildet, und dem Ganzen einen angenehmen und heitern Anblick giebt.

Die Fälle des Chaudiere liegen etwa 9 Meilen oberhalb Quebec am entgegengesetzten Ufer und etwa 3 oder 4 Meilen hinter den Fluß St. Lorenz, in welchen der Chaudiere sich ergießt. Der Weg dahin führt gegen 5 Meilen durch einen dichten Wald, wo der Pfad ohne einen Führer nicht zu unterscheiden ist. Es ist sehr gefährlich in den canadischen Wäldern umherzuwandern oder von der Gesellschaft und den Führern zurück zu bleiben: man hat viele Beispiele von Wanderern, die auf diese Weise sich verirrt haben und oft selbst unweit von ihren Wohnungen umgekommen sind: die Indianer hingegen wissen mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sich durch Waldungen, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten hat, einen Weg zu bahnen.

Man sieht den Fluß in einiger Entfernung aus einem dicken Walde hervorbrechen: er ist Anfangs unbedeutend und erweitert sich bis er die Cataракte erreicht, deren Breite gegen 360 Fuß beträgt. Hier brechen die unordentlichen Felsenmassen die durch irgend eine gewaltsame Naturrevolution von ihrem Lager gerissen zu seyn scheinen, den Lauf des Wassers und stürzen sich von einer Höhe von 120 Fuß in einen unermeßlichen Schlund. An einigen Stellen wälzen sich große Wassermassen über den Abhang und fallen ungetheilt hinab; während der Strom an andern Stellen von einer Felsentrümmer sich mit wildem Ungestüm schäumend und brausend auf eine andere wirft; dann stürzt er mit Blitzesschnelle nach unten in die sprudelnde Brandung, wo er mit einer unbeschreiblichen Wuth tobt bis er durch frische Wassersäulen aus dem Becken vertrieben forteilt und sich in den Fluten des St. Lorenz verliehrt.

Die Umgebungen sind schön und äußerst romantisch. In der Mitte bildet ein großes Felsenstück, welches das Wasser oben auf den Abhang theilt, eine Art kleiner Insel; ein hübscher Fichtenbaum auf derselben hat eine äußerst sonderbare und malerische Stellung. Der Wald zu beiden

Seiten des Flusses besteht aus Fichten, Tannen, Birken, Eichen, Eschen und einer Mannigfaltigkeit anderer Bäume und Sträucher, die auf die wildeste und romantischte Art vermischt sind. Es giebt noch viele andere kleinere Wasserfälle in Untercanada, die aber keine Beachtung verdienen. Die Fälle von Richelieu liegen ungefehr 45 Meilen von Quebec im St. Lorenz, ungefehr auf dem halben Wege nach der Stadt Trois Rivieres. Sie werden durch eine große Menge gesunkner Felsen und Untiefen ganz quer über den Fluß gebildet und sind 2 oder 3 Meilen lang: bei niedrigem Wasser sind viele derselben sichtbar. Die Schnelligkeit des Stroms, der an dieser Stelle immer hinnunter läuft, soll 12 bis 15 Meilen in der Stunde ausmachen. Das Wasser ist für das größte Kriegsschiff tief genug, aber die Schiffe können nur bei starken Ostwinden den Strom bezwingen. Die Flut geht bis zu diesen Fällen und erstrekt sich beinahe 50 Meilen oberhalb derselben über die Stadt Trois Rivieres, ungeachtet der Fluß bis nach Richelieu immer hinab läuft.

Nahe bei Montreal sind zwei kleinere Fälle, einer etwa 1½ Meile unterhalb und der andre ungefähr 5 Meilen oberhalb der Stadt; der leztere heißt Sault de St. Louis, er gleicht den Fällen bei Richelieu, nur wird der Strom bei St. Louis durch 2 oder 3 kleine Inseln in Kanäle getheilt, die mit der Schnelligkeit des aufgeregten Stroms einen sehr schönen und malerischen Anblick bilden.

Die Cascaden nahe an der Gränze zwischen Ober- und Untercanada sind von andrer Art als die Fälle bei Richelieu, St. Lonis u. s. w. und scheinen eine fast unübersteigliche Schranke für die Fluß-Schiffahrt zwischen den beiden Provinzen auszumachen: einigermassen ist dieses Hinderniß durch Schleusen und Canäle auf dem Westufer, wodurch Boote und kleine Fahrzeuge gehn, beseitigt. Die Caskaden sind ungefehr 2 Meilen lang und werden bei'm stillsten Wetter so bewegt wie der Ozean im Sturm. Das Wasser scheint gleichsam in einen unermeßlichen Schlund zu stürzen und durch ein unterirdisches Feuer wieder empor zu sprudeln. Holzflösse und und lange Schuten (Scows) mit Tonnen voll Mehl, Potasche und Lebensmitteln beladen, gehen

jährlich mit Sicherheit durch diese fürchterlichen Fälle: aber kleinere Fahrzeuge können es nicht ohne augenscheinliche Gefahr versuchen. Ungefähr 3 Meilen aufwärts sind die Cedernfälle: sie sind weniger heftig als die erstern, aber die Canadier und Indianer sind in der Führung ihrer Canots und Boote so geschickt, daß ihnen selten ein Unglück bei der gefährlichen Fahrt durch die Fälle begegnet.

Die Wälder der britischen Niederlassungen in Nordamerika, sind reich an einer Mannigfaltigkeit von Thieren, obgleich die großen und furchtbaren Arten in der Nähe der Niederlassungen von Ober- und Untercanada sich selten oder gar nicht zeigen: die Jäger haben sie nach den entferntesten Theilen im Innern getrieben. Die Thiere aus dem Rindgeschlecht sind der Büffel, der Muskusochse und der Wisand. Das Fell des erstern dient den Canadiern zu einer Winterkleidung, die sie eine Robe nennen. Zum Hirschgeschlecht gehören der große Hirsch oder das rundhornichte Elenn, das schwarze und graue Musthier, der Karibu oder das Rennthier, der Hirsch, das Fahlthier und der Cülblanc: das Musthier ist nur eine große Art Elennthier: der Name stammt aus der Sprache der Algonkin's und bedeutet ein Elenn. Braune und weiße Bären finden sich in verschiednen Gegenden von Nordamerika, aber am häufigsten in Nordwesten, bisweilen, aber selten, trift man sie in den Wäldern, nahe bei den Niederlassungen von Untercanada, nordwärts von Quebec. Die übrigen Säugthiere sind der Wolverine, oder Carcaju, den die Kanadier den Vieberesser nennen, der Rakun, der Wolf, der Fuchs, das Stachelschwein, dessen Stacheln etwa 4 Zoll lang sind und von den Indianern gefärbt und zum Schmuck gebraucht werden, der Kuguar, der Catamount, der Marguai oder Luchs, der Körkaju, der Bieber, die Otter, der Marder, das Hermelin, das Wiesel, das Stinkthier, das Opossum, der Hase, der Fischer oder Pekin, der Conepate, mehrere Eichhornarten, die Waldratze, der Maulwurf, die Muskusratze oder der Musquasch, die gemeine Maus und die Spitzmaus, das Wallroß, die Seekuh, der Seehund,

und die Seeotter, die sich in dem Meerbusen und dem Flusse St. Lorenz aufhält. Die meisten dieser Thiere wer- den von den Indianern und den Nordwesthändlern ihrer Felle wegen verfolgt: nach der großen Menge die jährlich erlegt wird, kann kein Zweifel seyn, das viele Arten mit der Zeit ganz werden ausgerottet werden. Die Cana- dischen Vögel sind Adler, Geyer, Habichte, Falken, Eulen Krähen, Dohlen, Elstern, Kuckuke, Spechte, Wiedehopfe, Baumläufer, Colibri's, Droßeln, Finken, Sperlinge, Ler- chen, Bachstelzen, Schwalben, Hänflinge, Amseln, Flie- genschnepper, Kalekuter, Haselhühner, Ptarmigans, Repp- hühner und Wachteln. Ein Vogel der den Kanarienvogel an Gestalt und Farbe gleicht, ist in Kanada gemein: ich habe viele in der Nähe von Montreal gesehn: sie brüten häufig in den Gärten: man kennt sie nur unter den Na- men Gelbvögel: ihre Stimme ist artig, aber ihr Gesang nur kurz. Der Kalekuter ist in Nordamerika einheimisch, findet sich aber in Canada meist nur im gezähmten Zustan- de: er ist sehr hart und schläft auf Bäumen im allerstreng- ten Wetter. Die Kanadier nehmen sich keine Mühe, ihn mehr als ihr andres Federvieh zu pflegen: er wird in großer Menge zu Markte gebracht und die Einwohner sam- meln einen beträchtlichen Wintervorrath davon ein. Sein Fleisch ist so gut wie das der europäischen. Das kanadi- sche Repphuhn ist größer als das englische und von besserm Geschmack: viele nennen es den amerikanischen Phasan, da dieser Vogel selten so weit nordwärts gesehn wird. Es giebt verschiedne Arten des Repphuhns, ich habe aber nur die erwähnte gesehn.

Wasservögel finden sich in Ueberfluß und gewähren den Freunden der Jagd viel Vergnügen: Reiher, Rohrdommeln, Schnepfen, Regenvögel, wilde Gänse, Enten verschiedner Art sind die vornehmsten: eine beträchtliche Menge wird von den Indianern und den Habitans zu Markt gebracht.

Die Seen, Teiche, Buchten und Flüsse wimmeln von Fischen aller Art: der Markt ist meist mit Fischen aus fri- schen Gewässern versehn: und bei der Leichtigkeit, womit man sie in außerordentlicher Menge fangen kann, ist es zum Er- staunen, das so wenige zum Verkauf gebracht werden. Der Fang der Seefische wird hauptsächlich zum Behuf der Ausführung getrieben: aber von Quebec wird eine große Menge ausgeschifft.

In Obercanada giebt es viele und zum Theil gefährliche Amphibien: in Unterkanada beschränken sie sich auf einige wenige unschädliche Arten, und selbst diese kommen in den angeführten Theilen äußerst selten vor: die in Obercanada so gefährliche Klapperschlange ist in dem untern Lande unbekannt. Der Ochsenfrosch (Bulfrog, R. ocellata) ist in Untercanada nicht so häufig als in den wärmeren Theilen von Nordamerika; doch sind sie zahlreich genug, um die Ruhe der Anwohner zu stöhren: ihr Geschrei kann man sehr weit hören und ihr Anblick ist eben so widerlich als ihr Lärm stöhrend ist. Die kleineren Frösche sind in sumpfigten Gegenden lästig und ihr Quachzen an Sommerabenden abscheulich. Kröten sind nicht häufig. In Untercanada findet man wenige Eidechsen: in kleinen Flüssen, Buchten und Sümpfen giebt es eine kleine Schildkröte, Terrebin oder Tarappin genannt, die auf dem ganzen amerikanischen Festlande sehr häufig ist und von den Einwohnern verspeist wird.

Auch unter den vielen Insecten sind nur wenige schädlich: die Heuschrecken richten bisweilen große Verheerungen an: vor einigen Jahren erschienen sie auf der Insel Orleans in solcher Menge, daß sie, nachdem sie alle Pflanzen verzehrt hatten, um nicht vor Hunger umzukomm, sie verlaßen mußten; auf der Reise wurden sie sehr verdünnt, doch kamen noch beträchtliche Schwärme hinüber, die besonders in der Nähe von Quebec großen Schaden anrichteten: in geringerer Anzahl hört man ihr lästiges Geschrei des Sommers in jedem Theil des Landes. Fliegen, Wanzen, Schaben und andre unangenehme Insecten, die in Häusern leben, sind in Canada nicht häufiger als in Europa: nur die Hausfliege ist, wie bereits erwähnt ist, viel lästiger. In den drei heißesten Monaten sind die Moskitos in den Wäldern äußerst häufig: ihr Stich ist giftig und bisweilen gefährlich. Es giebt Beispiele daß Ausreisser, die in die Wälder geflohen sind, an heftiger Geschwulst nnd der Entzündung, die der Biß unzähliger Schwärme von diesen Insecten verursacht hatte, gestorben sind; Weineßig oder jede andre Säure erleichtert den Schmerz und die Entzündung fast augenblicklich. Schmetterlinge von besondrer Schönheit kommen nicht vor. Bie-

nen sind häufig: sie sollen erst durch die Europäer nach Amerika gebracht seyn und die Indianer, die in ihrer Sprache kein eignes Wort zu ihrer Bezeichnung haben, nennen sie englische Fliegen. Einige wenige Canadier haben Bienenstöcke: die Thiere scheinen größer als die Engländischen zu seyn. Stechfliegen, [Dragon flies*)] Wespen und Pferdefliegen sind nicht zahlreicher als in England. Aber eine Bremsenart (Gadfly) die im Anfang des Junius erscheint ist sehr zahlreich, und fliegt in großen Schwärmen, besonders in Städten: sie sind völlig unschädlich. Auf einer Wasserreise von Quebec nach Trois Rivieres im August traf ich eine sonderbare Art von Fliegen, die sich in Wolken von der Oberfläche des Wassers erhoben, und sich auf dem Schiff niederliessen; sie gehört zu den Ephemeren und ich halte sie für eine verwandte Art mit dem Ephoron Leucon, oder der weißen Fliege, die neulich Dr. Williamson auf dem Fluß Passaic in Nordamerika entdeckt und beschrieben hat. Die Fliegen zeigten sich um Sonnenuntergang und waren völlig weiß: der Körper war ungefehr dreivierkel Zoll lang: sie hatten zwei durchsichtige nervichte Flügel, ungefehr von gleicher Länge. Der Schwanz war mit zwei sehr dünnen Borsten versehn, beinahe von derselben Länge als der Körper. Auf dem Schiff veränderten sie in kurzer Zeit ihre Haut, die sie vom Kopf bis zum Schwanz zurücklassen und darauf fort fliegen: es schien, daß sie sich ihre Haut nur entledigen könnten, wenn sie sich auf irgend einen festen Körper setzen, der sie bei'm Abwerfen unterstützte: die Oberfläche des Wassers rund um das Schiff war mit den Häuten dieser kleinen Insecten bedeckt. Viele flogen davon sobald nur die Flügel frei waren, während die Haut noch am Schwanz hing. Auch die Feuerfliege (das Johanniswürmchen, Lampyris) ist in Canada wie in andern Ländern von Nordamerika gewöhnlich.

Beide Canada's haben einen Reichthum an fast allen Arten von Bäumen und Sträuchern. Unter den Bauholz

---

*) Nach Blumenbach der allgemeine Namen des Geschlechts Libellula, aber vermuthlich bedeutet das englische Wort conops calcitrans. R.

sind Eichen, Tannen, Fichten, Ulmen, Eschen, Birken, Wallnußbäume, Ahorn, Kastanien, Cedern, Espen u. s. w; unter den Fruchtbäumen und Gesträuchen Aepfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Wachholder, Reben, Haseln, Sumach, Holunder, Hagebuchen, Dorn, Lorbeeren, Heidelbeeren, Moosberen (cranberry, Vaccinium Oxycocos?) Stachelbeeren, Heidelbeeren, Schlehen u. s. w. Erdbeeren sind in Ueberfluß über das ganze Land ausgebreitet, aber Johannisbeeren trift man nur in Gärten. Bei dem Reichthum der Pflanzenwelt ist nur zu bedauern, daß so wenig Aufmerksamkeit darauf gewendet wird.

Die Fichten werden in einigen Gegenden von Untercanada, die an die Staaten von Vermant und Neu-York gränzen, 120 Fuß hoch auch höher und 9 — 10 Fuß im Umfange. Sie geben treffliche Masten und Schiffbauholz, aber aus Untercanada werden nur unbedeutende Vorräthe gewonnen im Vergleich mit dem, was aus Obercanada und den vereinigten Staaten gebracht wird. In andern Gegenden, besonders nord- und westwärts von Quebec, sind die Waldbäume meist von kleinem Wuchs. Es giebt mehrere Arten von Fichten und Tannen, aus welchen eine Menge Theer und Pech bereitet wird. Die Urbarmachung des Landes ist in den letzten Jahren von denen die die wahre Methode recht verstanden, mit vielem Vortheil betrieben worden. Wer ein Land reinigen und urbarmachen will, muß aber nothwendig sich erst nach einem Markt für seine Erzeugnisse und nach einem schiffbaren Strom und einem guten Wege, um sie fortzubringen, umsehn, sonst kann es ihm wenig helfen, daß er für 4 oder 5 Pfund St. 4—500 Morgen Acker erhält. Es ist kaum ein Baum in den Wäldern, der nicht benutzt werden könnte, besonders zur Pott- und Perlasche, die die Amerikanischen Colonisten vor allen andern Erzeugnissen bereichert haben. Der Ahorn giebt Zucker und dient wie die Buche, Ulme, Esche u. s. w. zur Verfertigung der Pottasche. Aus dem Cederholz werden Schindeln für Dächer verfertigt, aus den Fichten Bohlen und Bretter, und die Eichen geben Schiffbauholz; die amerikanische Eiche wächst schneller, ist aber minder dauerhaft als die europäische: eine Art heißt Lebenseiche, diese findet sich nur in den

wärmern Theilen des Landes und soll der englischen Eiche zum Schiffbau gleich, wo nicht besser seyn. Die weiße Eiche ist die beste, die in den canadischen Colonien gefunden wird, und wird hauptsächlich zu Quebec und Montreal zum Bau von Schiffen gebraucht.

Die Birke giebt eine vortreffliche Rinde, aus welcher die Indianer Kanoes, Körbe und Decken für ihre Hütten und Wigwams machen. Das Holz der schwarzen Birke wird von den Canadiern zu Karren- und Wagenrädern, Tischen und andern Hausgeräth gebraucht. Einer der nützlichsten Bäume in Canada ist der Ahorn der die Einwohner mit einem Ueberflusse von vorteflichem Zucker und dem besten Brennholz versorgt. Der Ahornzucker wird im Anfang des Frühlings verfertigt, wenn der Saft in die Bäume tritt: man macht ungefähr 3 Fuß vom Boden einen Einschnitt und der Saft fängt bald an auszulaufen: zu diesem Behuf ist ein Gefäß untergesetzt: ein Stück Holz leitet den Saft aus dem Einschnitt hinein. Es ist eine sehr mühsame Arbeit, da grade um diese Zeit der Schnee schmilzt und die Canadier erdulden große Beschwerden um den Saft aus einer ungeheuren Anzahl von Bäumen, die auf vielen hundert Morgen Landes zerstreut sind, zu erhalten. Die Zuckersammler leben mehrere Tage in den Wäldern, haben Kessel und alles andre Geräth bei sich und bleiben bis der Proceß vorbei ist. Der Saft wird ausgekocht und oft mit Mehl verfälscht, das ihn dick und schwer macht: wenn er nun hinreichende Zeit gekocht hat, wird er in Gefäße gegossen und bildet erkaltet dicke harte Kuchen von der Gestalt derselben: sie haben eine dunkelbraune Farbe, denn die Canadier geben sich keine Mühe den Zucker zu läutern. In Obercanada macht man ihn weiß und er kann leicht eben so gut raffinirt werden als der feinste Rohrzucker. Er ist sehr hart: und man muß ihn gestoßen zum Thee gebrauchen, weil sonst eine zu lange Zeit erfordert würde bis die Stücke schmelzen. Der Geschmack gleicht sehr dem candirten Andore, den die Materialisten in England verkaufen: die Canadier schreiben ihm Heilkräfte zu und essen ihn in großen Stücken. Er dient vielleicht zu einer Verbesserung der ungeheuren Menge fetten Schweinfleisches, das sie verzehren, da er mehr Säure als der westindische

Zucker besitzt. Es wird ungefehr ⅔ so viel Ahornzucker gewonnen als das Land gebraucht: aber da der Rohrzucker beinahe eben so wohlfeil und vorzüglicher ist, so werden die Canadier abgeschreckt, eine größere Quantität zu fabriciren. Der Ahorn wird nicht eher zu Brennholz geschlagen als bis der Saft erschöpft ist: er wird alsdan jeder andern Holzart vorgezogen und gilt auf dem Markt einen höhern Preis. Es giebt noch eine Varietät, der krause Ahorn, der zu feinen Tischlerarbeiten gebraucht wird: das Holz ist schön gestreift oder geädert: es muß 4 bis 5 Jahr alt seyn eh' es gebraucht werden kann. Die weiße Ceder ist in Canada häufig und wird für das dauerhafteste Holz zu Pfosten Gittern und Gehegen gehalten. Die rothe Ceder wird selten in den Wäldern gefunden.

Zwei ehemals sehr wichtige Pflanzen sind entweder fast ganz vernachläßigt oder doch als Handelsartikel von keiner Bedeutung mehr: der Ginseng und die Capellaria. Jener fand sich zur Zeit der Ankunft der Franzosen sehr häufig und ward in großer Menge über Frankreich nach Sina geschickt: der hohe Preis veranlaßte die Canadier die Wurzeln vor der rechten Zeit zu sammeln: und hiemit nicht zufrieden ließen sie sie überall von den Indianern aufsuchen: dadurch ward der Canadische Ginseng bald so selten, daß man jetzt nur wenige Pflanzen findet. Auch der Handel mit der Capillaria war ehemals sehr lebhaft, die Pflanze ist aber jetzt entweder erschöpft wie der Ginseng oder wird um wichtigerer Gegenstände willen vernachläßigt. Der Sumach ist sehr gemein: er wächst ungefehr 5 Fuß hoch in Hecken und unter andern Kräutern und trägt lange Trauben dunkelrother Beeren. Die Zweige und Beeren zusammengekocht sind sehr brauchbar zum Färben; allein die Canadier benutzen die Frucht fast zu nichts andern als um Weineßig daraus zu machen. Die Beeren bleiben während des Winters an der Pflanze, aber die Blätter fallen ab. Der giftige **Rhus vernix** ist in Untercanada wenig bekannt: er liebt einen sumpfigten Boden und in den Vereinigten Staaten kennt man ihn unter dem Namen des Giftbaum's. Seine Ausdünstung greift gewisse Personen so an, daß sie dem Ort wo er wächst, nicht nahen oder dem Winde, der von daher weht, sich nicht aussetzen können,

ohne daß ihre Hände, ihr Gesicht und andre Theile ihres Körpers mit Blasen bedeckt werden und schwellen: selbst die Augen bleiben von der heftigen Geschwulst die daraus entsteht mehrere Tage geschlossen: andre können dem Strauch nahen und ihn ohne die geringste Unbequemlichkeit anfassen: wenn sie nur nicht in Schweiß sind und sich in Acht nehmen, die Pflanze heftig zwischen der Hand zu reiben. Fast dieselbe Eigenschaft besitzt ein anderes in Untercanada sehr gemeines Unkraut, das die Franzosen Flöhkraut herbe à la puce (plantago psyllium, Linn) nennen: einige Leute, die in den Wäldern darauf getreten waren, mußten das Zimmer hüten: andre faßten es ohne Gefahr an, konnten es mit der Wurzel ausreissen und bedeckten ihre Hände mit dem milchigtem Saft, den sie enthält. Viele Gärten sind damit angefüllt: die Wurzeln scheinen sich unter der Erde ziemlich weit auszubreiten, und wenn die Pflanze auch alle Jahre ausgejätet wird kömmt sie doch an einer andern Stelle wieder zum Vorschein. Sie erscheint gegen das Ende des Mays und rankt an Bäumen oder Pfosten empor: und giebt es keine andre Stützen, so ruhen die jungen Schößlinge auf einander. Blätter und Stämme sind hellgrün und im Julius in voller Blüthe. Wo das Flöhkraut wächst findet sich immer eine große Menge schöner Sonnenkäfer, die so lange sie auf dem Laube sind oder einen Theil von dem Saft desselben übrig haben, mit einem glänzenden Gold bedeckt sind, das sie aber verliehren, wenn sie nicht mehr ihre Lieblingsnahrung haben. Die Baumwollenpflanze oder der Cotonnier ist häufig: er liebt guten Boden und giebt ein beinahe eben so sichres Zeichen von der Beschaffenheit des Landes als der Ahorn Baum, denn auch er hat wie dieser einen zuckerartigen Saft. Die Pflanze kommt im May hervor, ungefehr wie der Spargel, und wenn sie 9 oder 10 Zoll hoch ist, wird sie abgeschnitten, auf den Markt gebracht und fast eben so wie jenes Gewächs bereitet und gegessen. Läßt man sie wachsen, so wird sie ungefehr 3 Fuß hoch und hat eine Blume, die dem spanischem Flieder gleicht, aber von schönern, obgleich schwächern Geruchs. Im August liegt häufiger Thau auf ihren Blättern und Blumen, was etwa 24 Tage bis 3 Wochen dauert: wenn er vor oder gleich nach Sonnenuntergang in unten gestellte Gefäße geschüttelt wird, sammelt man einen süßen

Saft oder Syrup, der zu einer angemessenen Dichtigkeit eingekocht einen sehr guten Zucker giebt, der sowohl an Farbe als an Geschma dem Honig gleicht. Einige canadische Landleute gewinnen einen ziemlich beträchtlichen Vorrath von diesem Zucker für ihren eignen Gebrauch: aber sehr wenig wird davon verkauft. Der Cotonnier ist von einem matten Dunkelgrün und sein Stamm enthält einen milchartigen Saft, der dem des Flöhkraut's ähnlich ist: vermuthlich ist dies die Ursache, weswegen die Canadier glauben, daß er giftig sey: obgleich sie die jungen Pflanzen essen und Zucker aus dem ausschwitzenden Saft machen, den sie von den Blumen sammeln: es ist auch kein Beispiel von schädlicher Wirkung jemahls vorgekommen. Die reifen Hülsen des Cotonnier gleichen einigermaßen einem Ei: nur daß sie an den Enden spitzer und von 3 — 4 Zoll lang sind. Sie enthalten eine schöne weiße seidenartige Substanz und sind sehr zahlreich. Die Canadier brauchen diese Baumwolle nur als einen Ersatz der Federn, um ihre Matratzen und Polster damit auszufüllen: obgleich sie auch zu wichtigeren Zwecken brauchbar scheint, denn es könnte mit Leichtigkeit Papier und Tuch daraus gemacht werden. Der Anbau erfordert keine Aufmerksamkeit, sondern die Pflanze gedeiht wo sie einen ihrer Natur angemeßnen Boden findet: aber die Beschaffenheit der Baumwolle könnte wahrscheinlich sehr verbessert werden, wenn sie ordentlich angepflanzt würde: hievon abgesehn könnte auch eine bedeutende Menge vortreflichen Zuckers gewonnen werden, der dem Anschein nach den Ahornzucker übertreffen würde und mit weit leichterer Mühe als dieser von Kindern und ohne Nachtheil andrer Geschäfte gesammelt werden könnte. Noch ein andrer Strauch wird von den Franzosen auch Cotonniere genannt, ist aber von der ersten Pflanze ganz verschieden und heißt bei den Naturkennern Wasserbuche (Waterbeech). Den dreiblättrigen Helleborus und das Galium tinctorium brauchen die Canadier und Indianer zum Färben: der erste giebt ein schönes Gelb und der andre ein glänzendes Roth.

Der Zwiebelbaum, den man in den canadischen Gärten findet, hat eine besondre Beschaffenheit: der Stiel wird eben so hoch und hat dasselbe Ansehn wie der der gewöhnlichen Zwiebel, wenn sie in Saat schießt, enthält aber

verschiedne Zweige und am Ende eines jeden einen Büschel von mäßiggroßen Zwiebeln. Diese sind der Saame, und wenn sie an dem Büschel gelassen werden, breiten sie sich oft aus und jeder trägt andre Büschel aber von kleinerer Größe; der Zwiebelbaum wird durch Anpflanzung vermehrt.

In den Wäldern giebt es eine Menge zum Theil sehr schöner Pflanzen und Blumen. Der süße Knoblauch, wie die Franzosen diese Blume nennen, ist äußerst schön; aus der Wurzel springen zwei große Blätter hervor, von blaßem Grasgrün, zwischen welchen der Stamm sich zur Höhe von 10 — 12 Zoll erhebt, der ungefähr ein halbes Dutzend sehr schöner Blumen trägt, die an Farbe und Gestalt einigermaßen der blauen Glockenblume gleichen. Auch die wilde Rübe ist sehr schön und wird 2 Fuß hoch und höher. Ihr Stamm ist ungefähr einen halben Zoll an der Wurzel dick und nimmt nach oben allmählig an Größe ab. Er ist grün und braun gestreift und hat drei große dunkelgrüne Blätter, die sich in der Gestalt eines Kreuzes ausbreiten: von ihm breiten sich andre Stiele mit ähnlichen Blättern aus und in der Mitte ist eine schöne Blume, die eine entfernte Aehnlichkeit mit der Tulpe hat. Sie ist schön mit braunen rothen grünen und gelben Tinten und Strichen bezeichnet, die gegen den Stamm sanfter werden. Viele Canadier und die Indianer kennen die Eigenschaften der vielen schätzbaren Kräuter und Gräser in den Wäldern: ein Moos, tripe de rochers bei den Franzosen genannt, das ich für Renthiermoos halte, dient oft den Indischen und Canadischen Reisenden, zur Nahrung wenn ihnen die Lebensmittel ausgehn; es wird abgekocht und der Saft, der sehr nahrhaft seyn soll, getrunken: ein Kraut, indischer Thee, der einen angenehmen gewürzhaften Geschmack hat, wird als ein Stellvertreter des sinesischen gebraucht und für weit gesunder gehalten.

Arten von wildem Hafer und Reis wachsen in den Sümpfen und Morästen und werden nebst verschiednen andern Pflanzen, wie dem Seerocken, der Bärentraube, der Seeranke, (Searocket) der süßen Weide, dem Wachholderbaum u. A. zu manchfaltigen Zwecken gebraucht.

Die indianischen Weiber sammeln in den Wäldern eine Art aromatisches Gras und bringen es nach den Städten

zum Verkauf. Es hat einen angenehmen Geruch, den es Jahrelang behält und wird wie Lavendel gebraucht, um die Kleider zu durchduften u. s. w. Die Canadier lieben Sonnenblumen in ihren Gärten und der Nähe ihrer Häuser; aber ich glaube nicht, daß sie dieselben zu irgend einem Zweck anwenden: zu Betlehem in den vereinigten Staaten wird Oel in bedeutender Menge daraus gewonnen. Hanf und Flachs sind in Amerika einheimisch: auch wächst in Canada noch eine verwandte Pflanze, die unter dem Namen indianischer Hanf bekannt ist; ihre Rinde ist so stark, daß die Indianer sie zu ihren Bogensehnen gebrauchen: man weiß aber noch nicht die Fibern zu trennen und zu erweichen, um gesponnen zu werden: die Hülse enthält eine Substanz, die wegen ihrer Weichheit und Elasticität statt des Flaums dienen könnte.

Bis zum J. 1808 ward jedoch nicht eine Tonne Hanf ausgeführt. Der Flachs wird von den Canadiern blos zum Hausgebrauch gebaut, doch werden bisweilen ein Paar hundert Scheffel Leinsaamen aus Quebec ausgeführt. Den Hanf sieht man wild um die Häuser wachsen: er schießt zu großen Pflanzen von 7 oder 8 Fuß auf; aber man benutzt nur den Saamen zum Futter für die Vögel, die in Canada fast ohne Unterschied ganz mit Hanfsaamen ernährt werden. Der Boden und das Klima sind für diese Pflanze außerordentlich anpassend. Sie ist sehr zäh und kann wo sie eine längere Zeit gewachsen ist, nur mit Mühe ausgerottet werden.

Endlich ist die Aufmerksamkeit der Regierung auf die Nothwendigkeit geleitet worden, Hanf aus einigen unsrer eignen Niederlassungen zu erhalten, nnd im J. 1800 beschäftigten sich die Herrn des Raths für den Handel und die Colonien mit Erwägung der Mittel, wodurch der Hanfbau in Ostindien und den britischen Colonien möchte eingeführt werden. Vorher schon waren indirect verschiedne Versuche in Canada gemacht und einige Jahre hindurch bedeutende Geldsummen ausgegeben worden, es waren aber keine andre Ermunterungen dargeboten als Vorschüsse und Denkmünzen; zu unbedeutend, um auf ein von Natur träges Volk einen Einfluß zu haben und viele Hindernisse andrer Art zu überwinden. Das Geld ward indessen jährlich aus-

gegeben, bedeutende Vorräthe von Hanfsamen uud Arbeitsgeräth wurden hinausgesandt und die Agenten der Regierung schienen mit der Beförderung dieser wichtigen Angelegenheit eifrig beschäftigt, aber alles umsonst: 18—20 Jahre vergingen ohne daß nur hundert Tonnen nach England geschickt wordenwären. Um diese Zeit beschloß die Handelskammer sich in Hinsicht auf den Hanfbau nicht blos auf Canada zu beschränken, sondern sie veranstaltete auch Versuche in Ostindien, und ihre Bemühungen waren 2 oder 3 Jahre lang unermüdet: aber ungeachtet größere Vorschüsse dargeboten und neue Maschinen hinausgeschickt wurden, hatten ihre Anstrengungen keinen besseren Erfolg als sie in Canada gehabt hatten. In Indien soll das Clima zu heiß seyn und der Hanf zu fein werden um zu starkem Thauwerk gebraucht werden zu können. Was Canada betrifft so wird eine Menge von Hindernißen angeführt, weswegen der Anbau nicht gelingt: die Anhänglichkeit der Canadier an alte Gebräuche, der Widerstand und die Vorurtheile der katholischen Geistlichkeit, der Weizenhändler und der Herren: die erstern haben ihrer Zehnten wegen, die zweiten wegen ihres Handels und die letztern wegen der Beschäftigung ihrer Mühlen, der Hauptquelle ihrer Einkünfte, ein Interesse bei reichen Weizenernten, die, wie sie fürchten, die Einführung des Hanfbaus zum Theil, wenn nicht ganz vernichten würde. Die Trägheit der Canadier, der Mangel an arbeitenden Händen und die geringe Bevölkerung kommen hinzu. Nach den neuesten Angaben scheint indessen noch nicht alle Hofnung verlohren, um eine Unternehmung durchzusetzen, die indeß eigne Leute und ein hinreichendes Kapital erfordert: die Regierung hat den Pächtern einen bestimmten Preis für die Tonne Hanf versprochen, der höher ist als was der Weizenbau einbringen würde, und daher läßt sich erwarten, daß die Production zunehmen wird. Glücklicher sind die Versuche mit dem Hanfbau in Irland ausgefallen und England wird ohne Zweifel bald im Stande seyn, sich mit dieser ihm so unentbehrlichen Waare aus seinen eignen Ländern und Niederlassungen zu versorgen.

Der

Der Boden von Untercanada ist sehr verschiedenartig und mehr oder weniger fruchtbar je nachdem man sich dem Norden oder Süden nähert. Von der Vaterspitze, der untersten Colonie am Südufer bis nach Kamauraska ist nur wenig angebaut und dies Wenige giebt nur mit vieler Arbeit einen Ertrag. Von Kamauraska bis zur Insel Orlean's sowohl am Nord als am Südufer wird der Boden allmählig besser, und in einigen Kirchspielen an der Südseite wird eine große Menge Getraide gewonnen. Im Durchschnitt werden auf einem Morgen 12 Scheffel (Bushel) erzielt. In der Nähe von Quebec gilt der Boden der Insel Orleans für den besten. Die Insel hat hohe und niedrige Ländereien, steile und abschüssige Ufer, die mit Wald bedeckt oder in Wiesen und Kornfelder verwandelt sind. Der Boden ist fruchtbar genug und giebt den Einwohnern weit mehr Erzeugnisse als sie bedürfen, die sie in Quebec absetzen. An den Nord und Südufern in der Nähe von Quebec bedeckt die Erde nur sehr dünn ein unermeßliches Bette von schwarzem Kalkschiefer, der wenn er der Luft ausgesetzt wird, in dünne Stücke zerfällt oder sich in Staub zerreibt. An den Ufern des St. Carlsstroms giebt es doch einige herrliche Weiden und Wiesenländer und sie dehnen sich wirklich im Allgemeinen über das niedrige Land oder das Thal aus, das zwischen den Höhen von Quebec und den Dörfern Beauport, Charlesbourg und Loretto liegt.

Die canadischen Wiesen, die gewöhnlich Kornfelder gewesen sind, werden denen in den südlichern Theilen von Amerika vorgezogen. Sie enthalten einen schönen dichten Rasen, der gut mit Klee bedeckt ist. Weil der Frühling so spät beginnt, können sie nicht öfter als einmal im Jahr gemäht werden. Im Herbst vertauschen sie ihr schönes Grün mit einer hellbraunen Farbe, die ihnen das Ansehn giebt von der Sonne versengt zu seyn: zwei oder drei Wochen nachdem der Schnee geschmolzen ist, erhalten sie ihre natürliche Farbe wieder. Dies ist der Fall in ganz Amerika, dessen Weiden in den Herbst und Wintermonathen niemals das reiche und lebhafte Grün besitzen, das sie in England haben.

Die hochliegenden Ländereien würden bei guter Wirthschaft ziemlich leidliche Aerndten geben, aber die Canadier

sind elende Landwirthe. Sie düngen ihre Felder selten oder nie und pflügen so obenhin und sorglos, daß sie Jahr für Jahr über dieselben Schollen ziehn, ohne einen Zoll tiefer einzudringen. Daher werden ihre Aecker ausgesogen, überlaufen mit Unkraut und geben nur sehr spärliche Erndten. Die Weizenfelder, die ich in verschiednen Gegenden des Landes gesehn habe, waren oft vom Unkraut erstickt und das Korn schien in seinem Wuchs gehemmt. Nach dem Mähen war das Stroh selten mehr als 18 bis 20 Zoll lang, die Aehren klein und der Weizen selbst entfärbt und nicht viel über zwei Drittheile so groß als der englische. Der Weizen in der Gegend von Montreal scheint der beste zu seyn, der mir vorgekommen ist. Er war im Ganzen von Unkraut frei und schien seine völlige Größe erreicht zu haben. Es muß indessen bemerkt werden, daß in dem Clima von Quebec und Montreal beinahe ein Monath Unterschied ist. Die französischen Canadier säen nur Sommerweizen, obgleich auch Winterweizen im Herbst wahrscheinlich mit Erfolg gesäet werden könnte. Erbsen, Hafer, Roggen und Gerste werden mehr oder weniger von jedem Landmann gebauet: auch von diesen Früchten schien man die reichsten Aerndten auf der Insel Montreal, die man ihrer Fruchtbarkeit wegen mit Recht den Garten von Untercanada nennen kann, und der Nachbarschaft zu gewinnen. Die Gerste ist erst kürzlich im Laude eingeführt: der Unternehmer einer Brennerei in dar Nähe von Quebec ließ den Saamen aus England kommen und mit vieler Mühe gelang es ihm die Abneigung der Habitans gegen neue Versuche zu überwinden: er gab ihnen den Saamen umsonst nnd erbot sich ihnen für jeden Morgen, den sie mit Gerste bestellen würden, der Versuch möge ausfallen wie er wolle, eine gewisse Summe zu zahlen. Nun ist die Gerste ganz allgemein: sie giebt gutes Malz: es sind verschiedne Alebrauereien angelegt, die bereits im Stande sind die Bedürfnisse des Landes zu befriedigen und einen Ueberfluß zur Ausfuhr nach Westindien u. s. w. zu liefern. Clima und Boden sind dem Hopfen günstig: er wächst üppig und die Blumen sind größer als ich sie je in Kent gesehn zu haben mich erinnere, auch wird er in hinreichender Menge gebaut, um die Bedürfnisse der Brauer zu befriedigen: kleine Quantitäten sind bereits nach

England verschifft und dieses Produkt wird wahrscheinlich sehr bedeutend werden. Auf den Obstbau legen sich die franz. Canadier nicht und, Montreal ausgenommen, wachsen wenig Früchte.

In der Aerndtezeit stehn die Landleute einander bei, denn Arbeiter sind in einigen Gegenden selten und in andern gar nicht zu haben; der Weizen wird früh im May gesäet und reift gewöhnlich gegen das Ende des August. Die Canadier säen geringe Quantitäten Mais, machen indessen keinen so allgemeinen Gebrauch davon als die Nordamerikaner, die ihr Vieh damit futtern und Brot für sich selbst daraus bereiten: die Canadier bauen ihn mehr als einen Gegenstand des Luxus als des Bedürfnisses: sie lieben sehr die Köpfe von diesem Getraide, die gekocht oder gebraten und mit etwas Butter und Salz bestrichen werden.

Taback wird in geringer Menge gepflanzt und hauptsächlich von den Weibern und Kindern gewartet, die auch in den andern Theilen der Haushaltung vollkommen beschäftigt sind. Jeder Habitant bauet auf einem kleinen Platz in der Nähe seines Hauses soviel er gebraucht und gewöhnlich noch einen kleinen Ueberfluß für den Markt. Der canadische Taback besitzt einen sehr milden und angenehmen Geschmack, und ist ganz von den starken beißenden Eigenschaften frei, wodurch der virginische Taback sich auszeichnet. Küchenkräuter werden in ziemlicher Menge gewonnen: am meisten lieben die Habitans Zwiebeln, Knoblauch und Lauch, wovon sie viel genießen und folglich abscheulich riechen. Einigermaßen werden die unangenehmen Wirkungen dieser starken Speisen durch den Taback gemildert, den sie vom Morgen bis zum Abend rauchen.

Mit Ausnahme der Herrschaft Grondines ist das Land zwischen Quebec und Trois Rivieres weder wegen ausgezeichneter Fruchtbarkeit noch wegen der Dürre merkwürdig. Es wird eben so nachläßig angebaut als die Ländereien unterhalb der Stadt. Grondines, das etwa 50 Meilen von Quebec an derselben Seite des Flusses liegt, macht eine merkwürdige Ausnahme von der allgemeinen Beschaffenheit des Bodens in diesem Theile des Landes. Diese Herrschaft, die gegen 10 gevierte Meilen enthält, besteht aus einem großen

Lager von grauem Felsen oder Kalkstein, der ungefähr 6 Zoll tief mit magrer Erde bedeckt ist, die überdies gar nicht von den unzähligen kleinen Steinen gereinigt werden kann. Die Leute die auf dieser dürren Stelle leben, die nur Fichten und Tannen hervorbringt, sind natürlich sehr arm und gewinnen kaum so viel als zu ihrem Unterhalt erforderlich ist. Obgleich der Boden in der Nähe von Trois Rivieres einige Meilen weit dürr und sandig ist, sind doch die aufwärts anstoßenden Herrschaften Matscheitsche und vom Fluß du Loup äußerst fruchtbar und bringen eine Menge Korn hervor. Auch die Ländereien am Süduſer des Flusses Trois Rivieres sind sehr gut. Der Preis des Landes ändert sich nach der Beschaffenheit des Bodens und dem Zustand der Cultur. Der Morgen guten urbaren Landes in den besten Gegenden kostet in Untercanada ungefähr 5 Pf.; schlechtes 4 bis 5 Thaler; Holzland 2 Thaler: aber in den hintern Distrikten kann man es in Versteigerungen für weniger als 6 Pence kaufen. Das Land wird besser je mehr man sich Monteral nähert: aus dieser Gegend kommt das meiste Getreide. Diese allmählige Verbesserung des Bodens dauert durch Obercanada fort, das an Fruchtbarkeit die untere Provinz so sehr übertrifft als Montreal Kamauraska.

Die französischen Canadier besitzen keinen Unternehmungsgeist in der Landwirthschaft: sie sind der völlige Gegensatz von den Nordamerikanern, die von Wald zu Wald ziehn und den Anbau bis zu den entlegensten Gegenden ausdehnen; während die Canadier sich seit zwei Jahrhunderten an den Ufern des St. Lorenz angebaut haben, ohne sich von der Stelle zu entfernen und die Winkel der Wälder auszuforschen, die sie umgeben. Dieses enge Aneinanderschließen der ersten Anbauer ward durch eine Menge von Umständen veranlaßt. In der frühern Zeit, wiederholten Anfällen der Indianer ausgesetzt, hing ihre Sicherheit von der Zahl ab, die in einer zerstreute Niederlassung nicht zu rechter Zeit zusammenkommen konnte. Ihre Religion legte ihnen eine Menge von Gebräuchen auf, die eine strenge und häufige Beobachtung erforderten. Keine Gegend konnte daher so anpassend für die Niederlassung seyn als die Ufer eines großen und edlen Stroms, der außer dem Reichthum des

Bodens und den einladenden Aussichten, ihnen eine leichte Gemeinschaft mit einander verschafte und was gleich wichtig war, sie in den Stand setzte, gewisse religiöse Förmlichkeiten zu beobachten und sich Lebensmittel zu einer Zeit zu verschaffen, wo ihre Ländereien noch unangebaut waren. Die jetzigen Einwohner, die sich nach dem Vorbild ihrer Ahnherrn gebildet haben, wähnen entweder aus Vorliebe für ihre Väter oder aus einer angebohrnen Trägheit, daß dieselbe Nothwendigkeit sich aneinander zu schließen auch noch für sie vorhanden sey. Wenige denken daher daran aus dem väterlichen Wohnsitz auszuwandern. Die Pachtung wird von dem Vater unter seine Kinder so lange vertheilt als es gehen will und wenn keine Unterabtheilungen mehr möglich sind, scheiden sie nur ungern daraus.

Der Anblick, den diese ausgedehnte Kette von Pachtungen längs den hohen Ufern des St. Lorenz auf mehr als 400 Meilen gewährt, ist mahlerisch schön und hat das Ansehn einer unvermeßlichen Stadt: Aecker, Weiden und Wiesen, in Zwischenräumen mit Baumgruppen, schneeweissen Hütten, und nett verzierten Kirchen verschönert, bieten sich mitten unter dem reichen und grünen Laube, das die jähen Ufer oder die allmähligen Abhänge des Stroms beschattet, abwechselnd dem Auge dar, während der Hintergrund dieser reichen Landschaft durch eine Kette ungeheurer Berge eingeschlossen oder durch undurchdringliche Wälder über das Ziel der menschlichen Sehkraft verlängert wird.

Das Innere des Landes von den Niederlassungen am Nordufer des St. Lorenz bis zu den Gränzen der Hudsonsbay ist ganz unangebaut und wird nur von den Pelzhändlern und einigen wenigen indischen Stämmen oder Esquimos bewohnt. Vor etwa 15 Jahren fing ein unternehmender Geistlicher Namens Toosey eine Niederlassung in dem District Stoneham etwa 15 Meilen nördlich von Quebec an: sie blühte einige Jahre unter der väterlichen Sorge des Urhebers, verfiel aber mit seinem Tode. Die Ueberbleibsel des Hauses und der Felder, die mit Unkraut und üppigem Grase überwachsen sind, erinnern allein an die süßen Hofnungen ihres Besitzers. Sein Beispiel fand keine Nachahmer: als eine Hauptursache ward die Entfernung von der Stadt angegeben.

An der Südseite, die an die Vereinigten Staaten gränzt, wird das Innere schnell angebaut; jedoch nicht von den französischen Canadiern, sondern von Amerikanern aus den vereinigten Staaten, die sich ohne viele Umstände in den an ihr Land gränzenden Ortschaften niederlassen und anfangen die Wälder auszurotten und das Land anzubauen, oft ohne Vorwissen und Genehmigung der Eigenthümer. Die canadische Regierung scheint diese Auswanderung aus den vereinigten Staaten zu begünstigen: ob diese Politik gut oder nicht gut sey, ist sehr zweifelhaft. Sie sind allerdings unternehmende Anbauer und verbessern in 2 oder 3 Jahren ein Land mehr als die französischen Canadier in einem Jahrhundert.

Das Vieh ist klein und meist von dem kleinen normännischen Schlage. Wenn es durch die Auswanderung an Größe nicht abgenommen hat, hat es sich auch gewiß nicht verbessert. Die Pferde sind stark und schnell, viele von ihnen schön; aber mit englischen verglichen bloße Klepper. Ungefähr 90 Meilen unterhalb Quebec giebt es eine größere Art, die zu schwerer Arbeit gebraucht wird. Das Schiff le Havre brachte am 16ten Juli 1665 das erste Pferd nach Canada: es scheint auch nicht, daß viel früher Schaafe und Hornvieh im Lande waren. Die Amerikaner treiben mit den Canadiern einen einträglichen Pferdehandel. Die letztere lieben Pferde, die einen schnellen wackelnden Pas gehn und die Amerikaner führen verkrüppelte (rickety) Thiere, die diese Eigenschaft besitzen, ein; der Canadier vertauscht gern sein schönes Pferdchen für den Pasgänger und giebt oft noch einige Pfund oben ein. Die Amerikaner kehren mit den canadischen Pferden nach Boston zurück und erhalten nach ihrem Werth 30 bis 40 Pfd. für das Stück, während sie in Canada selten mehr als 10 bis 12 Pfd. gelten. Die Canadier gelten für sehr schlau im Handel, auch wirft man ihnen Neigung zum Prellen vor, aber sie können es mit einem Amerikanischen Roßtäuscher nicht aufnehmen. Von der rauhen Behandlung der amerikanischen Pferde ist früher gesprochen *). Die Kühe

*) Oben S. 326.

und Ochsen sind klein, mager und schlecht: ihr langer Aufenthalt in den Ställen und das kümmerliche Futter, das sie in einer so langen Zeit erhalten, giebt ihnen ein magres Ansehn. Die Ochsen werden bisweilen vor dem Pfluge oder vor Karren gebraucht, und ziehn in diesen Fällen stets mit den Hörnern.

Die Schaafe sind klein und haben nur wenig Wolle. die europäischen Arten sind mit der Zeit in Canada sowohl als in andern Theilen von Amerika sehr ausgeartet. Die Wolle ist grob, entspricht aber den Bedürfnissen der Habitans, die sich mit derselben bekleiden.

Schweine sind in Canada sehr zahlreich, denn sie machen die Hauptnahrung der französischen Canadier aus. Die Art ist nur schlecht, obgleich von ziemlicher Größe. Sie sind langbeinigt, mit schmalen Rücken, und stehn der englischen Art, von der nur wenige im Lande sind, weit nach. Schweine sin eine so zähe Thierart, daß sie schwerlich sehr ausgeartet seyn können: wahrscheinlich war die Art ursprünglich schlecht.

Das Federvieh ist im Ganzen gut: und besteht aus Gänsen, Kalekutern, Enten und Hühnern. Die Landleute unterhalten während des Winters nicht mehr Vieh als zu ihrem eignen Verbrauch und zur Zucht nöthig ist: das übrige wird geschlachtet und zu Markte gebracht *)

Der beträchtlichste Artikel der Ausfuhr aus Canada ist Waizen: es hat Jahre gegeben, wo gegen eine Million Scheffel ausgeführt worden sind, allein nach einem Durchschnitt von 5 Jahren (1800 — 1805) ist jährlich nicht

---

*) Bis so weit ist dieser Abschnitt ein Auszug aus mehrern Kapiteln in Lambert's Reisen: ich habe sie zweckmäßig geordnet und das viele Überflüssige, die ewigen Wiederhohlungen u. s. w. abgeschnitten und einige kleine Zusätze aus Gray gleich in die Erzählung verwebt: die folgenden Bemerkungen sind aus Gray.

M.

die Hälfte verschifft worden. Canadischer Weizen ist von vortreflicher Beschaffenheit und wird von vielen für besser als der baltische gehalten, weil er härter ist und in Verhältniß der Menge mehr Mehl giebt. Der Scheffel wiegt gewöhnlich 60 Pfd. und mehr *).

In der Regel verkaufen ihn die Bauern an die Landkaufleute, die gemeiniglich mit Getraide handeln, zum Theil aus Noth, da es der einzige Weg ist die Waaren bezahlt zu erhalten, die sie während des Jahrs verkauft haben. An sie wenden sich die Handelshäuser in Quebec und Montreal wenn Korn verlangt wird. Der Weizen wird nach einem französischen Maas Namens Minot verkauft, das sich zum Winchester Scheffel verhält, wie 108,765 zu 100,000. Allgemein wird der Weizen in den Monathen Februar, März und April gekauft. Er wird sobald das Eis aufgeht nach den Städten gebracht. Weil er sehr unrein ist, kann er selten oder nie ausgeschifft werden, eh er ein oder zweimal gesiebt ist. Die Kosten des Reinigens und des Transports trägt der Kaufmann, der ihn ausführt. Er wird in kleinen Schiffen herbeigeführt, worauf, ungeachtet der nicht geringer Gefahr daß das Getreide verlohren geht oder wenigstens beschädigt wird, niemals eine Versicherung genommen wird. Diese Gefahr steht der Kaufmann. Bei der Verschiffung wird die Berechnung aller Kosten aufgemacht und auf die Gefahr bei'm Flußtransport Rücksicht genommen: dies alles nebst den ursprünglichen Kosten bestimmt den Preis an Bord; für die Verschiffung werden 5 Proc. angesetzt, und der Betrag wird sogleich in Wechseln auf 60 Tage Sicht bezogen. Der hohe Preis ist das Haupthinderniß canadischen Weizen nach England einzuführen; 6 Sch. 6 P. der Scheffel war der Durchschnittspreis in den erwähnten 5 Jahren und oft wird er zu 7 Sch. 6 P. ausgeschifft: doch auch zu diesem Preise wird er in Spanien und Portugal gemeiniglich gut bezahlt. Im westlichen Schottland,

*) Dies scheint der Angabe von Lambert zu widersprechen: doch meint Hr. Gr. wohl nur den guten Weizen von Montreal und aus Obercanada.

R.

besonders zu Greenock wird er gemeiniglich theurer als in London, und selbst höher als englischer Weizen verkauft. In diesem Theile des Landes sind die Jahrszeiten so naß und so zurück, daß der Weizen selten zur Reife kommt, wenigstens erhält er keine hinreichende Festigkeit nm sich gut mahlen zu lassen nnd gutes und brauchbares Mehl zu geben. Der canadische Weizen wird deswegen damit vermischt, und der schottische Weizen läßt sich auf diese Weise mahlen. Die Fracht nach England beträgt gemeiniglich ungefähr 2 Sch. für den Scheffel. Selten trifft die Zahl der Scheffel, die von Quebec ausgeschifft ist, am Ablieferungsort zu, was von der Art zu messen herkommt. Allgemein bedient man sich eines halben Scheffels und die Leute sind ungemein geschickt im Messen. Das Korn wird so schnell hinaus und hineingeschüttet, daß es nicht Zeit hat, seine eigne Schwere zu fühlen und herunterzusinken.

Die nächsten Artikel von Bedeutung in der Reihe der Ausfuhren sind Mehl und Zwieback. In den obigen 5 Jahren sind im Durchschnitt jährlich 19822 Tonnen, die Tonne zu 42 Sch. 6 P., also überhaupt für 42,123 Pfd. 17 Sch. 6 P. Mehl ausgeführt. Es kommt hauptsächlich aus Obercanada, wo der Weizen von besserer Beschaffenheit ist als in Untercanada und sehr gutes Mehl giebt: die Einwohner haben viele Gründe lieber Mehl als Weizen zu schicken. Das Mehl wird in Bateaux, Fahrzeugen mit flachem Boden, von 4 bis 5 Tonnen Last, die mit Ruder, Stangen und Segeln regiert werden und in Scow's*) herabgebracht.

---

*) Eine Scow ist ein Fahrzeug mit 4 Seiten, ein längliches Viereck, 40 — 50 Fuß lang, 30 — 40 breit, und 4 — 5 Fuß tief mit flachem Boden. Die Seiten sind nicht perpendiculär, sondern auswärts gebogen, um ein größeres Gewicht zu tragen. Die Scow's werden an den Seen von Obercanada gebaut. Eine große kann 500 Tonnen Mehl tragen und kostet ungefähr 50 Pf. Sie werden für die Landleute gebaut, um Mehl, Pottasche u. s. w. nach Montreal zu bringen und durch lange Ruder (Sweeps) und Stangen in Bewegung gesetzt. Sie haben eiuen Mast und Segel, die man bei günstigem Winde in den Seen brauchen kann: in diesem Fall steuern sie mit einem Ruder, und sie haben Anker und Thaue um beizulegen, wenn in den Seen der Wind ihnen

Die Länge der See- und Fluß-Schiffarth macht es nothwendig die Masse zu vermindern und den Werth der Waare zu erhöhn, um an der Fracht zu sparen: und überdies wird das Mehl, wenn es gut gepackt ist, nicht so leicht beschädigt als der Weizen. Auch ist die Ausfuhr dem Lande vortheilhafter, da theils die Verfertigung der Tonnen, theils die Verpackung viele Hände erfordert. Oeffentliche Aufseher in Quebec und in Montreal untersuchten alles Mehl eh' es ausgeschifft wird, ob es auch gut und preiswürdig ist.

Noch vortheilhafter ist es Zwieback zu verfertigen. In 5 Jahren sind im Durchschnitt jährlich 21,777 Centner (à 100 Pfd.) zu 25 S. also überhaupt für 27,221 Pf. 5 S. ausgeführt. Der canadische Zwieback ist von vortrefflicher Beschaffenheit und gemeiniglich viel wohlfeiler als der englische. Beträchtliche Vorräthe davon werden nach Newfoundland und Halifax gesandt zum Behuf der englischen Flotte und andrer Schiffe in dieser Gegend. Die andern Getraidearten geben keinen Ueberschuß zur Ausfuhr.

Die wichtigsten Handelsgegenstände aus Canada für England sind die Erzeugnisse aus den Waldungen: sie enthalten eine große Mannichfaltigkeit an Schiffsbauholz. Die canadische Eiche enthält kein Knieholz: entweder weil sie von andrer Art ist oder aus andern Ursachen; die Schiffszimmerleute ersetzen diesen Mangel durch Fichtenwurzeln, die in Ueberfluß vorhanden sind und nach ihrer Versicherung diesem Zweck vollkommen entsprechen. Wegen ihrer Länge und Gradheit sind die canadischen Eichen zu Planken und allen andern Zwecken vorzüglich brauchbar: besonders geben sie sehr gutes Stabholz; dieser Artikel wird wahrscheinlich immer wichtiger werden und bei einer größern Bevölkerung könnte Canada leicht eine so große Menge liefern als nur immer erfordert werden kann. Schon jetzt machen Pipenstäbe einen Hauptgegenstand der Ausfuhr aus: sie werden in Eng-

---

zu stark entgegenkommt. Sie sind aus Fichtenholz gemacht, mit Brettern beschlagen und auswendig kalfatert, haben aber kein Verdeck. Wenn sie ihre Ladung gelöscht haben, sind sie von keinem Nutzen weiter außer wegen des Holzes: sie werden auseinangenommen und gemeiniglich für einige Thaler verkauft.

land so wie in den Weinländern, besonders Portugal und Madeira mit jedem Tage mehr gesucht und bekannt. Sie werden nach großen Tausenden, von 1200 vorschriftsmäßigen Stäben verkauft. Der vorschriftsmäßige Stab ist $5\frac{1}{2}$ Fuß lang und $1\frac{1}{4}$ Zoll dick und ungefähr 5 Zoll breit. Der Preis steigt um 1 Fünftheil für jeden halben Zoll mehr in der Dicke. Stäbe die einen Zoll dick sind, kosten nur $\frac{2}{3}$ soviel als vorschriftsmäßige Stäbe. Drei Stäbe von $4\frac{1}{2}$ Fuß Länge werden für 2 vorschriftsmäßige Stäbe gehalten: sind sie $3\frac{1}{2}$ und $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, so werden zwei für einen gerechnet. Die letztern werden den erstern gleich gehalten, weil sie gemeiniglich breiter und daher zu den Boden der Fässer brauchbar sind. Die canadischen Stäbe werden in der Regel roh ausgeschifft: sie werden gespalten, nicht gesäget; deswegen sind sie natürlich dünner an der einen Seite als an der andern, (featherd) doch werden sie immer am dünnsten Ende gemessen.

Ein gut gebautes Schiff soll auf jede 10 Tonnen immer 1200 Stäbe einnehmen, aber man findet allgemein, daß 1200 vorschriftsmäßige Stäbe, wenn sie sorgfältig und dicht gepackt sind, ungefähr 15 Tonnen Maaß fordern. Die Fracht beträgt gemeiniglich von 45 bis 47 Pf. für 1200. Wenn man vorher Auftrag giebt, kann man Stäbe von jeder Größe erhalten: man muß darüber mit den Leuten, die sie verfertigen, Verträge schließen; neulich sind Stäbe von 5 Zoll Dicke ausgeführt und wahrscheinlich werden so dicke Stäbe in Ländern sehr passend seyn, wo entweder die Arbeit wohlfeiler ist als in Canada oder wo man durch Maschinerie des Spalten und Sägen abzukürzen versteht. Als Durchschnittspreis am Bord für 1200 vorschriftsmäßige Stäbe kam man ungefähr 33 Pf. (nach Lambert 40 — 50 Pf.) annehmen.

Neulich ist eine Acte des Provinzialparlements durchgegangen über die bessere Einrichtung des Holzhandels, von der man sich großen Vortheil verspricht, weil nur preiswürdiges, mit einem eignen Zeichen versehnes Holz verkauft werden soll. **Alles Holz was von Quebec verschifft wird, kommt in Flößen, die auf eine nach der Holzart, woraus sie bestehn, verschiedne Art zusammengesetzt sind, den Fluß hinunter; die großen Masten werden dicht aneinander gelegt und durch Stücke Eichenholz zusammengehalten, was**

an einigen reißenden Stellen schwierig ist. Die Flöße von Eichenholz und Stäben sind von verschiedner Form. Viele starke Fichtenhölzer werden mit hölzernen Nägeln zusammen befestigt, und bilden eine Art von Rahm in der Gestalt eines Rostes; an diesen Rahm werden die Eichblöcke befestigt und dadurch schwimmend erhalten, denn sie sind zu schwer, um von selbst zu schwimmen. Die Flosse sind so gut verbunden, daß sie den starken Erschütterungen bei der Fahrt durch die Wasserfälle widerstehn: es wird nicht ein Stück Eisen zu ihrer Verfertigung gebraucht; die einzigen Bindungsmittel sind hölzerne Pflöcke und die Zweige und jungen zähen und biegsamen Schößlinge der Bäume: auch die Thaue, die man zum Anbinden gebraucht, damit die Flöße nicht bei der Flut den Strom hinauftreiben, sind nur junge zusammengeflochtne Schößlinge. Die Flöße, worauf nicht nur viereckigte Eichenblöcke sondern auch Bretter und Stäbe herabgeführt werden, sind sehr groß: sie werden vermittelst langer Ruder von 30 bis 40 Fuß in Bewegung gesetzt, die ihren Stützpunkt nahe am Rande des Flosses haben: zu einigen Flößen werden 15 bis 20 (nach Lambert gar 100—150) Leute erfordert, die eine Hütte auf denselben haben: es sind meist Amerikaner aus dem Staat von Vermont, die, wenn die Flöße abgeliefert sind, zurückkehren.

Jährlich werden etwa 6—8 schöne Schiffe von 2—500 Tonnen in Quebec und Montreal gebaut: man contrahirt mit den Zimmerleuten zu etwa 10 Pfd. Courant für die Tonne mit Ausschuß des Segel- und Thauwerks, das, so wie alles, was von Kupfer nöthig ist, aus England eingeführt wird. Das meiste Eisenwerk wird in Canada selbst gearbeitet. Der Schiffbau ist von großem Vortheil und setzt in den beiden Städten jährlich nicht weniger als 20000 Pf. in Umlauf und beschäftigt Sommer und Winter viele Arbeitsleute.

Pott- und Perlasche wird in ziemlicher Menge von Quebec ausgeschifft, aber Canada verdankt diesen Artikel fast ganz den Nordamerikanern, die ihn nach Montreal bringen; hier ist ein Lagerhaus und ein öffentlicher Beamter, der die Beschaffenheit der Waare untersucht. Von Montreal wird die Pottasche in Flußfahrzeugen nach Quebec geführt, wo sie nach England verladen wird; die Canadier selbst verfer-

tigen nur wenig: sie bewahren die Asche auf, die in ihren Oefen verbrannt wird: einen Theil verwenden sie zur Verfertigung der Seife, die sie zum Hausgebrauch nöthig haben, das übrige verkaufen sie an die Pottaschmanufacturisten, die es im ganzen Lande sammeln und im Allgemeinen etwa 10 Pence für den Scheffel bezahlen. Es ist traurig daß die Canadier aus Mangel an Betriebsamkeit und Thätigkeit sich nicht mehr auf diesen Erwerbszweig legen, wozu es ihnen an Zeit nicht fehlt; die Potasche kostet in Canada gewöhnlich 40 bis 50 Pf. die Tonne: die Perlasche ist gemeiniglich etwas theurer.

Die Fischereien im St. Lorenz sind nie mit Eifer betrieben worden, an der Küste Labrador ist eine Niederlassung errichtet, die beträchliche Vorräthe von Lachs, Stockfisch, Makrelen und Elsen jährlich nach Canada sendet: sie werden theils entweder im Lande verbraucht oder nach Westindien eingeschifft. Eine Art Heringe und ein Fisch von der Größe eines Lachses werden gefangen, gesalzen und gehn in beträchtlicher Menge nach dem westindischen Markt. An einigen Stellen des St. Lorenz wird der Seehund- und Stockfischfang getrieben, der ehmals an Fellen und Thran sehr ergiebig war: jetzt wirft er nur wenigen Gewinn ab. Diese Artikel werden ebenfals von den Königsposten gebracht.

Der Pelzhandel von Canada kommt in Hinsicht auf Werth und Wichtigkeit für Großbritanien fast jedem andern Zweige des kanadischen Handels gleich. Die Abgaben von Pelzen aus Canada, die nach England gebracht wurden, machte nach einem vierjährigen Durchschnitt von 1803 — 1806 jährlich 22,053 Pf. aus. Die Nordwestcompanie, die sich den Pelzhandel ausschließend zugeeignet hat, ist eine selbst geschaffne Companie, die von der Regierung nicht anerkannt wird, deren Mitglieder aber ihre Thätigkeit und Capitale zu gegenseitigen Vortheilen vereinigt haben: sie entstand etwa vor 25 Jahren durch den thätigen Betrieb eines Herrn M'Tavish: er hatte aber viele Gegner, die sich nicht mit ihm vereinigten, und es bildete sich eine neue Gesellschaft, an deren Spitze Herr Mackenzie stand, dessen Unternehmungsgeist aus seiner Reisen über den nordwestlichen Continent nach dem stillen Ocean bekannt ist: erst nach

dem Tode des Herrn Tavish vereinigten sich die beiden Companien. Die Geschäfte werden unter der Firma M'Gillivray, Roderick und M'Kenzie betrieben, obgleich mehr als 40 Häuser daran Theil haben. Die Schreiber, Reisende und Indianer, die die N. W. Compagnie in Thätigkeit setzt belaufen sich auf 3000. Da die Unternehmer gegenwärtig in dem nordwestlichen Gebiet keine Mitbewerber haben, so haben sie den Handel größtentheils in ihrer Gewalt; sie müssen aber die Felle theuer bezahlen, weil die Indianer endlich klüger geworden und nicht mehr wie ehemals mit unbedeutenden Kleinigkeiten zufrieden sind. Das Geschäft in den nordwestlichen Gegenden wird von jungen Leuten die meist aus Schottland, besonders den Hebriden auswandern und auf 5 bis 7 Jahre in den Dienst der Companie treten, betrieben; sie gehn in das Land der Indianer und errichten an verschiednen Stellen Handelsposten, einige in ungeheurer Entfernung von dem obern See; so weit daß mehr als ein Sommer erfordert wird, um die Güter zu ihnen zu schicken und die Retourwaaren zu erhalten. Die jungen Leute bleiben in diesen entfernten Gegenden und sind vielen Beschwerden und Entbehrungen ausgesetzt, leben fast ganz von dem Ertrag ihrer Jagd und sehen sehr oft Jahre lang weder Salz noch Brod: und es ist auffallend daß sie demungeachtet bei guter Gesundheit bleiben. *) Ihr Leben ist sehr einsam, denn an einem Ort sind nicht mehr als 2 oder 3 Engländer. Sie haben einige Canadier in ihrem Dienst, die sie als Bootsleute, Jäger u. s. w. gebrauchen. Ist die Zeit vorüber so erhalten sie entweder ein Jahrgeld oder treten als Theilnehmer in die Companie.

Der gemeine Canadier sucht weit lieber seinen Unterhalt von der Jagd und der Fischerei, troß allen damit verbundenen Gefahren als von dem friedlichen Ackerbau. Viele von diesen Voyageurs sparen ihren Lohn, kehren nach ihrer Heimath zurück und legen sich auf die Landwirthschaft,

---

*) Lambert sagt das Gegentheil: nicht selten ziehn sie sich nach 15 bis 20 Jahren mit einem Vermögen von 20000 Pf. und zerrüttet Gesundheit von der Companie zurück.

Viele aber gewöhnen sich an eine Verschwendung, die sie nachher nie wieder aufgeben können.

Eine andre Compagnie ist neulich unter den Namen Südwestcompagnie errichtet worden, weil die Felle womit sie handelt ans den südwestlichen Theilen Amerikas aus der Nähe des Missisippi, Missuri und Ohio gebracht werden. Dieser Handel ward von vielen Individuen betrieben, die sich, indem sie einander in ihren Geschäften durchkreuzten, großen Schaden zufügten, was jetzt durch ihre Vereinigung verhindert wird. Sie heißt bisweilen die Mitschilimakinack Campanie, weil sie in dieser Gegend eine Niederlassung hat.

Der Vortheil auf den Pelzhandel muß sehr groß seyn, weil das Capital nicht bald zurückkömt; die Waaren die die Indianer eintauschen werden im Frühling verschifft und kommen in Canada im Lauf des Sommers an. Sie werden auf zwölf Monathe Credit gegeben, während des Sommers und Winters sortirt und im folgenden Frühling in das Land hinaufgeschickt: es vergehn vielleicht 6 Monathe eh' sie ihre Bestimmung erreichen, bisweilen ein Jahr, wenn die Posten in weiter Entfernung liegen: die Felle, wofür sie umgesetzt werden, brauchen eine eben so lange Zeit bis sie nach Montreal kommen: bis sie London erreichen und verkauft sind, vergehn wenigstens drei Jahre. Auch die vereinigten Staaten nehmen große Vorräthe von Fellen in Montreal, wodurch hauptsächlich die beträchliche Einfuhr aus denselben gut gemacht wird, und bringen sie unter ihrer neutralen Flagge nach Europa. Neulich ist von Neu-York ein Versuch gemacht worden, eine Pelzkompanie zum Handel nach Südwesten anzulegen; ob sie gedeihen wird, muß die Zeit lehren: Leute die das Geschäft aus Erfahrung kennen, zweifeln daran, weil kaum die freie Gesellschaft, die es mit den möglichst geringen Kosten betreibt, dabei auskommt.

Unter den canadischen Manufacturen sind die beiden Eisenhämmer die wichtigsten: der eine bei Trois Rivieres, der Hammer von St. Mauritius, der andre zu Batiscan, bei St. Anns auf dem Wege von Quebec nach Montreal. Der erstere ward vor vielen Jahren (1737) von Privatpersonen angelegt und da sie damit nicht fertig werden konnten überließen sie das Werk der Krone: auch sie hatte bei der

schlechten Verwaltung nur Verlust bei der Manufactur, doch wurden die Beamten reich; jetzt gehört sie dem Könige von England; das Werk ist einem Hause in Quebec verpachtet, das die Arbeit mit Nachdruck und Erfolg betreibt. Es werden hauptsächlich Oefen, Stangeneisen und Küchengeräthe verfertigt; es wird eine bedeutende Menge von Gußeisenwaare besonders Oefen ausgeführt. Die Eisenhämmer liegen etwa 8 Meilen von der Stadt Trois Rivieres in einem ausgedehnten Thal: die Oefen, die Manufacturen, Hämmmer, Schoppen, Scheunen, Ställe und die Wohnung des Aufsehers und der Arbeiter mit ihren Gärten und Äckern, bilden zusammen eine kleine Stadt. Die Fabrik gehört den Herren Munro und Bell. Der Fluß St. Lorenz der dicht an der Seite des Thals zwischen zwei hohen, mit Bäumen bedeckten Ufern läuft, erhöht die Schönheit der Gegend und macht sie mit den Wäldern umher und den entfernten Bergen wahrhaft romantisch. Die Werke werden von einem Aufseher und 2 Schreibern und einem Vorsteher für jede besondre Art der Arbeit geleitet. Es ist eine Gießerei mit einem großen Ofen angelegt, um Ofenplatten, Pottaschkessel, Walzen für Mühlen, u. s. w. zu gießen: man befolgt ein sehr geschicktes Verfahren bei'm Modelliren und Gießen. Der Sand der zu den Formen gebraucht wird, wird aus England in Fässern eingeführt und das Faß kostet gegen 9 Thaler: der Sand, der sich im Lande selbst findet, ist nicht brauchbar. Es sind etwa 300 Menschen und 40 bis 50 Pferde beschäftigt. Zum Schmelzen des Erzes nimt man nur Holzkohlen: die benachbarten Waldungen geben zu diesem Behuf einen reichlichen Vorrath von Tannen und Fichten. Viele Arbeiter sind mit der Verfertigung der Kohlen, dem Graben des Erzes und dem Transport von und nach Trois Rivieres beschäftigt, der in Batteaux nach dem St. Moritz geschieht: der Fluß ist für große Fahrzeuge nicht tief genug, und an einigen Stellen sehr reißend. Viele Maschinen werden durch Wasser getrieben: die Schmieden verfertigen nur Stangeneisen und Pflugschaaren. Das Eisen wird den besten schwedischen gleich gehalten, wo nicht vorgezogen; es läßt sich außerordentlich leicht hämmern und rostet nur wenig: die Canadier ziehn es allem andern Eisen

vor

vor. Man erzählt daß die Eigner, um den Preis ihres Stangeneisens in die Höhe zu bringen, einen Vorrath schlechten englischen Eisens einführten: und da die Habitans mehr auf die Wohlfeilheit als die Güte sehn, es ihnen um eine Kleinigkeit geringer als das Eisen von Trois Rivieres, verkauften allein das englische Eisen war so schlecht, daß sie in Zukunft sich gern den höheren Preis gefallen liessen. Die Arbeiter werden im Verhältniß der Arbeit bezahlt, die sie verrichten. Die Hämmer arbeiten Tag und Nacht und die Leute werden alle 6 Stunden abgelöst. Die Arbeiter sind meist Canadier; Engländer werden nur als Modelmacher und Aufseher gebraucht. Jährlich werden etwa 1000 Oefen verfertigt: die großen kosten 6, die kleinern 3 Pf. das Stück: doppelte 10 bis 12 Pf. nach ihrer Größe: Pottaschkessel 20 bis 25 Pf. Täglich werden neue Metalladern entdeckt und um eine Kleinigkeit von den Leuten gekauft, auf deren Grund sie liegen. Auf die Eisenwerke zu Batiscan am Norduser auf dem halben Wege zwischen Quebec und Trois Rivieres ist viel Geld verwandt worden, aber die Eigenthümer haben bis jetzt nur einen geringen Erfolg von ihren Bemühungen gehabt. Es wird jetzt nicht nur eine zum Gebrauch im Lande hinreichende Menge von Lichtern und Seife sondern auch noch ein Ueberschuß zur Ausfuhr fabrizirt. So viele Hüte, wie das Bedürfniß erfordert, werden verarbeitet, doch ist die Einfuhr von Hutköpfen noch beträchlich, die hier ihre Gestalt erhalten und zugestutzt werden. Das Bieberhaar ist hier nicht wohlfeiler als in England: überhaupt kann man alle Arten Pelzwerk in London besser und wohlfeiler erhalten als in Canada. Der englische Kürschner versteht sein Gewerbe besser und der Umfang seiner Geschäfte erlaubt ihm mit einem geringen Vortheil zufrieden zu seyn: auch braucht er nicht ein Drittel soviel zu einem Muff oder einer Mütze als der canadische, obgleich die Canadier behaupten daß die englischen Pelzwaaren für ihr Clima nicht warm genug sind.

Leder wird noch immer in großer Menge, besonders aus den vereinigten Staaten, eingeführt: doch wird dies vermuthlich bald aufhören, da Gerbereien in Quebec nach einem großen Verhältniß angelegt sind.

Canada ist lange wegen der Verfertigung des Schnupf-

tabacks berühmt gewesen, der von den Weibern von allen Ständen und Altern genommen wird: dieser Gebrauch verbunden mit den Oefen und der trocknen Winteratmosphäre trägt dazu bei ihnen ein verblühtes Ansehn zu geben.

Zum Schluß muß ich noch des innern Gebiets von Gaspé erwähnen, das südlich vom St. Lorenz liegt und einen beträchlichen Strich Landes an der Westküste der St. Lorenzbay enthält, worin sich zwei tiefe Bayen Gaspébay und Chaleurbay befinden. Der District Gaspé hat einen vom König ernannten Gouvernör und ein Untergericht, das über kleinere Vergehungen und bürgerliche Streitigkeiten, die nicht über 30 Pf. betragen, entscheidet. Die Bevölkerung beträgt nicht mehr als 3500 Seelen, aber im Sommer begeben sich von allen Seiten Leute dahin, um den Fischfang zu treiben. Die Bayen nnd Küsten wimmeln von Lachsen, Stockfischen und vielen andern Fischarten. Es sind längs der Küste mehrere Fischerstellen, die bedeutendsten zu Percé und Chaleurbay: das Gewerbe beschäftigt jährlich ein Dutzend großer Fahrzeuge außer einer Menge kleinerer Schiffe. Es werden jährlich für 60000 Pf. Fische mit Einschluß derjenigen, die nach Quebec gebracht werden, um von dort entweder ausgeführt oder im Lande verbraucht zu werden, bereitet und versandt. Der größte Theil wird indessen von Gaspé sogleich nach Westindien und dem mittländischen Meer geschickt.

Handel.

Erst in den letzten 30 Jahren hat der Handel von Canada so zugenommen, daß er der Aufmerksamkeit werth ist. Es war ein unglücklicher Umstand, daß das Land von Franzosen colonisirt ward, die wenig für den Ackerbau und noch weniger für den Handel geeignet sind: die ersten Anbauer bestanden aus Soldaten und Abentheurern, die, da sie sich in ihren Erwartungen, Gold oder Silberminen zu entdecken getäuscht sahn, die Flinte dem Pfluge vorzogen. Die Jagd gab ihnen Nahrung und Kleidung und nachdem der große Werth der Pelze erkannt worden war, gewährten sie einen ein-

träglichen Ausfuhrartikel nach dem Mutterlande. Die Wälder enthielten einen unerschöpflichen Ueberfluß an schätzbarem Bauholz und die Seen und Flüsse waren eben so reich an jeder Art von Fischen: doch waren diese Artikel, die lange die einzigen Handelsgegenstände in der Colonie ausmachten, nicht hinreichend um die fremden Bedürfnisse der Ansiedler zu bezahlen: sie führten aus Frankreich doppelt so viel ein als sie dahin ausführten, und der Credit der Niederlassung war daher äußerst geringe. Man versuchte allerlei um dem Mangel abzuhelfen: man setzte Papiergeld in Umlauf, das bald so schnell anwuchs, daß kein andres Geld mehr im Lande gefunden ward: man sah keine andre Münze als französische Sous, aus Kupfer und einem geringen Zusatz von Silber, die weniger als ein Penny galten. Das Papiergeld, das durch nichts fundirt war, verlohr bald seinen Credit und bei der Eroberung, waren die Franzosen für Wechsel und Papiergeld der Colonie mehr als 200000 Pf. St. schuldig: durch die Vermittlung Englands ward dies Geld freilich hernach bezahlt, aber die Colonisten erlitten einen bedeutenden Verlust.

Ueber den Zustand der Colonie zur Zeit der englischen Besitznahme enthält ein officieller Bericht der Generals Murray, der damals Gouverndr war vom J. 1766 folgende Angaben: die Colonie enthält 110 Pfarren, worin 9722 Häuser waren und 54,575 Christen lebten, die 955,754 Morgen urbares Land bestellten. Im J. 1765 säeten sie 12,546 Minots Getraide; sie besaßen 12,546 Ochsen, 22,724 Kühe, 15,039 Stück junges Vieh, 27,064 Schaafe, 28,976 Schweine und 13,757 Pferde. Die Bewohner der beiden Städte Quebec und Montreal machten ungefähr 14,700 Seelen aus. Innerhalb der Gränzen der Colonie lebten etwa 7400 getaufte Indianer. Die ganze Bevölkerung belief sich also auf 76,275 Seelen: auf dem Lande lebten nur 19 protestantische Familien, zahlreicher waren protestantische Glaubensgenossen in den Städten, und bestanden aus Künstlern, Handwerkern und Zöllnern, die meist mit den Truppen in's Land gekommen waren und keine Erziehung besaßen: sie waren so verdorben und sittenlos daß sich kein günstiger Eindruck von ihnen auf die frühern Einwohner erwarten ließ: doch hatte die milde Behandlung, die sie von den englischen

Befehlshabern erfahren hatten, den alten Widerwillen gegen ihre Eroberer einigermaßen ausgetilgt. Sie bestanden aus dem Adel, der zahlreich und stolz auf sein altes Geschlecht war; ihm gehörte das ganze Land und obgleich er nicht reich war, so konnte er doch auf seinen ergiebigen Gütern bei der Unbekanntschaft mit allem Luxus, sein Ansehn leicht behaupten; die Pächter, die jährlich nur einen Erbzins von einem Thaler für 100 Morgen zahlten, waren in guten Umständen und ihren Herrn ergeben, mit denen sie an der Vertheidigung des Landes Theil genommen hatten: sie waren daher erbittert über die Beeinträchtigungen, die ihre Herrn seit der Errichtung der bürgerlichen Regierung von den englischen Geschäftsleuten und Advokaten erdulden musten. Man kann leicht voraussetzen, daß sie eifersüchtig auf ihre Religion waren; sie waren äußerst unwissend, wenige konnten lesen, und die Regierung schien diesen Zustand des Volks absichtlich befördert zu haben: vor der Ankunft der Engländer ward keine Druckerei erlaubt. Die Verehrung gegen die Priester die von niedriger Herkunft waren und geringe Kenntnisse besaßen, stand in Verhältniß zu ihrer Unwissenheit. Anfangs herrschte auch zwischen den Habitans und den Truppen eine große gegenseitige Eifersucht: dazu kam, daß die bürgerlichen Beamten, die aus England hinübergesandt wurden, höchst untaugliche Personen waren: der Richter war aus dem Gefängniß geholt, hatte keine Kenntniß von dem bürgerlichen Recht und der Sprache: und das leztere war auch der Fall mit dem General Fiskal: die andern Stellen waren in England an die Meistbietenden verkauft, und kein einziger Beamte war mit der Landessprache bekannt: Gehalte waren mit den Stellen nicht verbunden, ihre Inhaber waren auf die Sporteln angewiesen, die daher sehr hoch angesezt werden mußten. Aus allen diesen Umständen ist es also leicht begreiflich, daß eben kein gutes Vernehmen zwischen den französischen und englischen Colonisten Statt finden konnte: die Colonie verfiel daher unter der englischen Regierung in der ersten Zeit noch mehr: selbst der Handel verminderte sich und erhob sich erst nachdem Ordnung und Regelmäßigkeit in die Regieruug eingeführt und die Stellen mit würdigen Männern besezt worden waren. Das Verhältniß des Handels und

sein Wachsthum wird sich aus folgender Uebersicht ergeben:

1754.

Ausfuhr.

Schiffe	n. Frankreich.	Felle u. a. Colonialprod. für	64,570 Pf. 2 S. 6 P.
52		Thran, Ginseng, Holz u. s. w.	7083 — 6 — 0 —
	n. Louisburg.	Fische, Thran, Gemüse, Eisen.	3906 — 19 — 2 —
			75,560 — 7 — 8 —

Einfuhr.

53	aus Frankreich.	Waaren.	157,646 — 5 — 0 —
	a. Westindien.	Wein, Rum, Branntwein.	59,123 — 7 — 6 —
			216,769 — 12 — 6 —
	Balance gegen die Colonie.		141,209 — 5 — 4 —

1769.

Ausfuhr.

34		Felle u. s. w.	345,000 — 0 — 0 —
		Thran, Fische von Labrador.	10,000 — — —
			355,000 — — —

Einfuhr.

	aus England.	Manufacturen und Westindische Waaren.	273,400 —
	Balance z. Vortheil d. Colonie.		81,600 —

1786.

Ausfuhr.

93		Felle und andre Waaren.	445,116 —
		Fische, Thran, Holz aus Labrador und Gaspé.	45,000 —
			490,116 —

Einfuhr.

	Manufacturen und Westindische Waaren.	343,263 Pf.	S.		
Balance z. Vortheil d. Colonie.		146,853 —	—		

1797.

Ausfuhr.

Schiffe 105	Felle u. andre Colonialw.	295,063 —	15 —		
	Weizen, Zwieback, Mehl.	45,445 —	14 —		
	Holz, Bretter, Stäbe.	32,144 —	6 —		
	Pott- u. Perlasche.	29,866 —	—		
	Fische, Holz, Thran aus Labrador und Gaspé.	88,900 —	—		
		491,419 —	15 —		

Einfuhr.

	Ueberhaupt	338,214 —	—
Balance z. Vortheil d. Colonie.		153,205 —	15 —

1807.

Ausfuhr.

170 n. England und Westindien.	Felle u. andre Waaren.	240,000 —	—	
	Weizen, Zwieback, Mehl.	149,558 —	18 —	8 P.
	Holzwaaren.	134,344 —	10 —	—
	Pott u. Perlasche.	104,329 —	15 —	7 —
	Fische, Holz, Thran aus Labrador. u. s. w.	115,555 —	11 —	1 —
n. d. V. St. über d. See Champlain.	Felle u. andre Waaren.	70,112 —	—	3 —
		813,900 —	15 —	4 —

Einfuhr.

		Pf.	S.	P.
aus England.	Manufacturen	200,000		
	Westind. Güter.	106,670	14	—
		306,670	14	—
Von den V. Staaten.	Manufacturw.	29,200	17	9
	Holz.	39,000	—	—
	Pott- u. Perlasche.	29,099	2	—
	Thee, Taback, Leder.	63,324	—	—
		160,623	19	9
	Hauptsumme	467,294	13	9
Balance z. Vortheil d. Colonie.		346,606	1	7

1808.

Ausfuhr.

Schiffe 334 n. England u. Westindien.	Felle u. andre Colonialw.	350,000 —
	Weizen, Zwieback, Mehl.	171,200 —
	Holz.	157,360 —
	Pott- u. Perlasche.	290,000 —
	Neue Schiffe.	375000 —
	Fische, Holz, Thran von Labrador und Gaspé.	120,000 —
nach Amerika.	Verschiedene Artikel.	30,000 —
		1,156,060 —

Einfuhr.

Von England.	Manufacturw.	200,000 —
	Westind. Güter.	130,000 —
		330,000 —
Von den V. Staaten	Manufacturw., Thee, Taback, Lebensmittel.	100,000 —

Holz.	70,000 Pf.
Pott- u. Perl-asche.	110,000 —
	280,000 —
Hauptsumme	610,000 —
Balance z. Vortheil d. Colonie.	546,060 —

Auch diese aus offiziellen Angaben geschöpfte Listen beweisen die außerordentlichen Fortschritte, die Canadas Verkehr gemacht hat und man kann daraus schließen, was die Colonie leisten wird, wenn ihre Hülfsquellen gehörig in Anwendung gesetzt seyn werden. Man sieht wie in den letzten 20 Jahren ganz neue Handelsartikel hinzugekommen sind, die in großer Menge ausgeschifft werden. Wie günstig die vermehrte Nachfrage und der höhere Preis auf die Production gewirkt haben, geht ebenfalls aus diesen Listen hervor: doch ist die Nachfrage nach Getreide allerdings nicht gleich und hängt von den Umständen ab.

Außer mit England und seinen Colonien wird ein beträchlicher Handel mit den vereinigten Staaten getrieben: gesetzlich darf er nur auf dem Fluß Chambly, der den See Champlain mit dem St. Lorenz vereinigt, geführt werden. Zu St. Johns an diesem Fluß ist ein Zoll-Haus, um die Güter die eingeführt werden zu untersuchen: nach dem Handelsvertrag von 1794 bezahlen die Amerikaner keine höhere Abgaben als die englischen Unterthanen für die Waaren die sie ein und ausführen: dasselbe Recht ist den Canadiern zugestanden, allein es ist unmöglich, daß eine so ausgedehnte Gränze genau bewacht werden kann und es wird auf andern Wegen eine große Menge von Waaren aller Art eingeführt: und es läßt sich annehmen daß der Werth der eingeschwärzten Güter den der angegebnen weit übersteigt. Die Einfuhren aus Canada nach Nordamerika sind lange nicht so beträchtlich: sie bestehn meist in Fellen, Salz, Fischen und einigen wenigen andern Waaren. Das Fehlende wird mit baarem Gelde ausgeglichen: in Canada sind spanische, französische, amerikanische und englische Gold- und Silbermünzen im Umlauf. Am häufigsten sind Piaster, und die Amerikaner ziehn sie vor, weil sie in New-York und Boston gewöhnlich mit einem Aufgelde, oft von

2 Procent eingewechselt werden. Die Amerikaner gebrauchen sie in ihrem sinesischen Handel. Das Currentgeld von Canada ist 11 $\frac{1}{9}$ Procent schlechter als Sterling, aber der Wechselkurs ist oft so niedrig das man Sterling für Current geben muß: in Neu-York nnd Boston aber ist er gemeiniglich hoch und Wechsel auf London geben eine Prämie von 8 Procent; daher wird aus diesen Oertern viel baar Geld nach Canada geschickt, um Wechsel zu kaufen, wodurch das Gleichgewicht einigermaßen wieder hergestelt wird. Eine Menge von Ostindischen Producten, die Canada verbraucht, wird von den Amerikanern eingeführt; und die Erlaubniß in Indien handeln zu dürfen, die den Amerikanern ertheilt ist, schadet wesentlich dem britischen Verkehr. In den letzten Jahren haben sich verschiedne amerikanische Kaufleute in Montreal niedergelassen und treiben einen vortheilhaften Handel im Lande. Die Einwohner der vereinigten Staaten sind von allen Amerikanern am thätigsten und unternehmendsten: sie übertreffen weit die englischen Kaufleute in Canada, die entweder wegen der Unthätigkeit die ein langer Winter hervorbringt, oder weil sie die Gleichgültigkeit der Habitans annehmen, keine große Neigung zu ungewöhnlichen und neuen Speculationen haben. Die canadischen Landbesitzer haben zum Theil ein beträchtliches Vermögen; da aber die Geistlichen ihnen nicht erlauben Zinsen zu nehmen so haben sie keinen andern Weg, es zu benutzen als Ländereien anzukaufen, oder, wenn sie ein Geschäft treiben, ihr Capital zu vermehren: nirgends findet man daher mehr alte Münze als in Canada; denn wenn die Alten, die große Vorräthe zusammen sparten, sterben, so bringen die Erben das Geld oft in Umlauf. Englische Kaufleute, die bei der Geistlichkeit in Gunst waren, haben bisweilen durch ihre Vermittlung große Summen geliehn und mehrere Jahre benutzt ohne einen Heller Zinsen zu entrichten: allein die Habitans haben in einige Fällen bedeutenden Verluste erlitten und sind seitdem natürlich mißtrauisch geworden, ihr Geld einer andern Obhut als ihren starken Kästen anzuvertrauen.

Die canadischen Kaufleute sind fast sämtlich Briten: sie erhalten ihre vornehmsten Hülfsquellen aus England und haben gemeiniglich mit kleinen Kapitalen und auf großen

Credit die Geschäfte angefangen. Sie sind äußerst betriebsam und in ihrer Lebensart gar nicht verschwenderisch und doch sind wohl nirgends die Bankbrüche so häufig. Es ist ein höchst auffallender und merkwürdiger Umstand, daß bei so vielen Handelshäusern, die hier in den letzten 40 Jahren errichtet worden sind, nicht fünf von hundert ihre Schulden bezahlt haben; den wenigen Canadier, die sich auf den fremden Handel einlassen haben, ist es nicht besser gegangen. Bei der Besitznahme war die Bevölkerung unbedeutend und das Volk sehr arm. Die kaufmännischen Abentheurer aus England, die nach Canada kamen, waren den Einwohnern fremd und kannten die Waaren nicht, die für sie paßten: mithin verkauften sie ihre Güter zu großem Nachtheil. Ein oder zwei Jahre hielten sie es aus, aber sehr häufig mußten sie ihre Zahlungen einstellen; hierauf brach der amerikanische Krieg aus, der in allen Geschäften einen Stillstand zur Folge hatte; die Leichtigkeit Rimessen nach England zu machen, indem die Beamten Wechsel auf die Regierung zu einem hohen Belauf auf Credit an die Kaufleute abgaben, ward eine Gelegenheit, die Bankerotte zu vervielfältigen; die Kaufleute wurden dadurch zu Speculationen über ihre Kräfte gereizt, die ihren Sturz bewirkten. Diese Ursachen der vielen Fallissements sind vorübergehend, andre aber entspringen aus der Natur des Landes: die Länge des Winters schränkt die Geschäfte auf eine kurze Zeit ein und vom November bis zum May hört aller Verkehr auf: dazu kommt das geringe Capital, womit viele anfangen, die Unbekantschaft mit den Gesetzen und Gewohnheiten des Volks und die nachtheilige Sitte, den Landkaufleuten einen langen Credit zu geben. Es giebt übrigens keine Fallitengesetze in Canada und es fehlt an zweckmäßigen Einrichtungen, um böse Schuldner zur Zahlung zu zwingen. Es ist neulich der Vorschlag geschehn eine Bank in Canada zu errichten: allein die frühern Erfahrungen von dem Nachtheil des Papiergeldes und das traurige Beispiel, das Nordamerika giebt, werden von der Errichtung einer ähnlichen Anstalt abschrecken, die wahrscheinlich dieselben Nachtheile zur Folge haben würde.

Besonders wichtig ist Canada in neuern Zeiten seit den Streitigkeiten mit den vereinigten Staaten geworden, aus

denen unsre westindischen Colonien, unsre Holzhändler, unsre Schiffswerfte so bedeutende Vorräthe ziehn. Ueber Canada hat selbst während des Embargo's ein beständiger Abzug nordamerikanischer Waaren nach englischen Märkten Statt gefunden; die Amerikaner waren unerschöpflich in Erfindungen, um die Wachsamkeit der Zollämter zu hintergehn und Waaren einzuschwärzen: anfangs wurden Häuser grade auf der Grenzlinie errichtet, halb auf amerikanischem, halb auf englischem Gebiet; die Güter wurden des Nachts hineingebracht und waren vor Morgens sicher in Canada, bis endlich ein neues Gesetz befahl alles verdächtige Eigenthum zu ergreifen. Nun bauten die Vermonteser ungeheure Flossen, die viele Morgen einnahmen: eine derselben nannte man wegen ihrer Größe und um den Präsidenten lächerlich zu machen, die Mammoth Flosse. Sie wurden ganz mit französischen Canadiern bemannt und bis nahe an die Grenzlinie gebracht. Die Zollbeamten nahmen sie sogleich in Beschlag und zwangen die Schiffsleute Anker zu werfen: dies geschah und die Mäschienen blieben einige Tage unbeweglich. Sobald aber ein starker Wind entstand, ward die Flosse mit ihrer ganzen Besatzung über die Gränze getrieben; die nordamerikanische Offiziers und Soldaten sahen sich kaum in Canada als sie eiligst zurückruderten, innig betrübt über den Verlust einer so schätzbaren Beute. Der Präsident erklärte endlich die Einwohner von Vermont in einem Zustand der Empörung begriffen und befahl daß die Miliz verstärkt werde, um die Unordnungen zu dämpfen: hierüber waren die Vermonteser sehr erbittert, und behaupteten die Verwirrung fände nur im Gehirn des Präsidenten Statt.

Westindien bedarf getrockneter und eingesalzner Fische, Thran, Holz aller Art, Lebensmittel und Vieh: es scheint indeß nicht daß Canada, mit Ausnahme der Fische, in seinem jetzigen Zustand das ganze Bedürfniß befriedigen kann; unsre Fischereien nehmen aber von Jahr zu Jahr ab, weil sie vom Mutterlande nicht nachdrücklich genug unterstützt werden und die Nordamerikaner die auf alle Weise von ihrer Regierung begünstigt werden, höchst gefährliche Mitbewerber sind: unsre Colonisten in Nordamerika haben sehr oft verlangt, den Handel der vereinigten Staaten zu beschränken, ohne bis jetzt ihre Absicht erreicht zu haben. Um

sich von dem Verhältniß des Westindischen Handels einen Begriff zu machen, wird folgendes Verzeichniß der Einfuhr nach Westindien nach einem dreijährigen Durchschnitt, von 1804 bis 1806 dienen.

Getreide	aus Großbritanien	183,168⅓	Scheffel.
	— den englischen Colonien in N. Amerika	3276⅔	—
	— Amerika	406,189⅓	—
	— andern Ländern	4,435⅓	=
		597,069⅔	—
Brot, Mehl	aus Großbrt.	34,498⅓	Centner.
	— den engl. Colon. in N. A.	2789⅓	—
	— Amerika	463,505⅓	—
	— andern Ländern	7667	—
		508,460	—
Reis	aus Großbrt.	53⅔	Fässer.
	— britische amer. Colonien	18	—
	— Amerika	11,740	—
		11,811⅔	—
Rind- u. Schweinfisch.	aus Großbrt.	54,571⅓	Fässer.
	— d. brit. Colon.	1642⅓	—
	— Amerika	47,424⅓	—
	— andern Ländern	385⅓	—
		104,013⅓	—
Trockne Fische	aus Großbritanien.	395	Fässer.
	— den britischen Colonien.	337⅔	—
	— Amerika.	569	—
		1,303⅔	—
Dito	— Großbritanien.	3,302⅔	Centn.
	— den brit. Colonien.	101,692⅔	—
	— Amerika.	138,484	—
	— andern Ländern.	3,298⅔	—
		246,778	—
Gesalzne Fische	— Großbritanien.	51,694⅔	—
	— den brit. Colonien.	27,467	—
	— Amerika.	38,171⅓	—
	— andern Ländern.	990⅓	—
		118,323⅓	—

Butter aus	Großbritanien.	$49,814\frac{2}{3}$	Viertl.
—	den brit. Colonien.	$210\frac{2}{3}$	—
—	Amerika.	$8,041\frac{1}{3}$	—
—	andern Ländern.	80	—
		$58,146\frac{2}{3}$	—
Vieh —	Großbritanien.	8	Stücke.
—	den brit. Colonien.	3	—
—	Amerika.	4,175	—
—	andern Ländern.	1,123	—
		5,309	—
Schaafe und Schweine aus	Großbrit.		Stücke.
—	d. brit. Colon.	44	—
—	Amerika.	3,488	—
—	andern Ländern.	318	—
		3,850	—
Bretter u. Bauholz aus	d. br. C. u. N. A.	942,122	Fuß.
—	Amerika.	38,354,312	—
—	andern Ländern.	101,330	—
		39,397,764	—
Schindeln aus	den brit. Colonien.	332,925	Stücke.
—	Amerika.	43,051,704	—
—	andern Ländern.	13,333	—
		43,397,962	—
Stäbe —	den brit. Colonien.	525,360	Stücke.
—	Amerika.	17,602,354	—
—	andern Ländern.	267,500	—
		18,395,214	—

Liste der nach Canada handelnden Schiffe.

1806.	193	Schiffe.	33,996	Tonnen.	1,603	Mann.
1807.	239	—	42,295	—	2,039	—
1808.	334	—	70,275	—	3,330	—
1809.	434	—	87,825	—		—
1811.	557	—	118,899	—	5,653	—

(Fortsetzung folgt.)

V.

Die Kriegskunst der Wilden.

Eine Anekdodte.

Im J. 1779 als der Krieg mit Amerika sehr lebhaft auf dem festen Lande geführt ward, lagerte eine Abtheiluug des britischen Heers an den Ufern eines Stroms und in einer von Natur so vortheilhaften Stellung, daß es jeder militärischen Kunst sehr schwer war, sie zu überrumpeln. Der Krieg in Amerika war mehr eine Art Jagd als ein regelmäßiger Feldzug. »Wenn ihr mit Kunst fechtet, sagte Washington zu seinen Soldaten, so werdet ihr gewiß geschlagen. Erwerbt euch Kriegskunst genug zum Rückzuge und zu der Gleichförmigkeit eines verbundenen Angriffs, und euer Land wird der beste Kriegsbaumeister seyn.» Der Grundsatz des amerikanischen Feldherrn war so wahr, daß die englischen Soldaten auch fast mit keinem andern Feinde zu streiten hatten: die Amerikaner hatten die Indianer ihren Reihen einverleibt und brauchten sie zu einer Art des Kriegs, wozu sie ihre Lebensart besonders geschickt machte. Sie drangen aus ihren undurchdringlichen Wäldern und Gebüschen hervor und verübten mit ihren Bogen und Tomahawks große Niederlagen unter dem bri-

tischen Heer, überrumpelten die Schildwachen, schnitten Nachzügler ab und wenn Lärm gemacht ward und die Verfolgung anfing, flohen sie mit einer Schnelligkeit, der selbst die Eile der Reuterei nicht gleich kam, in Felsen und Schlupfwinkel, wohin es gefährlich war ihnen zu folgen.

Um soviel als möglich diese Art des Kriegs zu beschränken, bei der so viel Verlust und so wenig Ehre war, herrschte die Gewohnheit bei jedem Regiment die Vorposten bis zu einer großen Entfernung vor dem Lager hinaus zu schicken, einige Meilen weit in den Wäldern Schildwachen aufzustellen und eine beständige Wache um das Hauptquartier zu halten. Ein Regiment zu Fuß stand damals an den Grenzen einer unendlichen Savannah. Der Hauptauftrag desselben war jeden Zugang zu bewachen: die Schildwachen deren Posten sich in die Wälder erstrekten, wurden aus den Gliedern abgeschikt und der Dienst des Regiments war daher gefährlicher als jedes anderen. Die Schildwachen wurden immer auf ihren Posten von den Indianern überrumpelt und auf ihren Plätzen vermißt, ohne daß sie Lärm gemacht hätten oder je wieder von ihnen gehört worden wäre. Keine Spur ließ auf die Art schließen wie sie fortgekommen waren, außer daß sich 2 oder 3 Mahle einige wenige Bluttropfen auf den Blättern zeigten, die den Boden bedeckten. Viele schrieben dieses unerklärliche Verschwinden der Verrätherei zu und führten als einen unumstöslichen Beweis an, daß die so überfallnen Leute wenigstens ihre Musketen hätten abschießen und dem nächsten Posten Nachricht geben müssen: Andre, die sich nicht entschließen konnten, so viele Soldaten für Verräther zu halten, betrachteten das Ganze als ein Geheimniß, das die Zeit entschleiern würde.

Eines Morgens da die Schildwachen wie gewöhnlich über Nacht ausgestellt gewesen waren, ging die Wache bei Sonnenaufgang um einen Posten abzulösen, der ziemlich weit in den Wald ausgestellt war. Die Schildwache war fort. Das Erstaunen war groß, doch war der Fall früher vorgekommen. Ein andrer ward zurückgelassen: seine Kameraden schieden und wünschten ihm besser Glück; ihr braucht nicht bange zu seyn sagte der Mann mit Wärme, ich werde nicht fortlaufen. Die Ablösung kehrte nach dem Wachhause

zurück. Alle 4 Stunden wurden die Schildwachen abgelöst und zur bestimmten Zeit marschierte die Wache wieder aus. Zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen war der Mann fort. Man durchsuchte den Ort rundumher, aber keine Spur von dem Verschwundenen wurde entdeckt. Es war nothwendiger als je, daß der Posten nicht unbesetzt blieb: man war genöthigt einen dritten dort zulassen und die Wache kehrte zurück. Der Aberglaube der Soldaten war erwacht und der Schrecken bemächtigte sich aller Gemüther. Der Oberst von dem Vorfall unterrichtet, beschloß die Wache bei der nächsten Ablösung zu begleiten: und abermals fanden sie zu allgemeiner Verwunderung den Posten verlassen und der Soldat war fort. Der Oberst war zweifelhaft ob er eine ganze Companie an dem Ort aufstellen oder ihn wieder einer einzelnen Schildwache anvertrauen sollte. Die Ursache des wiederholten Verschwindens von Männern, deren Muth und Redlichkeit nie in Verdacht gezogen worden waren, muste entdeckt werden: diese Entdeckung aber schien nicht wahrscheinlich wenn man bei der alten Weise blieb. Das Regiment hatte jezt drei brave Leute verlohren und stellte man einen vierten hin, so schien man ihn absichtlich dem Verderben Preis zu geben. Der arme Kerl, den die Reihe traf, obgleich in andern Fällen von unvergleichlicher Entschlossenheit, zitterte von Kopf zu Fuß. »Ich will keinen Mann, sagte der Oberst wider seinen Willen zurücklassen.« Sogleich trat ein Soldat aus dem Gliede hervor und verlangte den Posten einzunehmen. Alle rühmten seine Herzhaftigkeit. »Lebendig, sagte er, laß ich mich nicht greifen und ihr sollt bei dem geringsten Lerm von mir hören. Wenn eine Krähe schreit oder ein Blatt fällt, werde ich schießen. Ihr könnt vielleicht umsonst beunruhigt werden, aber ihr müßt diese Gefahr als eine Bedingung der Entdeckung ansehn.« Der Oberst lobte seinen Muth: und sagte ihm er würde recht thun bei dem geringsten zweideutigen Geräusch Feuer zu geben. Seine Kameraden schüttelten ihm die Hand und verließen ihn mit einer trüben Ahndung: die Companie marschirte zurück, und harrte in dem Wachthause auf den Ausgang.

Eine Stunde verging und alle Ohren waren gespitzt, als plötzlich ein Schuß fiel. Die Wache von den Obersten und mehreren der ehrsüchtigsten Officiere begleitet, eilte so-

gleich

gleich nach dem Posten; die Schildwache kam ihnen entgegen und schleppte einen Menschen an den Haaren auf der Erde: es war ein Indianer, den er erschossen hatte. Man verlangte sogleich eine Aufklärung.

»Ich sagte Ihnen, Herr Oberst, berichtete der Soldat, daß ich bei dem geringsten Geräusch schießen würde und diesem Entschluß verdank ich mein Leben. Ich hatte nicht lange auf meinem Posten gestanden, als ich in einer kurzen Entfernung ein Rasseln hörte: ich schaute umher und sah ein amerikanisches Schwein, dergleichen in den Wäldern so gewöhnlich sind, es wühlte längst dem Boden und suchte dem Anschein nach zwischen den Bäumen und Blättern Nüße. Da diese Thiere so häufig sind, unterließ ich es einige Minuten es zu betrachten; indeßen ich war in beständiger Unruhe und Erwartung eines Angriffs und wußte kaum was ich als eine wirkliche Ursache der Furcht betrachten sollte und hielt meine Augen daher genau darauf gerichtet und bemerkte den Fortgang des Thiers unter den Bäumen: doch war es noch nicht nöthig Lärm zu machen und ich erwartete die Gefahr von einer andern Seite. Es fiel mir indeß als etwas Sonderbares auf, daß dies Schwein auf einem Umwege sich nach einem Dickicht gerade hinter meinem Posten begab. Ich hielt meine Augen immer fester darauf und als es noch wenige Ellen von dem gedachten Ort entfernt war, zweifelte ich ob ich nicht schießen sollte. Meine Kameraden, dachte ich, werden über dich lachen, wenn du sie durch einen Schuß auf ein Schwein beunruhigest: schon war ich fast entschlossen es zu unterlassen, als ich, da das Thier dem Dickigt nahe war, zu bemerken glaubte, daß es einen ungewöhnlichen Sprung machte. Ich nahm nun nicht länger Anstand, zielte und das Schwein stürzte sogleich vor mir nieder mit einem Stöhnen, das mir von einem Menschen zu kommen schien; ich ging heran und wie groß war mein Erstaunen als ich fand, daß ich einen Indianer getödtet hatte. Er hatte sich so geschickt und so vollkommen in ein wildes Schweinfell eingehüllt, seine Hände und Füße waren so ganz darin verborgen und sein Gang und Ansehn entsprach dem Thiere so genau, daß besonders da man ihn immer nur undeutlich durch die Bäume und Gebüsche erblickte, die Verkleidung in einiger Entfer-

nung nicht bemerkt und kaum beim genausten Anblick entdeckt werden konnte. Er war mit einem Dolch und Tomahawk bewafnet.» Dies war das Wesentliche von der Erzählung des Soldaten, nun war die Ursache von dem Verschwinden der andern Schildwachen deutlich. Die Indianer, durch diese Verkleidung geschützt, verbargen sich in dem Dickicht: erwarteten den Augenblick, wo sie sie abwerfen konnten, stürzten in größter Stille auf die Schildwachen und zu schnell um ihnen Zeit zu lassen, ihre Flinte abzuschießen, stießen sie sie entweder nieder oder scalpirten sie und schleppten die Körper weg, die sie in einiger Entfernung unter dem Laube verbargen. Die Amerikaner belohnten sie für jeden Skalp. So wunderbar mehrere Umstände in dieser Erzählung scheinen mögen, so sind doch mehrere Zeugen am Leben, die ihre Wahrheit versichern.» *)

Diese Geschichte ist gewiß ein merkwürdiger Beweis, wie selbst der roheste Wilde die Vortheile, die ihm seine Lage und Lebensart darbietet, zum Angriff und zur Vertheidigung zn benutzen weiß: Vortheile, die freilich bei unsern zerstöhrenden Massenkriegen völlig unanwendbar scheinen; und doch würde sich auch in ihnen vielleicht ein nützlicher Gebrauch von einer ausgebildeten Uebung und Gewandheit der Einzelnen machen lassen. Ein Beispiel der Art können wir aus den indischen Feldzügen des unsterblichen Helden von Vittoria anführen: am 28sten Sept. 1803 griff er, nachdem er den flüchtigen Feind endlich eingeholt hatte, bei Aßye mit kaum 4500 Mann den berühmten Marattenhäuptling Scindiah an, der ein Heer von mehr als 40000 Mann die zum Theil von Franzosen disciplinirt waren, befehligte und 190 Kanonen mit sich führte. Die Engländer trieben die erste Linie in die Flucht; die mahrattischen Artilleristen warfen sich sogleich bei ihrem Geschütz nieder und stellten sich todt. Die englischen Heerhaufen rückten weiter vor, schnell hoben sich die vermeintlichen Todten, eröffneten ein furchtbares Feuer im Rücken der Engländer, und fügten ihnen großen Schaden zu, bis einige abgeschickte Detaschements sie überwältigten.

*) European Magazine 1810. Vol. 57, S. 293.

Zur möglichsten Veredlung des Kriegerstands, giebt es nur 2 Mittel: einmahl eine allgemeine Verminderung desselben, die einen verbesserten Unterhalt der Einzelnen, die übrig bleiben, möglich macht; das stehende Heer muß gleichsam nur als die Schule betrachtet werden, durch welche die Gesammtheit des Volks in Fällen der Noth gebildet und in der Kriegskunst, deren beste Lehrerin die Natur ist, unterwiesen werden kann: zweitens durch die möglichst größte Ausbildung des Einzelnen, wogegen alles was nur äußerer Putz und Schein ist, immer mehr zurücktreten muß. Die Ausbildung, wonach der gemeine Soldat zunächst streben muß, kann bloß körperlich seyn: und daher wäre der Uebung der Soldaten wohl ein weiteres Feld zu wünschen: wilde Völker besitzen sie gleichsam von selbst, weil sie eine unerlaßliche Bedingung zur Erhaltung ihres Daseyns ist: in dem künstlichen Zustand unsrer Gesellschaft muß sie erlernt, erworben werden. Die gymnastischen Uebungen, die jetzt in mehrern Ländern als ein wichtiger Gegenstand der Volkserziehung in verdiente Betrachtung kommen, müßte den Grund legen, woran sich hernach die Uebungen, des eigentlichen Kriegerstandes anschließen: besonders ist die Jagd zu diesen Vorübungen nützlich: sie war es selbst noch bei den spätern Römern, wie in den, dem Kaiser Mauritius zugeschriebnen vortreflichen Elementen der Kriegs-kunst ausdrücklich gelehrt wird. *)

F. Rühs.

---

*) Εν δε καιρῳ ειρηνης αναγκαια εισι τα Κυνηγια τοις Στρατιωταις Mauricii Strateg. L. I. c. 9.

VI.

Betrachtungen über die Bevölkerung des jetzigen Frankreichs, verglichen mit der Bevölkerung desselben Gebiets im Jahre 1804.

Von C. S. W.

Die Nummern 1 und 5 der Gazette officielle, und nach letzterer der Moniteur vom 23. Juli 1815, enthalten, bei Gelegenheit der neuverordneten Wahlen von Deputirten aus den Departements, die gegenwärtige Bevölkerungsliste des heutigen Frankreichs zweimal mitgetheilt. Beide Listen stimmen unter sich ziemlich überein, und die Abweichungen der zweiten von der ersten, welche in Beziehung auf 5 Departements Statt finden, müßen wir billig für Berichtigungen nehmen. Die beträchtlichsten treffen die Departements Oise und Ober-Elsaß (Haut Rhein), wo für jenes in der ersten Liste die Zahl 581,424 (in augenscheinlichem Widerspruch mit der älteren Populationsliste), statt 383,507, wie

die zweite Liste hat, für dieses aber die Zahl 391,642 statt der jetzigen 421,101 sich befand. Auch vom Departement Aisne hatte die erste Liste eine, nicht für Druckfehler erklärbare, sondern von der der zweiten Liste gänzlich abweichende Zahl, nemlich 442,989 statt 432,237. Die Abweichungen bei den Departements Nord und Loiret endlich betreffen blos einzelne Zahlen; sie waren in der ersten Liste für jenes 890,890, für dieses 287,395 *).

Wir haben diese gegenwärtige Bevölkerungsliste Frankreichs, Departement für Departement, verglichen mit einer für nicht minder authentisch zu haltenden von 1804, nemlich mit der, welche sich auf der schönen Generalkarte von Frankreich befindet, welche den Titel führt: Carte de l'empire françois, avec ses établissemens politiques, militaires, civils et religieux, dressée au dépôt général de la guerre par ordre de S. E. le ministre de la guerre et maréchal de l'empire Alex. Berthier; an XII. (1804); avec des augmentations (1807). Wir nehmen übrigens die Zahlen für die Bevölkerung für die von 1804, nicht von 1807, obwohl wir keinen ältern Abdruck der Karte besitzen, um zu bestimmen, ob es die nämlichen, oder ob sie abgeändert sind.

Wir lassen hier diese zwei Hauptlisten nebeneinander abgedruckt folgen, und geben die in der Mitte Julius 1815 gelieferte nach der oben genannten Nummer 5 der eben seit dieser Zeit erscheinenden Gazette officielle.

Es versteht sich, daß wir aus der Liste von 1804 blos diejenigen Departements mittheilen, welche dem gegenwärtigen Frankreich — mit einigen Veränderungen, wo es Grenz-Departements sind, — geblieben waren, die ganz abgetretenen aber weglassen; und daß es uns darum zu thun war, die nemlichen Departements in beiden Zeitpunkten einander gegenüberzustellen.

---

*) Der Moniteur vom 23. Juli liefert diese Zahlen, alle genau so, wie die Nummer 5 der Gazette officielle.

Die Listen sind sonach diese:

Departements:	Gegenwärtige Bevölkerung.	Bevölkerung i. J. 1804.
Ain	322,608*)	297,071
Aisne	432,237	425,981
Allier	254,558	272,616
Alpes (Basses)	147,910	140,093
Alpes (Hautes)	121,523	118,500
Ardêche	284,743	267,525
Ardennes	345,980	259,225
Arriége	222,936	196,454
Aube	238,819	240,455
Aude	240,993	226,228
Aveyron	318,047	328,339
Bouches du Rhône	293,235	320,072
Calvados	505,420	480,317
Cantal	251,436	246,304
Charente	326,885	321,003
Charente-Inférieure	393,011	402,105
Cher	228,158	217,785
Corrèze	254,271	243,257
Corse	174,572	{ 103,448 60,448
Côte d'Or	355,436	346,932
Côtes du Nord	519,620	499,927
Creuse	226,224	218,041
Dordogne	424,113	410,465
Doubs	226,093	226,226
Drôme	253,372	235,357
Eure	421,481	412,776
Eure u. Loir	265,996	259,793
Finistère	452,895	474,349
Gard	322,144	309,144
Garonne (Haute)	367,551	432,263
Gers	286,499	291,609

*) Dazu kömmt noch die Bevölkerung des Ländchens Gex am Genfersee, welches seit dem Friedensschluß von 1814, nach der Abtretung von Genf u. s. w., wieder mit dem Departement Ain vereinigt worden und in obiger Zahl nicht mitbegriffen ist.

Gironde	514,562	519,685
Hérault	301,099	291,957
Ille u. Vilaine	508,344	488,846
Indre	204,721	209,628
Indre u. Loire	275,292	278,758
Isère	471,660	441,208
Jura	292,882	288,151
Landes	240,146	228,362
Loir u. Cher	212,552	209,957
Loire	315,858	292,903
Loire (Haute)	268,202	234,726
Loire-Inférieure	407,827	369,305
Loiret	285,395	289,728
Lot	272,233	383,207
Lot u. Garonne	326,127	352,908
Lozère	143,247	155,936
Maine u. Loire	404,489	528,912
Manche	581,429	530,631
Marne	311,017	310,493
Marne (Haute)	237,785	226,626
Mayenne	332,253	328,397
Meurthe	365,810	342,107
Meuse	284,703	275,898
Mont-Blanc	180,000	283,106
Morbihan	403,423	425,485
Moselle	562,700	353,788
Nièvre	241,520	251,158
Nord	899,890	774,450
Oise	383,507	369,854
Orne	425,920	397,568
Pas-de-Calais	580,457	666,061
Puy-de-Dôme	542,834	508,444
Pyrénées (Basses)	383,502	385,708
Pyrénées (Hautes)	198,763	206,680
Pyrénées-Orientales	126,626	117,732
Rhin (Bas)	500,000	448,483
Rhin (Haut)	421,101	382,285
Rhône	347,381	345,644
Saône (Haute)	305,546	287,461
Saône u. Loire	463,782	452,673
Sarthe	410,380	388,143

Seine	631,531	631,585
Seine-Inférieure	642,948	642,773
Seine u. Marne	304,068	299,160
Seine u. Oise	430,972	429,535
Sèvres (Deux)	254,105	242,916
Somme	495,105	465,034
Tarn	295,885	272,908
Tarn u. Garonne *)	238,882	
Var	283,296	271,703
Vaucluse	205,832	191,421
Vendée	268,786	270,271
Vienne	253,048	250,990
Vienne (Haute)	243,195	259,950
Vosges	334,169	308,920
Yonne	326,324	320,596

Wir überlassen uns nun folgenden Betrachtungen, zu denen die vorstehenden Listen Veranlassung geben.

Zuerst ziehen wir das, vielleicht überraschende, Resultat: daß dieses gegenwärtige Frankreich gegen dreißig Millionen Einwohner hat. Man hat die Bevölkerung so hoch wohl nicht geschätzt. Die Summe, die wir gezogen haben, ist 29,621,877. Nach der Liste der Nr. 1. der Gaz. off. fanden wir sie 29,794,087.

Ein zweites Hauptresultat ist: die Bevölkerung von Frankreich hat seit 1804 zugenommen; zwar nicht überall im einzelnen oder gleichförmig, aber im Ganzen noch immer beträchlich; und auch dies, möchten wir glauben, über Erwartung, oder gar gegen die Erwartung. Der Gedanke, die jetzigen Listen möchten übertrieben angegeben seyn, ist gewiß unstatthaft; denn es könnte der französischen Regierung nichts daran liegen, jetzt gerade vor dem Friedensschluß ihre Volkszahl zu hoch anzugeben; auch beweist das Detail, daß eine willkührliche Vergrößerung der Liste nicht Statt gefunden hat.

Um die Zunahme der Bevölkerung in Frankreich seit

*) Ein erst neuerlich eingesetztes Departement.

1804 aus obigen beiden Listen richtiger zu beurtheilen, muß man diejenigen Departements aus der Rechnung weglassen, welche durch den Friedensschluß von 1814 eine beträchtliche Vergrößerung oder Veringerung ihres Gebiets erhalten haben. Die ersteren sind: Unter-Elsas (Bas-Rhin), wegen der Vergrößerung in der Gegend von Landau; Mosel, und Ardennen, wegen der mit diesen Departements vereinigten an Frankreich geliebenen Stücke der Saargegenden, des Luxemburgischen, Lütichschen u. s. w. oder ihrer ehmaligen Departements Sar, Forêts, Sambre u. Maas und Jemappes. Vermindert durch den Friedensschluß ist das Gebiet blos von dem Departement Montblanc, welches sie noch beibehalten hatten. Wenn wir also die Departements Unter-Elsas, Mosel, Ardennen und Mont-Blanc aus der Rechnung ganz weglassen, um die Zunahme der Bevölkerung in Frankreich nicht etwa größe anzugeben als sie wirklich seyn möchte, so finden wir die Bevölkerung des sämtlichen übrigen Frankreichs von 1804 bis 1815 gestiegen von 27,420,203 auf 28,023,197, d. i. um 602,994, oder ohngefehr um $\frac{1}{45}$ von der Volkszahl von 1804.

Gehen wir weiter zur Erwägung des Verhältnisses fort, wie es sich aus den obigen Listen für die einzelnen Provinzen und Departements Frankreichs ergiebt, so bemerken wir folgendes:

Ausnahmen (theils scheinbare, wie wir sehen werden, theils wirkliche) von der Regel, daß die Bevölkerung in Frankreich von 1804 bis 1815 zugenommen habe, machen im nördlichen Frankreich: die Departements Pas-de-Calais, Finistère, Morbihan; im mittleren: Vendée, Maine u. Loire, Indre u. Loire, Indre, Haute-Vienne, Allier, Nièvre, Loiret, Aube; im südlichen: Charente-Inférieure, Gironde, Baßes-Pyrénées, Hautes-Pyrénées, Haute-Garonne, Gers, Lot u. Garonne, Lot, Aveyron, Lozère; endlich Bouches-du-Rhône; in allem 23.

Von diesen Ausnahmen sind nun aber im Süden gleich mehrere blos scheinbar; denn es ist da — auf Kosten der benachbarten — ein neues Departement eingesetzt, nemlich Tarn u. Garonne, welches 1804, auch 1807 noch nicht existirte. (Geschah es, um Vereinigungspunkte im Süden, die der Regierung verdächtig waren, zu schwächen? das neue

Departement wurde zwischen Toulufe und Cahors hineingeschoben. —) Auf diese Verminerung des Territoriums der benachbarten Departements, assen sich also als blos scheinbar die Ausnahmen mit Scherheit bringen, welche die Departements Haute-Garonne, Gers, Lot u. Garonne und Lot oben machten. Ob mitelbar die Wirkung der Territorialverminderung, durch Einsetzung des neuen Departements, noch über die genannten hinaus sich erstrecke, und also die geringere Volkszahl in noch mehreren der Departements des südwestlichen Frankrichs aus der nemlichen Quelle abgeleitet werden könne, assen wir dahin gestellt seyn; der Zahl nach würde das Deficit in den Departements Hautes-Pyrénées, Basses-Pyrénées, und Gironde durch das neue Departement nch vollkommen zu decken seyn, auch noch Ueberschuß bleiben wir bemerken aber auch, daß man diesem auch nicht allzuvel zuschreiben dürfe; denn wenn man z. B. zu den vorgenannten auch noch die Verminderung der Volkszahl in den Departements Aveyron und Lozère auf Rechnung des neuen Departements setzen wollte — eines von beiden ertrüge die Zahl eben noch —, so fände sich zusammen ein Defict, welches die ganze Bevölkerung des neuen Departements überstiege, freilich um nicht mehr, daß nicht schon die Zunahme der Bevölkerung in jedem einzelnen der benachbarten Departements, wie Landes, Dordogne, Tarn oder Arrièze es wieder aufwöge.

Wir wollen daher blos die ersten vier genannten Ausnahmen, d. i. der Depp. Haute-Garonne, Gers, Lot u. Garonne, und Lot für scheinbar gelten lassen. Einige andere unter den erstgenannten 23 mögen es indeß außerdem nach aller Wahrscheinlichkeit auch seyn; namentlich vermuthen wir dies von dem Dep. Pas-de-Calais.

Es sind nemlich überhaupt drei Departements, (außer jenen Nachbaren des neuen Tarn u. Garonne) in denen die Abnahme der Volkszahl, sowohl absolut, als im Verhältniß ihrer Größe genommen, am stärksten auffällt. Das sind: Maine u. Loire, Pas-de-Calais und Bouches du Rhône. Bei dem ersten, wo die Verminderung $\frac{1}{7}$ der ganzen Bevölkerung beträgt, ist ganz gewiß ein zufälliger Umstand mit im Spiel, wenn auch kein Druckfehler. Das unmittelbar daran angrenzende Departement Loire-Infé-

rieure zeichnet sich beinahe eben so sehr durch seine Zunahme an Bevölkerung aus, als dieses Maine u. Loire durch seine Abnahme. Hier hat also vielleicht eine Abtretung eines Stückes von dem Territorium des letzteren an das erstere Theil an der hier so grell eintretenden Anomalie. Indeß erläutert diese Vermuthung das Ganze noch nicht. Denn die Verminderung der Volkszahl in dem einen ist bei weitem größer noch als die Vermehrung in dem andern. Auch mehrere unter den benachbarten Departements haben ebenfalls eine, nur bei weitem schwächere, Verminderung ihrer Volkszahl erlitten, es ist daher die im Dep. Maine u. Loire für nicht blos scheinbar zu erachten.

Dagegen mag es die im Dep. Pas-de-Calais leicht ganz und gar seyn. Was uns dies zu glauben veranlaßt, ist die gleich außerordentliche, oder vielmehr noch größere Vermehrung der Bevölkerung, in dem ihm benachbarten Dep. Nord, welches doch, obgleich Grenz-Departement jetzt, so viel uns bekannt, keine Erweiterung seines Gebiets gegen die Niederlande zu erhalten hat. Wahrscheinlich ist also ein Theil des Dep. Pas-de-Calais zu ihm hinzugekommen, und so halte ich dessen Volksabnahme, die durch die Zunahme im Nord-Departement noch weit überwogen wird, für blos scheinbar. — Eine Bestätigung giebt das andre anstoßende Departement Somme, welches auch zu denen gehört, in welchen die Zunahme der Bevölkerung am erheblichsten ist. Beide aber, Nord und Somme, umschließen das Dep. Pas-de-Calais gänzlich.

Was nun aber die verminderte Volkszahl im Dep. Bouches du Rhône betrift, so ist diese gewiß nicht blos scheinbar, obgleich ganz inselartig unter den ihm benachbarten Departements erscheinend, welche letztere alle zu den wohlbevölkerten und in ihrer Volkszahl merklich gestiegenen gehören; allein jenes Sinken der Volkszahl im genannten Dep. selbst ist ohne Zweifel der Stadt Marseille allein zuzuschreiben.

Außer den eben erörterten sind verschiedne andere Departements mit gesunkener Volkszahl, in denen dieses Sinken so wenig beträgt, daß sie allenfalls mit auf die Linie derer gesetzt werden könnten, in denen die Bevölkerung weder

merklich gestiegen noch gesunken ist. Und in diesem Sinne ließen sich noch die Departements Gironde (worin Bordeaux), Nieder-Pyreneen (worin Bayonne), Vendée, Indre u. Loire (worin Tours), Loiret (worin Orleans), und Aube (worin Troyes), von unsren obigen 23 Ausnahmen wieder ausstreichen. Geringeren Anspruch könnten darauf machen: Charente inférieure (mit Rochefort und La Rochelle), Indre, Aveyron. Und mit dem entschiedensten Verlust an Population würden noch übrig bleiben: Finistère und Morbihan, (Nieder-Bretagne im allgemeinen, oder die West- und Südwestküste des gebirgigen Bretagne,) Allier und Nièvre (zur eigentlichen flachen Mitte Frankreichs gehörig), Haute-Vienne, Lozère und Hautes-Pyrénées (da erste in dem bergigen Limousin, im südwestlichen Theile des mittlern Frankreichs das zweite in den eigentlichen Gebirgen der Sevennen, mitten in ihrem Hauptzuge gelegen, und das Rhone-, Gironde- und Loiregebiet scheidend; das dritte endlich in dem mittleren Theile der Pyrenäen, wo wir indeß oben schon durch die Nähe eines neuerrichteten Departements an die Möglichkeit einer blos scheinbaren Abnahme der Bevölkerung erinnert wurden). In den so eben genannten Departements beträgt die Verminderung $\frac{1}{20}$ und drüber.

So also verhält es sich, näher betrachtet, so weit die Reflexion uns gestattet ist, mit jenen Departements im Einzelnen, welche die Ausnahme von der allgemeinen Regel der Volkszunahme in Frankreich machten.

Eine gewisse Anzahl anderer kann man als unverändert in der Volkszahl seit 1804 ansehen; so gering ist bei ihnen die Zunahme. An der Spitze von diesen steht das Dep. Seine, oder Paris selbst; die Zahlen noch bis auf die Hunderte gleich. Beinahe eben so gleich haben sich behauptet, oder nur schwach zugenommen: Seine u. Oise (rings um Paris herum); abwärts Seine inférieure, aufwärts Seine u. Marne, und Marne (das mittlere Champagne). Eben so das Dep. Rhône (mit Lyon) und Doubs (Hauptheil der Franche-Comté).

Auch noch unter dem mittleren Durchschnitt für ganz Frankreich beträgt die Zunahme in den Dep. Jura (die südlichere Franche-Comté), Cantal (nebst dem Montd'or die Haupt-Gebirgsscheide zwischen dem Dordogne- und

Allier- oder Loire-Gebiet); und sonst, im westlichen Frankreich jenseit der Loire in den Dep. Vienne und Charente, diesseit im Dep. Mayenne; im mittleren Frankreich in den Dep. Loir u. Cher und Yonne (westlich und östlich von Orleans); im nördlichen endlich im Dep. Aisne, das von Chateau-Thierry an der Marne heraufreicht über Soissons und Laon bis in die obere Picardie und an die Ardennen.

Ganz nach dem mittleren Durchschnitt selbst, der für Frankreich überhaupt gilt, ist die Volkszahl gestiegen in den Dep. Eure, und Eure u. Loir, den westlichen Nachbaren von Paris; wenig mehr in Burgund in den Dep. Saône u. Loire (mit Mâcon und Chalons) und Côte d'Or (Dijon), so wie im Dep. Hautes-Alpes (den oberen Alpen der Durance); in zunehmendem Verhältniß in den Dep. Sarte, Creuse, Dordogne, eben so im Dep. Maas (dem westlichen Lothringen), Oise (dem nördlichen Nachbar von Paris) und in denen Côtes du Nord und Ille u. Vilaine (die Nordküste von Bretagne und das sogenannte Ober- oder östliche Bretagne). Hier steigt die Zunahme der Bevölkerung schon bis auf $\frac{1}{24}$

Wenn man blos diejenigen Departements von Frankreich in Erwägung zieht, wo die Bevölkerung überhaupt gestiegen ist, so wird unter diesen das mittlere Verhältniß der gestiegenen Population zwischen $\frac{1}{20}$ und $\frac{1}{24}$; und diesem entsprechen dann die Dep. Landes (südlich von Bordeaux), Deux-Sèvres (der östliche Nachbar der Vendée), Cher (die eigentliche Mitte von Frankreich), Corrèze (im Gebirgszug des mittleren Frankreichs zwischen dem Cantal und Mont d'Or, und Limoges); gegen das mittelländische Meer, die Dep. Gard und Var (die benachbarten Dep. der Rhone-Mündungen, westlich und östlich) mit dem angrenzenden Basses Alpes (den unteren Alpen der Provence); ferner im östlichen Champagne das Dep. Haute-Marne (wo Chaumont und Langres), und in der Normandie Calvados (worin Caën).

Noch höher steigt das Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung in Lothringen und dem angrenzenden Theile von Franche-Comté so wie in Süd-Burgund, d. i. in den Dep. Vosges, Meurthe, Haute-Saône und Ain; ferner westlich von Lyon in den Dep. Loire und Puy de Dome; an der Rhone abwärts am rechten und linken Ufer, an ersterem bis zu den

Pyrenäen und dem mittelländischen Meere, in lauter an einander grenzenden Departements, oder höchstens mit einem der eben zuvor genannten dazwischenliegenden; nemlich am rechten Rhoneufer in den Dep. Ardèche, Hérault, Tarn, Aude, Pyrénées-Orientales; ersterem gegenüber im Dauphiné in den Dep. Isère, Drôme, und Vaucluse (Avignon); weiter in Corsika. Im nördlichen Frankreich gehören unter gleiche Rubrik die Dep. Somme (die untere Picardie) und Orne (der südlichere Theil der Normandie, worin Alençon). In allen diesen Departements beträgt die Zunahme an Bevölkerung $\frac{1}{10}$ bis $\frac{1}{12}$.

Alle diese werden noch übertroffen von folgenden Departements Ober-Loire (Haute-Loire), in den Gebirgen, wo die Loire ihren Ursprung nimmt, und welche sie vom mittleren Rhonegebiet scheiden; Arriège in den Pyrenäen, dem westlichen Nachbar des Dep. Ost-Pyrenäen, noch in der östlichen Hälfte dieses alpinischen Gebirgszugs; es würde weiter hieher gehören am Ausfluß der Loire das Dep. Loire inférieure, über dessen Vergrößerung auf Kosten des benachbarten Dep. Maine u. Loire wir indeß oben eine Muthmaßung geäußert; ferner das Dep. Manche oder die westliche Normandie; und in unsrer Nähe das Dep. Ober-Elsas (Haut-Rhin). In diesen genannten Departements steigt die Bevölkerungszunahme von $\frac{1}{10}$ bis zu $\frac{1}{7}$.

Noch endlich sind übrig die Dep. Nord, Mosel, Ardennen und Unter-Elsaß (Bas-Rhin). Das erste, in welchem die Zunahme an Volkszahl allein auf 125,000 Menschen und auf $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung von 1804 steigt, haben wir nicht, wie die drei letzteren, von unsrer obigen Rechnung ausgeschlossen, weil die Vergrößerung des Gebietes, die es erhalten haben könnte, nur auf Kosten des Dep. Pas-de-Calais geschehen seyn möchte, wie wir oben bemerkten. Was vom ehmaligen Dep. Jemappes an Frankreich geblieben ist, scheint nemlich vielmehr dem Dep. Ardennen einverleibt worden zu seyn, dessen Volkszahl in einem noch höhern Verhältniß, nemlich um $\frac{1}{4}$, zugenommen hat; daher ist dieses, nicht jenes, von unsrer Berechnung ausgeschlossen worden.

Ganz über alles bisherige Maaß ist vollends die Zunahme im Mosel-Departement, wo sie gar $\frac{2}{3}$ der Volks-

zahl von 1804 ausmacht, jedoch größtentheils der Gebiets-vergrößerung dieses Deprtements durch den Friedensschluß von 1814 zuzuschreiben ?.

Beim Unter-Elsaßaber (Bas-Rhin), wo in der Liste der Gaz. off., wie bim Dep. Mont-Blanc blos eine runde Zahl angegeben is, scheint diese noch zu niedrig zu seyn (— sie giebt das Verhältniß der vermehrten Bevölkerung zu $\frac{1}{5}$ —), wenn man sie mit der Territorial-Vergrößerung rheinabwärts, und mit dem unverändert gebliebenen Ober-Elsaß zusammenhält, in welchem die Zunahme $\frac{1}{10}$ beträgt.

Wenn wir aber auch, um einen sichreren Schluß zu ziehen, diese drei Departenents, Unter-Elsaß, Mosel und Ardennen, für unser allgemeines Resultat gar nicht in Rechnung gebracht haben, so ergiebt sich doch jetzt, nach durchgeführter Betrachtung im Einzelnen, einleuchtend genug, daß eben diese Gränz-Depatements, auch abgesehen von ihrer Territorial-Vergrößerung, zu denen gehören, in welchen die Volkszahl vorzugsweise gestiegen ist; und daß also, wenn wir das wahre bei gleichgebliebnem Gebiet ihnen zukommende Verhältniß von vermehrter Bevölkerung hätten in Rechnung bringen können, wir das für ganz Frankreich zu ziehende Resultat noch merklich höher, als es oben angegeben ist, würden gefunden haben.

Sehen wir jetzt den Zustand von Frankreich in Bezug auf gestiegene Bevölkerung mehr im Großen an, so zeigt sich der auffallendste Unterschied nicht zwischen Süd- und Nord-, aber zwischen Ost- und West-Frankreich. Ost-Frankreich ist es, wo die Volkszahl bei weiten am meisten gestiegen ist, während das westlichere jenem gar sehr nachsteht.

Fangen wir mit dem Landesstrich an, der von der Mündung der Loire landeinwärts in die Mitte von Frankreich sich zieht; fassen wir also z. B. folgende Departements zusammen: Loire-inférieure, Maine-und-Loire, Sarte, Eure-und-Loir, Loiret, Loir-und-Cher, Indre-und-Loire, Indre, Cher, Allier, Nièvre; so haben wir in Summa für sie eine Verminderung der Volkszahl seit 1804 um etwa 85,000 Menschen. Diese Zahl wird noch vergrößert, wenn wir gleich vom Anfang an die Küsten-

Departements nördlich und südlich vom Ausfluß der Loire, nemlich Finistère und Morbihan, Vendée u. s. w. mit hinzunehmen; denn alle Küsten-Departements im Westen, von Finistère oder Nieder-Bretane an bis zur Gironde incl. haben an Volkszahl in jenem Zeitraum abgenommen, wenn wir das einzige Depertement am Ausfluß der Loire selbst, Loire-inférieure, ausnehmen, von dessen wahrscheinlich blos scheinbarer Zunahme an Bevölkerung wir vorhin schon gesprochen haben.

Gehen wir an der Seine afwärts von ihrem Ausfluß bis gegen Frankreichs Mitte und zählen zusammen die Departements: Seine-inféieure, Eure, Somme, Seine-und-Oise, Seine, Oise, Aine, Seine-und-Marne, Marne, Aube, und Yonne, so kommt die Zunahme an Bevölkerung dort fast nur auf Rchnung der vom Hauptstrom entfernteren Striche, wie ds Dep. Somme, Oise, Eure; und die Zunahme beträgt nch nicht so viel, als die vorhin an der Loire aufwärts gefndene Abnahme, so daß, wenn man jene Departements mt diesen zusammen summirt, man noch immer eine Verninderung der Volkszahl erhält.

Ein ähnliches Resultat findet man an der Gironde, wenn man folgende Departements usammenzählt: Charente-inférieure, Gironde, Landes, Basses-Pyrénées, Hautes-Pyrénées, Haute-Garonne, Ges, Lot-und-Garonne, Lot, Tarn-und-Garonne, Aveyron, Lozère; der Ueberschuß an Bevölkerung, welchen dese Departements zusammen geben (obwohl das neue Departement mit unter ihnen begriffen ist) ist so gering, daß mn blos das Departement Landes weglassen darf, um noch eine Verminderung der Volkszahl auf dem Gebiete ler übrigen seit 1804 zu behalten.

Oestlich von den eben genannten Departements ist der Zuwachs an Bevölkerung allgemän und groß; im Girondegebiet selbst noch im Dep. Arriège und Tarn; im Gebiete des Mittel-Meeres in den Dep. Ost-Pyrenäen und Aude; und nun in dem ganzen herrlichen Rhonegebiet hinauf, auch wo es Saonegebiet wird, im Burgund bis zu den Vogesen, und so wieder was dem Rheine zufällt, oder ihm benachbart ist; da ist Stärke und gestegene Bevölkerung ohne Aus-

Ausnahme; oder sie war es bis zu den dort fürchterlich gewordenen Verheerungen von 1815; sie würde es geblieben seyn, wenn nicht unseligerweise es noch im Pariser Frieden des vorigen Jahres geduldet worden wäre, daß diese unsere Länder Frankreich gelassen wurden. Jetzt wollen wir hoffen: nicht allein, daß von dem fortan nichts zurückbleibe, was wir schon im vorigen Jahre schlechterdings von Frankreich wegreißen mußten, alles was den Namen Niederlande, Lothringen, Elsaß irgend geführt hat; sondern auch das wollen wir hoffen: daß Burgund uns entschädige, und daß endlich auch dieses von den Königen von Frankreich den Nachkommen Karls des Kühnen seit 1477 vorenthaltene Erbtheil dem Erzhause Oesterreich wieder zufalle, wie es schon Maximilian und Karl V., jenem als Gemahl der Erbin, diesem als großmütterliches Erbtheil gebührte.

Das ist die erste, eisern zu befolgende Regel: daß alles, was gerechte Ansprüche gegen Frankreich sind, jetzt in vollem Maaße geltend gemacht und darin nichts nachgelassen werde. Aber auch andere Sicherungs-Maaßregeln für die Zukunft fordern ein gleiches. Denn eine nur z. B. davon zu nennen, so muß die Schweiz außer aller Berührung mit Frankreich kommen; und das wird sie, wenn Burgund, von Frankreich getrennt, neu errichtet wird, wenn die Franche-Comté, wie Elsaß und Lothringen, diesem neuen Reiche zufällt, wenn die Schlüssel der Rhone nicht wieder zum zweitenmale herausgegeben werden, wenn das Fort de l'Ecluse nicht zum drittenmal zu erobern nothwendig ist, wenn, wie sich von selbst versteht, Chambery und seine Gebirgspässe (défilé de la Grotte u. s. w.), als savoyisch, nicht mehr den Franzosen zum Besitz gelassen werden, wenn auch in diesen wilden Schluchten und schwer zu erkämpfenden Stellungen das Blut der Oesterreicher in jenen hartnäckigen Kämpfen so wenig vergeblich geflossen ist, als in Elsaß und den Vogesen, als das unsrige in den Niederlanden und an der Mosel. Sollte der Einfluß von Frankreich auf die Schweiz gehemmt, sollte die Schweiz auch für Frankreich neutral gemacht werden, so mußte zum wenigsten im Jahre 1814 nicht Genf davon umklammert gelassen, so mußte die Vormauer für die Schweiz im We-

sten, Savoyen, ganz als diese wiederhergestellt werden; und wenigstens mußte die Schweiz nicht noch diesseits des Jura Franzosen haben. Hier, wie im Elsaß, hat in diesem Jahre das Blut der Oesterreicher vorzugsweise gebüßt, was der Federstrich im vorigen verschuldet und versäumt. Daß die schwer genug zu stehen gekommene Erfahrung tief empfunden worden sey, diese Hoffnung kann nicht mehr täuschen!

Führen wir jetzt das Messer scharf, und verfahren, wie wir oben ausgesprochen und wie Rechtens, so können wir die Bevölkerung des von Frankreich zu trennenden Savoyens, Burgunds, Elsasses, Lothringens und der alten Niederlande nach den vorliegenden Listen nur in Rechnung bringen nach folgenden 16 Departements, welche im allgemeinen von Frankreich getrennt werden müßten: Nord, Pas-de-Calais, Ardennes, Meuse, Moselle, Meurthe, Bas-Rhin, Haut-Rhin, Vosges, Haute-Saône, Côte d'Or, Saône-u.-Loire, Doubs, Jura, Ain, Montblanc. Und diese Departements, ganz wie sie sind genommen, würden der jetzigen Liste zufolge eine Bevölkerung enthalten von 6,446,157; und dem übrigen Frankreich würden demnach noch bleiben 23,185,720; eine Bevölkerung, wenig geringer, als man sie beim Ausbruch der Revolution annahm.

Ein größeres Detail erlauben diese Listen nicht. Allerdings ist in dem Departement Pas-de-Calais außer der Grafschaft Artois auch das Küstenstück nördlich vom Ausfluß des Flüßchens Authie, in der nördlichsten Picardie, Calais und Boulogne, mitbegriffen; und allerdings hängt auch diese Landschaft mehr mit Artois, als mit der übrigen Picardie zusammen. Den Engländern möchte auch die Freude gegönnt seyn, das Lager von Boulogne von den Franzosen erobert, und den ihnen verbündeten Niederländern in Besitz gegeben zu haben, so wie das Schlachtfeld von Crecy dicht an der neuen Grenze zu wissen, wie die Belle Alliance von Waterloo und Mont-Saint-Jean den Franzosen ein warnendes Denkmal bleiben muß, die nun ihnen gesetzte Grenze zu achten.

Dagegen ist auch Avignon mit seinem Gebiet oder der größte Theil des Dep. Vaucluse oben nicht mit aufgezählt

worden, welches die Revolution dem Pabste entrissen; und so würde hier schon eins das andre aufwiegen.

Wir unterdrücken die weiter schreitenden Betrachtungen, welche in Beziehung auf Sicherung des westlichen Oberitaliens gegen Frankreich entstehen könnten, und wo zunächst in Anregung kommen würde, ob nicht Grenoble und das ganze Gebirgsthal der Isere bis zu ihrem Austritt in das ebne Rhonethal in die gegen Frankreich zu kehrende Befestigungslinie gezogen werden solle, welche Frankreich von den Alpen abhalte, und Lyon und den Süden von Frankreich im Nothfall immer zu bedrohen im Stande sey.

Wir sprachen oben von dem allgemeinen Resultat: daß der Osten von Frankreich, und zwar sowohl der nördliche als der südliche, auch die Rhoneländer insbesondre, bis 1815 vorzüglich in ihrer Bevölkerung gestiegen sind. Im Westen von Frankreich sind es ausdrücklich nur zwei Striche, welche von der im allgemeinen geringen Zunahme der Bevölkerung im Westen eine Ausnahme machen; und das trifft die von den größern Flüssen entfernteren, und somit auch bergigeren Gegenden; der eine, durch guten Wachsthum an Bevölkerung sich noch mehr auszeichnende, ist der zwischen Loire und Seine, welcher von den Gebirgen und von der Nordküste von Bretagne anfängt und durch die Normandie bis zum Ausfluß der Seine läuft; der andre streicht auf den Höhen zwischen Loire und Gironde; er hat im Dep. Deux-Sèvres seinen Anfang; doch sinkt sein relativer Bevölkerungs-Wohlstand bald wieder in Charente und Dordogne, dem gar negativ werdenden Haute-Vienne benachbart, und steigt erst wieder in der Fortsetzung des Gebirgszugs nach der Mitte des Landes und nach Osten zu, durch die Dep. Creuse, Corrèze, Puy de Dôme, Cantal, bis zu seinem Gipfel im Dep. Haute-Loire. Mit diesem hohen Gebirgsarm selbst läuft dieser in der Bevölkerung gestiegene Landstrich bis an das reiche Rhonegebiet heran.

Wollen wir noch einen Blick auf die größeren Städte insbesondre werfen, so zeigt sich, daß Paris und Lyon in

Bevölkerung sich ohngefähr gleich geblieben, Bordeaux etwas, Marseille aber sehr bedeutend und am allermeisten abgenommen haben muß.

Endlich fragen wir: ist das unsrer Betrachtung nach bleibende Frankreich eins? und wird es eins bleiben? — Es ist es so wenig, daß, wie es das werden, und dann bleiben werde, jetzt gar noch nicht abgesehen werden kann! — Wenn im äußersten Süden Frankreichs und bei Marseille die schwarze Fahne weht *), während in Paris die weiße, und auch diese nicht durch eigne Kraft, und doch aufrecht erhalten werden soll; während mit dieser hier, mit jener dort, allenthalben in Frankreich die dreifarbige ringt und wechselt, so kommt die Frage ungesucht: Soll Frankreich jetzt noch in ein bourbonisches und ein antibourbonisches zerfallen, wie auch diese zweite Bedeutung die ergriffene schwarze Farbe sichtlich hat? Würde dem also, und sollte sich nun noch ein südliches und ein nördliches Frankreich scheiden, — nun, vielleicht lohnt es der Mühe, noch einmal unsere Liste zu befragen, und uns vorzubereiten mit dem, was sie uns zu liefern vermag, auf die etwanige ernstliche Aufwerfung einer solchen Frage.

Sollte wirklich ein Südfrankreich und ein Nordfrankreich als zwei getrennte Staaten bestehen — man kann sie ja in einen Kanal-Bund setzen; an Kanälen fehlt es ja nicht in Frankreich; — so verdient den ersten Blick die natürliche Abtheilung zwischen zwei solchen Hälften; und diese ist in der That stark und einleuchtend. Außer den beiden Alpenzügen nemlich, als Grenzgebirgen für Frankreich im

---

*) Journal des débats vom 24. July 1815.

Marseille, 16 juillet.

„J'arrive de Brignolles. — — Le drapeau tricolore a été remplacé par le drapeau noir; les officiers du 35. régiment ont pris le crêpe noir; des cris séditieux se sont fait entendre de toutes parts."

Süden und Südosten, gegen Spanien und Piemont, besitzt Frankreich, nachdem es an den rheinischen Gebirgen keinen Theil mehr haben wird, in seinem Innern, abgesehen von dem kleinen inselartigen, harzähnlichen Bretagne, dem Gegenstück zu Cornwallis, noch einen hohen bedeutenden Hauptgebirgszug am rechten Ufer der Rhone, von Lyon und weiter herauf bis ins Languedoc hinab setzend. Nur unten trägt er den Namen der Sevennen, welcher schicklich auf das Ganze auszudehnen ist. Der höchste, mächtigste, selbst bei den gegenüberliegenden Alpen noch erhaben erscheinende Theil fällt in die Departements Lozère, Ardêche, Haute-Loire. Eben von diesem Centrum aus läuft ein starker Arm, zunächst durch die hohen Basaltporphyr-Gruppen des Cantal und Montd'or (von ohngefähr gleicher Höhe mit dem Riesengebirge) nebst den Vulkanen um den Puy de Dôme ausgezeichnet, westlich und etwas nördlich durch das Auvergne und Limousin hinab nach Poitou und dem Meere, und trennt das große Girondegebiet, das der Charente mit inbegriffen, von dem Haupt-Stromgebiet, der Loire. So theilt sich ein Nord- und Süd-Frankreich in natürlicher Hinsicht höchst einfach in ein Rhone- und Gironde-, und in ein Seine- und Loire-Frankreich. Ob der Gebirgsrücken selbst die Grenze gebe, oder ob das Gebirgsland vorherrschend noch dem einen, die angrenzende Ebne dem andern zufalle, immer bleibt es im Großen eine natürliche Scheide von Ländern, welcher zu folgen nur dann ins kleinliche und pedantische ausartet, wenn man außer ihr keiner andern Regel mit Einfluß und Stimme gestatten, und etwa dem Wassertheiler, den Höhenzügen u. s. f. ganz allein die Bestimmung der Grenze von Reichen übertragen will.

Käme es darauf an zu bestimmen, wo die Grenze laufen müßte, wenn beide Hälften an Volkszahl einander möglichst gleich seyn sollten, so würde noch eine gute Strecke des Abfalls gegen die Loire, nemlich ganz Poitou, Marche und Limousin, Auvergne und Lyonnois, dem südlichen Frankreich zuzutheilen seyn, und die Ebne des nördlichen höchstens bis an die Berge im mittlern Frankreich heranstreifen; es würden die Dep. Vendée, Deux-Sèvres, Vienne, Haute-Vienne, Creuse, Puy de Dôme,

Loire und Rhône mit Lyon noch zu Südfrankreich gehören, und hier an das neue Burgund angrenzen, wie sie bis dahin die Grenzlinie mit Nordfrankreich bezeichnet hätten; Haute-Loire und Cantal oder die innern Gebirgs-Departements kämen sonach mit Nordfrankreich gar nicht in Berührung. Ja selbst noch bei einer so gezogenenen Grenzlinie würde Nordfrankreich fast 400,000 Menschen mehr zählen als Südfrankreich, und eine Volkszahl von 11,775,986 behalten, während Südfrankreich etwa 11,400,000 hätte; ja wenn von diesem noch das päbstliche Gebiet von Avignon wieder wegfiele, oder Corsika, welches auch bei ihm mit inbegriffen ist, oder ein Theil von Dauphiné, u. s. f. von ihm abgetrennt würde, so würde es, nach der oben mit Nordfrankreich gezogenen Grenze, diesem noch merklicher an Volkszahl nachstehen, demohngeachtet aber jede der Hälften noch volkreicher bleiben, als das gegenwärtige Preußen.

Jener schöne Volksreichthum, jener blühende Bevölkerungs-Zustand grade in den bald mit uns wieder zu vereinigenden nordöstlichen Provinzen Frankreichs wird freilich eine harte Erschütterung erleiden durch dieses, grade diesen Provinzen furchtbare, fast zermalmende Jahr 1815! und wenn der Westen von Frankreich bisher ein Nachstehen im Wohlstand gegen den Osten verrieth, so ist er jetzt vergleichungsweise durch seine Lage der weit begünstigtere geworden! und es ist billig, daß im Frieden selbst er mit diesem ausgleiche! Vergessen wir nicht, was wir diesem Osten schuldig sind, grade wenn er uns wiedergegeben wird! vergessen wir es nicht in dem ganzen Umfang seines neu zu gründenden Zustandes! Laden wir die Schuld nicht auf uns, daß nicht allein der vorübergehende Losreißungsmoment von Frankreich ihm die schwersten, die schrecklichsten Wunden schlug, sondern daß wir auch den wieder uns angeeigneten schmachten, eingehen, tiefer und tiefer sinken ließen! Laden wir den Fluch nicht auf uns, daß er sich nach seinen alten Herrschern auch nach Jahren noch zurücksehnt! —

Umsonst ist es nicht, wenn ein Volk so einen Sinnes, wie sie jetzt, mit der Aufopferung der Verzweiflung alles daran setzt, seinen jetzigen Zustand zu behaupten; und die Feuerstellen des Elsasses, und alles, was in ihnen gewimmert hat, werden einen gerechten Richter und Vater anrufen und angerufen haben, der auch in ihrer Verirrung ihnen gegenwärtig und Vater blieb! Es ist entsetzlich, wenn wir unsern Brüdern nicht mehr werden sollten, als was ihnen unsre Feinde gewesen sind! Verkennen wir es nicht, was bis zum letzten Menschen hinab unter ihnen gefühlt wird: in Wohlstand waren sie gekommen unter jener Herrschaft, die wir mit Recht hassen und hassen müssen, und welcher auch ein neuer Friedensschluß uns nicht befreunden wird und darf und kann! Selbst der tyrannische Arm, der es dahin gebracht hat, daß wir mit aller Entschiedenheit, auch der That, es alle inne geworden sind, was wir an Frankreich für einen Nachbar haben, selbst dieser tyrannische Arm, der grade dadurch so viel vermochte, daß er ganz und gar in den Geist des Landes einzugehen wußte, sie sich, sich ihnen in inniger Verwandschaft einzuverleiben, daß er die Seele der Nation, mindestens ihrer dem Geiste nach immer sich gleichen Regierung zu werden vermochte, — selbst dieser hat so tief den innern Zustand des Landes nicht heruntergebracht, als wir es meinten, und als er freilich ihrer auch nicht geschont haben würde und geschont hat von dem Augenblick an, wo er nicht mehr auf Kosten der fremden Völker seine Pläne zu verfolgen im Stande war. Selbst unter diesem Tyrann aber, dem vollständigsten Repräsentanten französischer Regierungspolitik, hat der Wohlstand der östlichen Länder Frankreichs bis zu seinem Sturze noch zugenommen! und das ist das einzige, was die Elsasser jetzt wissen und wirklich wissen, und uns beweisen! Einen geringeren Maaßstab wenigstens wollen wir nicht ergreifen in der Sorge für ihren künftigen Wohlstand, als den, der ihnen bis jetzt zu Theil ward; und das Glück, das ihnen der Tyrann, und das Frankreich ihnen bringen konnte, müßen wir ihnen verdoppeln. Dann wollen wir erst mit Freuden und mit innrer Genugthuung wieder unsre Blicke auf die Länder wenden, die der obere Rhein mit seinen westlichen Wellen bespült, und die der Vogesus an seinem

Fuße rings erblickt! Und wenn, wie Gott es gebe, dieses jetzige Werk mit dem Jahre 1815 abgethan und vollendet ist, wenn keine solche Wiederholung zu befürchten bleibt, wie das schwere Jahr von 18¹³⁄₁₄ eine so gleich schwere auf dem Fuße sich folgen ließ, so sey unser Ruhm, nicht allein, daß wir Frankreich geschwächt, wie es Noth war, sondern auch, daß wir an denen, durch deren Lostrennung wir es schwächten, redlich und brüderlich gehandelt!

(Geschrieben Anfang August, 1815.)

Nachschrift.

Die Nummer 11. der Gazette officielle enthält einige Details, durch welche wir noch einiges in unsrer obigen Darstellung zu berichtigen und zu ergänzen in den Stand gesetzt sind.

Allerdings hat an der großen Zunahme der Volkszahl im Dep. Nord, auch die Vergrößerung seines Gebiets gegen die Niederlande zu Antheil; denn es sind von dem ehemaligen Dep. Jemappes die Cantons Beaumont, Merbes-le-Château, und Dour zu ihm hinzugekommen, dem Dep. Ardennen aber von jenem Jemappes blos der Canton Chimay, außerdem aber alle die an Frankreich gebliebenen Cantons des vormaligen Dep. Sambre- und -Maas einverleibt worden; so wie, was zum Dep. Saar gehörte und an Frankreich geblieben, zu dem Dep. Mosel gekommen ist.

Vom Dep. Ober-Elsas (Haut-Rhin) sind die Cantons Mümpelgard und Audincourt weg, und zu dem Dep. Doubs gesetzt worden. Wenn sie auf die nemliche Art auch schon in der Bevölkerungsliste der Dep. aufgeführt wären, so würde dies um so mehr die beträchtliche Volkszunahme im Elsaß, wie längs unsrer ganzen jetzigen Grenze, beweisen; das Dep. Doubs dagegen würde unter diejenigen treten, deren Volkszahl gesunken ist. Es scheint indeß glaublicher, daß diese neue Trennung eben erst durch dieses Königl. Edict vom 31 Juli vorgenommen wird, damit Mümpelgard u. s. w. nicht als zu Elsaß gehörig erscheine! —

VII.

An die Leser.

Bei der Vollendung des dritten Bandes unsrer Zeitschrift können wir nicht umhin uns über einige Gegenstände, die sich auf unsre Unternehmung beziehn, mit den Freunden und Lesern derselben zu erklären. Dem in der Einleitung entwickelten Plan sind wir treu geblieben und wir haben uns bemüht, ihn so vollständig auszuführen, als wir vermochten: wir glauben in den bisherigen Bänden auch eine Sammlung von Aufsätzen geliefert zu haben, die für die Geschichte, die Statistik und die Völkerkunde einen bleibenden Werth haben werden. Freilich haben wir mit Schwierigkeit zu kämpfen, auf die wir gar nicht rechnen konnten und die leider! von der Art sind, daß wir sie bis jetzt noch nicht zur Kenntniß des Publicum's bringen können. So viel wir gekonnt haben, haben wir Collisionen mit andern Zeitschriften zu vermeiden gesucht, obgleich es nicht immer möglich gewesen ist: wir haben daher die französische Literatur weniger benutzt, weil oft die unbedeutendsten Erzeugniße

derselben in solch deutschen Journalen aufgenommen werden: bloße Uebersetzungen wollten wir in der Regel nicht liefern, sondern vergleichende Bearbeitungen von großen Werken, die nur der Wunsch dicke Bücher zu schreiben angeschwellt hat, wie in diesem Bande der Anfang gemacht ist, mit den Werken von Gray und Lambert über Canada u. s. w.

Hinderniße, die ganz unabhängig von uns waren, haben die Erscheinung der Hefte oft verspätet: wir hoffen in Zukunft einen schnellen und regelmäßigern Gang versprechen zu dürfen: und wir glauben versichern zu können, daß jedes neue Heft die Freunde unsrer Zeitschrift von unserm Streben überzeugen wird, sie immer reichhaltiger und zweckmäßiger auszustatten. Es wird uns gelingen in einigen Bänden die neuesten politischen und statistischen Verhältnisse aller Staaten zu umfaßen.

Für einen Uebelstand haben wir aber unsre Leser um Verzeihung zu bitten, wegen der Menge von Druckfehlern, wodurch die letzten Hefte entstellt sind. In Zukunft wird die möglichste Sorge getragen werden, daß die Aufsätze richtig abgedruckt werden: zum Theil liegt die Schuld an der jetzigen Beschaffenheit der Buchdruckereien, denen der Krieg so viele geübte und geschickte Arbeiter entzogen hat. Der Unterzeichnete bemerkt namentlich daß er überhäufter Arbeiten wegen selbst nicht einmal die Durchsicht seiner eignen Beiträge hat besorgen können, denen daher insonderheit arg mitgespielt ist. Es ist ihm unmöglich gewesen alle Fehler aufzusuchen: billige Leser werden Kleinigkeiten berichtigen. Vorläufig theilt er einige Verbesserungen mit, die besonders unverzeihliche und sinnentstellende Fehler betreffen.

F. Rühs

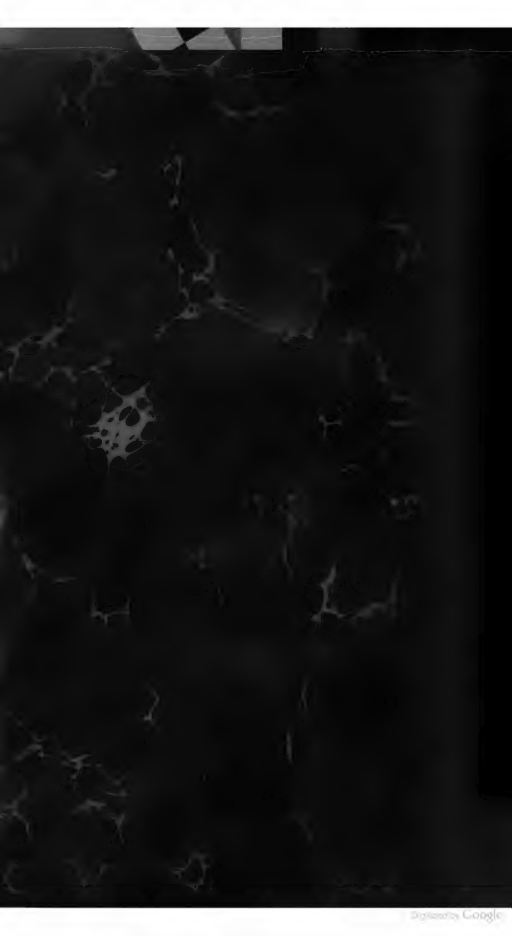
Druckfehler.

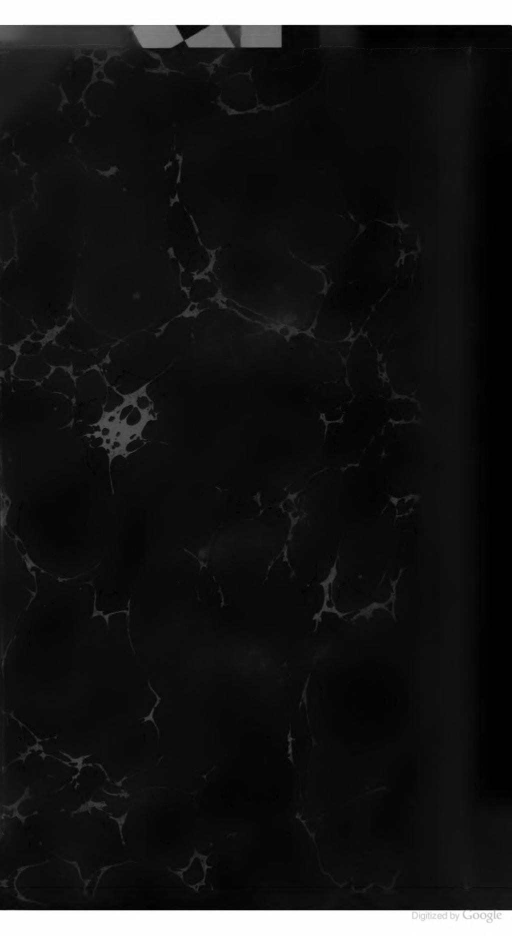
Seite	35	Zeile	10 v. o.	lies	oder statt der.
—	131	—	17 v. o.	—	Bekehrung.
—	133	—	1 v. u.	—	Maimon.
—	134	—	17 v. o.	—	Dünkel.]
—	135	—	1 v. o.	—	Kaste.
—	135	—	23 v. o.	—	den.
—	136	—	12 v. o.	—	Athenis.
—	138	—	20 v. o.	—	hinter auszukommen, suchen.
—	138	—	25 v. o.	—	die.
—	140	—	9 v. u.	—	fast.
—	141	—	22 v. o.	—	nun.
—	145	—	15 v. o.	—	besitzen.
—	149	—	16 v. o.	—	machen.
—	154	—	10 v. o.	—	keiner.
—	155	—	21 v. o.	—	μετοικιον.
—	155	—	3 v. u.	—	lösche meisten.
—	156	—	23 v. o.	—	nie statt nur.
—	156	—	21 v. o.	—	es.
—	160	—	13 v. u.	—	bestimmt.
—	161	—	12 v. o.	—	lösche so.
—	161	—	16 v. o.	—	Mutterstaat.
—	161	—	17 v. o.	—	eine statt nur.
—	197	—	8 v. o.	—	Zunahmen.
—	197	—	10 v. o.	—	ferner 4.
—	198	—	5 v. o.	—	sagt und welchem.
—	198	—	6 v. o.	—	Brigantium.
—	198	—	11 v. o.	—	Tacitus meint.
—	198	—	11 v. o.	—	hinter perhibetur ein Punkt.
—	198	—	17 v. o.	—	Katuraktonium und Britanien.
—	198	—	21 v. o.	—	58, 59½ und 61° Breite.
—	198	—	3 v. u.	—	diesem.
—	199	—	7 v. o.	—	sc.
—	200	—	2 v. o.	—	des Ptolemäus.
—	200	—	7 v. o.	—	ausgewanderten.
—	201	—	17 v. o.	—	zerstöhrt.

Seite 203	Zeile 12	v. o.	lieſs	Vernichtung.
— 205	— 27	v. o.	—	ſchwankender.
— 207	— 23	v. o.	—	ihnen.
— 208	— 13	v. o.	—	XVI.
— 208	— 27	v. o.	—	Qualen.
— 211	— 5	v. o.	—	halbes.
— 213	— 13	v. o.	—	Heere.
— 213	— 9	v. u.	—	uns.
— 213	— 5	v. u.	—	Aufrufe.
— 214	— 7	v. o.	—	Vermuthung.
— 214	— 8	v. u.	—	ungerächt.
— 214	— 7	v. u.	—	die.
— 215	— 2	v. o.	—	die Worte aus Zl. 4 und der Freiheit untergehn.
— 215	— 5	v. o.	—	entſchieden.
— 216	— 6	v. o.	—	kann.
— 216	— 4	v. u.	—	ſchmachvoller.
— 233	— 10	v. u.	—	übergeben.
— 237	— 16	v. o.	—	alte.
— 252	— 12	v. o.	—	Bidder.
— 255	— 16	v. o.	—	in.
— 255	— 27	v. o.	—	die.
— 256	— 14	v. o.	—	über.
— 261	— 3	v. u.	—	Beſatzung.
— 371	— 4	v. u.	—	an.
— 336	— 14	v. o.	—	Schatten.

Das Griechiſche iſt ganz von Druckfehlern entſtellt, die der Kenner leicht verbeſſern wird.

Digitized by Google





Digitized by Google